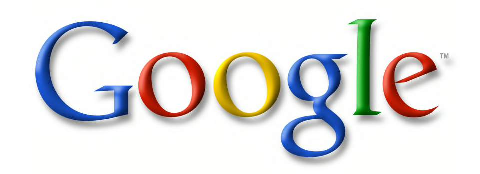


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

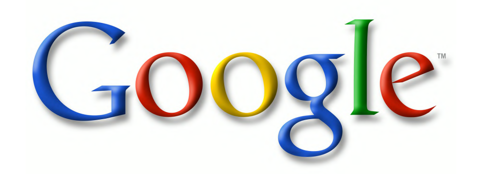
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

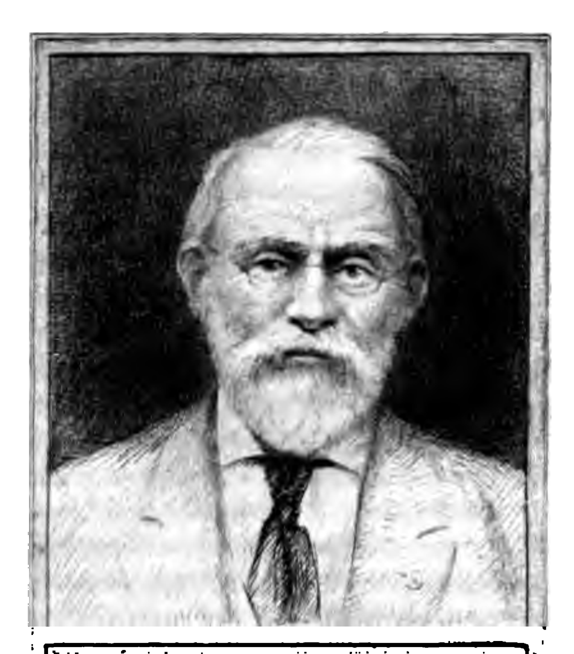
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

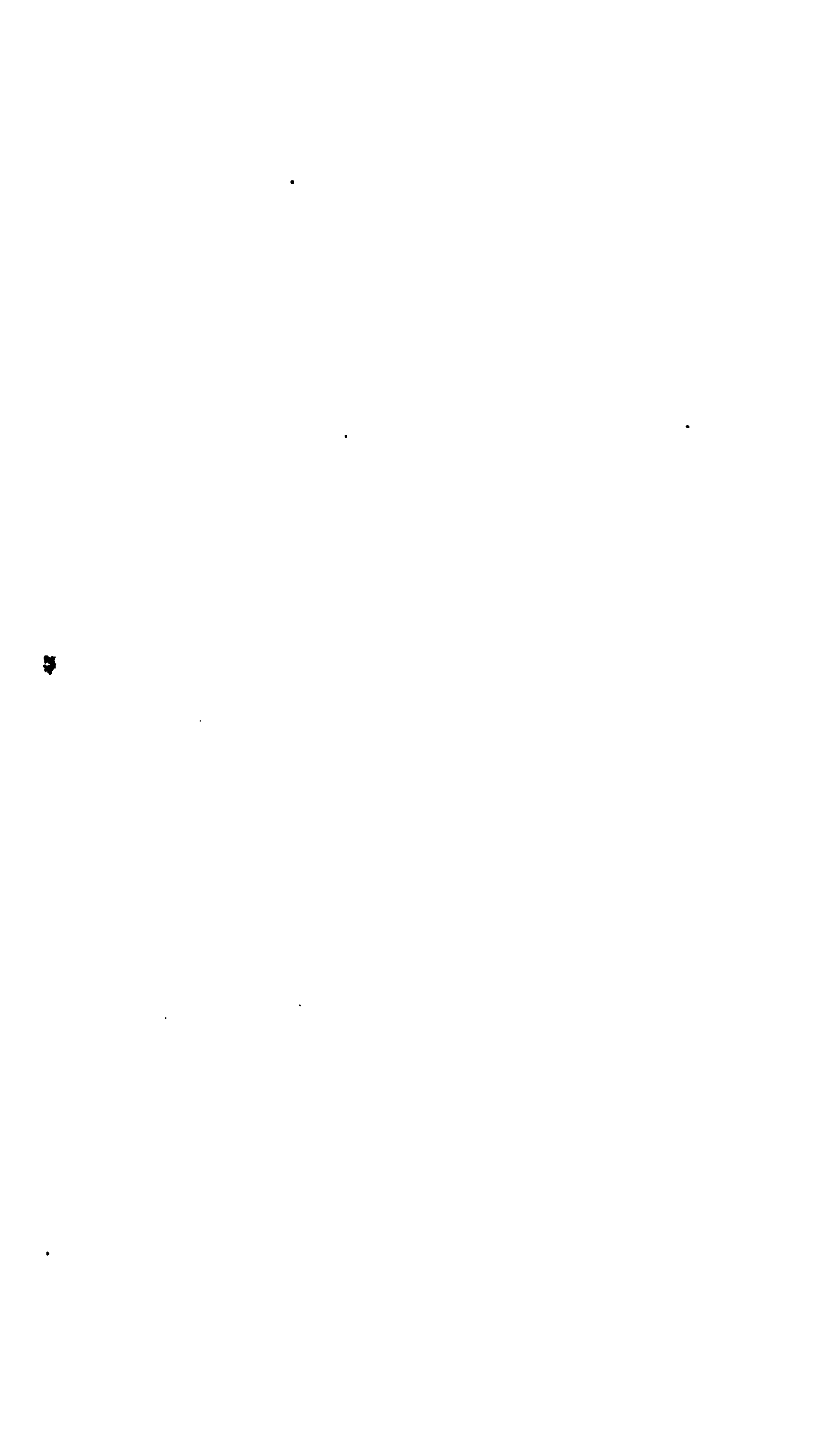


SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

H

…elters Briefe von dem Kurfürsten Joh. u. Sachsen
…n 22 Nov. 1526 S. 116.

…iben von Melanchthon 2, 14, 449.
…iben von Voltaire 6, 112.
…iben von Cavalli 12, von Contarini 13.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1867

Zweiter Band.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

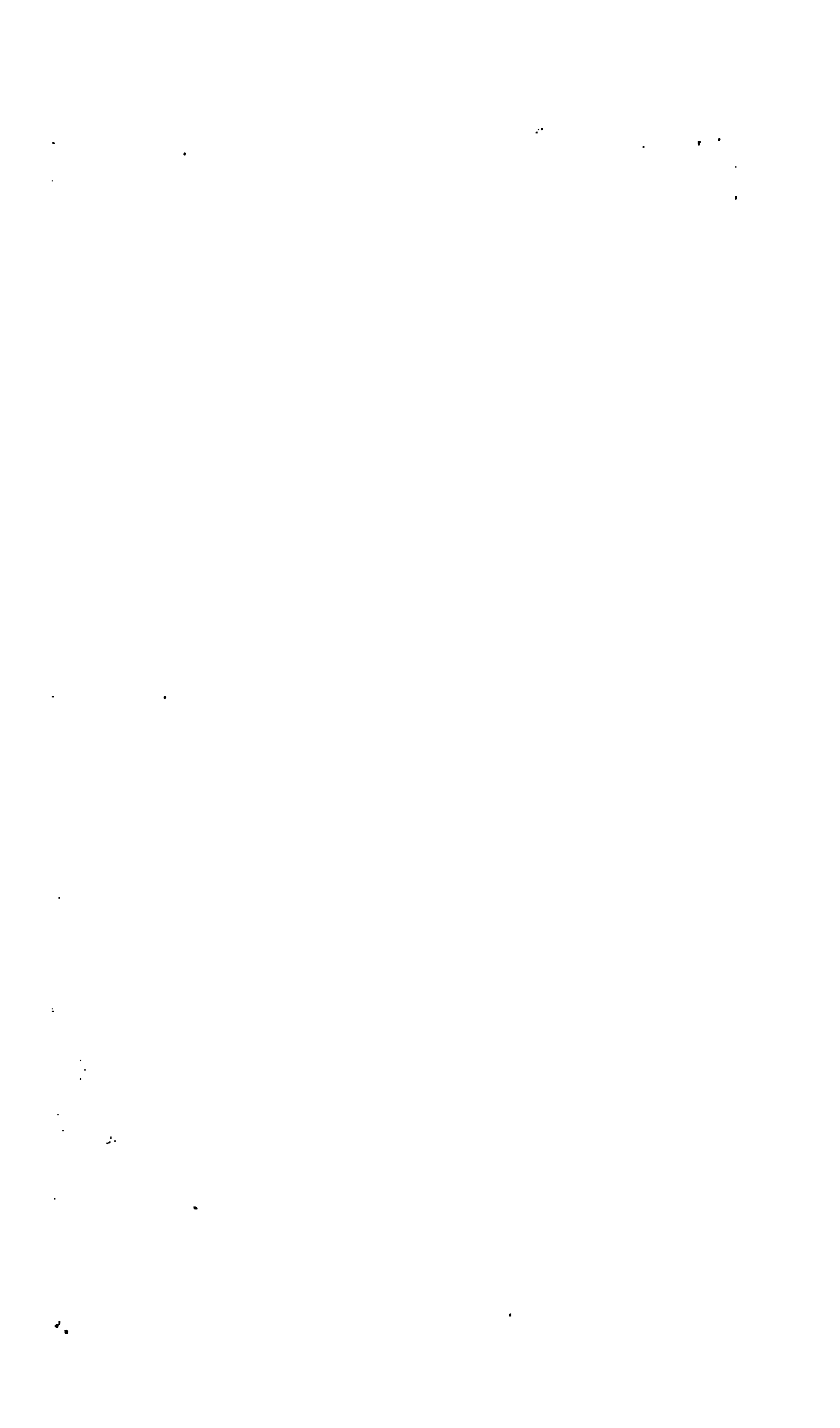
Sechszigster Band.

München, 1867.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

D
1
.H66
v.6

+ 2 11 - 16642 -

Inhaltsverzeichniß.



I.

Studie über den Kaiser Karl V.

I.

Die reichhaltige Literatur zur Geschichte des Kaisers Karl V. ist neuerdings durch eine Arbeit des Herrn Maurenbrecher vermehrt *). Dieselbe zerfällt, wie schon der Titel beweist, in zwei Theile, welche in einer gewissen Selbstständigkeit nebeneinander stehen, in sofern nämlich daß nur an wenigen Stellen des ersten Theiles, welcher eine eigene Darstellung des Verfassers enthält, ein bestimmter Hinweis auf die im zweiten Theile mitgetheilten Aktenstücke gefunden wird. Fassen wir zunächst diesen zweiten Theil in's Auge.

Jeglicher urkundliche Beitrag zur Geschichte dieses immer auf's neue wieder verkannten Kaisers muß willkommen geheißen werden. Unzweifelhaft aber sind viele der hier gegebenen Berichte, namentlich die unter Nr. IV. gegebenen Briefe des Kaisers an seinen Sohn Philipp aus den Jahren 1546—1548 von bedeutendem Werthe. Herr Maurenbrecher hat durch die Publikation derselben Anspruch auf unsern

*) Karl V. und die deutschen Protestanten 1515—1555, von Wilhelm Maurenbrecher. Nebst einem Anhange von Aktenstücken aus dem spanischen Staatsarchive von Simancas. Düsseldorf 1865.

Dank. Ferner ist es sehr erfreulich von ihm zu hören, daß er sich im Besitze eines reichen Materiales, namentlich zur Geschichte Philipps II. weiß, und dasselbe veröffentlichen will.

Jedoch einige Behutsamheit möchten wir dem Herrn M. empfehlen. Wir thun dieß namentlich in Rücksicht auf die erste Abtheilung der gegebenen Aktenstücke: zum Augsburger Reichstage 1530, S. 1*—23*. Es ist dort nämlich eine ausführliche Denkschrift des Cardinals Campeggio mitgetheilt vom Mai 1530. Campeggio räth darin dem Kaiser Gewalt an gegen die protestantischen Fürsten. Das Gewicht, welches Herr M. in seiner eigenen Darstellung (S. 21 und ferner) auf diese nach seiner Meinung auch bei dem Kaiser selbst vorhandene Richtung legt, deutet an, daß er hier das Wesen der kaiserlichen Politik erfaßt zu haben glaubt. Ja er versteigt sich zu den Worten (S. 23), daß „wir in diesem Gutachten (Campeggios) ohne Zweifel die Intentionen der kaiserlichen Politik selbst ausgedrückt finden."

Also Herr M. hätte hier den Kater geklemmt? Was man von seiner Partei aus so oft behauptet hat und sogar auch bewiesen sehen möchte, das hätte Herr M. nunmehr aktenmäßig dargethan? — So wenigstens scheint er selbst zu glauben. Die Sache indessen bedarf einer Prüfung.

Der Erste, der über den Kaiser Karl V. in derjenigen Richtung geschrieben hat welche seitdem in unserer Geschichts-Literatur der Zahl nach die vorherrschende geblieben ist, war bekanntlich Sleidan. Das Erscheinen seines Werkes fällt noch in die Lebenszeit von Philipp Melanchthon. Die Aufzeichnungen*) die dieser große Gelehrte sich bei der Nachricht von dem Tode des Kaisers Karl V. macht, lassen erkennen, daß er, obwohl er den Namen Sleidans nicht nennt, durch das Buch desselben sich unangenehm berührt gefühlt hat. Melanchthon gibt zunächst eine Charakteristik des Kaisers,

---

*) Sie stehen im Corpus Reformatorum IX. 702 f.

die erheblich anders ausfällt als diejenige welche in Deutschland, leider nicht erst seit den Zeiten des Herrn Ranke, landesüblich geworden ist. Wir werden am Schlusse unserer Arbeit diese Charakteristik des Kaisers durch Melanchthon näher angeben. Ferner aber hebt dann der Gelehrte ein besonderes Sachverhältniß genauer hervor, und wir bitten Herrn M. die betreffende Stelle recht sorgfältig zu prüfen.

Melanchthon nämlich schildert in ausführlicher Darstellung die Absichten, mit welchen der Kaiser Karl V. im Jahre 1530 auf den Reichstag zu Augsburg gegangen ist, und zwar so daß er Rede und Gegenrede des Papstes und des Kaisers in der Zusammenkunft zu Bologna im Winter 1529—30 mittheilt. Der Kern der Worte des Kaisers ist die entschiedene Weigerung der Anwendung von Gewalt, die Forderung dagegen eines Conciles. Melanchthon hat diesen seinen Bericht über die Gesinnung Karls V. vor und zur Zeit des Reichstages von Augsburg im Jahre 1530 an anderen Stellen noch einläßlicher dargelegt*). Das Auffallende ist nur, wie er dazu kam, diesen deutsch abgefaßten Bericht über die Gesinnung des Kaisers im J. 1530 in einer so besonderen Weise der Charakteristik desselben anzuschließen. Melanchthon selbst gibt am Schlusse den Grund an. „Dieß habe ich, sagt er, an dem Orte vom Kaiser Karl anzeigen wollen, dieweil es in anderen Historien ausgelassen ist", und fügt dann neue Worte freudiger Anerkennung für den Charakter des Kaisers hinzu.

Mit diesen anderen Historien kann, den Umständen nach, in erster Linie eben nur Sleidan gemeint seyn. Dieser Historiker ist nämlich da**) wo er über diese Unterredung des Kaisers mit dem Papste hätte berichten sollen, bei Gelegenheit der Zusammenkunft in Bologna, außerordentlich schnell über

*) cf. Pezelius: Melanchthonis consilia latina T. II. p. 346.
**) Im Buch VII der commentariorum. Beginn des Jahres 1530.

die Sache hinweggegangen. Er erwähnt kaum etwas anderes als das Ausschreiben zum Reichstage und die Krönung. Einige Seiten weiter jedoch tritt er positiv auf, und sagt in Bezug auf das Verhalten des Kaisers in Augsburg 1530 folgendes: „Der Kaiser, der den ganzen Winter vom November bis zum März mit dem Papste zu Bologna in demselben Palaste zugebracht hatte, strebte mit ganzer Seele nur dahin, wie er den Religionsstreit beilegen könne ohne ein Concil. Denn er wußte, daß dieß Verfahren dem Papste Clemens weitaus das angenehmste seyn würde. Das Ziel nämlich des Papstes war, daß wenn die Sache mit Güte nicht beigelegt werden könnte, sie durch Waffen erdrückt werden sollte."

So Sleidan. Man sieht, daß er, namentlich mit den Worten „ohne ein Concil" im geraden Gegensatze mit der Wahrheit steht, wie sie Melanchthon berichtet. Deßhalb ist jener Vorwurf Melanchthons: „dieweil es in anderen Historien ausgelassen ist", für den Sleidan ein sehr geringer und milder. Zugleich aber sehen wir an diesem einen Beispiele, daß Sleidan, zunächst darin, der Vater der Tradition ist die bis heute in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern fortwuchert. Deßhalb trifft der Tadel Melanchthons ebenso sehr wie den Sleidan selbst, auch seine literarischen Nachfolger.

Es ist immerhin anzuerkennen, daß der Eifer des Herrn M., für die haltlose Tradition aus den Archiven von Simancas eine neue Stütze herbeizuschaffen, nicht ohne Fleiß und Mühe zur That werden konnte. Aber dieser Eifer, der die Bestätigung eines Irrthums in der Ferne sucht, ließ ihn übersehen, daß das Richtige zu seinen Füßen lag. Herr M. hat den Bericht Melanchthons offenbar nicht gekannt. Wir wollen daher hier annehmen, daß er, wenn er jene Mahnung, oder wenn man will, jenen Tadel Melanchthons gekannt hätte, das Gutachten Campeggios von 1530 für die Geschichte Karls V. kaum druckwürdig gehalten haben würde, es wäre denn etwa um nachzuweisen, daß der Kaiser Karl V., trotzdem daß ein

so treu und aufrichtig ihm ergebener Mann wie Campeggio, und aus anderen Beweggründen der diensteifrige und dafür lohngierige Kurfürst Joachim I. von Brandenburg die Anwendung von Gewalt verlangten, dennoch charakterfest bei seiner Ansicht einer friedlichen Ausgleichung verharrt habe.

Dieß ist aber bekanntlich ein sehr wesentlicher Punkt in der Geschichte des Kaisers Karl V. Leider müssen wir hinzufügen, daß der eine Irrthum bei Herrn M. im innigen Verbande steht mit seiner ganzen Auffassung der Geschichte dieses Kaisers. Wenn wir auch ein günstiges Urtheil fällen über den Fleiß, mit welchem Herr M. unbekannte Aktenstücke an's Licht zieht, und demgemäß die Fortsetzung dieser seiner Thätigkeit wünschen: so kann doch nicht dasselbe gelten von dem ersten Theile des vorliegenden Buches, in welchem Herr M. seine geschichtliche Auffassung des Kaisers Karl V. entwickelt. Dieselbe ist sein Eigenthum, und hätte einen Anspruch darauf, etwas anderes zu werden, besser nicht erhoben.

Suchen wir dieß klar zu machen. Vor nun reichlich siebzig Jahren beendete Heinrich, Professor der Geschichte zu Jena, seine Charakteristik des Kaisers Karl V.*) mit den Worten: „Karl würde das schönste Andenken in der Geschichte haben, wenn nicht protestantische und französische Schriftsteller in älteren und neueren Zeiten ihn aus Religionseifer und Parteisucht zu sehr herabgesetzt hätten. Vornehmlich war es Franz I. selbst, der durch seine Gesandten und Emissarien in Deutschland Karl verhaßt zu machen suchte und unter anderen das ganz unwahrscheinliche Gerücht ausstreuen ließ, als ob Karl V. eine Universal-Monarchie erstrebe."

Der französische König Franz I. erhob allerdings bei den deutschen Fürsten diese Anklage gegen den Kaiser Karl V.; aber er wagte nicht sie direkt mit Nennung von Karls Namen

*) Teutsche Reichsgeschichte Bd. V. S. 751.

auszusprechen. Ein Beispiel dieser Art ist sein Schreiben vom 1. Februar 1535*). Damals lag gegen ihn die nach Maßgabe jener Zeiten sehr schwere Anklage vor, daß er durch sein Bündniß mit dem Sultan Suleiman die Türken gegen Deutschland heraufbeschwöre. Der König Franz sucht sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen durch die Behauptung: der Türke wolle deßhalb den Frieden nicht, „weil er vermerkt, daß etliche über uns und andere hohe Potentaten eine Monarchie aufzurichten vorhaben. Wenn nun der Türke den Frieden und Stillstand bewilligte, möchten sie inzwischen während dieses Friedens zu einer solchen Macht aufwachsen, die ihm und uns und anderen Potentaten gefährlich wäre."

Es ist hier mithin die Veranlassung zu bedenken, unter welcher Franz I., um zur Abwehr einer schweren Anklage gegen ihn selbst irgend eine, wenn auch unhaltbare, Vertheidigungsbasis zu gewinnen, diese andere Anklage aussprach. Es ist nun freilich wahr, daß die Mehrzahl der französischen Historiker der späteren Zeiten dieses Vorgeben des Königs Franz I. als eine begründete Thatsache aufgenommen haben. Jedoch nur die Mehrzahl. Denn Voltaire z. B. gehört nicht dazu. Er ist in diesem Punkte wahr und aufrichtig. Indem er die Abmachungen des Kaisers mit dem Papste zu Bologna 1529 bespricht, fügt**) er hinzu: „Demgemäß ist es evident, daß der Kaiser Karl V. nicht nach einer Herrschaft über Europa strebte, wie sie z. B. Karl der Große besessen, sondern daß er das behalten wollte, was er hatte." Nur von der Mehrheit der französischen Historiker kann also die Rede seyn. Die bona voluntas, das erste Erforderniß eines wahrhaften Historikers, spricht Heinrich ihnen dafür nicht zu. Aber zu einiger Entschuldigung kann doch gereichen die Neigung dieser

---

*) Im Corpus Reformatorum II. 831.

**) Annales de l'Empire T. II. p. 169, in der Londoner Ausgabe von 1780 Bd. 50.

Historiker, ihren König so gut wie immer möglich zu vertheidigen. Es ist ferner ebenso wahr, daß auch einige Deutsche diese Anklage gegen ihren eigenen Kaiser den französischen Historikern nachgeschrieben und nachgesprochen haben. Diese Deutschen haben nicht einen ähnlichen Patriotismus von ihrer Seite bewiesen, wie die Franzosen von der anderen, sondern vielmehr den Kaisern ihrer eigenen Nation gegenüber das Gegentheil.

Der Professor Heinrich krankt, wie wir gesehen haben, nicht an dieser unwürdigen Nachäfferei. Es dürfte dabei nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß dieser brave Professor aus dem vorigen Jahrhunderte seinen modernen Collegen auch sogar noch den Schmerz bereitet, selbst für den Vorwurf des Ultramontanismus unerreichbar zu seyn. Denn er erklärt an einer anderen Stelle seines Buches*) Martin Luther für den größten und verdientesten Mann des Jahrhunderts. Deßhalb muß für uns Deutsche die einstige französische Anklage gegen unseren Kaiser Karl V., die Anklage des Strebens nach einer Weltmonarchie, durch die Erklärung des Professors Heinrich vom Jahre 1793 wissenschaftlich als abgethan angesehen werden, es wäre denn daß seitdem zwingende Beweisstücke sich ergeben hätten, welche Heinrich damals noch nicht kennen konnte.

Hr. Maurenbrecher scheint nicht dieser Ansicht gewesen zu seyn. Er nimmt die alte französische Anklage wieder auf, aber in einer solchen Form, daß sie durch ihr besonderes Gepräge dennoch wieder sein persönliches Eigenthum wird. Nicht Karl der V. zuerst ist dem Herrn M. verantwortlich. Vielmehr hat schon der Großvater (S. 3) „Maximilian die ausschweifendsten Plane einer kaiserlichen Weltmonarchie verfolgt." Herr M. charakterisirt später (S. 166) den Kaiser Karl V. selbst. „Er lernte in Spanien nicht die Politik des

---

*) Bd. V. S. 575.

spanischen Großvaters fortsetzen. Alles was seine Regieru
that, war von den Gesichtspunkten des väterlichen Gr
vaters beherrscht, des habsburgischen Max. Die Minis
jener burgundisch-niederländischen Politik, die im Dienste v
Maximilian I. mit ihrem Herrn in den Nebelträumen
christlichen Universalreiches geschwelgt hatten: sie haben a
der spanischen Politik des Königs Karl I. von Spani
Richtung und Losung gegeben, und auch als Kaiser Karl
Mann geworden war, sind alle Fasern seiner Seele von die
politischen Idee erfüllt: der politische Ideenkreis von Ma
milian hat auch Karls Geist umgeben."

Und worauf nun bezieht sich der Herr M., um di
seine ungeheuerliche Conception des Charakters und des St
bens der genannten beiden Habsburger uns ein wenig nä
zu bringen, uns, ich will nicht sagen glaubhaft, aber d
etwas weniger unsinnig zu machen, als sie erscheint? Et
auf die neu entdeckten Aktenstücke im Archive von Simanca
Nichts von alledem. Herr M. begnügt sich zu sagen, daß
so sei. Er weiß allerdings sehr wohl und spricht sich
legentlich selber darüber aus, daß er darin dem Kaiser Karl
und seinen Staatsmännern eine Thorheit, eine Narrheit b
weise. „Bei aller Energie und Kraft des Handelns, s
Herr M. (S. 165), waren die Staatsmänner Karls V. ni
im Stande das unmögliche und unvernünftige Ideal ein
kaiserlichen Weltherrschaft möglich und vernünftig zu mache
Nein ganz gewiß nicht. Aber eben deshalb weil Herr
dieß einsieht, hätte er billiger Weise auch zugleich einse
sollen, daß er, bei aller Energie in der Wiederholung sein
grundlosen Worte darum doch nicht im Stande sei diese ge
hässige und absurde Anklage gegen den Kaiser Karl
und die Staatsmänner desselben möglich und vernünftig
machen.

Der Grund aus welchem dem Herrn M. dieses Mi
geschick widerfahren ist, [illegible] im wesentlichen aufs eng
mit demjenigen, aus welchem er das Gutachten von [illegible]

Historiker, ihren König so gut wie immer möglich zu vertheidigen. Es ist ferner ebenso wahr, daß auch einige Deutsche diese Anklage gegen ihren eigenen Kaiser den französischen Historikern nachgeschrieben und nachgesprochen haben. Diese Deutschen haben nicht einen ähnlichen Patriotismus von ihrer Seite bewiesen, wie die Franzosen von der anderen, sondern vielmehr den Kaisern ihrer eigenen Nation gegenüber das Gegentheil.

Der Professor Heinrich krankt, wie wir gesehen haben, nicht an dieser unwürdigen Nachäfferei. Es dürfte dabei nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß dieser brave Professor aus dem vorigen Jahrhunderte seinen modernen Collegen auch sogar noch den Schmerz bereitet, selbst für den Vorwurf des Ultramontanismus unerreichbar zu seyn. Denn er erklärt an einer anderen Stelle seines Buches*) Martin Luther für den größten und verdientesten Mann des Jahrhunderts. Deßhalb muß für uns Deutsche die einstige französische Anklage gegen unseren Kaiser Karl V., die Anklage des Strebens nach einer Weltmonarchie, durch die Erklärung des Professors Heinrich vom Jahre 1793 wissenschaftlich als abgethan angesehen werden, es wäre denn daß seitdem zwingende Beweisstücke sich ergeben hätten, welche Heinrich damals noch nicht kennen konnte.

Hr. Maurenbrecher scheint nicht dieser Ansicht gewesen zu seyn. Er nimmt die alte französische Anklage wieder auf, aber in einer solchen Form, daß sie durch ihr besonderes Gepräge dennoch wieder sein persönliches Eigenthum wird. Nicht Karl der V. zuerst ist dem Herrn M. verantwortlich. Vielmehr hat schon der Großvater (S. 3) „Maximilian die ausschweifendsten Plane einer kaiserlichen Weltmonarchie verfolgt.“ Herr M. charakterisirt später (S. 166) den Kaiser Karl V. selbst. „Er lernte in Spanien nicht die Politik des

*) Bd. V. S. 575.

Zeit, die hier in Frage steht, bei beiden derselbe Grundzug des Eifers für das was sie protestantische Freiheit nennen, nämlich der Thatsache nach für das Landeskirchenthum, für den Cäsareopapismus, welcher zuerst den Boden vorbereitete für die Möglichkeit des Aufwachsens des preußischen Staates, und welcher ferner in diesem preußischen Staate zuletzt seinen Culminationspunkt erreichen muß. Aber die Art und Weise, wie bei den genannten beiden Herren diese Richtung in Scene tritt, ist doch sehr verschieden.

Auch Herr Ranke bringt es dahin, daß er denselben großen Kaiser, welchen der gleichzeitige Melanchthon niemals anders als mit den Ausdrücken der Verehrung nennt, welchem Melanchthon, der mit dem Kaiser oft in persönliche Berührung getreten war, namentlich die Eigenschaft der Milde, der Freundlichkeit in hohem Grade beimißt*), welchen die venetianischen Gesandtschaftsberichte von Contarini, Tiepolo, Giustiniano, Cavalli alle in gleicher Weise zeichnen — Herr Ranke, sagen wir, bringt es dahin, daß er diesem selben Kaiser die Prädikate beilegt**): „habgierig, unversöhnlich, schonungslos." Wir adoptiren über Herrn Ranke wie über alle die Anderen, welche in derselben Richtung arbeiten, das Urtheil welches vor nun siebenzig Jahren der Professor Heinrich in Jena niederschrieb***): „Wer die von Karl V. angestrebte Reformation ohne Vorurtheil betrachtet, der wird seine Sorgfalt für die Verbesserung der Kirche, seine Billigkeit, Mäßigung und Weisheit ebenso sehr bewundern, als er auf der anderen Seite einen Widerwillen gegen den großen Haufen der historischen Schriftsteller empfinden wird, die diesen Kaiser noch immer und fast einhellig verunglimpfen."

*) mansuetudo incredibilis im Corp. Ref. VI. 539. Melanchthon schrieb diese Worte im Jahre 1560, also mehrere Jahre nach dem Tode des Kaisers.

**) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Bd. V. S. 88.

***) Teutsche Reichsgeschichte Bd. V. S. 660.

In soweit also, in Betreff dieses Eifers, stehen der Meister wie der Schüler, Herr Ranke wie Herr Maurenbrecher, für uns Andere auf derselben Stufe. Aber das Bestreben beider tritt in sehr verschiedener Weise zu Tage. Wahre innere Befriedigung hat beim Lesen der Ranke'schen Arbeit über den Kaiser Karl V. vielleicht noch Niemand empfunden. Denn auch derjenige, dessen eigene Kunde nicht so weit reicht sich über die Tragweite der Sophistik dieses Autors völlig klar zu werden, kann doch hie und da sie erkennen, kann an anderen Stellen sie durchfühlen. Allein bei alledem ist das Werk von Ranke mit großem Geschicke, mit großer Gewandtheit abgefaßt, auch selbst dann wenn er sich an so unmögliche Aufgaben wagt, wie an die Rechtfertigung des Landgrafen Philipp von Hessen, und dabei freilich die vielfachen Urtheile von Philipp Melanchthon über diese Persönlichkeit unberücksichtigt läßt. Ueberhaupt hat das Werk wegen seines technischen Aufbaues viele Bewunderer gefunden, und darum nicht wenig zur Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht auf dem kirchlich-politischen Gebiete beigetragen.

Für diesen Zweck wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, Herr M. vergeblich arbeiten. Er hat das Beispiel seines Meisters in soweit nachzuahmen gewußt, daß er die zahlreichen Urtheile Melanchthons über den Gang der Dinge, die Urtheile welche, wie es scheint, die hauptsächlichsten Anhaltspunkte für eine Geschichte jener Zeit darbieten sollten, am liebsten so behandelt als seien sie nicht da. Unkenntniß kann man dieß nicht nennen; denn ebenso wie bei Herrn Ranke, so genießt auch bei Herrn M. die lange Reihe der Bände des Corpus Reformatorum einigemale die Ehre erwähnt zu werden. Jedenfalls hat Herr M. wenigstens zweimal das Corpus Reformatorum citirt (S. 24 und S. 184); doch ist das Citat beide Male dasselbe, und für die Sache unerheblich. Ueberhaupt aber ist dem Herrn M. eine Unkenntniß des Materiales nicht vorzuwerfen. Nur fehlt ihm die Fähigkeit des Herrn Ranke, die Gesammtheit des Materiales auch von seinem Stand-

Zeit, die hier in Frage steht, bei beiden derselbe Grundzug des Eifers für das was sie protestantische Freiheit nennen, nämlich der Thatsache nach für das Landeskirchenthum, für den Cäsareopapismus, welcher zuerst den Boden vorbereitete für die Möglichkeit des Aufwachsens des preußischen Staates, und welcher ferner in diesem preußischen Staate zuletzt seinen Culminationspunkt erreichen muß. Aber die Art und Weise, wie bei den genannten beiden Herren diese Richtung in Scene tritt, ist doch sehr verschieden.

Auch Herr Ranke bringt es dahin, daß er denselben großen Kaiser, welchen der gleichzeitige Melanchthon niemals anders als mit den Ausdrücken der Verehrung nennt, welchem Melanchthon, der mit dem Kaiser oft in persönliche Berührung getreten war, namentlich die Eigenschaft der Milde, der Freundlichkeit in hohem Grade beimißt*), welchen die venetianischen Gesandtschaftsberichte von Contarini, Tiepolo, Giustiniano, Cavalli alle in gleicher Weise zeichnen — Herr Ranke, sagen wir, bringt es dahin, daß er diesem selben Kaiser die Prädikate beilegt**): „habgierig, unversöhnlich, schonungslos.“ Wir adoptiren über Herrn Ranke wie über alle die Anderen, welche in derselben Richtung arbeiten, das Urtheil welches vor nun siebenzig Jahren der Professor Heinrich in Jena niederschrieb***): „Wer die von Karl V. angestrebte Reformation ohne Vorurtheil betrachtet, der wird seine Sorgfalt für die Verbesserung der Kirche, seine Billigkeit, Mäßigung und Weisheit ebenso sehr bewundern, als er auf der anderen Seite einen Widerwillen gegen den großen Haufen der historischen Schriftsteller empfinden wird, die diesen Kaiser noch immer und fast einhellig verunglimpfen.“

*) mansuetudo incredibilis im Corp. Ref. VI. 539. Melanchthon schrieb diese Worte im Jahre 1560, also mehrere Jahre nach dem Tode des Kaisers.

**) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Bd. V. S. 88.

***) Teutsche Reichsgeschichte Bd. V. S. 660.

In soweit also, in Betreff dieses Eifers, stehen der Meister wie der Schüler, Herr Ranke wie Herr Maurenbrecher, für uns Andere auf derselben Stufe. Aber das Bestreben beider tritt in sehr verschiedener Weise zu Tage. Wahre innere Befriedigung hat beim Lesen der Ranke'schen Arbeit über den Kaiser Karl V. vielleicht noch Niemand empfunden. Denn auch derjenige, dessen eigene Kunde nicht so weit reicht sich über die Tragweite der Sophistik dieses Autors völlig klar zu werden, kann doch hie und da sie erkennen, kann an anderen Stellen sie durchfühlen. Allein bei alledem ist das Werk von Ranke mit großem Geschicke, mit großer Gewandtheit abgefaßt, auch selbst dann wenn er sich an so unmögliche Aufgaben wagt, wie an die Rechtfertigung des Landgrafen Philipp von Hessen, und dabei freilich die vielfachen Urtheile von Philipp Melanchthon über diese Persönlichkeit unberücksichtigt läßt. Ueberhaupt hat das Werk wegen seines technischen Aufbaues viele Bewunderer gefunden, und darum nicht wenig zur Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht auf dem kirchlich-politischen Gebiete beigetragen.

Für diesen Zweck wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, Herr M. vergeblich arbeiten. Er hat das Beispiel seines Meisters in soweit nachzuahmen gewußt, daß er die zahlreichen Urtheile Melanchthons über den Gang der Dinge, die Urtheile welche, wie es scheint, die hauptsächlichsten Anhaltspunkte für eine Geschichte jener Zeit darbieten sollten, am liebsten so behandelt als seien sie nicht da. Unkenntniß kann man dieß nicht nennen; denn ebenso wie bei Herrn Ranke, so genießt auch bei Herrn M. die lange Reihe der Bände des Corpus Reformatorum einigemale die Ehre erwähnt zu werden. Jedenfalls hat Herr M. wenigstens zweimal das Corpus Reformatorum citirt (S. 24 und S. 184); doch ist das Citat beide Male dasselbe, und für die Sache unerheblich. Ueberhaupt aber ist dem Herrn M. eine Unkenntniß des Materiales nicht vorzuwerfen. Nur fehlt ihm die Fähigkeit des Herrn Ranke, die Gesammtheit des Materiales auch von seinem Stand-

punkte aus in sich aufzunehmen, gleichmäßig zu durchdringen und zu verarbeiten.

Andererseits dagegen scheint, als habe der Herr M. es für ein Zeichen der Selbstständigkeit angesehen, stärker aufzutrumpfen als seine Vorgänger, und zwar so daß er bei dem gegebenen Materiale nicht stehen bleibt. Der Kaiser ist ihm „der spanische Karl", „der spanische Kaiser". Einmal auch kommt gar der Ausdruck vor (S. 130): „der Zorn des Spaniers flammte empor." Herr M. weiß aber sehr wohl (S. 166), daß Karl, ein Fürst deutschen Stammes, in den Niederlanden geboren und erzogen, in seinem Aeußeren für die Spanier immer etwas Fremdartiges behielt. — Die Protestanten erscheinen durchweg als „Ketzer", gleich als hätte der Kaiser sie so benannt, während er doch in der Regel den Ausdruck gebraucht: los desviados, les desvoyez de la foy, los protestantes.

Fassen wir indessen besonders den Charakter des Kaisers in's Auge. Wir haben in den venetianischen Gesandtschaftsberichten, welche Alberi herausgegeben, verschiedene Schilderungen der Persönlichkeit des Kaisers. Ich hebe eine ausführliche von Cavalli*) aus dem Jahre 1551 hervor. Der Venetianer sagt: „Die Lebensweise des Kaisers ist diejenige eines Christen und eines Privat-Cavaliers. Er sucht sich frei zu erhalten von allen Fehlern, und ich weiß an ihm keine Unvollkommenheit. Vielmehr ist er in allen seinen Handlungen, bis zu den geringsten hinab, so ruhig, so besonnen, so umsichtig, in Geberden und Worten so maßvoll, daß er die allgemeine Bewunderung verdient. Er ist immer leutselig, wallt niemals auf, wird niemals ungestüm, sondern redet so überlegt, so sachgemäß, so voll Gottvertrauens, daß man sagen darf, er spreche weder ein Wort das an sich Tadel verdiene, noch ein solches das seiner Sache schade."

*) Serie I. Tom. 2 p. 195. — Man wolle dazu die durchaus entsprechende Melanchthons aus dem Jahre 1530 vergleichen, im Corp. Ref. II. p. 430.

Er erhebt sich nicht sehr im Glücke, noch läßt er sich niederbeugen im Unglücke. Freilich ist er empfänglicher für Traurigkeit als für Heiterkeit, gemäß der Beschaffenheit seines Charakters, den ich als zur Schwermuth neigend bezeichnet habe. Wahrlich nach jenem so großen Siege über den König von Frankreich benahm er sich mit solcher Mäßigung, daß es wie ein Wunder war. Man sah an ihm kein Zeichen der Ueberhebung weder in Worten, noch irgendwelchen Geberden. Jedoch hat er eine nicht sehr löbliche Eigenschaft. Gemäß dem nämlich was mir sein Beichtvater sagte, der Franziskaner der in Valladolid starb, mit dem ich ziemlich vertraut war, ist der Kaiser von Natur der ihm angethanen Beleidigungen eingedenk, und kann sie nicht so leicht vergessen*). Das ist was als der Beachtung des erlauchten Senates würdig ich über die Person des Kaisers berichten kann."

Als Contarini diesen Bericht schrieb, war der Kaiser Karl V. 25 Jahre alt. Die betreffenden Worte, welche den Ausdruck „Rachsucht" nicht einmal rechtfertigen, geschweige denn andere Zusätze — jene Worte die auch Contarini selber nicht nach eigener Wahrnehmung oder Ueberzeugung geschrieben, werden von den späteren Venetianern, die den gereifteren Kaiser charakterisiren, nicht bestätigt.

Ich könnte nun noch mich beziehen auf die glänzende Charakteristik des Kaisers durch Melanchthon im Jahre 1530**). Eben diese ist aber in letzterer Zeit mehrfach wieder gedruckt. Sie athmet Begeisterung für den damals dreißigjährigen Kaiser. Und mit dieser Vergleichung dürfte der gute Wille des Herrn Maurenbrecher in ein hinreichend klares Licht gestellt seyn.

Dazu treten Irrthümer anderer Art. Vor allen Dingen findet nicht immer ein richtiges Verhältniß in der Darstellung

---

*) è naturalmente Cesare memore delle injurie fattegli, nè le può dimenticare così facilmente.

**) Corpus Reformatorum II. 430.

Anders urtheilt Herr M. Nachdem er erzählt, daß der Kaiser wichtige Verhandlungen mit fremden Gesandten gern persönlich abgemacht habe, fährt er fort (S. 170): „Aber ich glaube, trotzdem ist Kaiser Karl ein schlechter Diplomat gewesen. Seine reizbare Natur hat ihn oft zu Aeußerungen hingerissen, die sich mit der Würde seiner Stellung und dem Ernste der Sache nicht vertrugen u. s. w. In dem persönlichen Charakter zeigte der Kaiser diese Reizbarkeit bei jedem Anlaß. Die Heftigkeit seiner Natur konnte sich zu furchtbarer Höhe steigern. Leidenschaftlich schimpfend und tobend fuhr er oft seinen Gegner an; und dabei war er eigensinnig und hielt zäh an dem einmal ergriffenen Gedanken fest. Eine empfangene Beleidigung vermochte er nicht zu vergessen, seine Rachsucht war von nachhaltiger Dauer." „Und im Grunde", setzt dann Herr M. gütig hinzu, „war er doch ein durchaus ernster Charakter, dem Tiefe des Gefühles und Tiefe des Gedankens nicht abzusprechen ist."

Die etwaige Ansicht, daß solchen Unsinn nur ein Mann vorbringen könne dem die Schilderungen der Zeitgenossen über Karl V. fremd seien, würde Herrn M. Unrecht thun. Herr M. kennt nicht bloß die Berichte der Venetianer in der Sammlung von Alberi: er beruft sich hier ausdrücklich auf dieselbe. Er citirt den Bericht Contarinis aus dem Jahre 1525 oder 1526, speciell zunächst für die „nachhaltige Dauer der Rachsucht" des Kaisers. Wir ziehen es vor die ganze Schilderung*) Contarinis wenigstens so weit herzusetzen als sie hier in Frage kommen kann. Um so sicherer wird dann der Leser selber sich sein Urtheil bilden können.

„Der Kaiser, sagt Contarini, ist ein tief religiöser Mann, durchaus gerecht, frei von jedem Laster, in keiner Weise dem Vergnügen ergeben wie gemeiniglich die Leute seines Alters, noch hat er Gefallen an irgendwelchen Späßen. Er ist ein Mann von wenig Worten und von sehr bescheidenem Wesen.

*) Relationi etc. Serie I. Tom. 2 p. 61 sq

diejenigen Personen, in deren Interesse diese Anerkennung lag und die sich auch so ziemlich auf ihr Interesse verstanden, auch damals, ohne die nachträgliche Meinung des Historikers M. von 1865 zu kennen, es selber so angesehen haben würden.

Diese Proben dürften genügen zu dem Beweise, daß von dem Buche des Herrn M. für die Wissenschaft weder Schaden noch Nutzen zu erwarten ist. Kein Nutzen — denn die Dinge, die Herr M. sagt, sind eben sein Eigenthum. Kein Schaden — denn es scheint uns doch, daß Herr M. auch für seine eigene Partei des Guten, was ich nämlich aus Höflichkeit für ihn gut nenne, zu viel gethan hat.

Herr M. versteht es unbekannte Aktenstücke an's Licht zu ziehen und correkt drucken zu lassen. Den Noten unter dem Texte seines historischen Versuches gemäß, wo er gern Gelegenheit nimmt die Fehler in den Abdrücken von Aktenstücken durch Andere nachträglich zu berichtigen, hat er eine große Abneigung gegen jede Incorrektheit solcher Abdrücke. Warum will er nicht bei jener ehrenhaften Beschäftigung bleiben? Es ist eine leidige Eitelkeit unserer Zeit, daß so oft sich Leute finden die darum, weil sie Urkunden und alte Akten richtig lesen können, sich nun auch für berufen halten, als Geschichtschreiber aufzutreten. Herr M. würde jedenfalls sich ein größeres Verdienst um die Wissenschaft erwerben, wenn er den neuen Aktenstücken die er geben will, eine Einleitung hinzufügte, welche für jedes einzelne derselben die Beziehungen zu den bereits bekannten angäbe und nachwiese.

Allein wenn es sich auch nicht der Mühe verlohnt, den besonderen Irrthümern eines einzelnen übereifrigen Schriftstellers dieser Richtung zu folgen, über die im Großen und Ganzen der Professor Heinrich vor siebenzig Jahren das vorerwähnte, leider aber heute nicht minder sondern mehr als damals zutreffende Urtheil bereits gesprochen: so ist es doch nicht überflüssig, sondern wegen der enormen Quantität jene Art von historischer Literatur, die täglich mehr in's Kra' wächst, eher verdienstlich die Sache genereller anzufassen.

Gemeinsam ist jener ganzen Richtung namentlich die kritiklose Uebernahme der von Sleidan zuerst fixirten, hernach noch immer weiter entwickelten Tradition. Die Worte: Reformation, Evangelium, Nation, Protestantismus, Gewissensfreiheit u. s. w. werden endlos gebraucht oder vielmehr mißbraucht, ohne daß dieselben in scharfer Weise gemäß der Auffassung jener Tage selbst definirt würden. Von Pflicht und Recht ist dagegen selten die Rede. Unter solchen Umständen schafft die Anhäufung von bisher unbekanntem geschichtlichen Materiale geringe Frucht. Das Beispiel des Herrn M. ist darüber selbst in hohem Maße belehrend. Er kennt dieß neu gefundene Material der letzten Jahrzehnte, und doch hat diese Kenntniß ihn nicht geschützt, die französische Verläumdung gegen den Kaiser, für die weder das alte noch das neue Material einen Anhaltspunkt bietet, nicht bloß für wahr zu halten, sondern auch zum Ausgangspunkte seiner Auffassung zu machen.

Die wahre Auffassung der Geschichte jener Zeit dagegen hat damit zu beginnen, daß sie sich völlig frei zu machen sucht von der besagten Tradition. Diese Aufgabe ist nicht leicht, am wenigsten für diejenige Partei, welche zur Zeit in Deutschland quantitativ die Oberhand hat. Und zwar deßhalb nicht, weil diese Tradition über den Kaiser Karl V. zu betrachten ist wie ein integrirender Theil der gesammten Tradition, die namentlich in den letzten dreihundert Jahren sich wie eine düstere Wolke über Deutschland gelagert hat, und an Finsterniß zunimmt mit jedem Buche das in der Art des Herrn M. über sie geschrieben wird.

Suchen wir dieß klarer zu machen durch eine möglichst gedrängte Uebersicht der Entwickelung der hier in Betracht kommenden Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Peter Cornelius.

III. Cornelius als Direktor der Akademie in Düsseldorf.

Gegen Ende des Jahres 1819 brach Cornelius nach Deutschland auf und ließ sich, da seine Anstellung in Düsseldorf noch immer nicht geordnet war, zunächst in München nieder. Er nahm hier die Gastfreundschaft seines Freundes Ringseis in Anspruch und wohnte bei demselben acht Monate hindurch (in der Fürstenfeldergasse). Hier war es, wo er die ersten großen Cartons für die Glyptothek ausführte. Oftmals arbeitete er bei Nacht beim Scheine von zwölf Kerzen. Und allabendlich fand sich eine Schaar von hochgebildeten und gleichgesinnten Freunden bei ihm ein, durch deren Gespräch über Kunst und Leben er reiche künstlerische Anregung und Befruchtung der Phantasie empfing.

Endlich im Spätsommer des Jahres 1820 reiste Cornelius nach Berlin, um die noch immer schwebende Angelegenheit wegen Düsseldorf zu bereinigen, und darauf im Jahre 1821 übernahm er wirklich die Leitung der Kunst-Akademie daselbst. Wie er hier die tiefgesunkene Anstalt alsbald mit seinem mächtigen Geiste durchdrang, reformirte und sie zu europäischem Rufe emporhob, ist bekannte Thatsache. An die

Gemeinsam ist jener ganzen Richtung namentlich die kritiklose Uebernahme der von Sleidan zuerst fixirten, hernach jedoch immer weiter entwickelten Tradition. Die Worte: Reformation, Evangelium, Nation, Protestantismus, Gewissensfreiheit u. s. w. werden endlos gebraucht oder vielmehr mißbraucht, ohne daß dieselben in scharfer Weise gemäß der Auffassung jener Tage selbst definirt würden. Von Pflicht und Recht ist dagegen selten die Rede. Unter solchen Umständen schafft die Anhäufung von bisher unbekanntem geschichtlichen Materiale geringe Frucht. Das Beispiel des Herrn M. ist darüber selbst in hohem Maße belehrend. Er kennt dieß neu gefundene Material der letzten Jahrzehnte, und doch hat diese Kenntniß ihn nicht geschützt, die französische Verläumdung gegen den Kaiser, für die weder das alte noch das neue Material einen Anhaltspunkt bietet, nicht bloß für wahr zu halten, sondern auch zum Ausgangspunkte seiner Auffassung zu machen.

Die wahre Auffassung der Geschichte jener Zeit dagegen hat damit zu beginnen, daß sie sich völlig frei zu machen sucht von der besagten Tradition. Diese Aufgabe ist nicht leicht, am wenigsten für diejenige Partei, welche zur Zeit in Deutschland quantitativ die Oberhand hat. Und zwar deßhalb nicht, weil diese Tradition über den Kaiser Karl V. zu betrachten ist wie ein integrirender Theil der gesammten Tradition, die namentlich in den letzten dreihundert Jahren sich wie eine düstere Wolke über Deutschland gelagert hat, und an Finsterniß zunimmt mit jedem Buche das in der Art des Herrn M. über sie geschrieben wird.

Suchen wir dieß klarer zu machen durch eine möglichst gedrängte Uebersicht der Entwickelung der hier in Betracht kommenden Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich bin jetzt recht bei meinem großen Carton und hoffe, daß er gut ausfallen wird, Gözenberger hilft mir dabei und macht sehr große Fortschritte, sowie auch Stürmer. Sie werden sich recht freuen, ihre Studien nach der Natur zu sehen. Es ist merkwürdig, in wie kurzer Zeit man so viel lernen kann, es übertrifft bei weitem meine Erwartungen. Ich bin überhaupt sehr mit meinem akademischen Anfang zufrieden, und sehe, wie man auf dem rechten Wege auch die Masse der Künstler und Kunstjünger fördern und einen bessern Sinn verbreiten kann, und wie sehr sich der Weg durch vernünftigen Unterricht abkürzen läßt. Wir waren darüber längst einig, aber es ist gut, daß es sich öffentlich praktisch bewährt*).

Grüßen Sie mir alle Freunde und Bekannte auf's herzlichste und liebreichste, und sagen Sie allen, denen es Freude macht zu hören, daß ich Bayern mit Zärtlichkeit in meinem Herzen trage und mit rechter Sehnsucht dahin verlange. Gott segne es und seinen trefflichen König, erst jetzt schätze ich ihn ganz und liebe ihn immer mehr, er ist der Titus der Deutschen. Sie glauben nicht, wie sehr man in ganz Deutschland auf Bayern blickt, welche Hoffnungen, welche heiße Wünsche und

---

zu besorgen, bei dem Glyptothekschmuck ihn zu vertreten u. s. f. Der Kronprinz, Ringseis und Schlotthauer sind meine besten Freunde in München: erzählte Cornelius oft in Düsseldorf. Brief des Professors Wintergerst in Düsseldorf.

*) In einem spätern Brief an Schlotthauer vom 13. November 1824 sagt er: „Daß Dir mein großer Carton gefällt, ist für mich eine große Aufmunterung, denn Dein Urtheil ist für mich von hoher Bedeutung und ich danke Gott, daß er mir einen solchen Freund bei solchen Unternehmungen zur Seite gestellt hat. So rechne ich nun auch auf Dich, mein lieber theurer Schlotthauer, ganz besonders bei der nun vorzunehmenden Reform der Akademie (in München). Hier wird nicht mehr von Theorien die Rede seyn, sondern wie die Kunst durch die einfachsten Mittel wieder in's Leben wirken soll. Hier ist diese Aufgabe dergestalt gelöst, daß sie alle meine Erwartungen und Wünsche überflügelt hat. Gott allein die Ehre!"

Stelle des für alle gleichen steifen Zopfes und des todten Gliedermannes trat jetzt das Studium der Natur selbst und die freie Entwicklung der Individualitäten. Immer predigte der neue Direktor den Schülern: „Wahrheit vor Allem! Meidet allen Schein und alle Eitelkeit. Unser Glück ist die Ausübung unseres Berufes und damit sind wir reicher und bevorzugter als die Reichsten" *).

Eine Reihe trefflicher Schüler, durch sein Wort und Vorbild begeistert, schaarte sich um ihn, fast nur eine Familie bildend. Unter ihnen waren Kaulbach, Götzenberger, Stilke, Stürmer, Röckel, Anschütz, Eberle, Hermann und E. Förster die bedeutendsten. Sie halfen dem Meister bereits bei der Ausführung seiner Cartons für die Glyptothek, und erhielten auch bald anderweitige Aufträge. So hatten sie in Bonn die akademische Aula, in Koblenz den Assisensaal und mehrere Ritterschlösser und Villen**) der Umgebung in Fresko auszumalen. Auch Fahnenbilder, Theatervorhänge (Röckel) und Madonnenbilder (Götzenberger) wurden vom Meister ihnen übertragen. Manchmal hatten die edlen Kunstjünger bei einer Arbeit nur Wasser und Butterbrod, aber doch waren sie zufrieden und glücklich.

Cornelius selbst war über den Aufschwung seiner Kunstschule sehr erfreut. Er schrieb darüber an Schlotthauer in München, der daselbst sein Mitarbeiter an der Glyptothek, innigster Freund und Geschäftsträger war***), von Düsseldorf aus (18. März 1822):

---

*) E. Förster, selbst einer seiner Schüler von damals, hat dieses Düsseldorfer Leben anmuthig geschildert, Geschichte der deutschen Kunst IV. 8—11.

**) Stein, Spee, Hompesch und Plessen bestellten bei Cornelius Fresken für ihre Villen (Brief des Cornelius von 1824).

***) Er nennt ihn in Briefen: Mein Alter Ego, mein fünfzehnter Nothhelfer, mein Oberschatzmeister, mein Geschäftlhuber. Schlotthauer hatte ihm seine Gelder zu verwalten, Farben zu schicken, Wohnungen

Die Tage in Düsseldorf waren aber auch nicht durchaus heiter. Seine beiden Kinder, Josephine und Helene, waren durch das Scharlachfieber dem Tode nahegebracht. Dann aber wurde seine Gemahlin selbst von einer höchst schmerzlichen Krankheit erfaßt, die auch ihm unsägliche Sorgen und Leiden bereitete. Er berichtet selbst über den Verlauf und die Heilung dieser Krankheit in zwei Briefen, wovon der letzte wieder einen Blick in das religiöse Heiligthum seines Herzens gestattet. Zuerst meldet er im Dezember 1824: „Ich habe ein großes Kreuz im Hause, meine arme Frau ist seit einem Jahre abwechselnd krank, ich habe keine fröhliche Stunde in meinem Hause und öfter Tag und Nacht keine Ruhe. Wie sehr und wie oft mich alles das in meiner Arbeit stört, kannst Du wohl denken. Zum Glück ist der Gegenstand meines jetzigen Cartons (Unterwelt?) von der Art, daß meine jetzige Seelenstimmung wohl dazu paßt.“ Aber den 10. April 1825 schreibt er voll der Freude:

„Mein lieber, bester Freund! Deine Vorhersagung, daß nach Leiden Freuden, nach Sturm und Ungewitter heitere Tage folgen, ist durch die Barmherzigkeit Gottes auf eine wunderähnliche Weise bei mir eingetroffen. Gottes Hand hat schwer auf mir gelastet, aber sie hat mich nicht erdrückt. Als meine arme Frau von aller menschlichen Weisheit aufgegeben war und wir mit Ergebung in den höchsten Willen das Aeußerste erwarteten, wandten wir uns allein an den, der da ist der Herr des Lebens. Am Tage, als der Priester das heilige Abendmahl brachte und Alles in stiller Rührung auf den Knien um das Krankenlager lag, da betete ich: Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest in mein Haus, aber sprich nur ein Wort, und sie wird gesund! Nach wenig Tagen nahm die Krankheit eine andere Wendung, es bildete sich ein Absceß am Unterleibe, der mit ungewöhnlicher Schnelle zur Reife kam und den Krankheitsstoff

---

kommende Jahr ein Jahr des Heils für unser Vaterland seyn!“ Der Patriot vergißt nie das Vaterland.

entladete und noch entladet. Die Kranke bessert (sich) von Tag zu Tag und mit der größten Hoffnung sehen wir ihrer gänzlichen Genesung entgegen. Denke Dir die fromme Dankbarkeit der Kranken zu Gott und unser aller Jubel, und so war uns denn das Heil. Osterfest ein wahres Fest der Auferstehung!"

Unterdessen waren wichtige Veränderungen eingetreten. Der Direktor der Münchener Akademie der Künste, Peter von Langer, der alte Lehrer und Landsmann des Cornelius, war im J. 1824 gestorben. Und nun erging alsbald an Cornelius durch Vermittlung des Kronprinzen der Antrag, an der Münchener Akademie die Direktorstelle zu übernehmen. Frau Medicinalräthin Ringseis hatte den Auftrag, zuerst diese Kunde dem Meister Cornelius zu schreiben, worauf er ebenso geistreich als galant antwortete: „Verehrteste Freundin! Ich sehe es als eine gute Augurie an, daß ich aus den Händen einer der schönsten und geistreichsten Damen meines neuen Vaterlandes die Urkunde meiner Kunstkönigswürde daselbst empfangen habe. Offenbar ist dieses die entgegengesetzte Stimme, die den Mac-Bet als König begrüßte, und so werden auch die Folgen die entgegengesetzten seyn. Peter Cornelius. Düsseldorf, 2. September 1824."

Aber dem Umzuge nach München traten noch manche Schwierigkeiten entgegen. In München selbst wollte man (Minister Thürheim) zu sparen anfangen und dem neuen Direktor weniger Gehalt geben, als Langer bezogen hatte. Darüber war Cornelius entrüstet und ließ durch Professor Wintergerst in Düsseldorf an Schlotthauer schreiben, zur Mittheilung an den Kronprinzen*): „Darauf könne er nicht eingehen, das verbiete ihm sein künstlerisches Ehrgefühl, weniger Gehalt zu nehmen als sein Vorfahrer gehabt, auch möchte er die Stelle für seinen Nachfolger nicht verringern. Auch habe er viele Bedürfnisse, sehe gerne seine Freunde und

---

*) Am 15. Oktober 1824.

Schüler bei sich, was größern Aufwand nothwendig mache. Er müsse also bei dem bisherigen Gehalte beharren." Endlich wurde dieser Anstand gehoben.

Andererseits machte die preußische Regierung Schwierigkeiten ihn zu entlassen, da die Blüthe der Düsseldorfer Akademie nach seinem Abgang in Frage gestellt war. Auf sein Entlassungsgesuch erhielt er vom Minister Altenstein keine Antwort. Cornelius theilte diesen Grund seines langen Ausbleibens durch Schlotthauer dem Kronprinzen von Bayern mit und ebenso den Professoren der Münchener Akademie, denen er sich in einem artigen Schreiben als neuen Direktor vorstellt und seine Freude ausdrückt, mit solchen Collegen bald gemeinsam zu wirken*). Endlich erhielt der Künstler die gewünschte Entlassung mit allen Ehren aus dem preußischen Staatsverbande und konnte jetzt erst in den bayerischen Staatsdienst förmlich aufgenommen werden, was im Monat März 1825 geschah. Und nun schrieb er voll Frohlocken an Schlotthauer: „Nun bin ich a a Boar und ganz zufrieden!" Er kündigte an, daß er auf Flügeln nach München eilen werde, um den Kronprinzen zu sehen und ihm den neuen Carton zu zeigen, während seine in Reconvalescenz begriffene Frau mit Kindern erst später folgen könne. Und so verließ Cornelius Düsseldorf, wo man seinen Verlust als unersetzlich beklagte, und zog für lange nach Bayerns Hauptstadt über!

IV. Leben und Wirken des Cornelius in München.

Es war im Laufe des Sommers 1825, daß Cornelius mit seinen besten Schülern ganz nach München übersiedelte und sein wichtiges Amt an der Akademie antrat**).

*) Das Schreiben vom 18. Dezember 1824 befindet sich sammt der kühlen Antwort vom ersten Professor Robert Langer in der Autographen-Sammlung der k. Hofbibliothek in München.

**) Früher wohnte er im Himbselhaus, von da an in der Ludwigs-Straße.

Rastlos arbeitete er von nun an mit aller Kraft an der Ausschmückung der Glyptothek. Bisher hatte er häufig von Düsseldorf die Cartons und Farbenskizzen oder bloße Angabe der Farben durch Worte an Schlotthauer geschickt. In den Briefen kommen Weisungen vor für Zimmermann, Stiglmayer, Schwanthaler, Ohlmüller und Viotti. Thiersch wird um genaue Angabe der Mythe in Fällen des Zweifels befragt. Jetzt war er immer selbst zur Hand und in erster Linie.

Als König Max I. unerwartet schnell gestorben war, bestieg Ludwig I., schon früher der Mäcen der Künste, den Thron Bayerns. Nun schien die Zeit gekommen, wo die großen langgehegten Pläne, Bayern an die Spitze der Kunstthätigkeit in Europa zu bringen, zur Ausführung kommen sollten. Peter Cornelius aber sollte der leitende Mittelpunkt der ganzen Bewegung werden, der Herkules welcher den von der Manier und dem Zopf gefesselten, menschenbeglückenden Prometheus der wahren Kunst in Freiheit setzen sollte. Der neue König erschien am letzten Tage des Jahres 1825 in der Glyptothek. Cornelius, der eben dort arbeitete, hatte den ersten Saal, den der Götterwelt vollendet. Hocherfreut über die Herrlichkeit dieser Schöpfungen hing der König dem Künstler mit eigener Hand den Verdienstorden der bayerischen Krone an, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, und sprach dazu die Worte: „Das Kreuz ist das erste, welches ich seit meiner Thronbesteigung verleihe; man pflegt Helden auf dem Schauplatze ihrer Thaten zu Rittern zu schlagen.“ Von da an also war unser Meister Ritter von Cornelius. Im Hinblicke aber auf die Worte welche Jakob Grimm am Schiller-Feste über solche fürstliche Adelung großer Männer gesprochen, die in ihren Werken ihr Adelsdiplom vor aller Welt selbst geschrieben haben, bleiben wir bei dem bisherigen Namen Peter Cornelius.

Cornelius hat als Künstlerfürst in München wahrhaft große Thaten vollbracht. Drei Schlachtfelder sind ihm hier

geworden, auf denen er seine Meisterschaft nicht im Zerstören sondern im Aufbauen erprobte und die seinen Namen unsterblich machen. Ich meine die Glyptothek, die Loggien der Pinakothek und die Ludwigskirche.

Was die Glyptothek betrifft, so sollte dieser im griechischen Tempelstyl von Klenze entworfene Bau die vom Kronprinzen in Rom und Italien erworbenen sowie die ererbten Schätze der antiken, griechisch-römischen Skulptur aufnehmen, also die Bilder der Götter und Helden der klassischen Welt. Als Eingang zu dieser Prachtsammlung dachte sich der kunstsinnige Fürst zwei Säle, welche den Inhalt aller folgenden Räume im Kleinen und in systematischer Weise darstellen sollten. Was später in den Einzelnstatuen, Gruppen und Reliefs getrennt und stückweise zur Anschauung käme, sollte in diesen Vorsälen in einem vollendeten Ueberblicke vor Augen treten. Es sollte hier gleichsam eine totale Inhaltsanzeige des ganzen Baues gegeben seyn. Dazu, diese Aufgabe al Fresko in großartigen Farbenbildern zu lösen, war Cornelius berufen. So kam er dazu, die ganze antike Götter- und Heroenwelt wieder zu geben. Den Eingang, das Vestibul, sollte die Zwischenhalle bilden. Hier deutete Cornelius den Ursprung, die Geschichte und die Feinde der Kunst überhaupt an, indem er die Mythe vom Prometheus in wunderbaren Bildern am Plafond ausführte. Der erste Saal zeigt dann die sogenannte zweite Götterwelt der Griechen, wie sie Hesiod und Homer poetisch gestaltet haben, und zwar vorzüglich die Götter der Luft (Himmel), des Meeres (Wasser) und der Erde (Unterwelt), während die Bilder des zweiten Saales die Scenen des trojanischen Krieges vor Augen führten, wie sie Homers unsterbliche Gesänge uns berichten, zumal des Achilleus Zorn, den Kampf um des Patroklus Leiche und den Brand von Troja.

Leider wurde dieser erste Plan der Anordnung des Ganzen aufgegeben. Man fand den projektirten Eingang an der Nordseite vom Garten aus unpassend und legte nun die

Thüre im Süden an, so daß des Cornelius Fresken jetzt erst am Schlusse der griechischen Skulpturen, vor dem römischen Saale eingefügt sind, also ohne innern organischen Zusammenhang mit dem Ganzen. Wenn aber auf solche Weise auch diese Bilder aus ihrer natürlichen Stellung im Baue gerückt sind, so bleiben des Cornelius Schöpfungen in der Glyptothek doch für immer Wunderwerke des Geistes, nicht hoch genug zu preisende Gebilde der modernen Kunst.

Es kann mir nicht einfallen, den ganzen reichen Cyklus dieser großen und kleinen Freskobilder mit Arabeskenumrankung hier aufzurollen, ihre oft unvergleichlichen Schönheiten anzudeuten oder ihre kleinen Mängel aufzusuchen. Das Alles ist schon oft genug geschehen*). Mir genügt hier, zu appelliren an das einfache unverdorbene ästhetische Gefühl eines Jeden. Wer immer in solchem Seelenzustande die Glyptothek besucht, wird, nachdem er mit forschendem Blicke die Säle mit den unvergleichlichen Statuen von Hellas durchwandert hat, beim Eintritt in den Göttersaal des Cornelius bekennen: Hier bin ich in eine neue aber ebenbürtige Welt gelangt, diese Gestalten sind ganz im Geiste der ältern antiken Kunst gedacht, aber doch wieder neu, durch das Auge und die Hand eines deutschen gewaltigen Meisters gegangen und in niegesehene Formen gegossen! Der Besucher dieser Säle, welche die Schöpfungen des Cornelius enthalten, fühlt sich hier nicht herabgestimmt, wenn er auch zuerst die Muse des Ageladas, die Aegineten und die Niobiden geschaut hat, während er beim Betreten des Saales mit modernen Skulpturen leicht von diesem Gefühl des Schlechteren, Unvollkommneren, Entarteten beschlichen wird.

---

*) In der ersten Beschreibung der Glyptothek', in den Fremdenführern von Marggraff, von Söltl, von Al. Müller, bei Förster, Riegel rc. Wolzogen (S. 46 — 53) hat jeden vorkommenden vermeintlichen Verstoß gegen Zeichnung, Mythologie oder Färbung treulich registrirt.

Ja die Fresken der Glyptothek enthalten eine Fülle des Herrlichsten und Großartigsten, was die Kunst überhaupt geschaffen hat. Durch Grandiosität der Gedanken und Gestalten, durch die packende Wahrheit des Ausdrucks, durch die Macht der Leidenschaft, durch die Kühnheit der Bewegung, durch den architektonischen Aufbau des Ganzen wetteifern sie mit den besten Malereien aller Zeiten. Weniger tritt freilich die reine Grazie hervor. Selbst die Färbung der Fresken hat hier noch eine Vollkommenheit die später bei Cornelius immer seltener wurde. Das Ganze ist ein immerwährendes Zeugniß von der ächtpoetischen Genialität des Meisters, welcher sich ohne philologische Bildung in die Tiefen der alten Welt, in ihre Mysterien und Formen*) mit solchem Geschicke zu versenken wußte.

Um das Jahr 1830, also in zehn Jahren, wurde diese riesige Arbeit der Glyptothek-Fresken vollendet. Während der Ausführung war dem Meister bereits Anerkennung und Bewunderung von allen Seiten zugeflossen. Der alte Göthe sprach nochmal öffentlich sein Lob aus. Beim Dürer-Feste in Nürnberg (6. April 1828), das Cornelius mit Familie und einer ganzen Karawane von Freunden besuchte, wurde er als zweiter Dürer bis zum Ueberdruß gefeiert. Von der Regierung Belgiens wurde eine Commission nach München gesandt, um des Cornelius Werke und Malweise zu studiren. Als dann Thorwaldson nach München gekommen (1829) und ihm zu Ehren ein Festmahl im Paradiesgarten stattfand, saß Cornelius neben Thorwaldson und hatte auf ihn den begeisterten Toast auszubringen. Bei den Künstler-Maifesten auf der Menterschwaige war Cornelius meist der bewegende Mittelpunkt. Alle Männer von Bedeutung, die

*) Die Cartons dieser Glyptothekbilder sind im Besitze des preußischen Staates, aber noch in Kisten verpackt. Nur Herr Geheimrath von Ringseis hat den herrlichen Carton des entfesselten Prometheus.

hundert Männerstimmen zuerst in Gegenwart des Meisters und seines hohen Protektors, des Königs, das Lied an:

Peter Cornelius der edle Ritter
Wollt dem König wied'rum kriegen
Stadt und Festung am Parnaß;
Er ließ schlagen die Perücken,
Riß die Zöpfe aus den Rücken,
Steckt den Krahnen in das Faß!

Und unter begeisternden, nimmer endenden Zurufen schloß der Sang:

König Ludwig, du kannst erheben
Alte Kunst zu neuem Leben,
Bleigetroffen liegt der Schein.
Hoch Cornelius, der dich liebet,
Hoch der König, der ihn übet,
Ludwig hoch! Der Peter ward dein!

Während der Meister noch an den Fresken der Glyptothek beschäftigt war, traten schon wieder neue großartige Aufträge an ihn heran. Er hatte das letzte Decennium die Tiefen des heidnisch-klassischen Alterthums durchforscht und dessen höchste Gedanken in Bildern darzustellen gesucht. Jetzt sollte er auch das Mittelalter, die reinmenschliche Geschichte der Malerei in einem Cyklus von Bildern anschaulich machen und endlich das Epos aller Epopöen, die Geschichte der Erlösung in Christo, in großartigen Gemälden zu schildern haben.

Der König hatte eben die Pinakothek erbaut im römischen Palaststyle, um in diesem Prachtbaue die kostbare, theils ererbte theils neugewonnene Gemäldesammlung aufzustellen. Da die Südseite des Baues zur Anbringung der alten Gemälde wegen der Lichtfülle nicht geeignet ist, wurden hier 25 Loggien, d. h. eine Gallerie 419' lang, 29' hoch angelegt, in welcher Cornelius die Geschichte der christlichen Malerei in Wandbildern schildern sollte. Gewiß ein sinnreicher ganz geeigneter Plan! Ehe der Besucher in den Sälen und Kabineten die Gemälde der einzelnen Schulen und Meister

nach München kamen, suchten ihn auf und brachten ihm ihre Huldigung. Der König selbst kam öfter zu ihm. Er stand in stetem Verkehr mit Männern wie Ringseis, Görres, Brentano, Thiersch, Baader, Lasaulx, Döllinger, Schubert. Gärtner, Klenze, Schlotthauer, Schwanthaler, H. Heß, J. Schnorr, Zimmermann, Kaulbach standen als Collegen, Freunde oder hochbegabte Schüler ihm zur Seite, denen um des Meisters willen bald herrliche Aufträge zukamen, so die Schmückung des Palastes von Herzog Max, des Odeons, der Arkaden des Hofgartens und der neuen Residenz.

Allabendlich fast fand sich bei Cornelius Gesellschaft ein, welche gastfreundlich bewirthet wurde*). Dabei blieb der Meister aber immer einfach, bescheiden, entschieden, wahr und natürlich, Feind aller Lüge, alles Scheines und alles affektirten, theatralischen Wesens. Er besuchte als ächter Münchener Bürger die Sommerkeller der Stadt und trank da mit Lust unbekannt sein Glas guten Bieres. Von gleichem Verlangen nach einer ächten Quelle des berühmtesten Erzeugnisses von München getrieben verschmähte er es auch nicht, das Kloster der Franziskaner am Lehel aufzusuchen und dort sich ein Stündchen der Erholung zu vergönnen.

Als die Ausschmückung der Glyptothek vollendet war, wurde dem Meister zu Ehren ein großes Fest im Frohsinn-Lokale zu München begangen, das die ganze Künstlerwelt und die höchsten Personen um ihn versammelte. Damals war es wo zum erstenmale das Lied gesungen wurde, das Clemens Brentano umformte aus dem alten Volksliede vom Prinzen Eugenius**). Damals stimmte der volle Chor von

---

*) Bei solchen Abendzirkeln entwarf Cornelius oft schnell (in ¾ Stunden) mit dem Stifte das Porträt eines Anwesenden. So sind die Porträts entstanden welche Geheimrath Ringseis von der Hand des Cornelius besitzt, nämlich das des Conrad Eberhard, des Professors Röschlaub und des Fräulein Schilcher, geistreich und charakteristisch.

**) Clemens Brentano tauft es also: „Peter Cornelius statt Prinz Eugenius. (Zum Lohne des Erstern im Tone des Letztern)."

der Stadt München*) und mit Beiträgen der reicheren Kirchen der Erzdiöcese. Diese großartige, im italienisch-romanischen Style mit Kreuzschiff entworfene Kirche sollte nun dem Cornelius Gelegenheit bieten**), seine tiefsinnigsten Schöpfungen zu entfalten, die Größe seines Genies auch auf dem Gebiete des christlichen Glaubens zu zeigen, an dem noch Millionen hängen und dem er selbst in kindlicher Treue zugethan war, während er in der Glyptothek das Glauben und Dichten einer untergegangenen Welt so ergreifend zu schildern gewußt hatte.

Cornelius war in höchster Entzückung über diesen Auftrag und schrieb am 20. Januar 1829 darüber die begeisterten Worte jenes Freudenbriefs an E. Linder, der in diesen Blättern (Bd. 59 S. 730) mitgetheilt ist.

Bald ging der entzückte Meister auch daran, einen Entwurf zum ganzen Werke zu ersinnen. Er dachte an die reiche Zier der romanischen Dome des Mittelalters und wollte bei seiner Arbeit dem Geiste der Tradition folgen. Die ganze Geschichte des Heiles von der Schöpfung bis zum Gerichte, die ganze Geschichte der Civitas Dei sollte zur Anschauung gebracht werden. Das Gewölbe des Chores, das den Himmel sinnbildet, sollte die Offenbarung Gottes des Vaters enthalten (Gott den Vater als Schöpfer des Lichts, umgeben von den neun Chören der Engel), die drei Absiden des Haupt- und Kreuzschiffes sollten die Offenbarung des Sohnes zeigen, und zwar so, daß im nördlichen Kreuzarme die Geburt Christi, an der Chorwand im Osten hinter dem Haupt-Altar, der Opferstätte, passend die Kreuzigung des Herrn und

*) Daher schickte Cornelius die Cartons von Rom aus auch an den Stadtmagistrat von München.

**) Man darf vielleicht sagen, die Kirche ist zum Theil für Cornelius gebaut worden, er sollte große Flächen zu seinen Bildern hier erhalten. Ohne Zweifel war für die Schönheit des Bauwerks das kein Vortheil!

der Stadt München*) und mit Beiträgen der reicheren Kirchen der Erzdiöcese. Diese großartige, im italienisch-romanischen Style mit Kreuzschiff entworfene Kirche sollte nun dem Cornelius Gelegenheit bieten**), seine tiefsinnigsten Schöpfungen zu entfalten, die Größe seines Genies auch auf dem Gebiete des christlichen Glaubens zu zeigen, an dem noch Millionen hängen und dem er selbst in kindlicher Treue zugethan war, während er in der Glyptothek das Glauben und Dichten einer untergegangenen Welt so ergreifend zu schildern gewußt hatte.

Cornelius war in höchster Entzückung über diesen Auftrag und schrieb am 20. Januar 1829 darüber die begeisterten Worte jenes Freudenbriefs an C. Linder, der in diesen Blättern (Bd. 59 S. 730) mitgetheilt ist.

Bald ging der entzückte Meister auch daran, einen Entwurf zum ganzen Werke zu ersinnen. Er dachte an die reiche Zier der romanischen Dome des Mittelalters und wollte bei seiner Arbeit dem Geiste der Tradition folgen. Die ganze Geschichte des Heiles von der Schöpfung bis zum Gerichte, die ganze Geschichte der Civitas Dei sollte zur Anschauung gebracht werden. Das Gewölbe des Chores, das den Himmel sinnbildet, sollte die Offenbarung Gottes des Vaters enthalten (Gott den Vater als Schöpfer des Lichts, umgeben von den neun Chören der Engel), die drei Absiden des Haupt- und Kreuzschiffes sollten die Offenbarung des Sohnes zeigen, und zwar so, daß im nördlichen Kreuzarme die Geburt Christi, an der Chorwand im Osten hinter dem Haupt-Altar, der Opferstätte, passend die Kreuzigung des Herrn und

*) Daher schickte Cornelius die Cartons von Rom aus auch an den Stadtmagistrat von München.

**) Man darf vielleicht sagen, die Kirche ist zum Theil für Cornelius gebaut worden, er sollte große Flächen zu seinen Bildern hier erhalten. Ohne Zweifel war für die Schönheit des Bauwerks das kein Vortheil!

an der Wand des südlichen Kreuzarmes die Auferstehung des Herrn erscheinen sollte. Es wären so die drei Stadien seines Erdenlebens, das freudenreiche, schmerzenreiche und glorreiche Leben angedeutet worden. Das Gewölbe des Kreuzschiffes und die Wände des Hauptschiffes waren bestimmt, die Ausgießung des heil. Geistes, seine Offenbarung und Wirksamkeit in den Evangelisten und Kirchenlehrern, in den vier Chören der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Martyrer, der Bischöfe und Bekenner, der Einsiedler und Jungfrauen, und im Leben der Kirche überhaupt zur Anschauung zu bringen. Am Abschlusse der ganzen Kirche, an der West-Wand, sollte wie in alten Domen (z. B. in Freising) das jüngste Gericht ausgeführt werden. Wie dieses Weltgericht einst den Abschluß der Weltgeschichte bilden wird, so sollte das Bild des Weltgerichtes hier den Abschluß der Kirche und ihres heil. Bildercyklus machen. So war der Plan des Ganzen tiefsinnig, einheitlich, großartig und mystisch-bedeutsam angelegt *).

Leider wurde Cornelius durch die finanziellen Verhältnisse, durch die Beschränktheit der verfügbaren Geldmittel bald gezwungen von diesem einheitlichen Plane abzugehen. Er mußte den Bilderschmuck des Langschiffes und der West-Wand ganz aufgeben und da das jüngste Gericht vom hohen Bauherrn durchaus gefordert und vom Maler auch sehnlich verlangt war, mußte er es an der Ostwand über dem Altare anbringen, wohin es symbolisch sowenig gehört und paßt wie in der Capella Sistina zu Rom. Die Kreuzigung wurde dafür in den südlichen Kreuzesarm verlegt und das Auferstehungsbild (Noli me tangere) wurde nur als kleineres Nebenbild im Süden angebracht, wie die Verkündung im Norden. Die Patrone des Königs und der Königin, St. Ludwig und Theresia bilden den einzigen Schmuck der Seiten-

*) Mündliche Mittheilungen von Herrn Professor Schlotthauer.

Schiffe. So ist die Anordnung der Gemälde, mit Lücken, ohne innern Zusammenhang, wie sie jetzt die Ludwigskirche zeigt, entstanden.

Doch ehe Cornelius an die Ausführung dieses wunderbaren Bilderkreises ging, reiste er nach Rom, theils um sich von den gewaltigen Anstrengungen der letzten Jahre zu erholen, theils um daselbst die nöthigen Studien zum neuen Werke zu machen, und auch um in dem Paradiese der zahllosen herrlichen Kirchenmalereien Roms die nöthigen Anregungen zu empfangen. Er reiste mit zwei Töchtern *) von München ab am 24. Juli 1830, die Künstlerschaft begleitete ihn zu Wagen bis Ebenhausen. Am Tage zuvor hatte der Minister von Schenk ihm noch ein glänzendes Abschiedsfest bereitet, wozu J. Schnorr treffliche Transparentbilder geschaffen hatte. In Rom trafen sie am 20. August ein. Ebenfalls festlich empfangen unter Thorwaldsens Leitung, ging es bald wieder an ein seliges Arbeiten und Schaffen für sein neues Werk. Er blieb diesesmal nur bis Juli 1831 in Rom, aber schon nach zwei Jahren, im Mai 1833, eilt er wieder dahin, um neuen Stoff zu schöpfen und um seinen Carton zum jüngsten Gerichte in Stille zu entwerfen.

Aus den uns vorliegenden Briefen können wir den Fortgang des Werkes, die Entstehung der einzelnen Cartons so ziemlich verfolgen. Wir heben einige bedeutsamere Stellen heraus. Im Dezember 1830 schreibt Cornelius an Schlotthauer von Rom:

„Ich schicke Dir hier zwei Bausen Fiesole's Leben (für die Pinakothek) vorstellend, nebst einem Schreiben an den König, übergib es ihm womöglich selbst. Du siehst, ich war fleißig, ebenso geht's auch mit dem Carton. Ich bin in der gespanntesten Erwartung. Ich bitte Dich mich bei Sr. Majestät über

*) Seine Frau war bereits in Rom. Er wünschte sehnlich, daß der treue Freund Schlotthauer ihn begleite und that die nöthigen Schritte, zum Theil mit Erfolg.

mein Schweigen auf's beste zu entschuldigen, ich habe im eigentlichsten Sinne Tag und Nacht gearbeitet, ich wollte ihm zum neuen Jahre damit eine Freude machen, wurde aber etwas krank. Gott beschütze unsern König und leite seinen Geist in dieser bedenklichen Zeit."

Den 5. März 1831 schreibt er an denselben:

„Grüße mir den lieben Gärtner tausendmal von mir, er solle es mir nicht anrechnen, daß ich ihm nicht geschrieben, er könne mich ja bei meiner Zurückkunft auf zehn Flaschen irgend eines beliebigen Kalibers herausfordern. — Grüße auch den wackern Hauptmann Seyfried, sage ihm, wie hoch mich der Gewinn eines solchen Freundes beglückt und wie sehr ich trachte, ihn nicht zu verlieren. Auch dieses gehört zu den Segnungen des Christenthums, daß es nicht der Blüthenzeit der Jugend bedarf, um Bündnisse auf Leben und Tod zu schließen; Seelen und Geister werden nicht alt!"

Am 1. Juli 1831 schreibt er wieder:

— — „Sage dem Schorn (Redakteur des deutschen Kunstblattes), daß der letzte Aufsatz über die Kunstausstellung hier in Rom, bei allen hier anwesenden Deutschen den größten Unwillen erregt hat, er ist nicht allein höchst parteiisch, sondern voller böser Absicht und grober Unkenntniß in Sachen der Kunst; sage Schorn, daß ich ihm die genauesten Notizen über das Beste der Ausstellung geben werde, damit das Kunstblatt die böse Stimmung wieder gut mache, die es durch obigen Aufsatz hier erregt hat. Man hält diesen Aufsatz von einem Juden Namens Dr. Gans *), ein Polyhistor und Vielredner."

Während die Kreuzigung schon 1831 in Rom vollendet wurde, entstand die Zeichnung zur Anbetung des neugebornen Christus durch Hirten und Magier im Sommer 1832 in München. Da schreibt er am 21. Juni an C. Linder:

*) Der bekannte hegelianische Rechtsphilosoph, der also auch in Kunstartikeln arbeitete.

„Beiliegend erhalten Sie eine kleine Bause nach einer eb
gefertigten Zeichnung zu einem großen Carton (Gegenstück
Kreuzigung); und statt sie Ihnen zu erklären, bitte ich n
eine Erklärung darüber von Ihnen aus. Es hätte für m
einen Reiz, in Ihrem Geiste den meinen gleichfalls veredelt u
anmuthiger wieder zu sehen."

Nach seiner zweiten Reise nach Rom schreibt er unt
den Studien zum Entwurf des jüngsten Gerichts, an Schl
thauer (8. Juli 1833):

„Kurz nach meiner Ankunft fing ich eine große Zeichnu
an, die ich viel mehr als gewöhnlich ausführe, und indem ich
die Schauer der Unterwelt und durch die Kreise der Himm
wandelte, kam mir diese Welt etwas abhanden, die mir ohnedi
täglich schaler und geschmackloser wird."

Am 20. August 1833 kann er schon melden:

„Mit meiner Arbeit geht es zu meiner, aber noch me
zu Allerwelts Zufriedenheit, ich habe eine Zeichnung gema
die — doch ich darf's selbst nicht sagen, genug sie gefällt Freu
und Feind, so daß selbst der Neid verstummt. Diese Aufmu
terung ist aber auch nothwendig bei einer beinahe so verwegen
Unternehmung."

Am 12. Oktober 1833 schreibt er wieder von Rom a
an E. Linder, um Verzeihung des langen Stillschweige
bittend:

„Ich wäre in Verzweiflung, wenn nicht das Ungeheuers
das Unerhörteste, wenn nicht das Weltgericht selbst mich
Schutz nähme. Nie hat man wohl eine Dame auf eine gro
artigere Weise um Verzeihung gebeten, und indem ich das Ur
versum zu Ihren Füßen lege, erwarte ich getrost mein Urthei
— Nun ist die Zunge gelöst! ich darf Ihnen sagen, daß
eine selige Zeit, die Hochzeit, die Erfüllung meiner heiligst
Wünsche hier feiere! Wie wenige Menschen erlangen ein solch
Glück und wie wenig ist die Welt geeignet zu solcher Erfüllung

In den Jahren 1834 und 35 vollendete er den Cart
zum Gerichte und eilte dann nach München.

Auf der Heimreise schreibt er von Venedig aus am 5. Juni 1835: „Deinem Verlangen gemäß zeige ich Dir nun an, daß ich hier glücklich angekommen bin. Ich wohne in demselben Gasthause, wo wir vor fünf Jahren zusammen waren. Was liegt Alles zwischen dieser Zeit. Gottes heiliger Wille geschehe immer, er sei gepriesen in allen seinen Rathschlüssen!"

So viel von der Zeit der Vorarbeiten und Studien für die Gemälde der Ludwigskirche.

Die folgenden Jahre von 1836 bis 40 waren nun bestimmt zur Ausführung dieses großartigen Gemäldecyklus, besonders des jüngsten Gerichtes al Fresko in der Kirche selbst. Es dienten hiebei dem Meister als treue Gehilfen die Maler Hermann, Helweger, Heiler, Halbreiter, Lacher, Stürmer, Kranzberger und Moralt. Das größte aller Gemälde Bayerns, das jüngste Gericht, führte Cornelius selbst in Fresko aus, nachdem die Schüler es im Hinblick auf vier nacheinander aus Rom eintreffende Cartonstücke untermalt hatten.

So ist dieser berühmte Cyklus christlicher Gemälde zur Vollendung gekommen im J. 1840, wie auch eine Inschrift an der Westwand der Kirche sagt. Was den Kunstwerth und die Bedeutung dieser Fresken betrifft, so ist darüber schon zum Ueberdruß gekritelt und auch gefabelt worden*).

*) So meint Riegel, Cornelius habe hier conventionelle kalte Gestalten geschaffen, weil er durch das katholische Dogma beschränkt war, während er in Berlin die volle evangelische Freiheit zu seinen Kirchhofbildern hatte u. s. f. Das ist gehaltloses Gerede! Cornelius hat in München wie in Berlin die tradirten Wahrheiten und Thatsachen des christlichen Glaubens dargestellt, er hat hier und dort die alten überkommenen Motive benützt (Engel und Teufel bei den Schächern, die vier Reiter), aber er hat das Tradirte in seinem Geiste wiedergeboren und in großartigen, noch nie gesehenen Formen uns vor Augen gestellt. Er war hier wie in Berlin gleich frei und unfrei! — Wolzogen sagt beim Bilde der Kreuzigung: Christus

Es genügt hier folgende allgemeine Bemerkung: Cornelius hat hier die tradirte christliche Glaubenslehre vom dreieinigen Gotte und seiner Offenbarung in und an der Welt in grandiosen, sinnvollen, neuen Gestalten und Bildern uns vor Augen geführt. Daß fast alle auftretenden Personen etwas Heroisches, Nibelungenartiges, Gigantisches, weniger das christlich Milde, Anmuthige und Demüthige an sich tragen, ist vom Schöpfer des eben vollendeten Heroensaales in der Glyptothek und vom ganzen Charakter unsers Meisters zu erwarten gewesen. Die Darstellung des ewigen Vaters, der sein Fiat in die Finsterniß hinaus ruft, ist in Linien und dramatischer Bewegung ein Musterbild des Erhabenen, Edlen und Erhebenden; ebenso bietet die Kreuzigung hohe Schönheiten und unvergleichliche Charakteristik der Seelenzustände.

Was dann das berühmteste von all diesen Gemälden, das jüngste Gericht betrifft, so hat hier Cornelius wie alle Vorfahrer, Signorelli, Fiesole, van Eyk und Michelangelo das vom Heilande verkündete und von der christlichen Kirche gelehrte am Ende der Weltentwicklung eintretende Ereigniß des Gerichtes darzustellen sich bemüht und nichts anderes *).

---

empfiehlt da die Seele des einen Schächers einem Engel, die des andern einem Repräsentanten der Hölle!!

*) Was für Deutungen mußte wieder dieses Gericht erdulden! E. Förster (V. 52) und Wolzogen meinen: dem Cornelius sei das jüngste Gericht ein ewiges Gericht, das nicht an einem Tage der Zukunft eintritt, sondern wodurch in jedem Augenblick und überall Christus, ja der bloße Gedanke an ihn, unser Urtheil spricht!! Andere Kritiker der Neuzeit stoßen sich an der ewigen Höllenstrafe, die hier dargestellt ist. Hr. Riegel (S. 147) will diese veraltete Lehre mit Hinweisung auf die Schriftstelle rasch umstoßen: Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen! Also wird es auch geschehen, sagt er. Aber Gott spricht auch: „Seid heilig, denn auch ich bin heilig.“ Das ist auch der offene Wille Gottes. Doch wird Herr Riegel wohl eingestehen, daß an ihm selbst dieser Wille Gottes nicht erfüllt ist. Gott hat eben in Liebe den menschlichen Willen frei geschaffen und

In Mitte dieses ungeheuren Gemäldes, das 64' hoch und 30' breit ist, 130 Personen enthält und um ein Drittheil Michel Angelo's Bild in Rom an Ausdehnung übertrifft, erscheint Christus als Weltrichter auf einem Wolkenthrone, umgeben oben von Engeln die die Marterinstrumente tragen, zur Seite von den Heiligen des Himmels. Rechts kniet Maria mit Aposteln, den Hauptheiligen des neuen Bundes, links Johannes Baptista als Vertreter des mit ihm endenden alten Bundes. Unter der Gestalt des Heilandes treten mit furchtbarem Ernst die majestätischen Engel auf, indem sie mit dem Schalle ihrer Posaunen die Todten aus den Gräbern rufen. In ihrem Centrum hält ein Engel das Buch des Lebens. In Mitte des Unterraumes steht die herrliche Figur des Erzengels Michael, des Todtenführers und Richters, er trennt unter den aufstehenden Todten die Guten und die Bösen mit flammendem Schwerte und hellem Schilde voneinander. Und nun bricht das Loos der Auferstandenen für ewig an. Zur Rechten des Richters erheben sich die Seligen in unendlichem Jubel, von Engeln geleitet, empor zum Himmel, in ekstatischen Gruppen schweben sie aufwärts, man erkennt unter ihnen auch den Fürsten der christlichen Dichter Dante, den christlichen Malerfürsten Fiesole; unten erblickt man den König Ludwig selbst, noch auf Erden stehend, aber diesem seligen Loose entgegensehend. Auf der andern Seite werden die Unseligen von den Teufeln hinabgezerrt in den Abgrund der Hölle, wo der Höllenfürst auf einem Throne von Eis (?) sie erwartet, mit Schlangenbündel sie züchtigend; seine Füße ruhen auf den Gestalten des Judas und Segest, der beiden Verräther gegen Gott und das Vaterland; da sieht

---

der Mißbrauch dieser Freiheit ist die Ursache, wenn Gottes Wille sich nicht an ihm erfüllt, wenn der Mensch unheilig bleibt oder ewig wegen seiner Verstockung im Bösen verstoßen wird. Damit stimmt ganz was Leibnitz sagt: Nicht Gott verdammt den Sünder ewig, sondern er selbst vollbringt es, wenn es geschieht.

man hinabwandern zum Orte, wo keine Hoffnung mehr ist, alle Todsünden mit trefflicher Charakteristik, man sieht schaudernd den Hoffärtigen (Tyrannen), den Neidischen, den Geizigen, den Schlemmer, den Mörder, den Unkeuschen, die Heuchler in schwarzgrauen Mönchskutten, einer darunter drückt ein Buch an die Brust*). Unten umklammert noch eine Seele, welche vom Satan erfaßt wird, die Füße ihres guten Engels, der sie den Krallen des Verderbers entreißt (uraltes Motiv). Wahrscheinlich ist die Fürbitte Mariens oben beim Heiland die Quelle dieser Begnadigung**).

Das ganze ungeheuere überwältigende Bild, dessen Wirkung man freilich erst nach und nach fühlt, weil das Ganze nicht zu übersehen ist, hat einen wunderbaren architektonischen Aufbau, ist kühn entworfen, erhaben, genial, charakteristisch, geistsprühend, ganz im altkirchlichen Geiste gedichtet, an heiligem Ernste und Gedankenfülle weit Michel Angelo's unsterbliches Werk übertreffend. Die Composition ist ohne Zweifel für den Unbefangenen über alles Lob erhaben***). Aber es hat den Mangel einer sehr schlechten Beleuchtung und eines fahlen, gelbrothen Colorits mit dunklen Schatten, weßwegen das Riesenbild beim Eintritt nicht jenen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer ausübt, den man erwartet. Schon der oben angedeutete Mißstand, daß nach vier getrennten

---

*) Hr. Riegel meint, das wäre nothwendig ein Ketzer mit der heil. Schrift; das forderte die katholische Geistlichkeit Münchens vom Maler! In München weiß man von solchen Intentionen nichts. Cornelius wollte, wie die alten Maler des Gerichts, nur deutlich machen, daß auch der geistliche und Ordensstand der Hölle verfallen, wenn sie nicht dem heiligen Berufe gemäß leben.

**) Wie der Cynismus sich bereits über dieses Bild äußerte, zeigt Gutzkow in den Rittern vom Geiste. Er sagt: „Cornelius mit seinem ganzen jüngsten Gerichte ist eine alte Reliquie von anno Schwartenleder!!“ So redet eine literarische Mumie.

***) Von Merz trefflich gestochen. Die Cartons der Bilder der Ludwigs-Kirche sind gleichfalls in Berlin, aber unsichtbar.

Stücken einer Farbenskizze gearbeitet wurde, war für die einheitliche, harmonische Farbenwirkung unvortheilhaft. Dann scheint wirklich Cornelius immer mehr das Element der Farbe geringgeschätzt zu haben, er wollte die Composition vor Allem wirken, keine Farbe aber vortreten und eine selbstständige Geltung gewinnen lassen, daher der schmutzige Ton der über das Ganze ausgegossen ist!

Nach Vollendung dieser Gemäldezier der Ludwigskirche war wieder großes Fest zu Ehren des Meisters Cornelius, der während der Zeit im Jahre 1835 auch Paris besucht hatte und dort mit seltener Auszeichnung behandelt worden war*). Aber bald wurde das Gericht, das er in der Ludwigskirche mit solcher Lust ausgeführt, seiner bisherigen Stellung zum Verderben. Cornelius vernahm mit Herzenleid, welches Gericht an manchen Orten, zumal von Künstlern, über sein Lieblingsbild des Gerichts gehalten wurde. Als dann der von Berchtesgaden nach München heimgekehrte König alsbald in Begleitung des Baumeisters Gärtner die Kirche besuchte, um die vollendeten Fresken zu schauen, wurde dem nachkommenden Meister Cornelius, vielleicht aus Mißverständniß, der Eintritt in den Bau versagt. Er nahm diese Behandlung als Zeichen der höchsten Ungnade, er schloß daraus daß man durch seine Schöpfung nicht befriedigt sei, daß man seiner Person gerne entledigt wäre, und im Ansturme des beleidigten Ehrgefühls bat er nach Kurzem um seine Entlassung als Direktor der Akademie der Künste.

Dazu kam, daß der kunstsinnige König Wilhelm IV. von Preußen sein altes jetzt berühmtgewordenes Landeskind wiederholt eingeladen hatte, nach Berlin zu kommen und bei seinen großen Kunstunternehmungen ihm zur Seite zu stehen. Dieser Einladung folgte nun Cornelius. So war er veran-

---

*) König Louis Philipp führte den Meister, den alten Franzosenhasser wie ihn Overbeck in Briefen nennt, selbst in die Gallerie zu Versailles.

laßt, nach fast zwanzigjährigem Aufenthalte in Bayern dieses Land zu verlassen. Doch ehe wir den Meister ziehen lassen, müssen wir noch einen Blick werfen auf sein anderweitiges Leben und Wirken, Denken und Trachten, Glauben und Lieben in dieser Zeit seines Aufenthaltes in München.

Vor Allem müssen wir seine Eigenschaft als Lehrer und Direktor der Akademie der Künste mit hohem Ruhme erwähnen. Es sei vorerst erwähnt, daß er stets bedacht war, allmählig die trefflichsten Lehrer für die Akademie zu gewinnen; besonders die Freunde die ihm von Düsseldorf gefolgt waren, sowie Schlotthauer, Heß, Amsler wußte er zu Genossen zu erhalten. Was ihn selbst betrifft, so wird selten ein Mann solche eminente Begabung für eine Stelle der Art besessen haben als Cornelius. Wenn er lehrte, kurz, prägnant, treffend, geistreich, hing Alles an seinem Munde; was er befahl, geschah ohne Widerrede von den Schülern. Nicht als Lehrer und stolzer Gebieter, sondern als Hoherpriester der Kunst wandelte er durch die Säle der Akademie, so erschien er mir immer: sagte mir ein Maler, der unter seiner Leitung an der Akademie gewesen.

Auf Wahrheit, Treue und Großartigkeit drang er vor Allem auch hier bei künstlerischen Entwürfen seiner Schüler. Er selbst war die Wahrheit und Natürlichkeit in Allem was er that und sprach. Darum schreibt er mit Recht in einem Briefe: „Ich kann das Gethue eines Salbaders nicht lernen, vielleicht weil jede Art von Wind mir um die Nase gestrichen; die Leute sehens mir an, daß ich nicht sagen kann: Sauer ist süß! Sie sehen mir's gleich an, daß ich sagen werde: Der Gesang der Nachtigall gefällt mir besser als das Gekrächz der Dohlen!“ Ebenso männlich und furchtlos war er in allen Bedrängnissen. Als in München die Cholera wüthete (**1831**), lud ihn Fräulein Linder nach Basel ein, einen neuen Dekamerone zu produciren gegen die Pest; er aber schreibt: „Ich wäre Ihrer Ladung gefolgt, hätte ich den Muth gehabt mich zu fürchten; jetzt aber aus Feigheit für den Tod meiner

Ehre, muß ich den Kartätschen der Cholera stehen; da wo mein König und so viele ehrenwerthe Männer aushalten, darf der Cornelius nicht davonlaufen!"

Gegenüber seinen Schülern der Münchener Zeit war der Meister nicht gerade affabel und freundlich, mehr ernst und zurückhaltend, während er die von Düsseldorf Gekommenen als seine alten Freunde in seinen steten Umgang zog. Aber wenn es sich darum handelte einem Künstler, einem Zögling der Akademie behilflich zu seyn durch Rath und That, da war Cornelius immer zur Hand. Er vertrat bei Vielen die Stelle des sorgenden Vaters, wie Eberle das immer von seinem Verhältniß zu Cornelius sagt. Er nahm sich der reicher Begabten und Talentvollen mit besonderer Hingebung an, empfahl sie den anderen Lehrern, corrigirte ihre Entwürfe und gab ihnen selbst passende Themen. So war er noch von Berlin aus besorgt um einen Maler Lampenseder, dem er in einem Briefe räth einmal eine große Composition zu versuchen, aber nicht zu viel Engel und Teufel anzubringen, das sei Pfeffer, den wolle man seltener haben. — Er war großmüthig im Spenden von Unterstützungen an Nothleidende. Als der junge Herr Quast ohne Geld aus Griechenland heimkehrte, ließ er ihm sogleich voll Erbarmen 100 fl. auszahlen. Ein Münchener Künstler (H.), der sehr kümmerlich zu leben hatte, besuchte den alten Lehrer. Cornelius, scharfen Auges erkennend wo es dem Manne fehle, ging zu seinem Schreibpulte, nahm dreimal die Hand voll Geld, gab sie dem erstaunten Künstler und sagte: „Da nehmen Sie! Sie müssen besser leben, sonst kann man nichts Ordentliches schaffen! Haben Sie einmal überflüssiges Geld, so können Sie mich bezahlen!" Einmal sammelte er für einen armen halberblindeten Miniaturmaler selbst Beiträge bei seinen Bekannten. So war er hilfreich in fremder Bedrängniß, uneigennützig und stets nobler Gesinnung. Seine Cartons und Zeichnungen achtete er wenig, sie lagen lange auf dem Speicher der Akademie; beim Abzuge nach Berlin schenkte er auf Schlotthauers

Verwendung etwa sechs seiner trefflichen Aktzeichnungen der Akademie als Vorlagen, die noch jetzt benützt werden. Deßwegen hat er sich auch kein großes Vermögen trotz glänzender Stellungen und Arbeiten gesammelt. Er war stets heiter, lebenslustig, lebte gut *), trank gut, gab häufig Gesellschaften, und trug eine glühende sinnliche Natur und Phantasie mit sich herum.

Uebrigens vergaß Cornelius auch in dieser Zeit des höchsten Glanzes seiner äußern Stellung, im Zenit seines Ruhmes nicht seine Stellung und Verpflichtung gegen Gott. Er bekannte seinen Glauben auch in München, er betete, ging regelmäßig zur Kirche und den Sakramenten, wenn er auch in dieser Zeit sich auf das jedem Katholiken Nöthige beschränkte, ohne höhere Vollkommenheit anzustreben. Sein Beichtvater der damaligen Jahre lebt noch in München. Er mahnte scherzend den Meister oft, dem Hauptmann Cornelius in der Apostelgeschichte nachzufolgen, nicht aber dem großen Schwarm vieler andern Soldaten. Der Meister nahm die Mahnung gut auf und versprach zu folgen! Beim Scheiden von München brachte Cornelius seinem alten Beichtvater noch den herrlichen Kupferstich des jüngsten Gerichtes, den Merz gestochen und sagte: „Weil Sie so oft Gericht gehalten über mich, nehmen Sie mein Gericht hier zum Andenken!“ Dann gab er ihm einen Kronenthaler in die Hand und bat: „Lesen Sie mir eine heil. Messe, damit mir in Berlin Gnade und Segen Gottes zu Theil werde!“ — Und das ist treulich geschehen.

---

*) Er hatte anfangs auch ein Reitpferd, und stets Wein und Bier im Keller eingelegt.

III.

Die politischen Fehler Oesterreichs.

Oeffentlicher Vortrag gehalten den 8. April im katholischen Vereinshause zu Freiburg von Dr. D. v. Wänker.

Vorwort.

Dem bezeichneten Vortrag glauben wir einige einleitende Worte voranstellen zu müssen. Man gestatte uns einen flüchtigen Rückblick. —

Deutsche Reichsfürsten haben die Selbstsucht bis zum Verrath getrieben; deutsche Reichsfürsten haben sich zu Werkzeugen fremder Politik erniedriget; deutsche Reichsfürsten haben die altehrwürdigen Rechts-Institute untergraben und den nationalen Verband der deutschen Stämme bis zu dessen vollkommener Auflösung geschwächt und zerrissen. Das Haus Habsburg dagegen hat die bestehenden Rechte geschützt und es hat selbst die Rechte der Feinde und der Verräther im Glück wie im Unglück geachtet. An der Spitze des heiligen römischen Reiches deutscher Nation haben die Habsburger mit zäher Standhaftigkeit die Ehre und die Interessen der Deutschen verfochten und sie haben sich den schweren Kämpfen auch dann nicht entzogen, als die Zertrümmerung des Reiches gänzlich vollendet gewesen. In seiner Geschichte und in den

Quellen seiner Macht lag der Beruf des Reiches der Habsburger. Es sollte die deutschen Staaten in einem geschlossenen politischen Körper zusammenhalten; es sollte diesen Körper der Nation in das System von Europa stellen; es sollte die Nation führen und deren geeinigte Kraft zur Wahrung des internationalen Rechtsstandes verwenden.

Mußte man auch gar viele Fehler und Mißgriffe wahrnehmen; mußte man die mehr als mangelhafte Verwaltung und die schwankende oder verkehrte Politik tadlen; mußte man in den Ereignissen des J. 1859 theilweise ein selbstverschuldetes Unglück beklagen — immer noch waren nicht alle Hoffnungen zerstört; denn immer noch, und damals vielleicht mehr als früher, durfte man erwarten, daß Oesterreich durch die nothwendige Umgestaltung seiner inneren Zustände die Machtstellung wieder erwerbe, ohne welche die Erfüllung seiner geschichtlichen Mission eine Unmöglichkeit war.

Die Berufung des Fürstentages hat wohl die edle Absicht des Kaisers Franz Joseph bewiesen, aber um die vereinbarte Reform des Bundes auszuführen hat man auch nicht die Spur einer ernsten Maßregel gesehen und dennoch mußte das Jahr 1866 herankommen, um mit vielen Selbsttäuschungen auch die wohl begründeten Hoffnungen zu brechen. Das stärkste Vertrauen konnte nur noch fragen, ob Oesterreich wieder erstarken könne zur Erfüllung seiner geschichtlichen Mission oder ob es diese verloren habe für immer; aus dieser Frage aber entstand nothwendig die Frage nach den Ursachen des Sinkens der österreichischen Macht und Größe.

In allen und besonders auch in den südwestlichen Theilen von Deutschland lebten und leben noch immer sehr viele ehrenwerthe und einsichtsvolle Männer, in welchen eine große, theilweis angeborene, Anhänglichkeit an Oesterreich getragen wurde von einer wahren und rechten Liebe zum Vaterland und von einer regen Empfindung für die Ehre der Nation. Diese „Großdeutschen“ verwarfen eine jede

Gestaltung des Vaterlandes welche nicht alle deutschen Staaten umfaßte, und die Möglichkeit solcher Gestaltung lag ihnen in dem geschichtlichen Berufe der Habsburger.

Zu diesen „Großdeutschen“ hat Dr. Otto v. Wänker gezählt. Er hat für die großdeutsche Idee gedacht und geschrieben, gesprochen und gehandelt. In dem Schmerz der vernichteten Hoffnung hat er sich die obige Frage gestellt und das Ergebniß seines Denkens und Forschens hat er kund gegeben in einem öffentlichen Vortrag, gehalten in zahlreicher Versammlung von Männern und Frauen jeden Standes, jeder Lebensstellung und jeder politischen Meinung. Alle Hörer haben die schlagenden Wahrheiten verstanden oder empfunden; alle haben die Milde der Beurtheilung anerkannt; alle haben den einfach ruhigen Ton der Rede gewürdiget und die edle Haltung des Redners. Der Vortrag des Hrn. v. Wänker sollte bekannt werden in weiteren Kreisen *); denn in Oesterreich würde er eine gewisse Wirkung nicht verfehlen und in unserem Deutschland müßte er doch zeigen, daß der großdeutsche Gedanke den gesunden Verstand nicht getödtet und daß die Anerkennung des hohen Berufes der Habsburger nicht andächtig bewundernd Alles angenommen, was man gethan hat in Wien.

Der Gegenstand meines Vortrags „die politischen Fehler Oesterreichs“ hat da und dort Anstoß erregt. Ich bedaure dieß lebhaft und ehre die Motive, erlaube mir aber doch zu bemerken, daß gerade diese edlen Beweggründe der Sache, der man zu dienen vermeinte, mehr geschadet als

*) Der Vortrag wurde, mit Ausnahme eines einzigen, von allen badischen Blättern ignorirt, die sich es sonst zum Geschäft machen jeden Trinkspruch eines Dorf-Schulmeisters oder eines Bürgermeisters an ihre Leser zu bringen.

genutzt haben; sie führten nämlich dazu unleugbare Uebelstände zu verschweigen, zu bemänteln, selbst zu beschönigen und dadurch diejenigen einzuschläfern, die zur Abhülfe berufen waren. Ich werde nur die Wahrheit sagen nach bestem Wissen und Gewissen und ich freue mich, mit einem Lobe, nämlich dem der guten Absicht, beginnen zu können.

Seit dem unheilvollen Jahre 1849 waren die Bestrebungen der österreichischen Regierung unablässig darauf gerichtet, die inneren Verhältnisse zu ordnen und gegen außen die Stellung zu und in Deutschland nicht nur zu bewahren sondern auch zu befestigen. Von diesen Bestrebungen hinderte die eine die andere und beiden standen feindlich entgegen: das bundesgenössische Preußen; eine große mächtige Partei in Deutschland selbst, die in fürstlichen Cabineten, in landständischen Versammlungen und in der Presse ein entscheidendes Wort führte; endlich der dämonische Mann, der die Lüge, den Verrath und die Treulosigkeit im europäischen Völkerleben zum System erhoben hat.

Abgesehen hievon war die Aufgabe eine riesengroße und zu ihrer Lösung fehlten die tauglichen Männer; seit Radezky hatte, mit Ausnahme des Erzherzogs Albrecht, Oesterreich keinen Feldherrn und seit Felix Schwarzenberg, welcher der Monarchie zu früh entrissen wurde und der an Thatkraft und Begabung dem Grafen Bismark gleich stand — keinen Staatsmann mehr!

Die Hauptschwierigkeit aber wurzelte in der Vergangenheit und um Ihnen diesen meinen Gedanken klar zu machen, muß ich Sie in die Vergangenheit und zwar in längst verschwundene Zeiten auf einen Augenblick zurückführen.

Wenn Sie eine Linie von der Mündung der Elbe bis zum adriatischen Meere ziehen, so finden Sie die Grenze, bis zu welcher nach dem Vordringen der germanischen Stämme gegen Westen und Süden das weite Land von slavischen Völkerschaften in Besitz genommen wurde. Jenseits

dieser Linie sind die beiden „deutschen Großmächte" entstanden. Nach der Gründung des deutschen Reiches handelte es sich darum, diese Länder nicht blos wieder zu erobern, sondern auch zu germanisiren und zu bevölkern. Es geschah dieses im Ganzen und Großen mit bewunderungswerthem Geschick und Erfolg. Dem Kreuze des Priesters und dem Schwerte des Ritters folgte der Pflug des Ansiedlers und das deutsche Bürgerthum entfaltete seine ganze Tüchtigkeit. Es gründete im Osten, wohin damals die Auswanderung ging, Städte bis zum finnischen Meerbusen in der Nähe des heutigen Petersburg; deutsches Stadtrecht wurde eingeführt und so stolz war der deutsche Bürger, daß nur deutsche Abkunft zur Aufnahme in die Zünfte berechtigte. Dabei ist bemerkenswerth, daß im Norden weit rücksichtsloser verfahren und darum auch gründlicher germanisirt wurde als im Süden.

Im Süden gründete Kaiser Otto der Große, nachdem er die Ungarn auf dem Lechfeld geschlagen, (i. J. 970) die Mark Ostrich oder Oestrich, welche die Bestimmung hatte den alten Völkerweg längs der Donau zu bewachen, das verheerte Land zu bevölkern, was von Bayern aus geschah, und deutsche Cultur und deutsche Herrschaft immer weiter gegen Osten auszudehnen.

Schon anderthalb hundert Jahre später erbaute Heinrich Jasomirgott die St. Stephanskirche und war die Mark so erstarkt, daß sie zum deutschen Herzogthum erhoben wurde. In einer verhältnißmäßig kurzen Zeit war somit für Deutschland eine Erwerbung gemacht, welche den Kern des großen Reiches bildet, dem sie den Namen gab.

Sie werden die Bedeutung dieses Moments leicht erkennen: das von Deutschen und auf deutsche Cultur gegründete, von einer deutschen Dynastie beherrschte Reich mußte in allen seinen später angewachsenen Theilen auch ein deutsches werden und kann nur als ein deutsches bestehen. Es wird Ihnen demnach auch das Grundübel der österreichischen

Monarchie klar seyn. Obgleich die Habsburger Jahrhunderte lang auch die deutsche Kaiserkrone trugen, so standen doch stets die Erblande nur neben und nicht in Deutschland, eine innige Verbindung, eine Verschmelzung wurde nicht einmal angestrebt.

Ich begreife vollkommen die Gründe der damaligen Staatsweisheit und eine andere Dynastie würde nicht anders gehandelt haben; ich begreife auch die ungeheure Schwierigkeit bei dem Umfange der außerdeutschen Länder. Allein mit der Größe der Aufgabe mußten auch die Kräfte wachsen und je weniger in dazu geeigneten Zeiten diese Aufgabe gelöst wurde, um so schwerer mußte in der Zukunft, die jetzt Gegenwart geworden, die einheitliche Regierung eines Mischreichs werden.

Von der langen Reihe der Regenten haben nur Maria Theresia und ihr Sohn Joseph II. Erhebliches hierin geleistet und die Unterlassungssünden der Ahnen muß nun der Enkel büßen, Franz Joseph, der seit 1849 die Dornenkrone Oesterreichs trägt und sich abmüht, das Chaos zu ordnen!

Als vor 50 Jahren der deutsche Bund gestiftet wurde, da hatten die dazu gehörigen österreichischen Länder eine Bevölkerung von 9½ Millionen, die preußischen Bundesländer eine solche von 8 Millionen; 45 Jahre später zählte Preußen 14,139,000, Oesterreich nur 13,300,000, also weniger 839,000. Wäre in Oesterreich die Bevölkerung in demselben Maße gewachsen, so hätte sie annähernd der des gesammten Königreichs Preußen gleich kommen müssen.

Man sollte glauben, daß die Natur selbst im Bunde gegen Oesterreich sei! Jedenfalls ist diese Erscheinung eine äußerst merkwürdige, der genauesten Untersuchung werth. Ich habe nirgends eine Aufklärung gefunden, kann aber die Ursache dieser geringeren Zunahme nur in socialen und politischen Uebelständen erblicken.

Viel leichter ist die stetige Abnahme des deutschen Elements zu erklären, welche in der ganzen Monarchie stattfindet. Constatiren wir zuerst die Thatsache selbst. Ein

förmliches Zurückdrängen der deutschen und Vorrücken der italienischen Sprache zeigt sich in Südtyrol, welches früher ganz deutsch gewesen; Trient, früher eine deutsche, ist jetzt eine italienische Stadt. Ja schon in Botzen wird nun italienisch gesprochen und ein neuester Reisebeschreiber erzählt, daß, höchst charakteristisch, die Ankündigungen am Bahnhof in italienischer Sprache verfaßt seien. In allen andern Theilen der Monarchie mit gemischter Bevölkerung ist nicht blos keine Zunahme, sondern eine Verminderung der Deutschen zu bemerken. Triest, obgleich schon seit 1382 zu Oesterreich gehörig und ihm seine Blüthe verdankend, obgleich eine Seestadt mit deutschem Hinterland, ist keine deutsche Stadt geworden. In Siebenbürgen, in welchem die Deutschen alle Städte gründeten, die sammt und sonders noch deutsche Namen führen, betrug die deutsche Bevölkerung noch im vorigen Jahrhundert 400,000, im Jahr 1861 nur noch 200,000. Wo der Deutsche mit einer fremden Nationalität zusammenwohnt, beugt er sich dieser und wird Magyare, Tscheche oder gar Slovake. Die Meisten übersetzen sogar ihre Namen in's fremde Idiom und diese Renegaten sind dann gerade die leidenschaftlichsten Gegner des Deutschthums. In Ungarn, besonders nach den Erfolgen der Magyaren, geschieht der Abfall massenhaft. Leider gehen gerade die höheren Stände mit dem Beispiel voran, und in Böhmen bietet sich das traurige Schauspiel, daß der Adel, der die schönsten und ruhmreichsten deutschen Namen trägt, auf der Seite der Tschechen, gegen die Deutschen und Kaiser und Reich steht. Statt der deutschen Sprache wird vielfach in Böhmen die tschechische, in Galizien die polnische Sprache in den Schulen eingeführt. In Lemberg soll der Pole Goluchovski, früher Minister jetzt Statthalter, die deutsche Zeitung unterdrückt haben. Alle Städte haben an ihrem deutschen Charakter verloren. Ja Krakau, als es noch polnische Hauptstadt war, schloß mehr Deutschthum in sich als in der Gegenwart.

Noch französische und italienische Berichte aus dem 16. Jahrhundert schildern die Deutschen als stolz und hoch-

fahrend, die mit Geringschätzung auf andere Völker herabschauen und in jener Zeit war es, daß der nichtdeutsche Adel in Oesterreich deutsche Namen wählte. Es ist anders geworden und diese Aenderung haben zum großen Theil die Sorglosigkeit, der Unverstand und selbst der böse Wille der Regierenden verschuldet. Allerdings waren die fremden Nationalitäten zu achten, aber man hat mehr gethan, man hat die Unterdrückung der deutschen Nationalität geschehen lassen und vielfach begünstigt. Ich habe mich bei diesem Gegenstand länger verweilt, weil ich ihn für so außerordentlich wichtig und die Verkümmerung des deutschen Elements für das eigentliche Grundübel der Monarchie erachte.

Bevor ich jedoch zur Darstellung der Wirksamkeit der jetzigen Regierung übergehe, muß ich den Charakter der vorausgegangenen bis zum Jahre 1848 skizziren.

Das Metternich'sche System beruhte auf Egoismus und Indolenz, man wollte nur Ruhe um jeden Preis, Erhaltung des Statusquo, schob alles Unangenehme bei Seite, vermied ängstlich jede Neuerung und berührte keine der brennenden Fragen, die einmal gelöst werden mußten, die ganze Last auf die Zukunft wälzend. Ganz bezeichnend für den Diener und den Herrn ist die Aeußerung, die man dem Minister in den Mund legt: „Majestät Uns hält es noch aus."

Eine Verläumdung aber ist es, daß dieses Regiment ein hartes und drückendes gewesen; man kann ihm vielmehr den entgegengesetzten Vorwurf machen: Mangel an Ernst, Strenge, Zucht, Ordnung und Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung und Pflege eines verderblichen Materialismus. Die Losung war: „Leben und Lebenlassen", ging es auch aus öffentlichen Kassen. Um die Unterthanen nicht höher zu besteuern, bestritt man die wachsenden Staatsbedürfnisse im tiefsten Frieden ganz vergnüglich durch Anleihen, bei denen immer ein Erkleckliches begünstigten Herren zufiel. Dagegen lag im System allerdings die Fernhaltung aller liberalen Ideen, deßhalb die möglichste Unterdrückung derselben auch in

Deutschland und die Absperrung von demselben, sowie die Niederhaltung einer Nationalität durch die andere im Inland.

Zu dieser Zeit gründete Preußen den Zollverein, die eigentliche Grundlage seiner Macht, den Fußschemel seiner Größe. Man hätte damals den Beitritt Oesterreichs nicht verweigern können; es suchte ihn aber natürlich nicht, es hätte die Absperrung aufgeben und einzelne Interessen, namentlich einflußreicher Fabrikanten verletzen und das Volk zur Arbeit anspornen müssen.

Allein dieses System hat nicht einmal seinen Schöpfer ausgehalten; er sah es noch am Abend seines Lebens dem Einsturz verfallen. Und was waren die Früchte davon? Im ganzen weiten Reiche ein furchtbarer Ausbruch der verschiedenen Nationalitäten die nach Unabhängigkeit strebten, und mitten in der wilden Bewegung die Deutschösterreicher als politische Kinder oder Idioten, die in die Hände klatschten wenn die Flamme wieder ein Stück des gemeinsamen Hauses verzehrte, die wärmsten Sympathien für ihre Feinde hegten, laut jubelten, wenn Italiener oder Magyaren über das kaiserliche Heer gesiegt hatten und die eigene Hauptstadt zum Mittelpunkt des Aufruhrs machten, nur weil sie alles das für „liberal" hielten. Dieser Mangel an politischer Bildung, dieselbe Abgötterei mit Allem was als „liberal" verzollt wird, wenn es auch das eigene Interesse verletzt, zeigt sich bis zur Stunde in der österreichischen liberalen Presse und die Presse richtet sich doch im Ganzen nach ihrem Publikum. Die liberale österreichische Presse war, so unglaublich es ist, nationalvereinlich und ignorirte die großdeutschen, Oesterreich freundlichen Bestrebungen als ultramontan oder reaktionär. Denn nationalvereinlich galt als liberal und die guten Oesterreicher schöpften ihre Kenntnisse über Deutschland nur aus Blättern, welche sich ein Geschäft daraus machten Oesterreich zu verunglimpfen, und auf dessen Sturz hinarbeiteten. Erlauben Sie mir aus neuester Zeit zwei Beispiele anzuführen.

Ein großes Wiener Blatt hatte einen eigenen Bericht-

erstatter in Venedig, als es seine Vereinigung mit Italien feierte und dieser Berichterstatter beschreibt diese Feste mit einem solchen Enthusiasmus, einem solchen Entzücken, daß man seine Freude darüber, daß endlich Oesterreich Venetien verloren, in jedem Worte zu erkennen glaubt. Ein anderes Wiener Blatt hat einen Correspondenten in München, der regelmäßig gegen die „reaktionäre antipreußische Partei" in Bayern eifert. Und solche Leute, jeden National- und Ehrgefühles baar, denen es selbst an jedem Verständniß für die Interessen ihres Landes fehlt, beherrschen die öffentliche Meinung!

Sie kennen nun den Boden, auf welchem seit 1849 der Neubau Oesterreichs aufgeführt werden sollte. Bei diesem Unternehmen, dem Versuche die innern Verhältnisse zu ordnen, vermissen wir vor Allem das zähe unerschütterliche Festhalten an einmal angenommenen Grundsätzen, was sonst selbst den Gegnern Respekt einflößte und als eine österreichische Erbtugend galt. Man sieht vielmehr, daß, wie in der äußern Politik, so auch in der inneren über Grundsätze und Ziele keine festen Entschlüsse mehr bestehen, daß man sehr oft zwischen widersprechenden Ansichten schwankt, über die Wahl der Mittel unklar ist, nur tastend vorgeht, und bei jedem Widerstand wieder zurückweicht, um zu Entgegengesetztem überzuspringen. Es folgten sich:

die Verfassung vom 4. März 1849;

die Aufhebung derselben vom 31. Dezember 1851 und Wiederherstellung der absoluten Regierung;

das Diplom vom 20. Oktober 1860 mit seinen Landes-Verfassungen;

das centralisirende Grundgesetz vom 26. Februar 1861;

die Sistirung desselben im Oktober 1865 und die Versuche sich mit den Magyaren zu verständigen;

endlich der völlige Ausgleich mit Ungarn und Herstellung des Dualismus in neuester Zeit.

Es war ein Fehler, die einmal eingeführte Reichsver-

fassung von 1849 wieder zu beseitigen, und zwar aus dem doppelten Grunde: einmal weil man Mißtrauen in die redlichen Absichten der Regierung erweckte; zum andern weil es mit der Verfassung wahrscheinlich gelungen wäre die Reichseinheit herzustellen; auch die widerstrebendsten Elemente würden sich, ohne Aussicht für ihre Sonderbestrebungen, gefügt haben.

Man glaubte aber mit dem Absolutismus rascher zum Ziele zu gelangen. Ich läugne gar nicht, daß, zumal bei den desperaten Verhältnissen wie sie einmal in Oesterreich waren und sind, ein absolutes Regiment sehr wohlthätig wirken kann und daß auch Vieles durchgesetzt wurde. Allein eine absolute Regierung erfordert große Capacitäten, auch war der österreichischen Regierung die Zeit zu einer festen und nachhaltigen Ordnung nicht vergönnt. Immerhin hat sie in keiner Weise thatsächlich bewiesen, daß ohne Verfassung besser regiert werde.

In diese Zeit fällt der Abschluß des Concordats, als politische Maßregel ebenfalls eine verfehlte. Denn wenn man beabsichtigte, den gesammten Klerus und alle Katholiken des Reichs zu gewinnen, so sah man sich leider getäuscht, während man allen Gegnern einen reichhaltigen Stoff zur Beschimpfung, Verdächtigung und Verläumdung verschaffte. Nebstdem hat auch die Kirche nichts gewonnen und die Schmähungen aller katholischen Institutionen überbieten noch die im Großherzogthum Baden.

Der italienische Krieg machte die innere Fäulniß offenkundig und sein Ausgang veranlaßte den Kaiser zu dem Oktober-Diplom vom Jahre 1860, dem schon nach vier Monaten die centralisirende Verfassung vom Februar 1861 folgte, angeblich als Ergänzung, in Wahrheit aber im Widerspruch mit dem ersteren.

Der eine oder der andere Schritt war ein Fehler. Thatsache ist es, daß das Oktober-Diplom die Februar-Verfassung unmöglich gemacht hat; durch das erstere wurde

die alte ungarische Verfassung vor 1848 mit allen ihren Mißbräuchen wiederhergestellt und die Magyaren zögerten nicht, sich aller eingeräumten Positionen zu bemächtigen, die eingeführte wohlthätige Ordnung in Justiz und Verwaltung abzuschaffen, die eingesetzten „fremden“ Beamten zu verjagen und zum Dank selbst den kaiserlichen Adler herabzureißen.

Die Februarverfassung aber, welche dem Uebel abhelfen sollte, konnte nicht zum Vollzug kommen, weil sich die Ungarn hartnäckig weigerten den Reichstag zu beschicken und die Verfassung lahm legten. Nachdem man vier kostbare Jahre in unnützen Versuchen vergeudet hatte, wurde die Verfassung sistirt, um den Ausgleich mit Ungarn zu versuchen. Die hochfahrenden unerbittlichen Magyaren aber erkannten leicht, daß sie die Herren der Situation seien; keine Concession konnte sie befriedigen und die Kaiserin selbst war in Pesth Demüthigungen ausgesetzt.

Jetzt d. h. nach der Niederlage in Böhmen ist der vollständige Ausgleich zu Stande gekommen und zwar in der Weise, daß zugestanden wurde, was die Magyaren forderten, die volle Selbstständigkeit Ungarns mit der revolutionären Verfassung von 1848. Es ist dieß kein Fehler: weil eine Nothwendigkeit. Wer keinen freien Willen mehr hat, der kann auch keinen Fehler begehen!!

Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Gestaltung der innern Verhältnisse der Versuch, in Deutschland das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, ein äußerst schwieriger war und ohne Felix Schwarzenberg — der, als in der Zeit der größten Noth England die Abtretung der Lombardei vermitteln wollte, erklärt hatte, kein Dorf dürfe aufgegeben werden — würde schon 1849 geschehen seyn, was 1866 geschehen ist.

Der König von Preußen hatte zwar die von der Frankfurter Versammlung gebotene Kaiserkrone ausgeschlagen, aber durch die von ihm sanktionirte Unionsverfassung Oesterreich ausgeschlossen. Es war dieß offenbar ein casus belli, und

Schwarzenberg hob den Handschuh auf, die siegreiche Armee unter Radetzky wurde in Böhmen aufgestellt. Die Uebereinkunft zu Olmütz, wohin sich der preußische Ministerpräsident begeben — 29. November 1850 — beseitigte den Ausbruch des Kriegs: Preußen entsagte der Durchführung der Union, Oesterreich und Preußen, so wurde ausgemacht, sollten mit allen ihren Besitzungen dem Bunde beitreten, und dessen Verfassung reformirt werden. Schwarzenberg glaubte dem preußischen Worte; die Conferenzen wurden zu Dresden eröffnet. Preußen nahm sein Wort nicht zurück, aber die lieben Kleinen mußten protestiren, und es demonstrirte insbesondere der mecklenburgische Minister, daß die Selbstständigkeit der kleinen Staaten allzu große Gefahr laufe. Der Bundestag wurde wieder eingesetzt, den Preußen fortan lahm zu legen suchte. Das geschah zu der Zeit, als Louis Napoleon Selbstherrscher der Franzosen wurde. Dieser fand im J. 1854 die erwünschte Veranlassung, um im Bunde mit England Rußland zu bekriegen.

Die Allianz Oesterreichs wurde eifrig gesucht. Was that nun Oesterreich, nachdem ihm eine Vermittlung nicht gelungen und Preußen mit dem deutschen Bunde zu einer Aktion nicht zu bewegen war? Es beobachtete eine bewaffnete Neutralität, d. h. es besetzte die Moldau und Wallachei, stellte in Gallizien und in Siebenbürgen eine Armee auf, beschützte dadurch die Türkei, hielt Rußland im Schach und ermöglichte die Expedition nach der Krim. Durch sein Ultimatum nach dem Fall Sebastopols zwang es Rußland zum Frieden im Jänner 1856.

Welchen Dank es ernten würde, hätte ein Staatsmann sofort erkennen müssen, als urplötzlich schon im Dez. 1854 Piemont der westmächtlichen Allianz beitrat und ohne alle Kriegserklärung an das befreundete Rußland 15,000 Mann in die Krim schickte. Wie war es möglich zu verkennen, daß jetzt schon das französisch-italienische Bündniß gegen Oesterreich vorbereitet und die französische Hülfe zugesagt war?!

Die sofortigen Folgen der österreichischen Haltung aber waren: ein Menschenverlurst so groß, als wenn es am Kriege aktiv Theil genommen, die Vergeudung der Nationalanleihe von 500 Millionen, der tödtliche, unversöhnliche und nachhaltige Haß Rußlands, die Verstimmung und der Undank Frankreichs, die Gründung des französisch-italienischen Bündnisses zur Beraubung Oesterreichs und die freie Hand Preußens, das sich ferne gehalten!

Auf den Pariser Conferenzen stand Oesterreich isolirt, auch Preußen stimmte mit den Gegnern. Zum erstenmal saß Piemont im Rath der Großmächte und Cavour hatte nicht nur die Erlaubniß, sondern auch den Auftrag den bekannten Schmerzensschrei Italiens ertönen zu lassen, d. h. gegen alle diejenigen zu deklamiren, welche den piemontesischen Vergrößerungsgelüsten im Wege standen. Von nun an häuften sich die schamlosen Provokationen gegen Oesterreich und Cavour hatte mehrfache Unterredungen mit Napoleon, der endlich am Neujahrstage 1859 die Maske abwarf, so daß auch ein österreichischer Diplomat die Lage der Dinge hätte erkennen mögen. Allein zu Wien war man noch immer vertrauensselig; man baute auf die englische Vermittlung, die jedenfalls wenn nicht den Zweck doch den Erfolg hatte Oesterreich länger hinzuhalten. Die letzte Illusion war erst verschwunden, als die französischen Regimenter marschirten und jetzt noch scheute man sich vor dem Vorwurf, die Feindseligkeiten begonnen zu haben. Man wußte nicht, daß nur ein siegreiches Schwert das Lügengewebe durchhauen könnte, das über ganz Europa ausgesponnen war. Als endlich der Einmarsch erfolgte, war es noch nicht zu spät, allein Gyulai blieb in den Sümpfen der Lomelina liegen, bis die gesammte französisch-piemontesische Streitmacht bei Alessandria vereinigt war. Der Ausgang ist bekannt, auch daß die Hoffnung auf Bundeshülfe, die Preußen hinderte, nur eine schädliche Illusion gewesen!

Napoleon glaubte nun den Kaiser mürbe genug, um

seinen Verlockungen Gehör zu geben und sich der deutschen Sorgen zu entschlagen. Allein Franz Joseph wies den Versucher zu Villafranka mit den Worten zurück: „ich bin ein deutscher Fürst". Und gerade von jetzt an begannen in Deutschland die Wühlereien gegen Oesterreich und zu Gunsten der preußischen Oberherrschaft mit erneuter Kraft. Von nun an begegnen wir einer größeren Annäherung zwischen Frankreich und Preußen.

Der preußisch-französische Handelsvertrag wurde vorbereitet und 1862 abgeschlossen. Er hatte einen dreifachen Zweck: die gewünschten Concessionen an Frankreich zu machen, die Abhängigkeit der Mittelstaaten zu erproben und im Falle des Gelingens festzustellen und auszunutzen, endlich Oesterreich definitiv vom Zollverband auszuschließen. In Wien wurde diese Gefahr erkannt und durch das Anerbieten des unbedingten Eintritts in den Zollverein zu pariren gesucht. Eine schroffe Abweisung und die Anerkennung des italienischen Königreichs waren die Antwort.

Ein glänzender Versuch zur Regeneration Deutschlands mit Einschluß Oesterreichs auf föderativer Grundlage war die Berufung des Fürstentags durch den Kaiser zur Berathung einer Reformakte im August 1863. Es ist unbestreitbar, daß dieser Schritt von der unverfälschten öffentlichen Meinung mit Jubel aufgenommen wurde, daß die letztere dem Projekt günstig war. Die preußische Partei war bestürzt, doch bald wieder gefaßt und wühlte so erfolgreich, daß es möglich wurde den Widerstand gegen die Bundesreform als eine nationale und freiheitliche That zu verherrlichen! Preußen hatte sich bekanntlich fern gehalten, der Kaiser aber sein Ansehen und Gewicht, den guten Willen und den Muth der übrigen Regierungen, die Einsicht und die Thatkraft des Volkes überschätzt; er ließ sein Werk, das er mit Energie begonnen, verdrossen fallen.

Ganz unversehens bot das Schicksal die letzte Gelegenheit, Alles wieder zu gewinnen und die Hegemonie in Deutsch-

land zu erlangen. Man hat sie nicht nur unbenutzt gelassen, sondern sogar zum eigenen Verderben verwerthet.

Der König von Dänemark war ohne Leibeserben verstorben und dadurch Schleswig-Holstein selbstständig geworden. Die ungeheure Majorität der Nation forderte die Unabhängigkeit dieser Länder und die Einsetzung des Prinzen von Augustenburg als Herzog; es herrschte hiefür eine unverkennbare Begeisterung, besonders genährt durch die Oesterreich feindliche Partei. Der Bund war zur Aktion bereit. Preußen aber hatte, ohne auch nur den Schimmer eines Rechts, gleich Anfangs den Plan, die Herzogthümer für sich zu erwerben.

Hätte Oesterreich auch dieses mal — wie sonst immer — Bundestreue gehalten, auch diesesmal mit den Mittelstaaten gestimmt, die den ernstlichen Willen hatten für die Ehre und die Interessen Deutschlands einzustehen, hätte es sich der Bewegung bemächtigt, es würde seine Feinde selbst gezwungen haben, ihm dienstbar zu seyn. Statt dessen hat es sich in heilloser Verblendung zum politischen und militärischen Vasallen Preußens degradirt, ist es willen- und ziellos dessen Kreuz- und Querzügen gefolgt und mußte selbst geschehen lassen, daß die Bundesgenossen schimpflich mißhandelt wurden. Alle Nachgiebigkeit gegen die unbilligsten und rechtswidrigsten Ansprüche Preußens diente nur dazu, dessen Forderungen zu steigern. Als die Besinnung wiedergekehrt, war es zu spät. Mit Noth wurde der völlige Bruch durch die Gasteiner Uebereinkunft beseitigt, während sie den Keim weiteren Zerwürfnisses schon in sich trug. Als sich endlich Oesterreich auf den Rechtsboden stellte, den es nie hätte verlassen sollen, war der Krieg von Preußen längst vorbereitet, beschlossen und zwar im Einverständniß mit L. Napoleon. Dieser dirigirte hinter der Scene, während Preußen und Italien, die sich schon im März v. J. geeinigt, auf offener Bühne spielen sollten.

Das Ruhe bedürftige Oesterreich bot Frieden. Da stellte

Preußen eine ähnliche Forderung, wie einst Rom an Carthago: Oesterreich sollte auch Italien gegenüber jede Rüstung einstellen. Aber Oesterreich handelte nicht wie Carthago, das sich zum Kampf auf Tod und Leben bereitete, es setzte allen bisherigen Mißgriffen durch das, was nunmehr geschah, die Krone auf.

Die Verwicklung war so weit gediehen, daß Napoleon den Zeitpunkt für günstig erachtete, seine Lieblingsidee eines europäischen Congresses wieder aufzunehmen. Dieser sollte über die brennenden Fragen in Bezug auf Venetien, Schleswig-Holstein und die deutsche Reform entscheiden. Preußen war damit einverstanden, auch Oesterreich nach einigem Sträuben erklärte seine Bereitwilligkeit, jedoch mit dem Vorbehalt, daß keine Territorialänderungen zur Sprache gebracht würden und dem Bemerken, daß es die holsteinischen Angelegenheiten dem Bund überwiesen, der auch über seine Reform allein zuständig sei.

Gewiß diese Antwort war eine würdige. Allein sie berechtigte auch zu der Erwartung, daß Oesterreich der Gefahr gewachsen, mindestens dagegen gerüstet sei; andernfalls war sein Verhalten nur unklug. Der Congreß bot ihm günstige Chancen; mußte Venetien aufgegeben werden, so war doch eine reiche Entschädigung gewiß; die Entscheidung über die Herzogthümer wäre höchst wahrscheinlich gegen Preußen ausgefallen, und die Einmischung fremder Mächte in deutsche Angelegenheiten fernzuhalten, dazu hatte doch wahrlich Oesterreich am wenigsten Veranlassung. Das konnte es der Macht überlassen, welche ihren „deutschen Beruf" soeben durch das Bündniß mit Italien bethätiget hatte!

Allgemein verlautete, noch nie habe Oesterreich eine solche Armee aufgestellt, 800,000 Mann seien kampfbereit, und davon war man auch in Hannover und Kassel fest überzeugt. Es wäre Thorheit gewesen daran zu zweifeln, denn soviel mußte es auch haben. Das Wiener Kabinet mußte wissen, daß es sich um Seyn und Nichtseyn handle, daß der

Sieg die Weltlage umgestalte und Oesterreich aller Verlegenheiten enthebe, eine Niederlage in unabsehbare Verwicklungen stürze und seine Existenz gefährde. Hier durfte nichts dem Zufall, dem Glück oder dem Talent des Heerführers überlassen bleiben.

Wir wissen aber jetzt, daß die gesammte österreichische Heeresmacht gegen Preußen und Italien 407,000 Mann betrug, nicht einmal soviel, als die Nordarmee hätte zählen müssen. Hat doch erst vor wenigen Tagen der Chef des preußischen Generalstabs in der Abgeordneten-Versammlung des norddeutschen Bundes erklärt, daß Preußen nach der Schlacht von Königgrätz 664,000 Mann unter den Waffen gehabt habe!

Und wie stand es mit der Führung? Es gibt keine schneidendere Kritik, als daß man für die Vorgänge bis zum 3. Juli keine andere Erklärung wußte, als daß ein geheimer Plan bestehe, wornach es auf die Vernichtung oder Gefangennehmung der ganzen preußischen Armee abgesehen sei. Das Geheimniß hat sich schrecklich enthüllt.

Preußen hat die Oberherrschaft in Deutschland und ist eine Macht ersten Ranges geworden, Oesterreich ist ausgeschlossen, hat trotz der glänzenden italienischen Siege zu Wasser und zu Land Venetien verloren und sieht sich im Innern der Revolution preisgegeben, welcher die Zweitheilung des Reichs schon gelungen ist.

Der Kaiser mußte Ungarn die revolutionäre Verfassung von 1848 bewilligen, das Werk Kossuths, des wegen Hochverraths Verurtheilten, sanktioniren*)!

---

*) Daß den Magyaren Alles bewilligt und Ungarn, wie sich die Agramer Zeitung bezeichnend ausdrückt, Magyarien wurde, ist als ein nothwendiges Uebel anerkannt worden. Nun sollte aber eine nur mäßige Ueberlegung sagen, daß man ein Uebel auf den engsten Kreis beschränken und nicht ohne zwingende Noth weiter ausdehnen müsse. Anders aber handelt die kaiserliche Regierung. Sie fordert, und

Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen sagte einst mit Rückbeziehung auf die schreckliche Stunde, da er den Leichen der im Straßenkampf Gefallenen seine Ehrerbietung bezeugen und seine Gemahlin, die Königin, auf den Balkon schleppen mußte, um das Gleiche zu thun: „Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth." Wahrlich kein Monarch Europa's ist mehr als Franz Joseph in der Lage zu sprechen: „Mein Lebensweg ist thränenreich und thränenwerth!"

IV.

Zur achtzehnten Säcularfeier des Martyriums Petri und Pauli.

Das Jahr des Martyrtodes der Apostel Petrus und Paulus. Von Pius B. Gams, O. S. B. Regensburg 1867. p. 97.

Aus Anlaß des in diesen Tagen stattfindenden Jubiläums in Rom sind in und außerhalb Deutschland eine Anzahl Gelegenheits-, beziehungsweise Festschriften erschienen, welche theils in allgemeinen Zügen die geschichtliche Bedeutung des Papstthums, theils specielle historische Fragen behandeln*).

---

zwar mit wenig Dankbarkeit gegen treue und erprobte Länder, daß auch Siebenbürgen und Kroatien trotz ihres Widerstrebens einen Theil Magyariens bilden sollen. Es erregt dieses eigenthümliche Vorgehen den Gedanken, als beabsichtige die kaiserliche Regierung jenseits der Leitha ein möglichst großes einheitliches Reich zu schaffen, in der Ueberzeugung daß die Länder diesseits der Leitha früher oder später doch verloren seien und das Kaiserthum zerfallen werde.

*) Das schöne Ausschreiben des hochw. Herrn Erzbischofs Hermann von Vicari: „Das Papstthum in der Geschichte. Zur achtzehnten Säcularfeier des Martyrfestes des heil. Petrus" ist durch die Ver-

Wir müssen uns für heute darauf beschränken, die der letztern Gattung angehörige wissenschaftliche Untersuchung von Dr. Gams über das Jahr des Martyrtodes der beiden Apostelfürsten zur Anzeige zu bringen.

Die Schrift ist eine gelehrte Abhandlung, welche neben ihrem angegebenen Zweck zugleich die Grundzüge einer Chronologie der Apostelgeschichte geben will. Der Verfasser setzt die Bekehrung Pauli in das Jahr 35, die Gründung der ersten aus Judenchristen bestehenden Gemeinde zu Antiochien in das Jahr 36; in das Jahr 38 Pauli erste Reise nach Jerusalem, in das Jahr 41 den Tod Jakobus des Aeltern und Petri erste Reise nach Rom, in das Jahr 44 den Tod des Herodes Antipas; Pauli zweite, im Galaterbriefe nicht erwähnte Reise nach Jerusalem in das Jahr 45, in das Jahr 52 seine dritte (resp. zweite) Reise nach Jerusalem und das Apostelconcil, welchem der durch Claudius aus Rom vertriebene Petrus anwohnte; Petri zweite Reise nach Rom in das Jahr 54—55; Pauli Ankunft in Rom in das Jahr 61, seine Freilassung in das Jahr 63, seine spanische Reise in das Jahr 63—64, hierauf seine letzte Reise in den Orient, und seinen Martyrtod in Rom am 29. Juni 67. Dagegen setzt er die erste Ankunft Petri in Rom vor den 29. Juni 41, und sein Martyrium auf den 29. Juni 65, so daß für das

---

breitung im Verlage des Frankfurter Broschüren-Vereins bereits allgemein bekannt. Außerdem verzeichnen wir noch:

Der heilige Petrus in Rom und Rom ohne Petrus. Eine Festschrift von P. Karl Brandes. O. S. B. Einsiedeln 1867.

Der Papst, das Oberhaupt der Gesammtkirche. Von P. Gerhard Schneemann. Freiburg 1867.

San Pietro in Roma, ossia la verità storica del viaggio di San Pietro a Roma dimostrata da Gio. Perrone, S. J. Torino 1864. p. 147 in 12.

Sopra l'anno 67 dell' era volgare, se fosse quel del martirio dei gloriosi principi degli apostoli, Pietro e Paulo. Osservazioni storico-cronologiche di M. Bartolini. Rom. 1866 p. 47 in 4.

römische Pontifikat Petri 24 Jahre und unbestimmt viele Tage sich ergeben, d. h. daß Petrus das 25. Jahr seines römischen Pontifikats angetreten hätte. Paulus sei nur 2¼ Jahre in Ephesus gewesen und sage dennoch, daß er 3 Jahre daselbst geweilt, und die dreitägige Grabesruhe des Herrn sei eben nur der zu Ende gehende erste und anfangende dritte Tag mit dem dazwischenliegenden zweiten Tage.

Die Abhandlung will dadurch zu einem sichern Resultate gelangen, daß sie die Zeit der ersten Reise des Petrus nach Rom festzustellen sucht, indem der Verfasser das Todesjahr Jakobus des Aeltern auf den 12. April 41 ansetzt. Jakobus wurde Martyrer nicht vor dem Jahr 41, weil Agrippa nicht früher König von Judäa wurde; nicht nach dem Jahr 44, weil Agrippa in diesem Jahre starb. Früher nahm man das Jahr 44 als Todesjahr des Jakobus an, weil die Apostelgeschichte den Tod des Agrippa unmittelbar nach dem Tode des Jakobus berichtet. Die Bollandisten z. B. sagen, Jakobus müsse im Jahr 44 Martyrer geworden seyn, denn es lasse sich nicht denken, daß Gott dieses Verbrechen an Agrippa, der es begangen, längere Zeit ungestraft gelassen habe. In neuerer Zeit nimmt man das Jahr 42 an, aus dem Grunde weil Agrippa, der sich durch den Tod des Jakobus und Petrus den Juden einschmeicheln wollte, diese Popularität offenbar eher am Anfang als am Ende seiner Regierung gesucht habe. Man würde sachgemäß auf das Jahr 41 zurückkommen, aber man glaubt nicht annehmen zu dürfen, daß Agrippa an Ostern des J. 41 von Rom, wo er zur Zeit der Ermordung des Kaisers Caligula weilte, schon nach Palästina heimgekehrt sei. Aber gerade diese frühere Rückkehr im März und April des J. 41 nimmt der Verfasser an. Agrippa wurde im Februar, spätestens im März 41 König von ganz Judäa, durch Kaiser Claudius. Gegen die Annahme, Agrippa sei erst im J. 42 aus Rom zurückgekehrt, sprechen die Worte des Josephus Flavius (Jüd. Alterth. 19, 6): „Claudius entließ sogleich den Agrippa, damit er in sein Königreich

zurückkehre. Dieser aber kehrte in Eile zurück, als einer der Besitz von einem neuen Reiche ergreift."

Ein zweites Argument für das Jahr 41 findet der Verfasser in der gleichzeitigen Regierung des Königs Agrippa und des römischen Statthalters Petronius von Syrien, der spätestens im Frühjahre 42 die Provinz verließ. Ferner, nach der neuesten Ausgabe der Chronik des Eusebius von Schöne erscheint die Reise Petri nach Rom als erste Thatsache unter der Regierung des Claudius, fällt also eher in das J. 41 als 42. Auch Orosius sagt, daß Petrus im Anfange der Regierung des Claudius nach Rom gekommen. Gegen diese Beweise könne die Angabe des Hieronymus, daß er im zweiten Jahre des Claudius nach Rom gekommen, nichts entscheiden; denn derselbe Autor lasse den Paulus im zweiten Jahre des Nero, im J. 56 nach Rom kommen, mit welcher Behauptung er ganz allein stehe. Das wichtigste Argument für unsern Verfasser ist aber die Fixirung des Todestages des Jakobus auf den 12. April. Es sei allgemeine Annahme und Ueberlieferung, wenigstens ist es die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Jakobus am Tage der Parasceve, an dem Vorabend vor dem jüdischen großen Sabbat enthauptet worden, d. h. am christlichen Charfreitag. Dieser Tag fiel im J. 41 auf den 12. April, im J. 42 auf den 28. März, im J. 43 auf den 17., im J. 44 auf den 8. April. Nun frägt der Verfasser, an welchem Tage in der Kirche das Gedächtniß des Jakobus gefeiert werde; denn in der Regel wenigstens bezeichnet dieß den Todestag der Heiligen. Am 25. Juli kann der Apostel nicht gestorben seyn, auch nicht am 30. April, an welchem Tage die Griechen sein Fest begehen; denn Ostern fiel nie nach dem 30. April. Die Verlegung von einem Tage des März oder April erkläre sich aber daraus, daß man innerhalb der österlichen Zeit das Gedächtniß des Apostels nicht habe feiern können (wie das Frohnleichnamsfest aus einem gleichen Grunde von dem Gründonnerstage verlegt wurde). Er hält eben Umschau bei den verschiedenen

Kirchen des Orients und findet, daß eine derselben, die abyssinische, das Fest des Jakobus am 12. April begeht. Diese Kirche wurde von Alexandrien aus gegründet, um 316—326, und erhielt von daher auch ihren christlichen Kalender. Es ist kein Zweifel, daß die Kirche von Alexandrien und die des Orients in den ersten Jahrhunderten das Gedächtniß Jakobus des Aelteren am 12. April begangen, und da die übrigen Beweismomente für die Reise Petri nach Rom auf das J. 41 hinweisen, so glaubt der Verfasser für dieses Jahr sich entscheiden zu müssen; indem er indeß selbst sagt (S. 20): „Dieß Alles ist kein schlagender Beweis, aber ein sehr starker Beweis aus Gründen der Wahrscheinlichkeit.“

Es geht nicht an, dem Verfasser in seine weiteren gelehrten Untersuchungen zu folgen. In Betreff des Todesjahres Petri stimmt Dr. Gams mit dem Verfasser des Artikels in Band 40 S. 585—599 dieser Blätter: „der Episcopat des Apostels Petrus zu Rom nach dem ältesten Verzeichnisse der römischen Kirche.“ Indem beide Verfasser das Jahr 65 als Todesjahr Petri annehmen, stützen sie sich besonders auf den ältesten römischen Papstkatalog vom J. 354 flg., welcher den Apostel Petrus im J. 65 seine Laufbahn vollenden ließ. Uebrigens wird gegenwärtig nicht das 18. Säculargedächtniß des Apostels Petrus, sondern der beiden Apostel Petrus und Paulus in Rom gefeiert, die beide stets ungetrennt als Gründer der römischen Gemeinde verehrt wurden. Deßwegen könnte und kann auch nach der Annahme des Verf. diese Gedächtnißfeier allein am 29. Juni 1867 stattfinden, da die Todesfeier der beiden Apostel erst dann gefeiert werden kann, wenn beide im Tode vollendet und durch den Tod vereinigt sind. Auch diejenigen, welche die Ausführungen des gelehrten Benediktiners nicht genehmhalten, werden ihm das Zeugniß geben müssen, daß er wenigstens neue, bis jetzt nicht vorgebrachte Argumente für seine Untersuchungen angeführt, welche die volle Beachtung in Anspruch nehmen.

V.

Professor Thiersch und die Freimaurerei in Bayern.

In unserm Artikel über den 2. Band des Lebens „Friedrichs von Thiersch“ haben wir aus unsern Collektaneen und Memorabilien eine Thatsache angeführt, welche man im Heft vom 1. Januar d. Js. (S. 47) mit folgenden Worten erzählt findet. „Hr. Thiersch gab dem (verstorbenen) König den Rath: um überhaupt eine neue Stütze für seinen Thron zu gewinnen und um insbesondere die bayerische Mission einer allgemeinen confessionellen Nivellirung zu befördern, möge er den Freimaurer-Orden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen. Als Freimaurer-Großmeister, behauptete Thiersch, würde sich der König ein sehr wesentliches Machtelement beifügen. Von diesem Vorgange steht freilich nichts in dem vorliegenden Buche. Aber Staatsrath von Pfistermeister wird sich wohl noch erinnern, wie er Auftrag erhielt über den Thiersch'schen Vorschlag Gutachten einzuholen und wie er zu diesem Zwecke namentlich an — Herrn von Abel abgesendet wurde. Der einst gewaltige Minister war damals bereits vom Schlage

gerührt und körperlich sehr elend. Er gab dem Vertreter des Kabinets den mündlichen Bescheid: wenn Se. Majestät Freimaurer-Großmeister in Bayern werden wolle, so würde er als solcher der Untergebene des Prinz-Regenten von Preußen seyn, denn Prinz Wilhelm sei bereits Großmeister aller deutschen Logen" ꝛc.

Darauf hin erhalten wir von dem Verfasser der Thiersch'schen Biographie, Professor Dr. Heinrich Thiersch dem Sohn, ein Schreiben vom 7. Juni d. Js., welches wir im Folgenden wörtlich wiedergeben:

Hochlöbliche Redaktion der Historisch-politischen Blätter!

Im 59. Bande Ihrer Zeitschrift, 1. Heft S. 47, wird als „Thatsache" angeführt, Friedrich Thiersch habe dem verewigten König Maximilian II. den Rath gegeben, er möge den Freimaurerorden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen. Als Gewährsmann für die „Thatsache" wird Herr Staatsrath von Pfistermeister genannt.

Ich habe Ihren Wink befolgt und mich an den Herrn Staatsrath mit der Bitte um Auskunft gewendet. Ich sende Ihnen hiemit die von ihm an mich ergangene Antwort im Original, mit dem Ersuchen, dieselbe als eine thatsächliche Berichtigung in dem nächsterscheinenden oder dem darauffolgenden Hefte der Histor.-polit. Blätter abzudrucken, indem ich das Vertrauen festhalte, daß es Ihnen um Feststellung geschichtlicher Wahrheit zu thun ist.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. Heinrich W. J. Thiersch.

Der von Herrn Professor Dr. Heinrich Thiersch angezogene Brief des Herrn Staatsraths von Pfistermeister lautet gleichfalls wörtlich wie folgt:

Hochwohlgeborner, hochverehrter Herr!

Mit Bezug auf die im letzten Januarheft der Historisch-politischen Blätter enthaltene Angabe, wie ich mich wohl noch erinnern werde, vom höchstseligen Könige Max den Auftrag erhalten zu haben, über den Thiersch'schen Vorschlag, der König möge den Freimaurerorden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen, Gutachten einzuholen, und wie ich zu diesem Zwecke namentlich an Herrn von Abel gesendet worden, — stellen Ew. Hochwohlgeboren an mich die Anfrage, ob ich mich erinnere, daß ein solcher Rath je von Ihrem seligen Hrn. Vater ausgegangen sei? Ich muß diese Anfrage mit Nein beantworten. Die Fragen, über welche der höchstselige König mit Ihrem verlebten Hrn. Vater, dem von ihm hochverehrten Geheimrath v. Thiersch, zu verkehren pflegte, lagen auf ganz anderen Gebieten. Es ist mir höchst unwahrscheinlich, daß der König mit Hrn. v. Thiersch über Freimaurerthum jemals sich besprochen. Mir wenigstens ist, meines Erinnerns, nicht bekannt geworden, daß solches der Fall gewesen.

Ich überlasse es Ew. Hochwohlgeboren, von dieser meiner Erwiderung, wenn nöthig, auch den geeigneten öffentlichen Gebrauch zu machen.

Hochachtungsvoll verharrend

Ihr

ergebenster

Stsr. v. Pfistermeister.

München, den 21. April 1867.

Nachdem der Herr Staatsrath diese abgeforderte Erklärung bereits unterm 21. April abgegeben hatte, wird uns dieselbe von Herrn Thiersch jun. unter dem 7. Juni in dem Vertrauen zugesendet, daß es uns um Feststellung geschichtlicher Wahrheit zu thun sei. So ist es in der That. Nur aus diesem Grunde haben wir uns überhaupt und insbesondere in unserm Artikel vom 1. Januar der vielfach odiosen Auf-

gabe unterzogen die Regierung des verstorbenen Königs einer freimüthigen historischen Kritik zu unterwerfen. Vielleicht gibt es im ganzen Bereich der neuesten Geschichte keinen Punkt auf dem dichtere und dumpfere Nebel des Vorurtheils und bestochener Parteiansichten lasten als auf dieser Regierung, und in solchen Nebeln tastend und tappend ist unser schönes Bayerland zu dem schweren Fall gekommen, den es gethan. Hat aber die nun der Geschichte anheimgefallene Periode des Königs Max so außerordentliche Wichtigkeit für uns, dann kann es uns auch nur erwünscht seyn, wenn jede unserer thatsächlichen Angaben von Außenstehenden ernstlich geprüft wird. Insoferne wissen wir denn auch Herrn Dr. H. Thiersch für seine Aufmerksamkeit aufrichtigen Dank.

Was aber die vermeintliche Berichtigung betrifft, so haben wir nur in einem nebensächlichen Betreff unsern Irrthum zu bekennen. Wir meinten: Herr Staatsrath von Pfistermeister „werde sich wohl noch erinnern“. Der Herr Staatsrath aber erinnert sich nicht. Dagegen ist nun nichts einzuwenden und am Ende ist auch gar nichts daran zu verwundern. Der damalige Chef des königlichen Kabinets war ein unendlich geplagter und viel beschäftigter Mann. Staatsrath von Abel hingegen war keinerlei Zerstreuungen mehr ausgesetzt. In seinem Krankenzimmer sah er nur noch einige treuen Freunde aus früheren Tagen und vielleicht dann und wann einen Sonderling, der mit gefallenen Größen immer noch mehr sympathisirte als mit stehenden Mittelmäßigkeiten. In dieser Einsamkeit mußten vereinzelte Berührungen mit der officiellen Welt, namentlich solche von so eigenthümlicher Natur wie die hier in Rede stehende, den Geist des einst gewaltigen Staatsmannes um so lebhafter beschäftigen. Und in Wirklichkeit haben nicht wir allein die bestrittene Thatsache aus seinem Munde vernommen. Wir haben Zeugen, und wir halten unsere Angabe, soweit sie das Faktum betrifft, in ihrem vollen Umfange aufrecht.

Dem Zeugniß des Herrn Staatsraths glauben wir damit, wie gesagt, nicht zu nahe zu treten. Dasselbe beantwortet ohnehin mehr als Herr Thiersch jun. gefragt hat, und es behauptet mehr als der verehrte Briefsteller menschenmöglicher Weise wissen kann. Wer hat ihm denn gesagt und wer konnte ihm sagen, daß der verlebte König sich mit dem ältern Thiersch nie über Freimaurerthum besprochen habe, und daß die Fragen über welche beide zu verkehren pflegten, „auf ganz andern Gebieten lagen?“ Hätte der Herr Staatsrath nur einen eingehenderen Blick in die zwei Bände des Thiersch'schen Lebens geworfen, so wäre ihm eine solche Behauptung sicherlich ganz unmöglich geworden. Das höchst interessante Werk des jüngern Thiersch selber hätte ihn am besten vor der Gefahr bewahrt, zu viel beweisen zu wollen.

Wir wiederholen daher, daß wir keinen Grund haben, die von uns berichtete Thatsache zu widerrufen, außer soweit wir uns auf das Erinnerungsvermögen des Herrn Staatsraths von Pfistermeister berufen haben.

VI.

Zeitläufe.

Der fortschreitende Mediatisirungs-Proceß im deutschen Süden.

Als die Mehrheit der zweiten bayerischen Kammer am 24. April 1865 in der Lage war, zu der vollendeten Thatsache des preußisch-französischen Handelsvertrags wohl oder übel Ja zu sagen, da erschöpfte sich der Minister Baron von der Pfordten in kräftigen Trostgründen über diese, wie er zugab, allerdings sehr unangenehme Nothwendigkeit. Er verwahrte sich insbesondere gegen den Gedanken, daß die neueste Entwicklung im Zollverein die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des eigenen Landes bedrohen könnte. „Die Unabhängigkeit, die Selbstständigkeit dieses glücklichen Landes, das Wohl dieses Volkes und die Aufgabe dieses Volkes für die Zukunft Deutschlands zu wirken, und die Kraft desselben für dieses Ziel zu wirken, werden wir dem Zollverein nie und nimmer zum Opfer bringen, und das wird keine bayerische Regierung thun, mögen ihre Organe seyn welche sie wollen.“ So sprach Baron von der Pfordten.

Ein wie trauriger Prophet der einst so maßlos überschätzte Minister in der vorliegenden wie in mancher andern Frage gewesen, das haben wir jetzt vor Augen. Die Verhandlungen welche in diesem Augenblicke zu Berlin über die

neue Organisation des Zollvereins gepflogen werden, bedingen einen neuen Verzicht auf die Freiheit der politischen Entschließungen Bayerns. Und zwar einen Verzicht welcher dem Lande unmittelbar viel schwerer fallen muß als die drückende Thatsache des militärisch-politischen Verzichts in dem Vertrag vom 22. August. Denn um es kurz zu sagen: über das materielle Wohl und Wehe des Landes, welches der Minister vor zwei Jahren noch ein „glückliches" nennen konnte — „glücklich" wie sich von selbst versteht, durch das Verdienst und die verständige Fürsorge der Regierung — wird fortan nicht mehr in München in letzter Instanz entschieden werden sondern in Berlin. Was den materiellen Verhältnissen Bayerns frommt oder nicht frommt, was unsere Landesökonomie fördert oder sie benachtheiligt, das wird ein erleuchtetes Handelsministerium in München nach wie vor zwar wissen; aber nichts wird im neuen Zollverein durchgesetzt und nichts verhindert werden können als was Preußen will oder nicht will. Also abermals die Geschichte vom Hund und seinen Flöhen.

Nach dem Vertrag vom 22. August hat Bayern aufgehört im diplomatischen Sinne zu den souverainen Ländern zu zählen. Aber die Wirkung des Verzichts träte doch nur ein von Fall zu Fall. Wir sind vertragsmäßig verpflichtet in den Feinden Preußens ohne weiters auch unsere Feinde zu sehen und zur Bekämpfung derselben die bayerische Militärmacht unter das preußische Obercommando zu stellen. Aber es ist dabei doch stillschweigend verstanden, daß der gemeinsame Feind kein anderer als Frankreich seyn werde, und es liegt in der Natur der politischen Dinge, daß die erste unglückliche Schlacht, südlich oder nördlich des Mains geschlagen, den Vertrag vom 22. August verschwinden machen würde. Auch ladet uns der vielbeklagte Vertrag für den Moment weiter keine lästigen und drückenden Bedingungen auf, wenn wir anders klug genug sind den militärischen Raptus der seit Sadowa aller Welt den Kopf verrückt, erst

verdunsten und abkühlen zu lassen, ehe wir zu einer die finanziellen Kräfte des Staats und der Landesökonomie übersteigenden Militärorganisation uns herbeilassen, bloß um der schönen Augen des Grafen Bismark willen. Mit Einem Wort: so demüthigend auch der militärisch-politische Verzicht vom 22. August für uns ist, es ließe sich mit Preußen trotzdem immer noch reden. Aber ganz anders steht die Sache bei unserer neuesten Unterwerfung, bei der Beugung unter die neue Organisation des Zollvereins.

Das ist kein Vertrag auf Kündigung, sondern es ist eine Institution deren absorptive Kraft wir vom ersten Moment an zu verspüren haben werden. Eine Institution bei der alle Vortheile auf preußischer Seite liegen und die Anderen der finanzpolitischen Plusmacherei des norddeutschen Bundesherrn auf Discretion preisgegeben sind; eine Institution bei der alle Andern ihr Veto einbüßen, mit Ausnahme des Mächtigsten im Bunde, der sich sonach ohnehin schon in der gebornen Majorität befände. Man muß gestehen: wenn es jemals einen Löwenvertrag gegeben hat, so ist's der; und wenn es jemals nur aus dem eiskalten Hohn unserer Zeit zu erklären ist, daß die Wissenden und Könnenden unbedenklich wagen dürfen dem schneidendsten Despotismus vor den Augen des großen Haufens die phrygische Mütze aufzusetzen, dann ist es hier. Ich meine die parlamentarische Verbrämung des neuorganisirten Zollvereins; wozu das Possenspiel? Wollte man das Wesen der neuen Institution in einfachen und ehrlichen Worten ausdrücken, so müßte man sagen: die oberste Leitung der bayerischen Finanzen und Volkswirthschaft ist nach Berlin verlegt und die maßgebende Richtschnur dieser Leitung ist einzig und allein das preußische Bedürfniß.

Die neue Institution des Zollvereins fängt damit an, daß sie unser Land mit neuen Steuern auf den Consum belastet, die noch vor Jahr und Tag als eine wirthschaftliche Unmöglichkeit erachtet worden wären. Es ist unfraglich,

daß wir diese Steuern nicht bekommen hätten ohne den preußischen Sieg bei Sadowa. Es ist ebenso unfraglich, daß Preußen selbst solcher neuen Steuern nur bedarf zur Deckung der enorm gesteigerten Militärforderungen, welche durch die Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht und durch die preußische Annexions-Politik nothwendig geworden sind. Weil Preußen zur Vertheidigung seiner rechtswidrigen Usurpationen stets bis an die Zähne gerüstet seyn muß, deßhalb müssen wir den Tabak, den Zucker und wer weiß was noch theurer bezahlen. Endlich drittens ist die neue Steuer nicht nur für uns gänzlich unproduktiv und ein Schlag in's Gesicht aller volkswirthschaftlichen Grundsätze, sondern ihr Ertrag fällt gemäß dem zollvereinlichen Austheilungs-Princip sogar auch direkt zum größern Theil in die preußische Kasse. Preußen nimmt uns und gibt sich selber.

Wie heißt man nun einen solchen Zustand bei einem Privatmann, wenn derselbe nicht mehr eigener Herr ist über seine Einnahmen und Ausgaben, über die gesammte Anordnung seiner Häuslichkeit? Genau in der gleichen Lage wird sich die bayerische Nationalökonomie im künftigen Zollverein befinden. Das ist das Ende einer Politik, welche die Stärkung der Souverainetät und die Sicherung des Thrones viel gewisser in der „Förderung der materiellen Interessen“ zu erreichen hoffte als auf dem geistigen Wege der alten Tradition. Man hat jetzt die natürliche Folge des grundverkehrten Treibens vor Augen, in dem die bayerische Politik oder vielmehr Nichtpolitik fünfzehn Jahre lang in den Tag hinein lebte. Der hochmüthigen Verblendung dieser jüngsten Vergangenheit ist es zu danken, wenn sich das Land jetzt vor der unermeßlichen Tragweite des Verzichts entsetzt, durch den Bayern die Fortsetzung des Zollvereins hat erkaufen müssen. Es ist der Verzicht auf die Freiheit der eigenen Entschließung in den wichtigsten Fragen der Staats- und Landesökonomie. Welchen Eindruck wird aber ein Volk von der Souverainetät des eigenen Staats endlich empfangen, wenn demselben täg-

lich die Thatsache zu Gefühl kommt, daß eine fremde Regierung über seine wirthschaftlichen Angelegenheiten das letzte Wort zu sprechen hat, und daß unsere Handels- und Gewerbe-Kammern am besten thäten ihre Eingaben gleich direkt in Berlin einzureichen?

Als es sich im Jahre 1852 um die Erneuerung des Zollvereins-Vertrags handelte, da hat Bayern an der Spitze der sogenannten Darmstädter Coalition seinen Willen gegen das entschiedenste Widerstreben Preußens durchgesetzt. So sehr sich auch die fridericianische Berliner-Politik mit Händen und Füßen dagegen sträubte, Preußen mußte nicht nur den bekannten Handelsvertrag vom Februar mit Oesterreich eingehen sondern auch die gänzliche Einbeziehung Oesterreichs in den Zollverein vertragsmäßig zusichern. Noch in der gedachten Kammersitzung vom 24. April 1865 hat Minister von der Pfordten sich dieses glänzenden Sieges der bayerischen Politik hoch berühmt. Er hat aber vergessen, daß inzwischen zu München die principielle Basis aufgegeben worden war, auf der es allein möglich gewesen den Sieg von 1852 über die preußische Zollvereins-Politik zu erfechten. Die Waffe mit der man damals gesiegt, hatte man inzwischen eigenhändig zerbrochen.

1852 hat noch ein letzter Nachklang der politischen Tradition die bayerische Diplomatie geleitet. Man wußte in Berlin, daß Bayern entschlossen sei lieber aus dem Zollverein auszutreten, als die handelspolitische Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland ruhig hinzunehmen und definitiv geschehen zu lassen. Man wußte überhaupt, daß in München noch höhere politische Erwägungen sich geltend machen dürften und die zweifelhafte Politik der materiellen Interessen keineswegs unter allen Umständen maßgebend seyn würde. Preußen hatte mit Einem Wort noch einen Rest von bayerischer Staatsraison zu fürchten. Ja, man lebte damals in Bayern noch vielfach der Ueberzeugung, daß Preußen bei einer Auflösung des Zollvereins viel mehr zu verlieren hätte als Bayern,

und daß wir überhaupt durch alle Bedingungen unserer natürlichen Lage vor Allem auf die commercielle Einigung mit Oesterreich angewiesen wären. Man lächelte daher bei uns über die preußischen Drohungen mit der Sprengung des Zollvereins; Preußen werde es wohl bleiben lassen damit Ernst zu machen, so glaubte man und man besorgte keineswegs, daß die Dinge in Berlin auf die Spitze würden getrieben werden.

Und man hatte vollkommen recht. Erst als das neue Schaukelsystem in München sich öffentlich fixirt und die Politik der materiellen Interessen alle höhere Raison erstickt hatte, erst da ersah man in Berlin seinen Vortheil und gebrauchte fortan den Zollverein förmlich als Daumschraube, um die politischen Entschließungen Bayerns nach Belieben zu erzwingen. Als die bayerische Regierung im J. 1862 an Preußen die unbedingte Vollmacht zur Verhandlung des französischen Handelsvertrags gegeben hatte, ohne auf die Beziehungen zu Oesterreich die mindeste Rücksicht zu nehmen, ja ohne sich in den anderthalb Jahren der preußischen Verhandlungen mit Frankreich um deren Gang und Richtung eigentlich nur zu kümmern: da wußte Jedermann, wie viel es in München geschlagen habe, und am besten wußte man es in Berlin.

Allerdings gab es großen Lärm bei unserer Regierung und im Lande, als der preußisch-französische Vertrag endlich zum Vorschein kam. Im ersten Moment schien die politische Raison in Bayern wieder aufzuwachen. Auch die Behauptung wollte sich wieder geltend machen, daß im Grunde doch Preußen des Zollvereins viel bedürftiger sei als Bayern, daß nicht letzteres sondern ersteres die Auflösung des Verbands zu fürchten habe. Aber die Opposition wurde täglich schwächer und unsicherer. Eine entschiedene Schwenkung nach der österreichischen Seite getraute sich kaum Jemand zu rathen, denn man kannte die Antipathien des Hofs. An diesem capricirten Vorurtheil scheiterte Alles. Schließlich reducirte sich die ganze

Diskussion auf den Streit, ob durch den Vertrag die materiellen Interessen Bayerns wirklich überwiegend geschädigt werden würden oder nicht. Auf den Gesichtspunkt zurückgeführt war aber die Sache schon verloren. Denn vom Standpunkt der sich durchkreuzenden materiellen Interessen konnten die Einen mit ebenso gutem Gewissen für den Vertrag sprechen wie die Andern gegen. Als politische Frage, nicht als wirthschaftliche, als eine Frage von der höchsten politischen Tragweite hätte die große Angelegenheit behandelt werden müssen — einer politischen That hätte es bedurft. Dazu aber war bei der latitudinarischen Schaukelpolitik Jungbayerns die Einsicht und Kraft nicht mehr vorhanden.

Noch viel weniger konnte solch eine politische That, um die Daumschraube der preußischen Zollvereins-Politik ein- für allemal abzuschütteln, nach der Niederlage von Sadowa und nach dem Berliner Vertrag vom 22. August erwartet werden. Preußen ersah und kannte seinen Vortheil, es benützte ihn ganz in dem unnobeln und raffsüchtigen Geiste, der uns unwillkürlich an das Sprichwort erinnert: „wenn der Bettler auf's Roß kommt, so reitet er es todt". Einstweilen zieht man nun in Berlin allen Vortheil von uns, als wenn wir mit zu den Hörigen des norddeutschen Bundes zählten, während man andererseits gar keine Last mit uns und für uns zu übernehmen hat. Umgekehrt trägt das bayerische Volk demnächst alle Kosten, welche mit seinem Eintritt in den Nordbund verbunden wären — wenn nämlich die beabsichtigte Armeereform auch noch durchgesetzt werden wird — während wir nicht den mindesten Gewinn davon haben, nicht einmal das Bewußtseyn zur Wiedervereinigung deutscher Nation beigetragen zu haben, und nicht einmal das Gefühl erhöhter Sicherheit gegenüber dem feindlichen Ausland. Was bleibt uns noch zu geben und was haben wir dafür gewonnen? das ist die Frage. Nichts und wieder nichts! das ist die Antwort.

Das ist das Schmerzlichste, ich möchte sagen das Schmerz-

liche überhaupt, daß wir alle die enormen Opfer bringen und uns bis auf das Hemd ausziehen lassen sollen nicht für die nationale Sache, nicht für die Erleichterung des gesammten deutschen Volkes und der unnützen Lasten die es trägt, nicht zur endgültigen Befestigung des Ansehens deutscher Nation, nicht für eine imponirende Stellung Deutschlands gegen das Ausland. Sondern ausschließlich zur „Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht" und nur dieser Hausmacht. „Nicht das deutsche Reich entsteht wieder sondern das preußische Reich wird gegründet": so bemerkt la France vollkommen zutreffend. Und was dieses Reich für die Ehre und Freiheit der Nation zu leisten verspricht, abgesehen von den hochtrabenden Worten, das ist jetzt kaum mehr ein so dunkles Problem wie voriges Jahr in den heißen Juni-Tagen.

Es ist die Todsünde der preußischen Politik, daß sie bei ihrer Ausbeutung des böhmischen Sieges einzig und allein an die territorialen Mängel und Lücken des Staats Preußen gedacht, auf Deutschland aber und die Idee der deutschen Nation absichtlich vergessen hat. Wie groß und unanfechtbar könnte jetzt die Monarchie Friedrichs des Großen an der Spitze des engern Deutschlands dastehen, wenn die Reichsidee im vorigen Jahre ihr hochpolitischer Leitstern gewesen wäre anstatt der rohen Vergrößerungsgier des Großpreußenthums. Man hätte sich dann die abstoßende Schergenwirthschaft in Hannover erspart, die im Grunde doch selbst den ehrlichen Mitgliedern der Fortschrittspartei den Magen und Appetit benimmt für eine solche Art und Weise durch Aufbauung eines neuen Deutschland die Wünsche der Nation befriedigen zu wollen. Wer kann sich denn auch in Wahrheit bei der Betrachtung der enormen Opfer die unsere diplomatische und unsere handelspolitische Abdankung uns auferlegt, des Gedankens erwehren, daß doch im Grunde Alles und Alles nur dazu gut sei, um der gewaltsamen Unterdrückung freier deutscher Männer in den unterjochten Gebieten zum definitiven Ziele zu verhelfen und mit unserm eigenen Leib das Hohenzoller'sche

Schreckensregiment gegen unsere ehemaligen Bundesbrüder zu decken.

Als das einzig sichere Kriterium für die richtige Lösung der deutschen Frage haben wir von jeher die Befreiung unseres Volks von der verderbenden Militär-Ueberlast betrachtet. Nicht mehr Soldaten sondern weniger Soldaten mußte ein wahrhaft wiedergebornes Deutschland zählen. Ein solches Deutschland brauchte nicht bis an die Zähne gerüstet zu seyn, um dem Ausland zu imponiren und vor seinen Grenzen ringsum den tiefsten Respekt einzuflößen. Unter dem Einfluß eines solchen Deutschland hätte vielmehr ganz Europa entwaffnet und die Arbeiten des ewigen Friedens aufgenommen. Jetzt hingegen denken alle großen und kleinen Mächte an die Verdoppelung ihrer stehenden Heere. Ein Land nach dem andern verwandelt sich in eine ungeheure Kaserne und wenn es so fortgeht, so wird der Continent bald ausschließlich mit Militärstaaten und in folgerichtiger Entwicklung mit Militärdespotien bedeckt seyn. Es ist ein enormes Unglück welches Preußen durch die unwürdige Ausnützung seines Sieges über die europäische Menschheit gebracht hat, und im Namen der Humanität wird dieser Militär-Epidemie die Schranke gezogen werden müssen.

Allmählig fehlt es nicht an Zeugnissen, daß selbst in den alten preußischen Provinzen die Bevölkerung den Druck des neuen Verhältnisses schmerzlich empfindet. Trotz der langen Gewohnheit hat das preußische Volk die enormen Militärlasten nur deßhalb so geduldig ertragen, weil es hoffte zur Erreichung besserer Zustände in Deutschland mitzuhelfen, nach Erreichung des Ziels aber von der unerträglichen Last befreit zu werden. Unter diesem Gesichtspunkt haben die Parteien dereinst ihre deutsche Politik und hat die Regierung selbst ihre Armeereform von 1860 gerechtfertigt. Anstatt dessen spannt nun Preußen den Militarismus in ganz Norddeutschland immer noch höher und es ist schlechthin ein gutwilliges Ende desselben nicht abzusehen. Vielmehr

verlangt die Berliner Politik von den süddeutschen Staaten, daß auch sie die ihrer ganzen Natur widerstrebende Bürde einer auf preußischem Fuß eingerichteten Militär-Organisation auf sich nehmen sollen, und nur einstweilen begnügt man sich damit, durch unsere diplomatische und handelspolitische Abdankung den Alpdruck mit dem das Unwesen des Groß-preußenthums auf Europa lastet, verstärkt zu haben.

Und wenn diese enormen Opfer uns wenigstens eine imponirende Stellung gegenüber dem Ausland verliehen hätten — dann ließe sich im Hinblick auf die deutsche Idee Alles noch verschmerzen. Aber das Gegentheil ist der Fall. Dafür liegt der augenscheinliche Beweis in dem Ausgang des Streites wegen Luxemburg. Ein uralt deutsches Land ist für den deutschen Namen und die deutschen Grenzen verloren: hierin besteht die erste Leistung die Preußen als Ersatzmann des alten Bundestags geliefert hat und diese erste Leistung wird nicht ohne Nachfolge bleiben. Schon steht Nordschleswig auf der Tagesordnung. Was haben die Parteien dereinst für ein betäubendes Geschrei erhoben für „Deutschland bis zur Königsau"; der alte Bund hat wirklich die deutsche Fahne bis an die Königsau getragen; der neue Bund aber muß nun bestrebt seyn Dänemark durch Wiederabtretungen zu befriedigen, ehe der französische Imperator mit der Pariser Weltausstellung fertig seyn wird. Denn es ist vorauszusehen, daß die Tuilerien dann andere Saiten aufziehen werden, so sehr sich auch die stolzen Machthaber in Berlin zuvorkommende Mühe geben und demüthige Schritte thun, um Frankreich mit dem neuen Zustand der Dinge in Deutschland zu versöhnen.

Preußen fürchtet den Zusammenstoß mit Frankreich: das hat die jüngste Geschichte der europäischen Diplomatie zweifellos herausgestellt. Trotz aller Opfer die wir von unserer staatlichen Unabhängigkeit der preußischen Politik bringen, wird man in Berlin nicht aufhören den Zusammenstoß mit Frankreich zu fürchten: das weiß der Gebieter in den Tui-

lerien und er wird seine Anforderungen darnach einrichten. Preußen wird entweder, um sein großpreußisches Schäflein ins Trockene zu bringen, das deutsche Recht und die deutsche Ehre vollends in den Wind schlagen; oder der gefürchtete Zusammenstoß wird dennoch erfolgen, ein kriegerischer Zusammenstoß von 140 Millionen Menschen, wie der englische Minister jüngst ganz richtig bemerkt hat. Dann aber wird Preußen uns nicht helfen können, es wird Süddeutschland sich selbst überlassen müssen. Im Frieden wie im Kriege wird das Opfer unserer diplomatischen und handelspolitischen Abdankung weder uns noch der deutschen Sache nützen. Im Falle gütlicher Verständigung zwischen den zwei Mächten würde unsere staatliche Existenz der Preis des Schachers mit Frankreich seyn; im Falle des Kriegs würden wir trotzdem auf uns selber angewiesen bleiben.

Es ist ganz bezeichnend für unsere Lage, daß von München aus der amtliche Trost zur Beruhigung herumgegeben wird: Bayern denke gar nicht an den Eintritt in den norddeutschen Bund und auch Preußen denke nicht an einen solchen Anschluß, um so weniger als derselbe für Frankreich unmittelbar ein casus belli wäre. Also Preußen dürfte die Mainlinie nicht überschreiten, wenn es auch wollte — aus Furcht vor Frankreich! Das ist die Glorie, welche der Nation von dem „deutschen Beruf" Preußens bereitet worden ist; die innern Angelegenheiten der deutschen Nation fanden sich nie in beschämenderer Abhängigkeit vom Ausland als jetzt, unter der Aegide der „verstärkten Hohenzoller'schen Hausmacht."

Zunächst fragt es sich schon, ob nicht auch die neue Organisation des Zollvereins und gerade sie erst recht in Paris als eine vertragswidrige Ueberschreitung der Mainlinie betrachtet werden wird, als eine neue Finesse des Grafen Bismark, wodurch es ihm möglich wäre Süddeutschland für preußische Zwecke auszubeuten ohne die entsprechenden Lasten des Anschlusses zu tragen. In der That hat man es sich

zu Berlin sehr bequem gemacht mit uns: wir dienen in's Hohenzoller'sche Haus ohne dort Jemand zu incommodiren, und die Gegenleistung berechnet sich auf nichts. Es wird denn auch verhältnißmäßig nicht leicht seyn in Paris den Beweis zu führen, daß uns noch die „unabhängige internationale Existenz" zukommt, welche der Prager Friede für Süddeutschland vorschreibt.

Der muß einen beneidenswerthen Glauben haben, welcher solche Zustände für eine europäische Möglichkeit ansieht. Der furchtbare Schlag von Sabowa war — das läßt sich jetzt mit Händen greifen — noch lange nicht die Katastrophe welche Deutschland unter allen Umständen zu überstehen hatte, um zu einer definitiven Neugestaltung zu gelangen. Die rechte Katastrophe liegt noch in der Zukunft. Wie Preußen dieselbe zu bestehen oder zu beschwören gedenkt, das wissen wir nicht, vielleicht wissen es die Berliner Staatsmänner selber nicht. Das aber ist gewiß, daß es für uns nur Einen nicht höchst unglücklichen Ausweg gibt, den mit Hülfe Oesterreichs. Unser ceterum censeo und das Thema unserer nächsten Betrachtung.

VII.

Peter Cornelius.

V. Cornelius' Aufenthalt in Berlin.

Der große Meister war innerlich während seines Münchener Lebens noch nicht zur vollen Läuterung und Reife gelangt. Der Cult der ihm dort gezollt wurde, die Weihrauch-Wolken die seine Person meist umgaben, konnten nicht verfehlen seinen Geist doch zu erheben, zum stolzen Selbstbewußtseyn zu veranlassen; sie hinderten ihn sich und die Wahrheit unverschleiert zu erkennen. Das mußte anders werden. Er mußte noch einen Trank erhalten, wenn auch einen bittern, der seine Seele reinigen und läutern, der sie mehr zu Gott, zum Heiligen und zur Kirche, der Schatzkammer der göttlichen Gnaden, hindrängen sollte.

Dazu führte ihn die erbarmende Hand Gottes nach Berlin. Das war für seine Seele der Reinigungsort! In München war Cornelius Direktor einer reichbesetzten und berühmten Akademie, einer der Mittelpunkte der geistigen Strömungen, mächtiger Freund des Königs, hochverehrt und gesucht von Nah und Fern, während er in Berlin zunächst als Privatmann dastand, ohne Anstellung, bald angefeindet, geringgeschätzt, verkleinert, ohne öffentliche, monumentale, effekt-

machende Arbeiten, bloß still in seinem Atelier arbeitend; er war dort nach seiner eigenen Erklärung wie der einsame Sperling auf dem Dache! Das war aber zum Heile und zur wahren Größe des Meisters nothwendig.

Anfangs schien es auch in Berlin trefflich zu gehen. Am 12. April des Jahres 1841 hatte Cornelius mit Frau und Kindern München verlassen, wo man ihm in trauriger Stimmung noch ein Abschiedsfest gegeben; in Dresden wurde er auf der Durchreise gleichfalls mit einem Fackelzug der Künstler gefeiert; endlich am 23. April kam er

> Hin nach Berlin mit seinem dicken Sande
> Und dünnen Thee und seinen witz'gen Leuten,
> Die Gott und Welt und was sie selbst bedeuten,
> Begriffen längst mit hegelschem Verstande*).

Auch hier feierlicher Empfang! Akademie und Museum veranstalteten ihm zu Ehren besondere Feste. Er besuchte die geistigen Größen der Stadt alsbald, Humboldt, Grimm, Rauch und Schinkel, der bereits geisteskrank dalag, und trat mit ihnen in engen Verkehr. Bald kamen auch höchst ehrenvolle Aufträge vom Ausland. Wie die Königin von Portugall durch ein eigenhändiges Schreiben den Meister bat, Schüler nach Portugall zu senden zur Ausführung von Freskomalereien daselbst, so wurde er auch nach England von Lord Monson eingeladen, dessen Schloß mit Fresken zu schmücken. Cornelius reiste auch wirklich nach England. Aber der unerwartete Tod des Lords und eine heftige Augenkrankheit nöthigten den Meister schnell nach Berlin heimzukehren.

Bald begannen nun bittere Stunden anzubrechen. Schon die socialen, aristokratischen Zustände Berlins sagten dem freien Manne nicht zu. Er ging in das Bierhaus und trank unterm blauen Himmel lieber bayerisches Bier statt den Thee des Geheimrathviertels. Daran nahm die hochgebildete Gesellschaft Aergerniß. Dann verstand er nicht bei den kritisirenden Kunst-

*) H. Heine.

kreisen sich einzuschmeicheln, ihnen schöne Worte und Artigkeiten zu sagen, auf ihre Orakelsprüche zu lauschen. „Er naht sich uns nicht!“ war die Klage, und bald begannen Nergeleien und herbe Kritiken gegen ihn und seine Werke.

Cornelius hatte längst ein Oelbild für den Grafen Raczynski begonnen. Das vollendete er in Berlin (1843) und brachte es zur Ausstellung. Es zeigte die Befreiung der Altväter aus der Vorhölle durch den Heiland. Wenn auch die Farbe schwer und unangenehm wirkend genannt werden muß, so ist doch die Gruppirung und der Ausdruck der Altväter höchst charakteristisch und fast unübertrefflich. Aber nun erscholl durch die ganze Linie der Kunstkritik der Ruf: „Wie, diese körperlosen, widernatürlichen Formen sollen kunstvolle Zeichnung, diese schweren Farben Malerei seyn?“ Und alsbald sah man mit Naserümpfen auf den alternden Meister, betrachtete ihn als Gefallenen, bereits einem überwundenen Standpunkte Angehörigen. Ein berühmter Porträtmaler Berlins that den verächtlichen Ausspruch: „Fände ich ein Bild von Cornelius auf der Straße, ich höbe es nicht auf.“ Dieses kecke Urtheil machte bald die Runde durch die hohen Kreise von Berlin. Das war sicher zum Heile des Meisters und seiner Kunst. Er zog sich mehr zurück von der Welt zur innern Sammlung und Steigerung der Schöpfungskraft.

Nur kleinere Offenbarungen seines Geistes sah man in nächster Zeit. So betraute ihn der König mit einer Arbeit, in der er seine Phantasiefülle und Gestaltungskraft im Kleinen in kurzer Zeit bekunden konnte. Es war der Entwurf zu einem Schilde, den Wilhelm IV. dem neugebornen Prinzen von Wales als Pathengeschenk zur Tauffeier geben wollte. Cornelius machte den Entwurf in sechs Wochen. Es war ein Rundschild, dessen Mitte Christus am Kreuze bildet; an den Ecken sieht man die vier Evangelisten und darüber die vier Cardinaltugenden, zwischen den vier Kreuzesarmen die Taufe und das Abendmahl sowie die Vorbilder dieser Geheimnisse im alten Bunde, das Sprudeln des Wassers aus dem Felsen

machende Arbeiten, bloß still in seinem Atelier arbeitend; er war dort nach seiner eigenen Erklärung wie der einsame Sperling auf dem Dache! Das war aber zum Heile und zur wahren Größe des Meisters nothwendig.

Anfangs schien es auch in Berlin trefflich zu gehen. Am 12. April des Jahres 1841 hatte Cornelius mit Frau und Kindern München verlassen, wo man ihm in trauriger Stimmung noch ein Abschiedsfest gegeben; in Dresden wurde er auf der Durchreise gleichfalls mit einem Fackelzug der Künstler gefeiert; endlich am 23. April kam er

> Hin nach Berlin mit seinem dicken Sande
> Und dünnen Thee und seinen witz'gen Leuten,
> Die Gott und Welt und was sie selbst bedeuten,
> Begriffen längst mit hegelschem Verstande*).

Auch hier feierlicher Empfang! Akademie und Museum veranstalteten ihm zu Ehren besondere Feste. Er besuchte die geistigen Größen der Stadt alsbald, Humboldt, Grimm, Rauch und Schinkel, der bereits geisteskrank dalag, und trat mit ihnen in engen Verkehr. Bald kamen auch höchst ehrenvolle Aufträge vom Ausland. Wie die Königin von Portugall durch ein eigenhändiges Schreiben den Meister bat, Schüler nach Portugall zu senden zur Ausführung von Freskomalereien daselbst, so wurde er auch nach England von Lord Monson eingeladen, dessen Schloß mit Fresken zu schmücken. Cornelius reiste auch wirklich nach England. Aber der unerwartete Tod des Lords und eine heftige Augenkrankheit nöthigten den Meister schnell nach Berlin heimzukehren.

Bald begannen nun bittere Stunden anzubrechen. Schon die socialen, aristokratischen Zustände Berlins sagten dem freien Manne nicht zu. Er ging in das Bierhaus und trank unterm blauen Himmel lieber bayerisches Bier statt den Thee des Geheimrathviertels. Daran nahm die hochgebildete Gesellschaft Aergerniß. Dann verstand er nicht bei den kritisirenden Kunst=

---

*) H. Heine.

kreisen sich einzuschmeicheln, ihnen schöne Worte und Artigkeiten zu sagen, auf ihre Orakelsprüche zu lauschen. „Er naht sich uns nicht!" war die Klage, und bald begannen Nergeleien und herbe Kritiken gegen ihn und seine Werke.

Cornelius hatte längst ein Oelbild für den Grafen Raczynski begonnen. Das vollendete er in Berlin (1843) und brachte es zur Ausstellung. Es zeigte die Befreiung der Altväter aus der Vorhölle durch den Heiland. Wenn auch die Farbe schwer und unangenehm wirkend genannt werden muß, so ist doch die Gruppirung und der Ausdruck der Altväter höchst charakteristisch und fast unübertrefflich. Aber nun erscholl durch die ganze Linie der Kunstkritik der Ruf: „Wie, diese körperlosen, widernatürlichen Formen sollen kunstvolle Zeichnung, diese schweren Farben Malerei seyn?" Und alsbald sah man mit Naserümpfen auf den alternden Meister, betrachtete ihn als Gefallenen, bereits einem überwundenen Standpunkte Angehörigen. Ein berühmter Porträtmaler Berlins that den verächtlichen Ausspruch: „Fände ich ein Bild von Cornelius auf der Straße, ich höbe es nicht auf." Dieses kecke Urtheil machte bald die Runde durch die hohen Kreise von Berlin. Das war sicher zum Heile des Meisters und seiner Kunst. Er zog sich mehr zurück von der Welt zur innern Sammlung und Steigerung der Schöpfungskraft.

Nur kleinere Offenbarungen seines Geistes sah man in nächster Zeit. So betraute ihn der König mit einer Arbeit, in der er seine Phantasiefülle und Gestaltungskraft im Kleinen in kurzer Zeit bekunden konnte. Es war der Entwurf zu einem Schilde, den Wilhelm IV. dem neugebornen Prinzen von Wales als Pathengeschenk zur Tauffeier geben wollte. Cornelius machte den Entwurf in sechs Wochen. Es war ein Rundschild, dessen Mitte Christus am Kreuze bildet; an den Ecken sieht man die vier Evangelisten und darüber die vier Cardinaltugenden, zwischen den vier Kreuzesarmen die Taufe und das Abendmahl sowie die Vorbilder dieser Geheimnisse im alten Bunde, das Sprudeln des Wassers aus dem Felsen

und den Mannaregen. Rings um den Schild waren aus Cameen geschnitten die Brustbilder der zwölf Apostel angebracht. Am Rande reihten sich Scenen aus dem Leiden und Siege Christi aneinander, vom Einzuge in Jerusalem bis zur Aussendung der Apostel. Um die Verbindung jener Urzeit der Kirche mit der Gegenwart herzustellen, landet einer der Apostel mit der vornehmen Gesellschaft aus dem Preußenlande, um die Taufe am Prinzen vorzunehmen. Auch dieses kleine Werk athmet den Geist des Meisters; es ist genial, ernst, bewegt, stylvoll, nur durch die Beiziehung der modernen Elemente und Trachten (Königin Viktoria, Wellington, Humboldt treten auf) manchmal seltsam und barok.

Aber diese Schöpfung von kleinen Formen war so wenig genügend und entsprechend für den Adlerflug seines Genius, als seine Zeichnungen zu Medaillen und seine Entwürfe für Glasfenster in Schwerin (1844) und in Aachen (1851). Auch die Leitung der Freskomalereien nach Schinkels Entwürfen in der offenen Vorhalle des neuen Museums in Berlin war keine Aufgabe für den selbstschöpferischen Geist des Mannes. Selbst die Zeichnungen zum Tasso, die er in Berlin entworfen, sind in weniger glücklichen Stunden geschaffen. Seine volle Genialität, seine ewige Geistesjugend und gigantische Gestaltungskraft konnte er erst wieder zeigen, als der große königliche Auftrag ihm wurde, einen Bildercyklus zu entwerfen für den neu zu bauenden Dom und die Begräbnißstätte der königlichen Familie in Berlin.

Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte nämlich beschlossen den Plan seines Vaters auszuführen, zum Danke für den göttlichen Schutz in den Befreiungskriegen statt des kleinen unansehnlichen Tempels einen neuen großartigen Dom zu bauen, der mit der Peterskirche in Rom und der Pauls-Cathedrale in London an Größe und Herrlichkeit wetteifern sollte. Stüler hatte den Plan bereits entworfen. An diesen Dom sollten sich nach Innen zu offene Hallen im Quadrat anschließen (180′ lang, 40′ hoch), bestimmt zur Begräbniß-

stätte der königlichen Familie. Und alle diese Wände sollte Cornelius mit großen Fresken aus der heiligen Geschichte schmücken. Das war der Auftrag, der ihm im Jahre 1843 zuging. Jetzt fühlte der alte Löwe wieder heimathlichen Boden und die alte Jugendkraft. Jubelnd schrieb er damals an die Akademie zu Münster, welche dem großen Künstler das Diplom eines Doktors der Philosophie zur Anerkennung seiner tiefsinnigen Schöpfungen gesendet*), die Worte: „Ein großes heiliges Feld, Campo santo, ist mir durch die Gnade der Vorsehung und die Huld meines erlauchten Königs und Herrn angewiesen worden, um dort mich auszuschreiben und darzustellen, was Gott mir in die Seele legt. Möge er meinen Geist erleuchten und mein Herz durchdringen mit seiner Liebe, mein Auge erschließen für die Herrlichkeit seiner Werke, für heilige Anmuth und Wahrheit, und jeden Strich meiner Hand leiten" **)!

Um aber wieder zu diesem Riesenwerke die nöthige Stille und geistige Anregung zu haben, reiste Cornelius immer wieder in das Paradies der Malerei, in das Reich der Naturschönheit, nach Italien und Rom. Vom Frühling des Jahres 1843 bis zum Mai 1844, dann wieder vom März 1845 bis 1846 lebte er***) in der Hauptstadt der katholischen Welt, wo man nach Göthe alle Dinge von höherm Standpunkte aus beurtheilen lernt, ganz versenkt in die geistigen Visionen und Vorarbeiten zu seinem malerischen Epos.

Er schrieb nach der Rückkehr aus Rom von Berlin aus

---

*) Das Diplom sagt: er erhalte dieses erste Doktordiplom „als einer der ersten Künstler unseres Zeitalters, dessen unsterbliche Werke so lange dauern werden, als man Kunst und Wissenschaft, Tugend und christliche Frömmigkeit gebührend zu ehren wissen wird, als ein Mann reich an Gaben des Geistes und Gemüthes, geschmückt mit den höchsten menschlichen Ehren, und geliebt nicht bloß von Königen und Fürsten, sondern auch von allen Musen und Grazien."

**) Wieder ein schönes Zeugniß seiner lautern Frömmigkeit.

***) Er wohnte damals an der Ripetta.

am 8. Juni 1844 nach München: „Ich habe in Rom das glücklichste halbe Jahr meines Lebens verlebt; ich wünschte, ich könnte Ihnen die Resultate zeigen. Ich fühlte bis in die Gebeine die heiligste Nähe, wie sie denn so oft dem Unwürdigen naht. Hier (in Berlin) fängt die Hölle an, ihre Krallen gegen mich auszustrecken; was habe ich mich zu fürchten, wenn der Herr für mich ist?"

Im Juli des Jahres 1845 schickte er aus Rom durch Schraudolph seine letzte Zeichnung zum Campo santo nach München und von da nach Dresden an Thäter, der sie in Kupferstich ausführen sollte. Er schrieb dazu an Schlotthauer: „Noch immer denke ich mit innigster Freude und Erhebung an meinen letzten Aufenthalt in München*), es gehört zum Schönsten, was ich erlebt habe. Ich bin hier fleißig bei meinem Carton, erst jetzt übersehe ich das Riesenhafte dieses Werkes. Das Sprichwort: Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter in Fülle, trifft bei mir im reichsten Maße ein! Gott gebe Kraft, Segen und Gedeihen!"

Nach seiner Rückkehr vom Lande der Kunst arbeitete dann der Meister zu Berlin rastlos an der Fortsetzung der Bilder und verwandelte die Skizzen in die großen Cartons. Im Januar 1845 war der erste Entwurf vollendet, im Jahre 1846 der herrliche, unvergleichliche Carton mit den apokalyptischen Reitern, der in Rom, Berlin, Gent und Wien

*) Er war hier vom 23. bis 26. März. Es wurde mit Fackeln vor seine Wohnung gezogen und ihm ein voller Humpen hinaufgetragen zum Andenken und zum Bescheid. Er trank und sagte in heiterer Laune: er könne auf einmal ihn nicht leeren, aber er wolle, wie Milo mit dem Kalbe gethan, alle Tage etwas mehr daraus trinken, bis er gelernt den ganzen Becher zu bezwingen. Darauf zog man zur Glyptothek, wo die Fackeln gelöscht wurden. Alles bewunderte seine damals neuen Zeichnungen zum Campo santo. Damals sagte er auch den Staunenden: „Die christliche Kunst ist noch nicht abgeschlossen, sie beginnt erst!"

ausgestellt wurde und zu dessen Füßen die ganze Künstlerschaft Belgiens einen Lorbeerkranz niederlegte. Die Regierung hatte ihm unterdessen zu seinen Arbeiten ein eigenes passendes Haus am Königsplatz erbauen lassen.

So entstand also allmählig jene Reihe von monumentalen Entwürfen heiliger Malerei, die zu den umfassendsten Schöpfungen der Kunst überhaupt gehören. Es sind 17 Haupt-, 15 Lunetten- und 15 Predella-Bilder, wozu noch 8 kolossale Gruppen zählen. Der Inhalt dieses einzigen Bildercyklus ist bereits weithin bekannt*) und erklärt. Ich kann mich daher kurz fassen.

Dem ganzen Epos liegt die Schriftstelle zu Grunde: Der Sünde Sold ist der Tod, Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus Jesus**). Für einen christlichen Kirchhof gewiß ein herrliches, tiefsinniges Thema! Es ist der Kern der Religionsgeschichte, die Seele der Welt-Geschichte!

Die Ausführung sollte also geschehen: Die Ost- und Westwand sollten oben den Sündenfall und darunter die Geburt des Erlösers, dann den Preis der Erlösung selbst, Tod und Grablegung Jesu vor Augen führen (der Sünde Sold). Die Südwand war bestimmt für Aufnahme der Glaubensbilder, der Schilderung des Lebens der Gnade; die Gründung der Kirche durch den heil. Geist, Ausbreitung der Kirche durch Predigt und Wunder der Apostel (Petrus und Paulus), Fortsetzung der Kirche bis an's Ende sollte hier zur Darstellung kommen. Die Nordwand endlich sollte die letzten Dinge, das Ende der Weltgeschichte zur Anschauung bringen, die vier großen Drangsale vor dem Weltende (die

*) Die Bilder in Umrissen erschienen im Stich von Thäter in Leipzig, den Text dazu schrieb Dr. Th. Brüggemann, der Schwager des Cornelius. Die beste Erklärung findet sich im christlichen Kunstblatt (Jahrgang 1865).

**) Römerbrief VI. 23.

apokalyptischen Reiter) und den zum Gerichte erscheinenden Heiland, umgeben von den klugen und thörichten Jungfrauen.

Um alle diese Hauptbilder aber ziehen sich als Umrahmung in geistreicher Weise Parallelen aus dem alten Bunde, ethische Beziehungen, mystische Symbole. So sind beim Gerichte sinnig die Werke der Barmherzigkeit angebracht, beim himmlischen Jerusalem die acht Seligkeiten. Das Ganze als Eine Composition ist ein Riesenwerk, entsprungen der glühendsten Phantasie, voll Empfindung, von ergreifender Wahrheit, Charakteristik, Bewegung und Lebendigkeit; es sind die alten Thatsachen und Ideen der Kirche, aber in neue Formen gegossen, ganz originell, grandios in der Weise des Michel Angelo, manchmal selbst eine Schönheit und Anmuth der Form zeigend, welche bei Cornelius selten zu finden war*).

Wenn diese Bilder für den Campo santo bestimmt waren, so sollte auch der neu zu schaffende Dom ein großes Wandbild durch die Hand des Cornelius erhalten. Das Thema wurde dem Meister angegeben vom Könige selbst: die Erwartung des jüngsten Gerichts. Der König schien nach der Anschauung der Chiliasten in nächster Nähe das Gericht sich zu denken, hatte es immer im Geiste vor Augen, und wollte diesen Glauben auch zum Ausdruck bringen lassen. Das Bild sollte eine Höhe von 90′ erreichen.

Den colorirten Entwurf dazu vollendete Cornelius im Jahre 1853 in Rom**), die Ausführung der Cartons geschah in Berlin im J. 1866. Oben erscheint auf dem für riesige Verhältnisse bestimmten Bilde der Richter der Welt mit seinen Aposteln und Heiligen, die Könige der Völker legen ihre Kronen ihm zu Füßen. Am Abschlusse des Bildes kniet die königliche Familie von Preußen mit ihrem Hofstaate

*) Alle wirklichen oder vermeintlichen Fehler des Bildes, Verzeichnungen und dergl. zählt wieder Wolzogen S. 107 auf.

**) Alles in Rom war voll Bewunderung des Werkes, nur die Genre- und Veduten-Maler kläfften.

und einem vertrauten Kreise! Auch dieses Werk enthält wunderbare Einzelnschönheiten, wie z. B. die Könige welche ihre Kronen demüthig niederlegen, zum Großartigsten gehören was man sehen kann, aber der ernstfeierliche Eindruck des Ganzen wird gestört durch die chiliastische Idee der unmittelbaren Nähe des Gerichts und durch die Häßlichkeit der modernen Costüme der hohen Herrschaften am Fuße des Gemäldes.

Das Alles schuf Cornelius im Zeitraume von 25 Jahren. Er arbeitete mit unsäglicher Lust und Freudigkeit, obwohl keines dieser Bilder wirklich an dem bestimmten Orte zur Ausführung kam, ja obwohl zuletzt die Hoffnung der Ausführung auch dem Meister ganz entschwunden war*). Er schuf ohne Rücksicht auf äußere Anerkennung und Bewunderung von Seite der Welt. Er zeichnete wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; das Werk das aus der Hand ihm quoll, war Lohn der reichlich lohnet. Da keines seiner Bilder im Großen und in Fresko an einem öffentlichen Orte Berlins ausgeführt wurde, blieb er so ziemlich unbekannt beim Volke; er arbeitete still fort im Atelier und fand seine Seligkeit im künstlerischen Schaffen allein. Nur der Beifall der alten Münchener Freunde war ihm tröstlich. Er schrieb darüber nach München**): „Die liebevolle Anerkennung die man bei Euch für mich hegt und ungeschwächt bewahrt, ist für mich wahrlich stärkend und erhebend; vergebens suche ich nach Ausdrücken des Dankes und der höchsten Rührung die mich ergriffen. Sage diesen Herren, meinen theuern Freunden und Kunstgenossen, alles Erbauliche von mir, sage ihnen, daß ich auch noch der alte Kerl bin und Fuchsschwänzereien noch immer nicht für etwas halte, und hätten sie auch den größten Erfolg."

---

*) Erst jetzt nach seinem Tode erwacht wieder die Hoffnung durch das Schreiben des Königs von Preußen in Betreff des Dombaues.

**) An Schlotthauer am 10. August 1851.

Das genüge über sein letztes unsterbliches Werk. An der Ausführung des Cartons für das Pfingstfest arbeitete Cornelius bis in die letzten Monate; der Carton sollte nach Paris zur Ausstellung*) wandern als Hauptvertreter der ächtdeutschen Malerei. Er ist aber gleichsam der Grabstein des Meisters geworden.

Noch einige Striche wieder zur Schilderung seines äußern Lebens, seiner reinmenschlichen Verhältnisse in dieser Zeit! Vor Allem bemerken wir, daß Cornelius seine treue Gattin Karolina etwa um das Jahr 1833 durch den Tod verlor. Es war eine stille, Gott und dem Gemahl innigst ergebene Seele, deren uns vorliegende italienischen Briefe den Eindruck machen wie ein ruhiger, im Sonnenschein lieblich glänzender, durch keinen Luftzug bewegter See des Gebirges. Sie litt am Uebel des Brustkrebses. Aber um den Gemahl nicht zu stören in seinen Schöpfungen und heitern Gesellschaften, die seinem Geiste Bedürfniß waren, verbarg sie ihr Leiden fast bis zum Ende. Selbst der behandelnde Arzt erklärte sie für eine Heldin!

Als Cornelius dann später wieder in Rom sich aufhielt, lernte er die Tochter eines Fleischers kennen, mit Namen Geltrude, welche durch Schönheit und Tugend gleich ausgezeichnet war. Sie wurde seine zweite Gemahlin. Leider entriß auch sie der Tod ihm schon im J. 1859 nach einem ähnlichen höchst schmerzlichen Leiden. Ebenso starb seine geliebte Tochter Marie, welche an den Marchese Marcelli verheirathet war. So hatte er einen Kelch voll Bitterkeit damals zu leeren! Als der alte Meister dann zum letztenmale zur ewigen Stadt gezogen war, ging er am 14. April 1861 nochmal eine eheliche Verbindung ein mit der jugendlichen

*) Im J. 1859 bat man ihn von München aus, seine Cartons zur Ausstellung zu senden. Er sagte, er müsse es im höhern Auftrag verweigern, werde aber seinen neuesten Carton für den Kölner Dombau ausstellen.

Theresa aus Urbino, die er im Hause seiner Tochter kennen und schätzen gelernt und die ihm nach vier Wochen auch nach Deutschland folgte. Sie ist es die als treue Pflegerin die letzten Jahre des Lebens und beim Tode ihm zur Seite stand. Aus Urbino gebürtig soll sie von der Familie dei Santi abstammen, wie Cornelius mit Stolz immer in München erzählte.

Vom damaligen Aufenthalte des Meisters in Rom ist uns noch manche Nachricht erhalten. So hat er in den Jahren 1853—56 in Rom auch zwei Handzeichnungen vollendet, welche größere Verbreitung gefunden haben. Er zeichnete nämlich den Hagen der den Hort der Nibelungen in den Rhein versenkt, und die schlafwandelnde Lady Macbeth, ein erschütterndes Bild welches diese hohe Verbrecherin zeigt, wie sie vom Schmerze der Gewissensbisse wie versteinert dasteht, im Wahnsinne die Augen furchtbar rollt und die vermeintlichen Blutflecken von den Händen wegzureiben sucht*). Von Rom aus leitete er auch die Vervielfältigung seiner Werke durch den Kupferstich, die in Deutschland geschah**). So arbeitete Merz damals an den Bildern des Heldensaales der Glyptothek. Als er dem Meister den ersten Abdruck der Platte geschickt, schreibt Cornelius die ganz treffende scharfe Kritik nach München***):

„Vor einiger Zeit schickte mir Merz einen Abdruck seiner letzten Platte nach dem Untergang von Troja und nannte mir die besten Künstler, die mit dieser Arbeit sehr zufrieden wären. Leider kann ich mich nicht an dieses Urtheil anschließen, habe vielmehr ein wahres Mißvergnügen an diesem Machwerk, ob-

---

*) Vom Herrn Kunsthändler Fr. Bruckmann in München in Rom selbst gekauft und durch den Stich von Felsing veröffentlicht.

**) Mit Schäfer war er unglücklich und hatte selbst dessen Schulden zu tilgen. Auch auf Meyr in Hildburghausen ist er nicht gut zu sprechen.

***) An Schlotthauer am 14. Mai 1855.

schon ich einsehe, daß etwas dazu gehört, eine solche Uebung zu erlangen, die sich in demselben zeigt. Aber es ist Alles so versteinert und gefühllos, hart und schwarz, die Köpfe verzeichnet, bei allen stehen die Augen zu nahe zusammen, was einen unangenehmen Ausdruck bewirkt. Ich habe in diesem Bilde Alles stark accentuirt, ja Manches übertrieben; statt nun so etwas zu mildern, hat er's erst recht durch Johann Ballhorn vermehrt und verbessert, namentlich in den Köpfen der Hekuba und des Priamus."

Mit König Ludwig von Bayern, der sich damals gleichfalls in Rom aufhielt, hatte Cornelius wieder vielfachen Verkehr. Er schreibt darüber: „Der König Ludwig ist nun hier und wir freuen uns seiner Gegenwart. Er ist jetzt so milde und freundlich, besonders gegen mich, es ist als fühlte er, daß er etwas gut zu machen habe. Ich meinerseits komme ihm dann auf's herzlichste entgegen und so ist dann auch unser Verhältniß wieder wie in der ersten Zeit, worüber ich mich ernstlich freue." Bald darauf hielt König Ludwig ein heiteres Künstlerfest in der Villa Albani, wo er Winkelmanns Büste im Garten aufstellen ließ. Den Mittelpunkt der Künstlerwelt bildete wieder der alte Cornelius, der damals seine berühmte Rede hielt*), eine feurige Protestation gegen die Kaulbach'sche Darstellung der modernen deutschen Kunstgeschichte an der Außenseite der neuen Pinakothek in München. Er erklärte feierlich, das damalige Streben der deutschen Künstler in Rom sei heiliger Ernst und aus höchster Begeisterung entsprungen gewesen, nicht aber Kinderspiel und des Hohnes würdig.

Leider war nämlich durch jenen Bildercyklus in München ein Mißton in das Verhältniß des großen Meisters zu seinem großen Schüler gekommen, der sich nicht mehr ausgleichen ließ, obgleich Cornelius selbst auf jenen Bildern in sehr

*) Mitgetheilt bei Riegel.

ehrenvoller Stellung als Sieger über den Zopf, als Befreier der Künste erscheint. Wie mir dünkt, lag der Fehler schon darin, daß solche Culturbilder, Genrescenen ohne Thaten als monumentale Gemälde ausgeführt werden mußten. Um in diese monotone Zusammenstellung von Figuren einigen Geist und Interesse zu bringen, hat Kaulbach sein ihm eigenthümlichstes Talent des Humors und ätzenden Spottes spielen lassen und so ist der Charakter dieser berühmten Bilder entstanden, wobei freilich manche der edlen Mitkämpfer in einer falschen und ungerechten Beleuchtung zur Anschauung kommen. Cornelius sagte sich von da an los von seinem genialsten Schüler, dem er im J. 1847 in Berlin noch einen hochehrenvollen Empfang bereitet hatte, und sprach sich immer in höchster Entrüstung über dessen Verfahren aus. So schreibt er in einem Briefe von Berlin*):

„Alles ist empört über die Malereien an der neuen Pinakothek, statt einer Kunstgeschichte ist es ein Pasquil auf dieselbe. Wie eine Viper sticht er in die Brüste, die ihn genährt und großgezogen. Die edelsten Männer der Nation sind dem Spott und Hohn preisgegeben. Daß er mich mit einem blauen Auge hat davon kommen lassen, danke ihm der T—."

Damit hängt auch ein interessantes Gespräch zusammen, das Cornelius mit Flir, dem Rektor des deutschen Hauses all' Anima in Rom damals hielt. Flir gibt hievon selbst folgenden Bericht**): „Vor einigen Wochen ließ mich Cornelius, der damals noch kränklich war, zu sich rufen. Er wollte Aufschluß über das Verfahren der Kirche gegen Dr. Günther. B. (Balzer) hatte ihn oft besucht und für die Freiheit der Wissenschaft um so leichter eingenommen, da ein Genius wie Cornelius allem geistigen Streben und Fluge

*) Vom 10. August 1851.

**) Briefe aus Rom von Al. Flir (1864) S. 72. Der Brief vom 8. März 1857.

nicht gerne die Fittige unterbinden läßt. Ich sagte: Der Papst verfährt genau so auf seinem Gebiete, wie Sie auf dem Ihrigen. Dieses Paradoxon entwickelte ich nach dem historischen Princip und deutete an, daß Cornelius gegen Kaulbach weit strenger verfahre, als Pius IX. gegen Günther. Der alte Herr lächelte und antwortete: Nun bin ich im Klaren und beruhigt!" Flir deutete also mit großer Gewandtheit darauf hin, wie Cornelius den Kaulbach nicht mehr als Schüler anerkenne, weil er von seiner großen Lehre und Tradition abgewichen und weil er die Geschichte der neuen Kunst durch seine Darstellung corrumpirte. So habe Papst Pius IX. den Dr. Günther, aber in den mildesten Formen censurirt, weil er von der Lehre und Tradition der Kirche und Schule in mehreren Punkten abgegangen.

Einen schönen Zug aus dem damaligen Leben des Cornelius, den uns auch Flir mittheilt, kann ich nicht verschweigen. Cornelius lebte den Sommer jenes Jahres in Albano. Ebenso brachte Flir mit seinem kranken Freunde Professor Al. Meßmer aus Brixen dort einige Wochen zu. Einmal besuchten sie nun die Familie Cornelius. Die Frau des Meisters setzte voll Liebe und Güte ihnen Erfrischungen vor. Da sagte Flir zu Meßmer: He, Freund, eine solche Pflege würde dir behagen? Darauf erwiderte der Kranke: Ach, wenn ich nur einen bequemen Lehnstuhl im Zimmer hätte, wäre ich schon zufrieden! — Als sie nun Abends nach Hause kamen, fanden sie schon den bequemen Lehnstuhl vor. Cornelius hatte ihn unterdessen gesendet.

Eine große Anzahl von Fremden besuchte damals den Meister in Rom; er war immer gesprächig*), gesellig und geistvoll. Er ließ sich auch noch neuerschienene Bücher aus

*) Alban Stolz erzählt, daß auch er den Meister besucht und von ihm gehört, daß er alle seine polemischen Schriften gelesen. Dr. Sepp war schon früher bei ihm und hatte ein interessantes Gespräch über Dante und Parcival mit ihm.

Deutschland bringen*) und verfolgte so mit Interesse das geistige Leben in der Heimath.

Wenn er dann jedesmal nach Berlin zurückgekehrt war aus Italien, lebte er wieder rüstig der Arbeit, zurückgezogen von dem Markte der Welt, aber junge Künstler und Gelehrte gerne um sich sammelnd. Aber recht heimisch fühlte Cornelius sich nie in Berlin. Sein Herz hing noch immer viel mehr an Bayern und München. Als ihn daher König Max II. unter die Ritter des neugegründeten Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst im J. 1853 aufnahm**), schrieb er an den König einen Brief des Dankes, in welchem er seine alte Liebe zum Bayerlande offen bekannte. Auch in andern Briefen spricht sich oftmals die Vorliebe für diese Stätte seiner ersten großen Wirksamkeit aus. So schreibt er einmal an den Freund nach München (10. August 1851):

„Grüße mir den theuern Muckerl***), dieses Herz von Gold, den Schubert und die Fräulein Linder. Wenn ich an Euch alle denke, ist's mir als wäre Sonntag und das schönste Wetter. Naßkaltes Wetter ist hier und immer Wind. Ich komme extra einmal wieder nach München, um unter Euch mir einen Haarbeutel zu trinken — hier ist Alles nüchtern und mit den Wölfen muß man heulen! — Ich umarme Dich, Du mein alter Ego im Geiste! Gott gebe Dir eine Renozeroshaut (sic)! Ich habe schon längst eine, befinde mich sehr wohl dabei und präparire mich auf's Fegfeuer!"

Man sieht, der Meister erhält im Gespräche mit seinen Münchener Freunden sogleich wieder seine alte übersprudelnde Munterkeit und Jovialität! Daher benützte er jede Gelegen-

*) In einem Briefe dieser Zeit sagt er: „Den Kallistus unsers Döllinger habe ich mir von München kommen lassen und sogleich mit Heißhunger verschlungen!"

**) Cornelius war, um es beiläufig zu erwähnen, Mitglied zahlloser Orden und Akademien.

***) Es ist v. Ringseis gemeint.

heit, um nach und durch München zu kommen. Da war dann immer Jubel und Festfeier. Bei dem Feste des Jahres 1852 hielt er eine Rede und brachte zum Schlusse ein Pereat aus den Schacherjuden in der Kunst mit Rücksicht auf moderne Kunstschöpfungen in München. Ein anderes Mal sprach er das schöne Motto seines Lebens aus:

Die Kunst hab' ich geliebt,
Die Kunst hab' ich geübt
Mein Lebenlang;
Den Schein hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit stets getrachtet,
Darum ist mir nicht bang!

Zum letzten Male war der Meister hier im Sommer des Js. 1864. Zum letzten Male wurde dem Lebenden in München ein großes Fest von der Künstlerschaft bereitet in der Tonhalle. Fräulein Emilie Ringseis an der Spitze edler Jungfrauen trug ein sinnvolles Gedicht mit gewohnter Meisterschaft vor und überreichte ihm einen Lorbeerkranz. Tiefgerührt dankte der Meister, indem er bemerkte: „In den kühnsten Träumen der Jugend habe ich nicht geahnt, daß solche Ehren mir zu Theil würden!"

Auch noch ein anderer Brief der Zeit zeigt, wie Cornelius immer an Bayern hing, es zu schätzen verstand und auch für's große deutsche Vaterland noch immer ein warmes Herz hatte. Er schrieb am 10. Juli 1862 an Fräulein Emilie Ringseis:

— — — „Das Jubilar-Fest Ihres theuern Vaters hat uns allen hier die größte Freude gemacht. Es hat sich da wieder gezeigt, was ein einziger wahrhafter Mann auch noch in unserer Zeit vermag. Aber es macht auch München alle Ehre, daß es ihn so zu würdigen weiß. Die Gesundheit in der bayerischen Natur stößt früher oder später alles Unächte und Wesenlos-Flitterhafte aus."

„Unter allen modernen Völkern sind wir Deutsche es, die durch einen tiefeingehenden Zwiespalt zerrissen sind, der uns

schon öfter an den Rand des Verderbens gebracht hat und nun wieder furchtbarer als je sein Medusenhaupt erhebt. Der Drang vieler Völker nach Freiheit und Nationalität ist eine Krankheit, die an Wahnsinn grenzt. Aber dieser Paroxismus wird sich austoben und kann dann so manches Gute zurücklassen. Doch die furchtbaren Dissonanzen in unserem Vaterlande werden sie sich je in eine höhere Harmonie auflösen?" — —

„Die Erinnerung an die schönen Tage in München stehen wie ein holder Traum uns noch immer vor der Seele."

„Ein passero solitario arbeite ich soviel meine Augen erlauben, aber mit hoher Lust und urkräftigem Behagen. Gerade Ihnen möchte ich meine jetzige Arbeit zeigen. Es sind die klugen und thörichten Jungfrauen! Nun Gott befohlen!" —

Mit den letzten Worten ist wieder eine Saite angeschlagen, die ich nochmal in Kürze berühren muß. Je mehr der Meister die Höhen des Alters erreichte, wo die meisten Täuschungen schwinden, wie er selbst sagte, desto mehr wuchs seine religiöse Stimmung, seine katholische Gesinnung, die Liebe zu seiner Kirche, die früher flauer und weniger ausgeprägt gewesen. Dafür haben wir viele Zeugnisse.

Schon im J. 1851 schrieb er von Berlin nach München: „Mit der unsichtbaren Kirche bei den deutschen Protestanten hat es seine Richtigkeit. Wie sehr ich hier auch nach einer Kirche suche, so habe ich sie bis dato nicht finden können. In Rom bin ich immer ein halber Ketzer (weil er über dieses und jenes etwas auszusetzen hatte), hier aber werde ich von Tag zu Tag katholischer!" Und als der Meister zum letzten Male nach Rom reiste, kam er alsbald nach der Ankunft in München zu seinem Freunde Schlotthauer, ihn auf der Akademie besuchend, und machte ihm die Mittheilung: „Freund, nun bin ich ganz Einer Gesinnung mit Dir und Ringseis in religiöser Hinsicht. Berlin hat mich ganz katholisch gemacht. Jetzt weiß ich den Katholicismus erst zu schätzen. Wäre der König von Bayern hier, ich würde ihn besuchen und ihm offen sagen: Majestät, Bayern ist noch

ein katholisches Land, darin beruht seine Stärke und Größe. Suchen Sie es mit diesem religiösen Kerne zu erhalten! Das ist die beste Politik!" Auch seinem Freunde Ringseis gab er dieselbe Versicherung, indem er beisetzte: er sei zumal deßwegen über München gereist, um diese Erklärung seinen Freunden geben zu können.

Auch in anderer Hinsicht zeigte er seine warme Hinwendung zum christlichen Glauben und Leben. Als das katholische Hedwigspital im Entstehen begriffen war, schenkte Cornelius ein ergreifendes Bild der heil. Elisabeth, welche einen Kranken in ihrem Bette verpflegt und vom Gemahl überrascht wird, dem Comité. Das Bild ward verkauft, zuerst aber in Holz geschnitten und verbreitet und hat zum guten Zwecke eine schöne Summe eingebracht.

Dann als vor einigen Jahren in Berlin nach dem Vorgange vieler Diöcesen Deutschlands auch ein Verein für christliche Kunst für die Mark Brandenburg sich gebildet hatte, an dessen Spitze Männer wie Fürst Radziwil und Olfers sich befanden, blieb der greise Malerfürst nicht zurück, sondern er nahm die Wahl eines Vorstandes an und wirkte nach Kräften für die Interessen des Vereines. Ebenso nahm Cornelius Antheil an der Thätigkeit des evangelischen Vereines für christliche Archäologie in Berlin, an dessen Spitze Professor Dr. Piper steht. Er zeichnete daher auch für den evangelischen Kalender des J. 1853 eine Darstellung des jüngsten Gerichtes, wobei er die altchristlichen Motive zu Grunde legte. Christus steht da ernst und feierlich auf dem Felsen, aus dem die vier Ströme des Paradieses fließen. Die Linke ist abweisend gegenüber den nahenden Böcken, die Rechte segnend erhoben gegen die Lämmer, die zur Rechten geschaart sind.

In seiner christlichen Glaubensfrische war er daher auch empört über das Unternehmen des Franzosen Renan, der in seinem bekannten Werk, dem verspäteten Abklatsch der Schriften des deutschen Rationalismus und Pantheismus, dem Heilande

wieder einmal den Nimbus der Göttlichkeit entreißen und ihn zum liebenswürdigen Demagogen und Schwärmer stempeln wollte. Als Professor Piper im archäologischen Vereine in Berlin mit beredten Worten nachwies, welche zerstörende Wirkung für die christliche Kunst es haben müßte, wenn diese Ansicht in weiten Kreisen Geltung gewönne, indem schwerlich ein Künstler mehr die nöthige Begeisterung schöpfen könnte das Leben eines betrügenden oder betrogenen Schwärmers oder gar die sogenannten Wunder, die nur auf Täuschung beruhten, künstlerisch darzustellen: so war Cornelius ganz damit einverstanden. Er beschäftigte sich gerade damals mit dem Carton der Auferstehung für den Campo santo. Er hatte den Moment gewählt, wo der bisher ungläubige Thomas vor dem auferstandenen Heilande niederfällt und ausruft: Mein Gott und mein Herr! Mit besonderer Lust und eigentlicher Andacht führte der alte Meister dieses Bild aus und als er das vollendete Werk, das zum Herrlichsten zählt was er je geschaffen, den Besuchern zeigte, sagte er mit Entschiedenheit und innerer Befriedigung: „Das ist gegen Renan!“ Er wollte ein lautes Bekenntniß der Gottheit Jesu ablegen und Ihm so eine Art Genugthuung für die moderne Blasphemie geben.

So verlebte Cornelius also die letzten sechs Jahre in Berlin in ziemlicher Zurückgezogenheit, rüstig schaffend wie Plato bis in's höchste Alter*), stets heiter und gesprächig und noch immer gesellschaftliebend, weßwegen er auch junge Künstler und Gelehrte noch gerne um sich versammelte.

Nur durch einige Reisen wurde dieses Stillleben noch unterbrochen in dieser Zeit. So war er im J. 1862 an den Rhein und nach Düsseldorf, im J. 1863 nach Trier in Berufsgeschäften gereist. Im J. 1864 aber hat er München, wohin ihn nach seinen eigenen Worten das Herz zog, zum

*) Alle Werke des Meisters aus der Berliner Epoche zählt wieder Riegel auf S. 412.

letzten Male besucht, wovon wir oben schon Erwähnung gethan haben.

Man will in Berlin wissen, daß diese Liebe zu München dem Greise den Tod bereitet hat. Er war in München schon sehr ermüdet von der weiten Reise angekommen. Hier aber wurde er mit Besuchen, Ehren und Ovationen überhäuft, so daß er sich selbst scherzend darüber beklagte*). Er zog sich bei einem solchen Feste in München eine heftige Erkältung zu und kam leidend nach Berlin zurück. Doch erholte er sich damals wieder von einer heftigen Krankheit, die sich daraus entwickelt hatte. Im Winter des J. 1866 trat abermals eine Verschlimmerung im Gesundheitszustande ein. Ein Herzleiden hatte sich angemeldet, heftiges Herzklopfen mit arger Beängstigung wurde häufig. Man verbot dem leidenden Greise alle Aufregung. Die bisherigen Besuche mußten ferngehalten werden was dem Kranken sehr schwer fiel. In München verfolgte man mit innigster Theilnahme den Verlauf der Krankheit. Die Verehrer und Freunde des Meisters fragten öfters durch Telegramme nach dem Befinden des Kranken. Allmählig schöpfte man wieder Hoffnung**).

Aber gegen Ende des Februars 1867 trat eine Verschlimmerung des Zustandes ein. Es wird berichtet, Cornelius habe die Thronrede des Königs vor dem Reichstage des norddeutschen Bundes mit solcher Theilnahme vernommen, daß wieder das Herzklopfen mit Erbrechen sich einstellte. Eine Woche hindurch lag er unter wiederholten Krankheits-

---

*) Bei den endlosen Besuchen der Künstler klagte er einer Freundin mit dem Dichter:

Des Lebens Leiden
Wollt' ich ertragen,
Aber mit Freuden
Bin ich geschlagen!

**) Von da an fasse ich mich kurz, da ich nur die bekannten Berichte des Dr. Riegel in der Augsburger Allg. Zeitung und Karchers Grabrede über die letzten Tage des Meisters zusammenstellen kann.

anfällen darnieder. Er dachte in dieser Zeit noch an die geliebte Kunst und sagte einmal: „Zwei Compositionen habe ich im Kopfe, wenn ich aufstehen kann, will ich sie zeichnen!"

Aber bald täuschte er sich nicht mehr, daß seine Stunde nahe sei. Cornelius zitterte jedoch nicht als ächter Mann und christlicher Ritter. Die Frau, welche in treuer Pflege des Kranken den Adel ihrer Seele bewährte, wollte den Todesgedanken aus ihm nochmal verscheuchen. Nein, sagte er, das Röcheln bedeutet Sterben! Nun verlangte er selbst einen Priester und empfing andachtsvoll die Sterbsakramente der Kirche; etwa 24 Stunden vor seinem Hinscheiden. Von da an erfaßte ihn immer größere Schwäche, obwohl er bis zum Ende bei vollem Bewußtseyn blieb. Er nahm Abschied von den Seinen, ergriff das Crucifix und dieses festhaltend, hauchte er seine große Seele aus. Seine letzten Worte waren: Betet! Betet! So hat der große Meister seiner Frömmigkeit und katholischen Gesinnung im Tode das Siegel aufgedrückt. Er starb am 6. März um 10 Uhr des Morgens. Es war ein Buß- und Trauertag der Kirche in diesem Jahre, der Aschermittwoch! An seinem herrlich geschmückten Sarkophage war, wie einst bei Raphaels Leiche das Bild der Verklärung Christi, so hier der Carton des Pfingstfestes ausgestellt mit seinen tiefempfundenen wunderbar edel gehaltenen Gestalten der Apostel!

Am 9. März bei trüber Witterung unter reger Betheiligung der Aristokratie des Geistes von Berlin fand das Begräbniß am katholischen Gottesacker der Liesenstraße statt. Es geleiteten die Leiche auch sein Sohn Hauptmann Cornelius von Wetzlar, der ihm in München geboren war, und dessen Frau, eine geborne Paulitzky; sein Vetter Professor Karl Cornelius in München; Abgeordnete der Akademie von Düsseldorf und der deutschen Künstlerschaft, deren Ehrenvorstand Cornelius gewesen.

In der kraftvollen Leichenrede pries Propst Karcher an der katholischen Hedwigskirche die volle Männlichkeit, tiefe

Religiosität und katholische Gesinnung des Heimgegangenen, der die Kunst nicht um ihrer selbst willen, sondern um Gottes willen betrieb, dem die Kunst ein Gottesdienst war. Nach ihm sprach Bildhauer Knoll von München im Namen der deutschen Künstlerschaft einige tiefempfundene gewählte Worte der Anerkennung für den Hingeschiedenen, ebenso noch ein protestantischer Pastor.

So haben sie also in Berlin jene geliebte Gestalt zur Erde gesenkt, die wir so lange unter uns in München wandeln sahen, jene nicht hohe, aber feste gedrungene Gestalt mit der übergroßen Schädelentwicklung, vorquellenden Stirnknochen, mit der Adlernase und dem blitzenden Auge*), eine entschiedene Diktatorennatur der man sich frei oder unfrei ergeben mußte! Aber der Tod, das wilde Thier hat, mit St. Bernardus zu sprechen, nur das Kleid des großen Mannes zerreißen können, sein Geist lebt! Er lebt fort, nun hoffentlich in der Anschauung Gottes im himmlischen Jerusalem! Er lebt aber auch fort in seinen Werken, in der Kunstgeschichte und in seinen Schülern auf Erden, welchen die Fahne der idealen deutschen, tiefsinnigen Kunst hoffentlich niemals auf die Dauer von der fremden französisch-belgischen, materialistischen, effekthaschenden Malerei wird entrissen werden! Sie alle werden immer dafür Zeugniß geben: Cornelius ist der Mann gewesen der die deutsche Malerkunst in der Neuzeit von fremder Manier und Entartung befreit, der der großartigen, monumentalen Malerei Bahn gebrochen, der die drei Welten

---

*) In München sind noch viele Porträts des Meisters erhalten, die besten aus früherer Zeit besitzen Geheimrath v. Ringseis und Professor Anschütz. Die Porträts von Dr. Heuß und Bendemann sind bekannt. Den Kopf der Leiche zeichnete noch sein letzter hochbegabter Schüler Lohde, welche Zeichnung in der Zeitschrift für bildende Kunst mit ehrenden Beiworten von Lützow gegeben ist (II. Jahrgang Nr. 5). Unter sein Brustbild schrieb der Meister einst die Worte: „Die Natur ist das Weib, der Geist der Mann; wenn beide sich in Liebe zusammenfinden, erzeugen sie unsterbliche Kinder."

des Klassischen, Deutschnationalen und Christlichen mit gleicher Genialität umfaßte und in seinen Werken darstellte, der die tiefsten Gedanken in den großartigsten, erhabensten Formen wiedergab, dessen Werke an Colossalität, Gedankenreichthum, scharfer Charakteristik, architektonischem Aufbau, dramatischem Leben von wenigen Werken anderer Zeiten erreicht werden, während die Anmuth und Modellirung der Gestalten und die Schönheit der harmonischen Färbung häufig vermißt werden. Cornelius, ein Recke und Held ohne Gleichen seit Langem, strebte eben nach dem Höchsten, nach der „Gerechtigkeit des Gedankenausdrucks", der Composition und Zeichnung — er glaubte, alles Uebrige falle ihm von selbst zu, oder sei von geringer Bedeutung!

Die Kunde seines Todes erregte allüberall die lebendigste Theilnahme. In München veranstaltete die Akademie der Künste eine großartige Todtenfeier in der Ludwigskirche, wobei unter ungeheurer Betheiligung aller Gebildeten Mozarts Requiem gesungen und das jüngste Gericht des Meisters beleuchtet wurde. Nachmittags wurden am selben Tage die Säle der Glyptothek, die der Meister mit den unsterblichen Fresken geziert hat, dem Publikum geöffnet. Abends hielt Professor Carriere eine öffentliche Lobrede auf den Meister im Liebig'schen Hörsaale. Nach einigen Tagen sprach auch Professor Sepp in begeisterten, treffenden, auf persönlicher Bekanntschaft sich erbauenden Worten von der Bedeutung des Meisters im Lokale des Vereins für christliche Kunst, indem er ihn als den Shakespeare der Malerei bezeichnete, während Overbeck als Calderon neben ihm prange*).

Aus Stuttgart vernahmen wir, daß bei der Todtenfeier für Cornelius daselbst der Saal mit allen vorhandenen Stichen nach den Gemälden des Meisters verziert war. Die Festrede hiebei hielt Lübke, der eine scharfsinnige Vergleichung des

---

*) In München trägt auch schon eine Straße den Namen des Meisters. Sein Standbild in Erz wird bald die Maximiliansstraße schmücken.

deutschen Meisters mit Phidias und Michel Angelo durchführte. Auch Dresden blieb nicht zurück, eine Gedächtnißfeier für den deutschen Helden der Kunst zu veranstalten, wobei H. Hettner die ehrende Rede übernahm. Endlich in Rom, der ewigen Stadt, von der Cornelius ausgegangen um eine neue Welt der Kunst zu erobern, und wohin er immer wiederkehrte um die sinkende Flamme künstlerischer Begeisterung und Intuition wieder anzufachen, wurde in der deutschen Nationalkirche all' Anima am 26. März ein feierliches Requiem veranstaltet, welchem König Ludwig I. von Bayern der dem Meister die Bahn zur Unsterblichkeit geöffnet, Overbeck der seit 56 Jahren in ungetrübter Liebe wie Jonathan an David an Cornelius gehangen, und fast die ganze Künstlerschaft Roms anwohnte. Einige Tage zuvor hatte schon König Ludwig I. nach Berlin an die Wittwe Cornelius geschrieben: „Seien Sie meiner innigen Theilnahme überzeugt an dem unersetzlichen Verlust, den Sie erlitten, aber nicht Sie, wir alle haben ihn erlitten. Die Sonne am Himmel verfinsterte sich, als er erlosch, der der Kunst eine Sonne war. Jene scheint wieder, aber schwerlich kommt ein Cornelius mehr!"

So hat die Welt diesseits und jenseits der Alpen Kränze der Ehren in Fülle auf das Grab des hingeschiedenen Meisters gelegt. Das herrlichste, großartigste, von ihm selbst immer gehoffte Denkmal wäre ihm aber gesetzt, wenn der Dom sammt dem Campo santo in Berlin wirklich entstehen und mit den wunderbaren Compositionen des Meisters geschmückt würde, wie jetzt wieder auf das königliche Wort hin einige Hoffnung hiezu vorhanden ist!

Der Seele des Heimgegangenen aber, der in heitern Augenblicken des Lebens öfters äußerte, er erwarte nach dem Tode sicher das Fegfeuer, wünschen wir aufrichtigen Herzens nicht diesen herben Aufenthaltsort, sondern die ewige, selige Ruhe in Gott!

VIII.

Studie über den Kaiser Karl V.*)

II.

Bei der Erledigung der römischen Kaiserkrone — eine deutsche Kaiserkrone hat es bekanntlich nie gegeben — im J. 1519 war es für die Neuwahl eine der wesentlichsten Fragen: welcher der Bewerber den Schutz von Deutschland und der Christenheit überhaupt gegen die heranwachsende Türkengefahr zu übernehmen der befähigtste sei. Sowohl Karl von Oesterreich und Spanien als Franz von Frankreich betheuerten ihre Bereitwilligkeit. Die Wahl entschied für Karl. Nur in Bezug auf die Bewerbung um die Wahl darf man die beiden Häupter als Rivalen bezeichnen. Denn die Rivalität setzt ein gemeinsames Ziel voraus. Die Wahl Karls nahm dieß Ziel hinweg. Von da an gehen die Wege der beiden Fürsten auseinander. Der Gedanke der Abwehr ist das Fundament der politischen Thätigkeit des Kaisers. Franz von Frankreich ist nach einigen Jahren mit den Türken im Bunde.

Der junge Kaiser kam nach Deutschland. Es ist nicht unwichtig hervorzuheben, welchen Eid er dann in Aachen schwor. Vor der Krönung richtete der Erzbischof von Mainz

*) Von einem protestantischen Forscher.

nach altem Brauche an ihn die Frage: „Willst Du an dem heil. katholischen Glauben, wie er von den Aposteln her überliefert ist, festhalten und ihn bewähren durch Werke die des Glaubens würdig sind?“ — Die Antwort lautete: „Ja, ich will es.“ — Weiter fragte der Erzbischof: „Willst Du dem Papste und der heil. römischen Kirche gebührenden Schutz in Treue gewähren?“ — Der Kaiser legte zwei Finger der rechten Hand auf den Altar und sprach: „Ja, ich will es, und im Vertrauen auf den göttlichen Schutz, unterstützt durch die Bitten aller Christen, will ich nach besten Kräften das Versprochene treu erfüllen. So helfe mir Gott und sein heil. Evangelium.“ Dann wandte sich der Erzbischof zu den in der Kirche Versammelten: den Fürsten, der Geistlichkeit, dem Volke und fragte: „Wollt ihr diesem Fürsten und Herrn euch unterwerfen, sein Reich befestigen, in Treue es erbauen, seinen Befehlen gehorchen, gemäß dem Gebote des Apostels der spricht: eine jegliche Seele sei unterthan der Obrigkeit?“ — Auf diese Frage erwiderten alle Anwesenden, von den Fürsten bis hinab zum letzten: „Ja, wir wollen es.“

Es ist ferner nicht unwichtig zu bemerken, daß damals, bei der Krönung des Kaisers Karl V., eine kirchliche Spaltung in Deutschland noch nicht da war. Der Eid von Aachen war gegenseitig, und sämmtliche deutsche Fürsten haben ihn geleistet. Wenn sie nicht alle anwesend waren, so verstand er sich, nach altem Brauche, für die abwesenden von selbst. Der Kaiser Karl V. hat diesen seinen Eid gehalten.

Von Aachen begab sich der neue Kaiser auf seinen ersten Reichstag nach Worms 1 21. Dort sprach er zu den deutschen Fürsten und Ständen: „Als geborener Deutscher bin ich dieser meiner Nation von meiner Jugend an mit besonderer Liebe zugethan gewesen. Viele meiner Vorfahren von deutscher Abkunft haben das heil. Reich lange Jahre regiert. Darum und weil Gott mich mit vielen Königreichen und Ländern gesegnet, habe auch ich nach der Krone des Reiches getrachtet, nicht um Eigennutzes willen, nicht um meine Länder

zu erweitern, sondern um des Reiches selber willen. Es ist nur ein Schatten mehr dessen was es einst gewesen. Aber mein Gemüth und Wille steht dahin, daß, wenn nur die Stände des Reiches mir treulich helfen, ich das Reich wieder emporbringen will, nicht um meinen eigenen besonderen Nutzen zu suchen, sondern denjenigen des Reiches. Daran will ich Leib und Leben setzen, meine Königreiche und Länder, nach allem Vermögen."

Auch dieses sein Gelübde hat der Kaiser Karl V. gehalten. Er hat das Besitzthum seines Hauses in Deutschland nicht um einen Fußbreit Landes vermehrt. Er gab vielmehr sofort die deutschen Erblande ab an seinen Bruder Ferdinand. Er selbst hatte vom Reiche ein Einkommen von jährlich zehntausend Gulden. Er hat gegen den König von Frankreich eine Reihe von Kriegen geführt, immer nur zur Vertheidigung deutscher Interessen. Er hat dazu nur in wenigen Fällen eine Beihülfe vom Reiche erhalten. Er hat die deutschen Interessen vertheidigt mit den Mitteln seiner nichtdeutschen Erbländer. Dagegen hat er mehr als einmal das nicht kaiserliche, sondern ständische Reichskammergericht in Deutschland erhalten auf seine Kosten, er der Kaiser dessen Einkommen vom Reiche nicht ein Zehntel desjenigen eines der Kurfürsten betrug.

Karl als römischer Kaiser beanspruchte für sich die Führerschaft der Christenheit. Als das bestimmte Ziel aber, welches dem Kaiser in dieser seiner Führerschaft vermöge seiner Würde nach außen hin vorschwebt, spricht er selbst, so öffentlich wie geheim, in officiellen Aktenstücken wie in den vertrautesten Briefen, von Anfang bis zu Ende immer dasselbe aus: nämlich der Schützer und der Vorkämpfer der Christenheit zu seyn gegen die Türken.

Dieß war, nach der damaligen Anschauungsweise, die Pflicht des Kaisers. So spricht es namentlich Martin Luther nachdrücklich aus in seiner Heerpredigt wider die Türken. „Gegen den Türken, sagt er, ruft den Kaiser seine besondere

Pflicht als höchste Obrigkeit auf Erden, die nur von dem Stolze etlicher Könige und Fürsten nicht geachtet wird, weil sie gern wollten daß der Kaiser nichts wäre, sie dagegen die Herren und Meister."

Dieser Primat der Ehre und Würde des römischen Kaisers deutscher Nation war damals über allem Zweifel. Als Karl im J. 1540 durch Frankreich zog, sah man an dem Thore, durch welches er in Paris eintrat, die Inschrift:

Ouvre, Paris, ouvre tes portes
Entrer veut le plus haut des chrétiens *).

Gemäß der Ueberlieferung und der Anschauung jener Zeit war die Aufgabe des Hauptes der Christenheit in erster Linie diejenige des Schutzes derselben gegen die Türken.

Bei dem Kaiser Karl V. traf in dieser Beziehung Pflicht und Neigung zusammen. „Du weißt, mein Bruder", schreibt er 1524 an Ferdinand, „und es ist ja Allen bekannt, daß es beständig mein Wunsch und all mein Streben ist, Frieden und Ruhe in der Christenheit zu haben. Und alles was ich gethan habe und noch thue, hat nur diesen Zweck, damit die Waffen und die Kraft der gesammten Christenheit sich einigen können, nicht bloß um die Türken und Ungläubigen abzuwehren, sondern auch um sie zurückzudrängen, und das Gebiet der christlichen Religion zu erweitern."

Dieß ist im Leben Karls V. der Brennpunkt in welchem alle Strahlen seiner Thätigkeit sich vereinigen, der Schlüssel ohne welchen sein Walten gar nicht begriffen werden kann. „Alles was ich gethan habe und noch thue", sagt der jugend-

---

*) Der Franzose Voltaire hat später diesen Anspruch des Kaisers und die Berechtigung desselben vollkommen anerkannt. Ich wiederhole hier seine Worte: Par ces arrangements et par ces concessions (von Bologna im J. 1529/30) il est évident que Charles-Quint n'aspirait point à être roi du continent, comme le fut Charlemagne: il aspirait à en être le principal personnage, à y avoir la première influence, à retenir le droit de la souveraineté sur l'Italie etc.

liche Mann im J. 1524, „hat nur diesen Einen Zweck der Vorbereitung dazu." Und wiederum ist der Grundton in der Abschiedsrede des vor der Zeit gealterten Kaisers die Klage, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, diesen Einen Lieblingswunsch seiner Seele auszuführen. „Ich habe meinen Vorsatz nicht halten können", sagt Karl V. im J. 1556 in Brüssel zu den Ständen der Niederlande, „denn einerseits der Zwiespalt in der Religion, andererseits die Eifersucht und der Neid der Nachbarn die mich in die schwersten Kriege verwickelten, haben mich daran gehindert."

Suchen wir diesen Zwiespalt in der Religion zu charakterisiren. Auf dem ersten Reichstage in Worms im J. 1521 ward Martin Luther zur Verantwortung vorgeladen. Es ist unzweifelhaft, daß die Popularität des kühnen Mönches damals ungemein groß war. Aber man darf andererseits dabei nicht vergessen, daß seine Lehren damals noch keine praktischen Consequenzen nach sich gezogen hatten. Nirgends noch waren die Bande der alten Kirche gelöst. Die Messe dauerte ungestört fort, selbst noch in Wittenberg. Auch nicht in dem kleinsten Punkte war bis dahin etwas an dem alten Cultus geändert, viel weniger denn an der kirchlichen Verfassung. Die Negation Luthers gegenüber der Kirchenlehre war, der Thatsache nach, nur erst eine theoretische. Dieß ist ein wichtiger Umstand, der in der Regel allzu wenig beachtet ist.

Erst gegen das Ende desselben Jahres begannen die praktischen Consequenzen sich zu äußern, und zwar zuerst in Wittenberg. Dann griffen sie weiter um sich. Nacheinander versuchten verschiedene politische Lehensstände die kirchliche Bewegung für sich auszunutzen. Zuerst der Stand der Reichsritter 1523. Es kommt hier nicht darauf an zu untersuchen, in welcher Verbindung Martin Luther mit Franz von Sickingen, Hartmuth von Kronberg u. A. stand oder doch gestanden hatte. Wir heben nur die Thatsache hervor, daß Franz von Sickingen das Wort „Evangelium" auf seine Fahne schrieb, mochte er darunter verstehen was er

wollte. Herr Ranke geht so weit zu sagen, daß zuerst auf der Ebernburg Sickingens der Gottesdienst nach evangelischer Weise eingerichtet sei. Lassen wir dieß dahingestellt. Aber dem ganzen Sachverhältnisse nach ist es begründet zu sagen, daß Sickingen und die Anderen die kirchliche Bewegung auszunutzen suchten auch für politische Zwecke.

Sickingen unterlag. Sein Fall traf mittelbar den ganzen Stand der Reichsritterschaft mit. Ja man darf sagen, daß dieser Schlag der Anfang des Siechthums war, an welchem zuletzt dieser Stand verblichen ist. Dagegen kam der Gewinn des Sieges nicht bloß den einzelnen Ueberwindern, nicht bloß dem Landgrafen Philipp von Hessen, sondern dem gesammten Stande der Reichsfürsten zu gute. Die Aussicht für denselben, die gesammte Reichsritterschaft unter sich zu brechen, rückte näher.

Dann erheben sich die Bauern. Auch sie schreiben das „Evangelium“ auf ihre Fahne. Martin Luther rief zu den Waffen gegen den Aufruhr. Erasmus erwiderte ihm: „Du erkennst diese Bauern nicht an; aber sie erkennen Dich an, und Deine grimmige Schrift wider sie entkräftet nicht die Ansicht, daß Du zu diesem Unheile die Veranlassung gegeben hast.“ Sei es auch in diesem Falle damit wie es sei: Thatsache ist, daß die Bauern für ihre Forderungen und Artikel sich berufen auf die Bibel, daß sie ihre Erhebung in ein religiöses Gewand zu hüllen suchen.

Auch die Bauern erliegen, wiederum durch dieselbe Macht, die geordnet und bewußt auch ihnen ebenso entschieden gegenüber tritt, wie zwei Jahre zuvor dem Sickingen und seinen Verbündeten. Und wiederum kommt auch dieser Sieg nicht bloß den einzelnen Ueberwindern zu gute, sondern mit ihnen dem gesammten Stande der Reichsfürsten. Und andererseits fiel die Wucht der Niederlage nicht bloß auf diejenigen die für die Maßlosigkeit ihres Beginnens büßten mit dem eigenen Blute, sondern auf ihre Kinder und Kindeskinder, und was mehr ist, auf den ganzen deutschen Bauernstand.

Nach diesem Siege verging noch wieder über ein Jahr und mehr, bis sich zuletzt auch der Stand der Reichsfürsten principiell und consequent der kirchlichen Bewegung für sich annahm. Es war nicht der Kurfürst Friedrich von Sachsen, den man den Weisen genannt hat. Während die Flammenzeichen des Bauernkrieges allabendlich den Himmel rötheten, starb Friedrich im Mai 1525 als Glied der alten Kirche. Er hatte Aenderungen tolerirt, nicht sie gutgeheißen, noch weniger selber sie gemacht. Erst sein Nachfolger Johannes unternahm dieß, aber nicht gleich, nicht von Anfang an, sondern erst nach wiederholten eindringlichen Bitten Martin Luthers.

Denn hier ist der Punkt, wo Martin Luther umschlägt. Er hatte bis dahin lediglich und nur seine eigene subjektive Auffassung des Christenthumes gepredigt. Man darf nicht sagen, daß Martin Luther der Subjektivität des Individuums überhaupt unbedingt freien Raum vergönnt hätte. Er verwarf nicht bloß die objektive Lehre der Kirche, sondern er verwarf nicht minder jegliche andere subjektive Auffassung die nicht übereinstimmte mit der seinigen, vor Allem nicht mit seiner jetzt fast vergessenen Fundamentallehre, daß die Rechtfertigung des Menschen vor Gott erlangt werde allein durch den stellvertretenden Versöhnungstod Christi, mit allen Correlaten dieses Satzes. — Martin Luther glaubte in den ersten Jahren, daß mit und bei dieser Lehre oder gar durch dieselbe eine Gemeinde, eine Kirche möglich sei, mit einer Lehre, mit einem Cultus, mit einer Verfassung. Und bei unseren deutschen Historikern, groß und klein, gilt sogar die Tradition, daß um dieser Lehre willen Tausende und Millionen freiwillig sich abgewendet hätten von dem Glauben und dem Cultus ihrer Väter, ihrer eigenen Jugend. Diese Tradition steht im Widerspruche mit den Analogien im Leben des Einzelnen wie der Völker, zu allen Zeiten und an allen Orten.

Aber es kommt nicht auf Analogien, nicht auf Beweise a priori hier an, sondern auf die Zeugnisse von Thatsachen.

Und für diese Zeugnisse von Thatsachen kann, damit sie von Allen als unwiderleglich anerkannt werden, nur eine einzige Persönlichkeit uns maßgebend seyn, nämlich Martin Luther selbst. Es wäre sehr zu wünschen, daß seine Verehrer, bei dem immerhin dankenswerthen Studium fremder Gesandtschaftsberichte, wenn sie nämlich daraus das entnehmen was darin steht, dennoch auch seine eigenen Worte als eine der wesentlichsten Quellen für die Geschichte der durch ihn angeregten Umgestaltung nicht unbeachtet ließen. Wir reden hier nämlich nicht vom J. 1521, wo der Zuruf des Volkes den kühnen Mönch nach Worms geleitete, aber das alte Kirchenwesen noch unberührt stand, sondern von dem J. 1526, wo in Folge der Wirkungen, welche im unmittelbaren und mittelbaren Zusammenhange mit der Predigt Martin Luthers standen, im Sachsenlande eine allgemeine kirchliche Desorganisation eingetreten war. Niemand hat dieselbe so nachdrücklich, so eindringlich geschildert wie Martin Luther, und sogar, obwohl er sich über die Tragweite seiner eigenen Worte sicherlich nicht ganz klar bewußt gewesen ist, nicht ohne Hindeutung auf den eigentlichen Grund dieser Zersetzung.

Nachdem Martin Luther seinem Kurfürsten schon wiederholt die Bitte ausgesprochen, daß er sich des zerfallenen Kirchenwesens annehmen möge, schüttet er am 22. November 1526 abermals seine Klagen und sein Flehen aus mit der eindringlichsten Mahnung. Der Brief *) ist eines der wichtigsten Aktenstücke jener Zeit, ja er ist mehr als das: er ist das Fundament des damals neu gebildeten Kirchenthumes. Und um dieser Wichtigkeit willen möge dieß Aktenstück, so oft es auch schon gedruckt ist, dennoch, damit kein Satz desselben als aus dem Zusammenhange gerissen erscheine, ganz und unverändert hier folgen.

„Ich habe E. K. G. lange nicht Supplication bracht, die haben sich nu gesammelt. Ew. K. G. wollte Geduld haben; es will und kann nicht anders seyn.

---

*) de Wette: Luthers Briefe Bd. III. S. 135 u. f.

„Erstlich, gnädigster Herr, ist des Klagens über alle Maß viel der Pfarrherrn, fast an allen Orten. Da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gottes Wort, daß ohne Zweifel eine große Plage fürhanden ist von Gott; und wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherrn oder Prediger hätten, und lebten wie die Säue, als sie doch thun: da ist keine Furcht Gottes, noch Zucht mehr, weil des Pabsts Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will.

„Weil aber uns allen, sonderlich der Oberkeit, geboten ist, für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst, zu ziehen, und zu Gottesfurcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherrn haben. Wollen die Aeltern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Oberkeit, und wird dazu das Land voll loser, wilder Leute, daß nicht alleine Gottes Gebot, sondern auch unser aller Noth zwingt, hierin Wegs fürzuwenden.

„Nu aber in E. K. F. G. Fürstenthum päbstlich und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist, und alle Klöster und Stift E. K. F. G., als dem obersten Häupt, in die Hände fallen, kommen zugleich mit auch die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen, denn sichs sonst niemand annimmt, noch annehmen kann, noch soll. Derhalben wie ich alles mit E. K. F. G. Kanzler, auch Herr Niclas von Ende geredt, will es vonnöthen seyn, aufs förderlichst von E. K. F. G., als die Gott in solchem Fall dazu gefodert und mit der That befället, von vier Personen lassen das Land zu visitiren: zween, die auf Zins und Güter, zween, die auf die Lehre und Person verständig sind, daß dieselbigen aus E. K. F. G. Befehl die Schulen und Pfarren, wo es noth ist, anrichten heißen und versorgen.

„Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat E. K. F. G. Macht sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist E. K. F. G. da, als oberster Vormund der Jugend und aller die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen; gleich als

wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücken, Steg und Weg, oder sonst zufälliger Landsnoth, geben und dienen müssen. Was das Land bedarf und noth ist, da sollen die zu geben und helfen, die des Lands gebrauchen und genießen. Nu ist kein nöthiger Ding, denn Leute ziehen, die nach uns kommen und regieren sollen. Sind sie aber des Vermögens nicht und sonst zu hoch beschwert, so sind da die Klostergüter, welche fürnehmlich dazu gestift sind, und noch dazu zu gebrauchen sind, des gemeinen Mannes desto bas zu verschonen. Denn es kann E. K. F. G. gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein bös Geschrey würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen, und der Adel sollte die Klostergüter zu sich bringen; wie man denn schon sagt, und etliche thun. Weil nun solche Güter E. K. F. G. Kammer nichts bessern, und endlich doch zu Gottesdienst gestift sind, sollen sie billig hierzu am ersten dienen. Was hernach übrig ist, mag E. K. F. G. zur Landes Nothdurft, oder an arme Leute wenden." — (Der letzte Absatz des Briefes handelt von Carlstadt.)

Zur Vervollständigung dieser Schilderung von Martin Luther über die Haltung des Volkes, fügen wir aus einem gleichzeitigen Berichte*) von Phil. Melanchthon an denselben Kurfürsten Johannes sein Urtheil über die Prediger hinzu. „Es ist leider jetzt solcher Frevel bei dem mehrern Theile Prädicanten, daß jeder ein neues Spiel will anrichten, so doch in unnöthigen Sachen eine solche Maß gehalten sollt werden, daß es bei alter Gewohnheit um Friedens willen bleibe."

Obiger Brief Martin Luthers ist, wir können es nicht genug wiederholen, eins der wichtigsten Dokumente zur Geschichte jener Zeit. Und zwar in doppelter Beziehung. Nämlich zunächst durch die anschauliche Schilderung des Zustandes, der — man wolle sich doch darüber keinen Illusionen mehr hingeben — die Consequenz der Predigt seines neuen Evangelii war. Auch die noch immer landläufige Tradition

*) Corpus Ref. I. p. 834, vom Dezember 1526.

von der allgemeinen Begeisterung und Opferwilligkeit, mit welcher die neue Lehre aufgenommen sei, stellt sich, wenigstens für das J. 1526, wo Martin Luther sie nicht kennt, als eine später aufgekommene Menschensatzung dar.

Allein, wenn auch immer dieser Zustand die Consequenz der Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben allein an den stellvertretenden Versöhnungstod Christi war, wenn auch mit dieser Lehre, die sowohl das Individuum lediglich auf sich stellt als auch in dem Individuum die Nothwendigkeit der Bethätigung nicht absolut fordert — wenn auch dieser Zustand, sagen wir, die Consequenz seiner Predigt war: so war das doch nicht seine Absicht gewesen. Er wollte ein kirchliches Gemeinwesen erhalten. Aber er sah vor sich den Atomismus, die vollständige Desorganisation. Die gegenwärtige Generation gab er preis. Aber es erbarmte ihn die Jugend der kommenden Geschlechter. Wenigstens sie suchte er zu retten. Er suchte nach einem Mittel.

Und hier berühren wir die zweite, noch gewichtigere Seite des Briefes. Was im Einzelnen hie und da längst geübt und geschehen war, das bringt Martin Luther hier in ein System. Er legt das Kirchenwesen der weltlichen Gewalt zu Füßen. Er fordert, daß der Fürst desselben sich annehme, wie der Brücken, Wege und Stege. Und von hier an erst gewinnt die kirchliche Bewegung jener Zeiten einen festen Halt. Nicht die Lehre Martin Luthers hat ein neues Kirchenthum geschaffen: sie hat nur vermocht das bestehende aufzulösen, zu zersprengen. Eben so wenig oder auch noch weniger hat der neue Cultus, die Predigt ein neues Kirchenthum schaffen können. Ein solches war nur möglich durch die Dahingabe der noch vorhandenen Trümmer an eine bestehende geordnete Gewalt. Die Kirche trat als Magd in Dienst. Damals war es der Landesherr, dem sie diente und gehorchte nach seinem Willen. In unserer Zeit pflegt man statt des Landesherrn zu sagen: der Staat. Auch er nimmt sich, um mit den Worten Martin Luthers zu reden, gleich-

wie im 16. Jahrhundert der Landesherr, der Kirchen an wie der Brücken, Wege und Stege.

Es ist der Geburtstag des Principes: cujus regio, ejus religio. Nur durch dieses Princip hat das neue Kirchenthum werden und sich gestalten können.

Wir haben indessen hier zunächst einen besonderen Irrthum neuerer Zeiten in's Auge zu fassen und zu berichtigen. Es ist der Irrthum, als ob das neue Kirchenthum seine rechtliche Grundlage finde in dem Reichsabschiede von Speyer, im Sommer 1526.

Martin Luther hat schon vor jener Aufforderung vom 22. November 1526 an den Kurfürsten Johannes verschiedene andere in derselben Richtung ergehen lassen, und zwar die erste sofort nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich, im Hinblicke auf die Universität Wittenberg, die sich aufzulösen drohete, im Juni 1525. Die Beweisführung ist immer dieselbe: sie geht aus von der Noth, und dann bald auch von einem vermeintlichen idealen Rechte, welches Martin Luther dem Kurfürsten beilegt.

Wenn nun Martin Luther derselben Ansicht gewesen wäre, wie die modernen Historiker, nämlich daß durch den Reichsabschied von Speyer im Sommer 1526 für die Ueberweisung des Kirchenthums an die weltliche Gewalt auch eine positive Rechtsgrundlage geschaffen wäre: so, scheint es uns, würde er für seine Bitte im November 1526 von dieser neuen so sehr wichtigen Stütze seiner Bitte Gebrauch gemacht, für seine Forderung des Territorialkirchenthums auf diesen Reichsabschied sich bezogen haben. Martin Luther hat dieß nicht gethan. Mithin hat der Reichsabschied von Speyer im Sommer 1526 in den Augen Martin Luthers nicht die Bedeutung, welche die neuere preußische oder preußisch seyn wollende Geschichtschreibung demselben beigemessen hat.

Ebenso wenig aber wie in den Augen Martin Luthers, scheint auch in den Augen des Kurfürsten Johann von Sachsen der Reichsabschied von Speyer so betrachtet worden

zu seyn, wie moderne Historiker es wünschen daß er betrachtet worden wäre, und wie sie demgemäß in ihren Büchern ihren Wunsch sofort auch zur That gestalten.

Wir reden nur von Kursachsen, weil nur dort wo der Proceß, den man die Reformation genannt, begonnen, fortgesetzt und bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen wurde durch die Persönlichkeit Martin Luthers selbst, der Hergang in allen seinen Phasen dem beobachtenden Blicke offenliegt. In anderen Ländern hat man durchweg mit dem Principe des cujus regio ejus religio, welches Martin Luther erst spät in dem Anblicke der vollendeten kirchlichen Desorganisation in Sachsen als das Rettungsmittel gefunden, von vornherein die Sache angefangen.

Wenn nun dem Kurfürsten Johannes das Princip, welches Martin Luther ihm im November 1526 darbot, daß er sich der Kirche annehmen möge gleichwie der Brücken, Wege und Stege — wenn dieses Princip dem Kurfürsten sofort eingeleuchtet hätte: so, scheint es, würde er sich auch dasselbe sofort zu Nutze gemacht haben. Er würde dieß um so eher gethan haben, wenn, wenigstens nach seiner Ansicht, der Reichsabschied von Speyer eine positive Rechtsgrundlage gegeben hätte. Es ist nicht geschehen. Der Kurfürst Johannes hat nicht gleich zugegriffen. Es dauerte noch viele Monate, bis zum Juli 1527, daß der Akt der sogenannten Visitation, die principielle Ordnung des Kirchenthums durch die weltliche Gewalt in's Leben trat. Nicht bloß hatte die Sache inzwischen geschwankt*), sondern auch nach dem Beginne derselben wurden Hoffnungen laut, daß sie wieder aufhören werde**).

Es ist hier nicht der Ort auf die Einzelnheiten dieser Sache einzugehen. Aber es scheint uns nicht überflüssig, für

*) Luthers Briefe h. von de Wette III. S. 160.

**) a. a. O. S. 219.

das Zögern Johanns ein besonderes Moment hervorzuheben, welches allerdings in den Akten der Archive weniger hervortritt, aber dennoch nach der Natur der menschlichen Dinge nicht ganz unthätig geblieben seyn kann. Wir möchten um so lieber dieß Moment hervorheben, weil sich die zur Zeit in Deutschland der Zahl nach herrschende Geschichtschreibung gewöhnt hat, für die wahren oder vermeinten Helden, denen sie Lob und Preis darbringen will, in der Regel nicht dieß besondere Moment, sondern nur den Erfolg als Maßstab des menschlichen Thuns anzunehmen. Dieses besondere Moment ist das menschliche Gewissen. Es ist undenkbar, daß nicht diesem Kurfürsten Johannes das Gewissen geschlagen habe bei dem bis dahin unerhörten Gedanken, daß er als weltlicher Fürst sich zum Richter aufwerfen solle für die kirchlichen Angelegenheiten. Immerhin hatte er in die Eigenthumsrechte der Kirche bis dahin eine Menge Eingriffe theils selbst gethan, theils von Anderen geschehen lassen. Allein so viel dessen auch verübt war: es blieben immer doch nur einzelne Handlungen. Hier jedoch ward ein Anderes, ein bis dahin nicht dagewesenes Neues ihm angesonnen: das Princip selbst. Er sollte die Kirche ordnen, sowohl in Beziehung auf ihre Besitzthümer als auf die Lehre, und alles was damit zusammenhing, d. h. er sollte ein Kirchenwesen gestalten nach seinem Gefallen. So viel auch der Kurfürst im Hinblicke auf den entsetzlichen kirchlichen Nothstand seines Landes sich selber zur Entschuldigung sagen mochte: die Neuerung war gar zu ungeheuer.

Eben darum wiederholen wir, daß, wenn der Reichsabschied von Speyer vom J. 1526 ihm einen Rechtsgrund geboten hätte, er um so begieriger denselben ergriffen haben würde.

Aber endlich, prüfen wir denn die Worte dieses Reichsabschiedes von Speyer, die man in neuerer Zeit als so günstig für die Constituirung des Territorialkirchenthumes hat ansehen wollen: was besagen sie?

Vergegenwärtigen wir uns zuerst das J. 1526. Der Kaiser war fern. Für Deutschland gab es Gefahren von außen und innen. Noch zitterten die Länder unter den nächsten Nachwehen des unglücklichen Bauernkrieges. Der Sultan Suleiman hatte Belgrad genommen, die Donau überschritten. Die Boten des Königs Ludwig von Ungarn erschienen in Speyer. Sie baten nicht bloß um Hülfe, sie forderten sie gemäß der Solidarität der Interessen der Christenheit.

Die Altkirchlichen bestanden in Speyer auf die Ausführung des Ediktes von Worms von 1521. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß dieß Edikt erlassen war zu einer Zeit als die Lehren Martin Luthers und der Anderen nur noch erst theoretisch bestanden, als sie praktisch noch keine Consequenzen nach sich gezogen hatten. Die Altkirchlichen behaupteten, daß die Nichtausführung dieses Ediktes, dem doch Jedermann Gehorsam schuldig sei, allen Jammer der letzten Jahre verschulde. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen widersprachen. Sie schickten sich an den Reichstag zu verlassen. Der Erzherzog Ferdinand, der Bruder des Kaisers, suchte, im Hinblicke auf das Heranwachsen der Türkennoth, zu vermitteln. Unter seiner Führung fand man den Beschluß, daß binnen einem Jahre oder längstens anderthalb ein allgemeines Concil oder wenigstens ein deutsches National-Concil gehalten werden solle. „Mittlerer Zeit vergleichen und vereinigen sich die Stände, in Sachen die das Wormser Edikt angehen, mit ihren Unterthanen für sich also zu leben, zu regieren und zu halten, wie ein Jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und getraue."

Der Beschluß ward gefaßt am 27. August 1526. Am selben Tage unterlagen fern im Osten bei Mohacz die Ungarn den Waffen der Türken. Der König Ludwig fiel. Sein Flehen und Drängen war von den deutschen Fürsten nicht vernommen. Von da an ward für 160 Jahre lang ein großer

Theil von Ungarn türkisch. Der 27. August ist nicht ein Ehrentag der deutschen Nation.

Prüfen wir indessen den Wortlaut jenes Vergleiches der Reichsstände von Speyer im J. 1526. So groß auch immer der Spielraum ist, den diese Worte nicht zwar der Subjektivität der einzelnen Deutschen überlassen, sondern der Subjektivität der Reichsstände, das ist der Fürsten und Stadt-Magistrate: so setzt doch die Concession voraus, vermöge der Inaussichtnahme eines Conciles, nicht die Auflösung, sondern die Anerkennung der Jurisdiktion der alten Kirche. Den Rechtsboden zur Begründung eines Territorialkirchenthumes können sie mithin nicht gewähren.

Das Einzige, was den Betheiligten, welche diese Worte für die Gründung eines Territorialkirchenthumes ausnutzten, zur Entschuldigung gereichen kann, ist, daß man sich über die Tragweite dessen was man that, doch nicht vollkommen klar war. Wir werden bei der Confession von Augsburg und beim J. 1530 darauf zurückkommen.

Diejenige Form, in welcher die Unterwerfung des Kirchenthumes unter die weltliche Gewalt in Sachsen durchgeführt wurde, war die der sogenannten Visitation. Martin Luther schrieb zu den Artikeln derselben die Vorrede. Diese spricht die Hoffnung aus, daß „alle fromme und friedsame Pfarrherrn — solchen unseres Landesfürsten und gnädigsten Herren Fleiß, dazu unsere Liebe und Wohlmeinen nicht undankbarlich und stolziglich verachten, sondern sich willig, ohne Zwang, nach der Liebe Art, solcher Visitation unterwerfen werden" u. s. w. Dann aber folgt die andere Seite der Sache. „Wo etliche sich muthwillig dawider setzen würden, und ohne guten Grund ein Sonderliches wollten machen, wie man dann wilde Köpfe findet, die aus lauter Bosheit nicht können etwas Gemeines oder Gleiches tragen, sondern ungleich und eigensinnig seyn ist ihr Herz und Leben — solche müssen wir wie Spreu von der Tenne sich von uns sondern lassen."

Dieß ist nicht so sehr figürlich gemeint, wie es auf den ersten Blick leicht scheinen könnte. Es war vielmehr sehr reell zu verstehen. Denn „die Obrigkeit ist schuldig darüber zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr unter den Unterthanen sich erheben."

Diese sächsische Kirchenordnung ist vorbildlich für alle späteren. Drängen wir den Hauptgedanken kurz zusammen, so lautet er: in Kursachsen wird fortan nur diejenige Lehre geduldet, welche durch die Visitation vorgeschrieben ist; wer anders denkt, hat als Unruhstifter das Land zu verlassen, mithin auch derjenige welcher die Kirche der Väter und seiner eigenen Jugend nicht verlassen will.

So trat die Freiheit des neuen Evangeliums praktisch in's Leben. Das Wort: protestantisch kannte man noch nicht. Es kam erst einige Jahre später hinzu.

Auf dem nächsten Reichstage nämlich, im April 1529, kam diese Sache zur Sprache. Die Mehrheit erklärte, daß aus der willkürlichen Auslegung des Reichsabschiedes von Speyer viel Mißverstand und andere Nachtheile erfolgt seien. Man wolle nochmals auf ein allgemeines Concil dringen. Bis dahin sollten diejenigen Stände, die bisher das Wormser Edikt gehalten, auch ferner dabei verharren. Die anderen Stände aber, in deren Landen die neue Lehre eingeführt worden und ohne Aufruhr, Beschwerde und Gefahr nicht wieder abgeschafft werden möchte, sollten bis zum künftigen Concile alle weiteren Neuerungen, so viel nur immer möglich, verhüten. Besonders sollte an solchen Orten, wo die neue Lehre überhand genommen, Niemanden verwehrt noch verboten werden, Messe zu halten oder zu lesen.

Der Beschluß gestattete mithin die Beibehaltung des neuen Kirchenwesens, und verlangte zu Gunsten der Anhänger des alten Kirchenwesens nur die Duldung. Gegen diesen Beschluß protestirte am 25. April 1529 die Minderheit: der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen

und einige kleinere Reichsstände. Daher stammt der Name der Protestanten.

Die in unserer Zeit gemeinhin übliche Tradition innerhalb des Protestantismus pflegt die Ansicht so zu fassen, als ob diese fünf Fürsten — denn nur von diesen und nicht von den einzelnen Individuen kann die Rede seyn — protestirt hätten gegen die Unfehlbarkeit der Kirche. Es ist darum nicht unwichtig sich das Objekt, gegen welches protestirt wurde, wohl klar zu machen. Das Objekt war, wir wiederholen es, die Duldung des Gottesdienstes derjenigen welche beharren wollten in dem Glauben und bei dem Cultus ihrer Väter und ihrer eigenen Jugend. Mithin müssen, dem Ursprunge gemäß, die Worte Protestantismus und Unduldsamkeit für damals als synonym gelten.

Die Protestation ist in neuerer Zeit in treffender Weise charakterisirt durch Herrn Leopold Ranke. „Was ließ sich, fragt er*), davon (d. h. von der Wiederzulassung der Messe) anders erwarten als eine völlige Auflösung des eben Gegründeten?" Er erörtert diesen Gedanken noch weiter, und sagt (S. 122): „Es ist unläugbar, daß, wenn die Abgewichenen den Reichsabschied annahmen, die noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffene evangelische Welt dadurch in kurzem wieder zu Grunde gehen mußte."

Demnach entscheidet sich Herr Ranke für die Protestation. Man sieht, daß er argumentirt von dem Standpunkte der Zweckmäßigkeit, nicht von demjenigen des Rechtes. Doch auch dieses zieht er dann zur Erwägung. Er beginnt nämlich mit den Worten: „Wenn auf gesetzlichem Wege eine Gründung vollzogen, ein lebendiges Daseyn gepflanzt worden ist, darf alsdann die höchste Gewalt, in einem oder dem anderen Momente anders constituirt, die Befugniß in Anspruch nehmen, das Gegründete wieder umzustürzen und zu ver-

*) Deutsche Geschichte u. s. w. Bd. III. S. 121.

nichten? Hat nicht vielmehr das zum Daseyn Gelangte nun auch das Recht zu seyn, sich zu vertheidigen?"

Es bedarf kaum eines Hinweises um zu zeigen, daß der anscheinend so prächtig aufgeführte Bau dieses Satzes auf Sand beruht. „Wenn auf gesetzlichem Wege eine Gründung vollzogen ist" u. s. w., sagt Herr Ranke. Aber eben dieß ist ja die petitio principii, welche die Reichsversammlung zu Speyer im J. 1529 ausdrücklich verneinte, und welche in der That mit den klaren Worten von 1526 in geradem Widerspruche steht.

Ueberlassen wir also immerhin dem Herrn Ranke seine hier in Rede stehende Argumentation von der Zweckmäßigkeit aus: der eigentliche Gedanke, daß das neue Kirchenthum, ebenso wie es nur durch die Unduldsamkeit gegen alle Anderen in's Leben getreten war, auch nur dadurch sich behaupten konnte, daß namentlich auch nur die Duldung der alten Messe es sofort wieder erdrückt hätte — dieser Gedanke des Herrn Ranke ist darum nicht weniger wahr.

Aber vielleicht ward dieser Zustand von den Unterthanen willig ertragen, sogar mit Freuden begrüßt? — Denn es ist ja doch ein nicht unwichtiges Stück der Tradition, daß die Begeisterung damaliger Zeiten für das neue Evangelium eine überschwängliche gewesen sei.

Auch hier könnte man erwidern, daß diese Begeisterung sehr unwahrscheinlich. Denn das Wesen des Menschen bleibt dasselbe zu allen Zeiten und an allen Orten. Nicht erst seit gestern und heute empört sich das menschliche Gefühl gegen jeden Zwang in Glaubenssachen, sondern überall und immer.

Indessen nicht die Logik wird etwas vermögen gegen jene versteinerte Tradition, sondern höchstens, wenn überhaupt das möglich ist, der Beweis der Thatsachen. Und da ist zunächst an die Bewahrer und Fortpflanzer der Tradition die Aufforderung zu richten, daß sie die Existenz jener Begeisterung, nicht mehr mit Behauptungen, sondern mit den

Aussagen der Zeugen darthun, vor allen Dingen, wie sich von selbst versteht, mit den Aussagen von Martin Luther und Philipp Melanchthon.

Die Thatsache ist die, daß bis zum Bauernkriege von 1525 bei Martin Luther sich vielleicht noch Aeußerungen finden, die als Zeugniß für die Existenz einer Begeisterung beim Volke für das neue Evangelium angesehen werden könnten: nach 1526 ist der Grundton aller Briefe und Predigten der Schmerz und die Klage über die Verachtung seines Evangelii. Er nimmt davon keinen Lebensstand aus, nicht den Adel, nicht den Bürger, nicht die Bauern, als nur seinen Fürsten. Ja er gebraucht wohl einmal den Ausdruck, daß jene alle nur darauf ausgehen die Geistlichen todt hungern zu lassen, damit das Evangelium wieder abkomme*).

Demgemäß muß man annehmen, daß auch Martin Luther persönlich nicht beliebt war. Und in der That, es ist ein merkwürdiger Abstand zwischen dem Martin Luther der im J. 1521, vor jeglichem Akte der sogenannten Reformation, wie im Triumphe nach Worms zieht, und dem Martin Luther der neun Jahre später, nach der reformatorischen Einrichtung des sächsischen Kirchenwesens, über die Confession nachsinnt, welche die Fürsten des neuen Kirchenthumes zu Augsburg dem Kaiser überreichen wollen. Wir legen hier wie immer das schwerste Gewicht nur auf das direkte Zeugniß von Martin Luther selbst. Seine damalige Stellung in Sachsen wird klar erkannt aus einem Briefe**) vom 15. Februar an seinen Vater. Der alte Vater hatte gemeldet, er sei krank und wünsche die Gegenwart seines Sohnes. Martin Luther erwidert, auch er sei wegen dieser Krankheit besorgt. „Deßhalben, fährt er fort, ich aus der Maßen gern selbst wäre zu euch kommen leiblich: so haben mirs doch meine guten

*) Walch: Luthers Werke I. 2444. III. 620.

**) de Wette: Luthers Briefe Bd. III. S. 550.

Freunde widerrathen und ausgeredet, und ich auch selbst denken muß, daß ich nicht auf Gottes Versuchen in die Fahr mich wagte; denn ihr wisset, wie mir Herren und Bauern günstig gesinnt sind." Zur klaren Hervorhebung dessen was er meine, fügt er nach dem Durchlesen des Geschriebenen am Rande hinzu: „Zu euch möcht ich kummen können; aber wieder heim wollt es fährlich seyn."

Dieser eine Brief wiegt für die Kenntniß jener Zeiten und Menschen schwerer als ein ganzes Fuder derjenigen Bücher, die täglich über dieselben neu geschrieben werden. Ja man wird, im Gegensatze zu der Tradition der Begeisterung, zu der Frage gedrängt: wie nur dieß neue Kirchenthum sich habe halten können.

Wenn von Anfang an es dem damaligen Volke klar vor Augen gestanden hätte, daß die Consequenz der Bahn, in die man es hineingeführt, die Verewigung der kirchlichen Zerspaltung sei: so dürfte es schwerer geworden seyn. Aber man war sich dessen nicht klar, und konnte sich damals dessen auch kaum klar werden, weil ja auch selbst die Confession von Augsburg die Jurisdiktion der alten Kirche anerkannte. Man hoffte auf ein Concil. Der lange Aufschub desselben, der nicht dem Kaiser Karl V. zur Last fällt, wirkte in dieser Beziehung höchst nachtheilig. Denn inzwischen starb diejenige Generation, welche in dem alten Kirchenthume auferzogen war, welche dasselbe aus eigener Anschauung kannte, fast völlig hinweg. Eine neue Generation wuchs empor, welche von früher Jugend an in Kirche und Schule nichts Anderes kennen lernte, als was die Artikel der neuen Lehre vorschrieben. Denn wenn auch theoretisch noch entschieden verneint wurde, daß man sich losgesagt habe von der alten Kirche: so galt doch praktisch der Satz des cujus regio ejus religio von 1527 an, und die reichsrechtliche Anerkennung dieses Satzes im J. 1555, in Folge des Verrathes von Moritz an Kaiser und Reich, fand die nach diesem Satze geschaffenen Zustände bereits als fertig vor. Dem damaligen Volke ist

das Kirchenthum seiner Väter, nicht nach einem überall bestimmten Plane, aber mit Hülfe des Zusammenwirkens vieler Umstände von innen und von außen, wegescamotirt, ohne daß es sich von Stufe zu Stufe der Umwandlung bewußt wurde.

Nur dadurch ist die Umwandlung erklärlich. Der alte Cultus war verboten; aber im Herzen der Menschen blieb die Anhänglichkeit. Martin Luther sagt im J. 1532 *): „es stehe in seiner Macht, mit zwei oder drei Predigten das ganze Volk wieder in's Papstthum zurückzuführen, und neue Messen und Wallfahrten einzurichten." Wir haben kein Recht anzunehmen, daß er mit dieser Aeußerung übertrieben hat. Denn es stehen derselben so viele andere von Luther zur Seite. Es würde hier, wo es nur darauf ankommt, den Gang der Dinge zu skizziren, allzu weit führen darauf näher einzugehen.

Nur eins wollen wir hervorheben. Es gehört mit zu der Tradition des Protestantismus, als seien die Heirathen der Geistlichen ein wesentliches Mittel zur Förderung des neuen Evangeliums gewesen. Martin Luther verneint dieß indirekt sehr entschieden. „Man sieht nichts Gutes, sagt er **), noch Freude an den Kirchendienern. Die so im ehelichen Stande leben, werden verachtet und verjagt." Demgemäß müssen wir annehmen, daß die Ehe der Geistlichen ein hauptsächlicher Grund der Verachtung gewesen sei, die Martin Luther immer als eine allgemeine darstellt. Aber dann erhebt sich die Frage, wie eine Mißachtung möglich war, wenn doch diese Ehen zu Rechte bestanden. Ja freilich: **wenn**. Denn gerade dieß war der Streitpunkt. Die Juristen in Wittenberg erklärten nach wie vor öffentlich in ihren Vorlesungen, daß die Ehe der Geistlichen nicht volles

*) Walch VIII. 913.
**) Walch XXII. 40.

Recht habe, mithin im Grunde nichts anderes sei als ein Concubinat. Dieser Rechtsansicht entsprechend wollten nach dem Tode solcher Geistlichen die Verwandten die Kinder derselben nicht als erbfähig anerkennen, sondern nahmen die Habe an sich *). Diese Gefahr rückte auch für den Reformator selbst heran. Er wußte sich indessen zu helfen. Er ergriff das Auskunftsmittel, sein Testament mit ausdrücklicher Willenserklärung an den Kurfürsten zu richten, und diesen zum Vollstrecker einzusetzen. Der Kurfürst bestätigte das Testament, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß wenn dasselbe auch der juristischen Formalitäten ermangele, es dennoch für gültig gehalten werden sollte.

Wir haben kurz nachzuweisen gesucht, daß das neue Kirchenthum in den Ländern, wo es durch den Willen des Landesherrn bestand, noch für Jahrzehnte lang nach der Einführung nicht die erforderliche moralische Anerkennung fand. Die Consequenz ist, daß eine Begeisterung für dasselbe nicht gedacht werden kann, daß die Tradition von einer solchen durchaus unhaltbar ist.

Wir haben ferner zu sehen, daß dieß neue Kirchenthum auch nicht rechtlich bestand, und dann vor allen Dingen, welches Verhältniß der Kaiser Karl V. zu demselben einnahm.

*) Man vergl. z. B. Corp. Ref. III. 366, vom J. 1537.

IX.

Zeitläufe.

Europa aus der Vogel-Perspektive.

Es wird täglich toller in unserm alten Welttheil. Die politischen Dinge verwirren sich immer mehr, die Conflikte der fürstlichen Kabinette steigern sich zu Conflikten der Völker und Nationalitäten, groß und klein, und alle Mißverhältnisse Europa's verwachsen sich in einen einzigen großen Weichselzopf. Fast ist es schon unmöglich eine einzelne Frage herauszuziehen, um darüber eine gesonderte Betrachtung anzustellen, denn Eines hängt unlösbar am Andern. Man wird z. B. die heillos verfehlte und verfahrene Politik Preußens nicht mehr besprechen können, ohne daß das Auge unwillkürlich abschweifen müßte auf der ganzen Länge von Konstantinopel bis Washington und auf der ganzen Breite von Petersburg bis Florenz. Von einer glatten Lösung dieses europäischen Weichselzopfs kann keine Rede mehr seyn; so oft die Welt-Geschichte bei solchen Momenten angekommen ist, treten Feuer und Schwert in ihr Recht und in ihre endgültige Uebung.

Das ungeheure Prunkfest welches die Weltindustrie soeben noch in Paris gefeiert hat, eröffnet nicht eine neue Welt-Periode, es bildet ebensowenig die Sonnenhöhe eines civilisa-

torischen Zeitalters, sondern es schließt eine Weltperiode und läßt die bangende Menschheit an der Schwelle einer ungekannten Zukunft stehen. Es war ein sinnverwirrender Taumel dort in dem modernen Babel an der Seine. Aber keine ahnende Seele konnte froh davon angeregt werden. All der unerhörte Pomp hat den Pariser Festivitäten doch nicht den Eindruck eines Leichenmahles benehmen können, oder einer Abschiedsfeier wo die herrschenden Mächte der bisherigen Welt sich ein letztes Lebewohl sagten. Zuletzt aber ist noch als düsteres Mene Tekel die Trauerbotschaft aus Mexiko an den Wänden der strahlenden Pariser Festsäle erschienen.

Das erschütternde Zusammentreffen war kein Zufall, wie uns scheint. Wohl liegt das anarchische Reich Montezuma's weit ab und Ihm, dem gemordeten Fürsten, ist's wohl wohl unter der kühlen Erde von Queretaro. Als warmer Idealist hat er den Zug über den Ocean gewagt, um eines der schönsten Länder beider Hemisphären von der grausamen Verwüstung des liberalen Parteiwesens zu erretten; seine Ansichten waren nicht immer unsere Ansichten; aber auch seine Feinde müssen ihm nachrühmen, daß er als Mann von Ehre ausgeharrt hat und als Held gestorben ist. Die europäische Monarchie dürfte unter andern Umständen stolz seyn auf einen solchen Märtyrer aus ihrer Mitte. Aber ihr ist der Stolz vergangen. Sie zittert unter dem Faustschlag, der ihr durch die Ermordung Maximilians mitten in's Gesicht versetzt worden ist, nicht von dem rothhäutigen Banditen Juarez, sondern von dem hochmögenden Protektorat des Wütherichs: dem herrschenden Radikalismus in Washington.

Juarez wäre nicht Sieger geworden ohne die offene und heimliche Unterstützung Nordamerika's, und Juarez hätte die Frevelthat an dem erlauchten Sprößling des deutschen Kaiserhauses sicher unterwegs gelassen, wenn er nicht des geheimen Beifalls von Seite der Diplomatie in Washington gewiß gewesen wäre. Die Kugeln von Queretaro — sie sind von

dem transoceanischen Republikanismus auf das monarchische Princip Europa's abgefeuert worden; sie sind der entsetzliche Hohn den der Yankee-Uebermuth in das fürstliche Stelldichein zu Paris hineingeschleudert hat. Die alte Welt wird noch, und vielleicht bälder als man glaubt, erfahren, was sie an dem jungen Riesen jenseits des Oceans großgezogen hat, großgezogen durch ihre Nicht-Politik in den Jahren des Unterdrückungskrieges der amerikanischen Nordstaaten, und großgezogen durch ihre Nicht-Politik in dem Vertilgungskrieg den der Völker-Riese an der andern Grenze der Civilisation gegen das arme Polen geführt hat. Polen und die amerikanischen Südstaaten haben soviel für uns bedeutet als Rußland und die westliche Union gegen uns bedeuten werden.

Der revolutionäre Radikalismus in Amerika hat wie bekannt nur Einen europäischen Freund, aber gar einen dicken Busenfreund. Dieser ist das moskowitische Czarthum. Ueber die Frage von der Naturwidrigkeit oder Wahlverwandtschaft einer solchen Freundschaft ist schon viel hin und her geredet und geschrieben worden, aber die Thatsache bestand schon unter dem Czaren Nikolaus. Der amerikanische Bürgerkrieg hat das Herzensband zwischen Washington und Petersburg nur verstärkt, und sonderbarer Weise! in dem Augenblick wo die herrschende Macht in der westlichen Union siegestrunken vom Blut des Bürgerkriegs den europäischen Anschauungen jeden Hohn und Trotz zu bieten wagt, geräth auch die ganze Slavenwelt in Bewegung. Und zwar unter der offen eingestandenen Leitung des Czarthums. Der Panslavismus ist lange genug als Gespenst in der Welt umgegangen; vielleicht war er bis dahin wirklich nichts Anderes als ein Gespenst ohne Fleisch und Blut. Aber er ist das jedenfalls nicht mehr seit den Scenen in Petersburg und Moskau aus Anlaß der ethnographischen Ausstellung der slavischen Civilisation. Seitdem die Czechen und Mähren an der Spitze aller Slaven-Stämme der österreichischen Monarchie Rußland für ihr

Vaterhaus, für ihre rettende und helfende Heimath erklärt haben; und seitdem die russische Regierung ohne Umschweife auf die ihr obliegende Pflicht des Protektorats über alle Slaven hinweist: seitdem ist der Panslavismus kein Gespenst mehr, sondern eine erschütternde Thatsache.

Keine Macht Europa's wird sich dem Einfluß der neuen Erscheinung entziehen können, welche sich in der leibhaften Erhebung einer panslavischen Politik Rußlands repräsentirt. Das Phänomen tritt auch schon von der Wiege an mit dem entsprechenden Aplomb in's Leben, nicht viel weniger ungestüm und verwegen als das bundesverwandte Yankeethum jenseits des Oceans. Ein merkwürdiger Beweis ist die jüngst bekannt gewordene Note des Fürsten Gortschakoff, worin er zu London erklären läßt, daß jetzt — nach der glücklichen Beilegung der Luxemburger Sache — nur noch zwei Fragen die Ruhe Europa's bedrohten, nämlich die Lage Candia's und die Lage — Irlands. Jeder unbefangene Mensch kennt die grausame Mißhandlung des irischen Volkes unter der protestantischen Suprematie Englands; aber es ist doch eine colossale Unverschämtheit, wenn ein russischer Reichskanzler „von der vollkommensten Harmonie zwischen der Regierung und den Regierten in Polen" spricht, und im Gegensatze dazu die gefahrenschwangere Lage Irlands hervorhebt, wo „seit beinahe zwei Jahren die constitutionellen Bürgschaften zu existiren aufgehört, die Aufstände Einer nach dem andern sich folgen und nur mit Mühe durch zermalmende Militärgewalt erstickt werden." Ist eine solche Sprache Rußlands in London wirklich laut geworden, dann hat man einen zuverlässigen Maßstab sowohl für den schwellenden Uebermuth der neuen panslavischen Hegemonie und keimenden Universalmacht, als für die grenzenlose Verachtung welcher das alte England bei den Zukunftsmächten beider Hemisphären verfallen ist.

„Die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung — was Andere denken oder thun ist mir im

Grunde von wenig Wichtigkeit": so hat Czar Nikolaus am 9. Januar 1853 zum englischen Gesandten Lord Seymour gesprochen. Scheint nicht eine ganze Ewigkeit zwischen dem Datum dieser Czaren-Worte und all den diplomatischen Beziehungen des heutigen England zu liegen? Freilich war England damals noch der Wächter des europäischen Gleichgewichts, während die englische Politik von heute ein Pasquil ist auf diese große Tradition. Das hat die Geschichte der Luxemburger-Garantie neuerdings wahrhaft haarsträubend bewiesen. Kaum war die Luxemburger Neutralität unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt, so erklärten die englischen Minister um die Wette, daß diese Garantie England in keinem Falle zu einem Einschreiten verpflichte und überhaupt nicht incommodiren könne. Denn so lange die garantirenden Mächte das neutrale Luxemburg achteten, sei das Ländchen ohnedieß sicher; wenn aber der Angriff von einer der Garantie-Mächte ausgehe, von Frankreich oder Preußen, dann könne eben von einer Collektiv-Vertheidigung nicht mehr die Rede seyn. Das sei der Sinn der collektiven Garantie.

So ein spöttliches Resultat hat also eine mit enormem Geräusch in's Werk gesetzte europäische Conferenz geliefert, und man wollte unter solchen Umständen überhaupt noch von einer europäischen Rechtsbasis reden! Nach einem derartigen Ausgang einer Verwicklung die mit knapper Noth ohne den allgemeinen Krieg verlaufen ist, bedarf es keines Beweises mehr, daß die europäischen Zustände einem Kleide gleichen welches keinen Stich mehr hält, und daß die unhaltbaren Stellungen sämmtlicher Mächte mit Riesenschritten der allgemeinen Conflagration entgegenreisen. Hier liegt die große Gefahr. Nicht mehr darum handelt es sich zunächst, ob der französische Imperator das kecke Umsichgreifen Preußens und die pfiffigen Umgehungen des Prager Friedens sich gefallen lassen kann, ob er nicht Angesichts der kommenden Neuwahlen und der wachsenden liberalen Agitation im ei-

genen Lande den Krieg haben muß: sondern die Basis ist verschwunden auf die eine längere Friedensdauer gegründet werden könnte, wenn auch alle Monarchen Europa's wollten. Es ist kein moralischer Fond und kein sittlicher Ernst mehr vorhanden in der gesammten hohen Politik. Und bei einem solchen Stand der Dinge naht die größte Frage des Jahrhunderts ihrem definitiven Ausbruch!

Drei große Monarchen haben sich in Paris scheinheilig umarmt; der vierte hat dem Schauspiel als Dekoration gedient wie ein bekränztes Opferthier. Der arme Padischah mußte mit den Wurzeln losgerissen seyn aus dem mütterlichen Schooße des Islamismus, ehe er die Supplikanten-Reise über's Meer antreten konnte zu der Schaustellung in Paris. Diese Demüthigung wird kein ächter Moslemin dem Nachfolger des Propheten vergessen. Man darf sich von nun an auf innere Erschütterungen in der Türkei gefaßt machen, welche den morschen Körper zerreißen werden, und wenn auch die westmächtliche Politik ihn noch einmal mit eisernen Reifen zu umfassen vermöchte. Sie vermag es aber nicht. Die allgemeine Empörung der christlichen Stämme im Pfortenreich dürfte bereits weniger zu fürchten seyn als die Entrüstung der orthodoxen Moslims und der Abfall der liberalen Muhamedaner. Der Ausbruch der orientalischen Krisis ist nicht mehr länger aufzuhalten als von Einem Tag zum andern, heute aber wird die orientalische Frage ungleich mehr als vor dreizehn Jahren die panslavische Frage seyn.

Das ist die ebenso hoch bedeutsame als hoch gefährliche Wendung unserer Geschicke. In dieser neuen Fassung trifft die orientalische Frage nicht nur äußerlich mit der deutschen Frage zusammen — wie längst vorauszusehen war, daß es in letzter Instanz geschehen werde — sondern wie die Dinge jetzt liegen, ist die orientalische Krisis in ihrer Eigenschaft als panslavische Erhebung zugleich die deutsche Krisis im eminentesten Sinne des Wortes.

Je nach der Haltung Preußens in dieser Frage wird — um unsere Meinung nur gleich auszusprechen — seine Politik das vollendete Verderben der deutschen Nation seyn. Selbst wenn Preußen Sieger bliebe an der Seite Rußlands, so würde zwar im Westen nicht mehr vom deutschen Boden als bereits geschehen ist, an das Ausland verloren gehen; dagegen müßte die tausendjährige Arbeit unserer Nation im Osten preisgegeben werden. Selbst Böhmen wäre nicht mehr zu halten; ja der preußische König hat eigentlich schon während des vorjährigen Krieges die böhmische Krone dem Slaventhume zugesprochen. Der bayerische Wald wäre die Grenze der großen slavischen Universalmonarchie. Oesterreich würde aufhören zu existiren, sehr wohl! Aber Niemand hätte den Vortheil davon als die mongolische Barbarei. Als deren Schutzbefohlener könnte eine „preußische Nation", selber eine zwieschlächtige Mischung halb slavischen Blutes, in Mitteleuropa ihr bescheidenes Daseyn fortführen; aber eine deutsche Nation gäbe es nicht mehr außer im Andenken der Geschichte, die das Großpreußenthum für alle Zeit als Verräther und Mörder der großen Mutter Germania brandmarken würde. Soweit nämlich dann noch eine andere Geschichtschreibung möglich wäre als die des borussisch-moskowitischen Preßbureau's. Neben der panslavischen Universalmonarchie und ihrem großpreußischen Pförtner würde auf dem Continent und überall in Europa das Reich der Freiheit unmöglich seyn; der despotische Monarchismus dießseits des Rheins und der despotische Radikalismus jenseits des Oceans würden wie zwei zermalmende Mühlsteine alle Ideen und Ehren der alten Welt in ihre Mitte nehmen und erdrücken. Auch England würde nicht länger seines Benefices als Insel genießen, noch viel weniger Frankreich des Ruhmes der großen Nation. Die neue Weltperiode wäre eröffnet in der traurigsten Gestalt, und die politisch geknechteten Staaten der alten Aera stünden dem socialen Umsturz am nächsten.

Wir schreiben kein Phantasiestück. Wir suchen nur die politische Lage der Welt ihrer fürchterlichen Großartigkeit entsprechend aufzufassen. Auch schreiben wir nichts Neues. Was sich jetzt entwickelt hat und noch weiter entwickeln wird, das haben vorausschauende Politiker längst vorhergesagt von der Zeit, wo der Panslavismus zur leibhaften Wahrheit werden und das fahrige Amerikanerthum anfangen würde in die europäischen Verhältnisse einzugreifen. Napoleon III. war im Anfange seiner Herrschaft von einem wunderbar richtigen Instinkt geleitet und dem Gefühl davon verdankte er die Jahre seines unbestrittenen Ruhmes. Er wollte jener wie dieser Entwicklung Schranken setzen; darum unternahm er 1854 den Krimkrieg und 1861 die mexikanische Expedition. Die blinde Eifersucht Englands hat ihn hier wie dort im Stiche gelassen. Beide Fiasko's suchte er nun anderweitig zu decken. Das Eine durch die verbrecherische Verschwörung mit Graf Cavour, das andere durch sein Deckenspiel mit Graf Bismarck und die so tragikomische Berührung mit dessen preußischen Pfiffen. So ist es ihm gelungen Oesterreich zwei schwere Niederlagen beizubringen; aber es waren im Grunde *seine* Niederlagen.

Die letzte Schwächung Oesterreichs war unmittelbar und folgerichtig die Auferstehung des Panslavismus. Was der Imperator zuerst mit richtigem Takt verhindern wollte, das hat er nachher mit eigenen Händen herbeigeführt, und er muß jetzt zittern sooft ein Oppositionsredner in der Legislative auf die letzten zehn Jahre seiner französischen Politik zu sprechen kommt. Denn so wie *er* sich die Ruthe selber gebunden mit der er nun gezüchtigt wird, so hat noch selten in der Geschichte ein großer Monarch fehlgegriffen. Ob und wie er sich aus dem Meer der Verlegenheiten herausziehen wird, das ist die große Frage. Aber es ist keine Frage, daß die Zeit sich erfüllt hat und die neue Situation als vollendet angesehen werden darf seit dem Slavencongreß von Moskau

und seit dem Mord von Queretaro. Im Mittelpunkt der Situation aber steht wieder und wieder Oesterreich.

Leider ist diese Stellung nicht so fast aktiv als passiv. Ich will sagen: es fragt sich weniger was Oesterreich thun wird, als was mit Oesterreich gethan werden wird. Vor einigen Wochen, kurz vor dem Besuche des Czaren in Paris hatte sich in England das Gerücht verbreitet, der französische Imperator strebe in allem Ernst dahin für den Fall eines Krieges mit Preußen sich die Neutralität Rußlands in Mitteleuropa zu gewinnen. Darum sei das türkische Kabinett in großer Angst, denn es sei auffallend mit welchem Eifer sich Frankreich an den russischen Schritten wegen Candia betheilige. Nun war vor zehn Jahren allerdings viel die Rede von einer französisch-russischen Allianz. Aber das ist schon lange her, und es bedarf nur eines Blickes um den Beobachter darüber in Erstaunen zu setzen, wie sehr in Europa seitdem Alles anders geworden. Damals war die Welt noch der Ansicht, daß es vor Allem im Plane des Imperators liege den Onkel und Frankreich an England zu rächen. Heute denkt kein Mensch mehr an eine solche Lächerlichkeit. Napoleon III. kann auch füglich die Strafe der gehäuften Todsünden und Perfidien Englands anderen Mächten anheimstellen, politischen und socialen Mächten, dem nordamerikanisch-russischen Einverständnisse oder den Arbeiter-Vereinen in den drei Reichen Ihrer brittischen Majestät. England wird seinem Geschicke vor dem Einen Richterstuhle so wenig entgehen als vor dem andern, ohne alles Zuthun des Imperators.

Es wirft ein grelles Streiflicht auf unsere Lage, wenn man sich fragt und einen Moment lang erwägt, was eine französisch-russische Allianz, und wäre es auch nur ein Neutralitäts-Bund, heute bedeuten würde? Frankreich müßte den Orient den russischen Absichten preisgeben, das versteht sich von vornherein. Aber das würde schon nicht mehr genügen, Frankreich müßte auch die österreichische Monarchie den rus-

sischen Absichten preisgeben. Denn seitdem diese Absichten identisch geworden sind mit der revolutionären Bewegung des Panslavismus, ist es gar nicht mehr möglich dem Czarthum in der Türkei in einer solchen Weise zu genügen, daß die österreichische Monarchie daneben noch fortbestehen könnte. So und nicht anders stellt sich jetzt die Frage, und man kann nicht scharf genug den radikalen Wechsel der Umstände betonen.

Was hätte aber Frankreich davon wenn es, um Preußen zu demüthigen, Arm in Arm mit Rußland ebenso das Pfortenreich wie das kaiserliche Oesterreich zerstören wollte? Die Antwort ergibt sich leicht von selbst. Durch die Schöpfung der italienischen Einheit hat der Imperator Preußen in den Stand gesetzt ihm die colossale Nase am Rhein zu drehen; durch die widerwillige Förderung des Großpreußenthums ist die Geltung Frankreichs als erste Macht des Continents ernstlich in Frage gestellt; der Mann brauchte sich nur zu entschließen, auch noch mit der letzten, größten und gefährlichsten Nationalitäten-Bewegung den trügerischen Bund einzugehen, wenn er die Degradirung Frankreichs zu einer Macht zweiten Rangs definitiv besiegelt sehen wollte. Dieses Resultat wäre ihm vollkommen sicher; und wenn selbst der Esel nicht dreimal über's Eis geht, so wird um so mehr Napoleon III. wissen, daß Frankreich so wenig ein Interesse hat, sich die panslavische Anschauung von der österreichischen Monarchie anzueignen, daß es vielmehr für den Imperator kein anderes Mittel gibt als die Hülfe Oesterreichs, wenn das durch die preußischen Impertinenzen hart geschädigte Ansehen der großen Nation wieder hergestellt werden soll.

Was ich nun hier von der Eventualität einer französisch-russischen Allianz gesagt habe, das gilt mutatis mutandis geradeso von dem kriegerischen Auftreten einer preußisch-russischen Allianz. Preußen müßte den Orient den russischen Absichten preisgeben. Aber das würde unter den heutigen Umständen

bei Preußen noch weniger genügen als bei Frankreich. In der Türkei vermag das Czarthum auch ohne die Berliner Diplomatie fertig zu werden, aber der Panslavismus bedürfte allerdings der preußischen Hülfe oder Connivenz um nach seinen Gelüsten die österreichische Monarchie in Trümmer zu schlagen. Der deutsche Machtbereich würde dann mit Einem Schlage um 20 Millionen verkürzt und was von der weiland sogenannten deutschen Nation unter großpreußischem Scepter, nach Befriedigung aller slavischen, scandinavischen, italienischen Ansprüche, noch übrig bliebe, das hätte als dienstthuender Mameluk auf der Schwelle des westlichen Ausfallsthores am Hause der großen gesammtslavischen Völker-Familie zu schlafen. Der Kettenhund des Panslavismus zu sein, das wäre das glorreiche Resultat des „preußischen Berufs", das Finale der Tragödie von Sadowa.

Aber wäre es möglich, daß eine deutsche Macht die sich rühmt Deutschland großartiger wiederherstellen zu wollen, als es seit Jahrhunderten war — daß diese Macht in das augenscheinliche Verderben des panslavistischen Revolutions-Bundes sich hineinziehen ließe? Ach, warum nicht? Die bornirte und verbissene Leidenschaft welche die eigentliche Athmosphäre der preußischen Zone ist, macht zu gar Allem fähig, und Hochmuth kommt vor dem Falle. Unter dem Eindruck des unerwarteten ersten Erfolgs bewundert man heute noch die Finesse des Grafen Bismark; vielleicht wird man in Jahr und Tag über die Tölpelhaftigkeit seiner Politik die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Ich möchte gar nicht gutstehen gegen solch einen Wechsel der Scenerie; ist es ja auch dem Imperator selber nicht besser ergangen, und an dem ist doch immerhin noch mehr als an einem pfiffigen Gelegenheitsmann.

Trüge die gegenwärtige Berliner Politik nur Einen ehrlich deutschen Faden an sich, ja hätte ihr der Uebermuth den bloßen Verstand der Selbsterhaltungs-Politik nicht hoff-

nungslos umnebelt: so hätte man dort schon an der ersten Probe des selbstständigen „Berufs", an dem lächerlichen Fiasko der Großsprechereien in Sachen Luxemburgs, Witzigung genug, und wir würden seit Wochen in den Zeitungen lesen, daß und welche Anerbietungen Preußen in Wien gemacht habe und fortwährend mache, um eine ehrliche Wieder-Vereinigung mit der andern deutschen Macht herbeizuführen. Eine Wiedervereinigung zu dem Zwecke, damit Deutschland wirklich in sich selber stark genug sei zur Vertheidigung gegen so ehrlose Zumuthungen wie die waren, welchen man in Berlin soeben noch in Bezug auf Luxemburg und Limburg nachgeben mußte; eine Wiedervereinigung, auf daß Preußen anderer Bündnisse nicht bedürfte, und es sich insbesondere ersparen könnte in der Allianz mit dem Panslavismus seine eigenen Errungenschaften oder die ganze Zukunft der deutschen Nation auf's Spiel zu setzen. Denn, wie gesagt, im Bunde mit Rußland unter den heutigen Umständen ist unbedingt die Zukunft der deutschen Nation verloren, selbst im Falle des Sieges, wie es denn überhaupt keinen andern Weg gibt diese Zukunft zu retten, als die loyale Wiedervereinigung der Kabinette von Wien und Berlin.

Was liest man nun anstatt dessen in den Zeitungen über die Absichten der Berliner Politik? Man liest, daß Preußen die Galgenfrist eilfertig ausnützt, um immer neue unerlaubte Erwerbungen zu machen und die alten durch ein auf deutschem Boden unerhörtes Schreckensregiment und Ausbeutungssystem sicher zu stellen; Alles ohne sich im Mindesten um den verbitternden Eindruck zu kümmern, den diese Maßregeln in Wien nothwendig hervorbringen müssen. Man liest, daß Graf Bismark sich neuerdings nach einem Deckmäntelchen umsehe, um durch die Befriedigung Dänemarks das zweite Donnerwetter zu beschwören, welches er von Paris her aufsteigen sieht. Freilich nimmt man im Augenblicke auch wegen Nordschleswigs den Mund wieder so voll,

wie man ihn vor zwei Monaten wegen Luxemburg genommen. Hintennach wird sich ja doch, mit dem gefälligen Beistand der „National-Liberalen", unschwer nachweisen lassen, daß die schleswigischen Bezirke von Hadersleben und Tondern noch weniger deutsch seien als Luxemburg und Limburg. Hätte man Nordschleswig wirklich mit preußischen Waffen vertheidigen wollen, so hätte der natürliche Verstand geboten es vor zwei Monaten in Luxemburg zu vertheidigen, und nicht erst zu warten bis der Imperator die Weltausstellung geschlossen und eine halbe Million Hinterlader aus seinen Fabriken bezogen haben würde.

Das und Aehnliches liest man in den Berichten aus Berlin. Vielleicht wird man demnächst auch noch lesen, daß Graf Bismark allerdings das deutsche Recht auf Luxemburg nicht preisgegeben haben würde, wenn die panslavistische Propaganda Rußlands in den österreichischen Ländern schon weit genug vorgeschritten gewesen wäre. Hingegen liest man aus Paris: daß Herrscher und Volk in Frankreich den Gang der innern Umgestaltung Oesterreichs mit dem wärmsten Interesse verfolgen; daß der Imperator insbesondere beflissen sei die mexikanische Katastrophe nicht zum entfremdenden Zwischenfall für die beiden Kaiserhöfe werden zu lassen. In der That ist dieses Ereigniß weniger seine Schuld als sein Unglück, und das conservative Gefühl der Wiener Hofburg wird sogar die Correktheit seines Gedankens anerkennen müssen, daß der alten Europa Schranken nothgethan hätten sowohl gegen die Ueberschwemmung des Anglo-Amerikanismus als gegen die des Panslavismus.

So verhält man sich zu Paris im Unterschiede von Berlin, und man sieht in Paris vor Allem auch ein, daß es den österreichischen Zuständen pressirt mit einem tüchtigen Succurs von außen. Was hier geschehen soll, muß bald geschehen; sonst kommt die Hülfe zu spät. Kann die panslavistische Propaganda Rußlands noch länger fortwühlen

wie bisher, dann dürfte Oesterreich bald Niemanden mehr viel nützen oder schaden können. So stehen die Dinge. Man hat über den liberalen Pfauenrädern des neuen Reichskanzlers in Wien, über dem Aussöhnungs-Getümmel in Ungarn und dem Reichsraths-Parteigetriebe in Cisleithanien bei uns so ziemlich überall eine Hauptsache vergessen, die österreichische — Slavenwelt nämlich. Wir unsererseits sind dieser zwei Drittel der Bevölkerung der Monarchie stets eingedenk gewesen, und allem Anschein nach war der französische Imperator in demselben Falle.

In der That war es gar keine Kunst die Magyaren zu befriedigen und mit dem Liberalismus der Wiener Presse in's Reine zu kommen. Man brauchte nur diesen beiden Mächten Alles hinzuwerfen was sie begehrten, und was man ihnen im J. 1848 in blutigen Feldzügen vorenthalten oder wieder abgenommen hatte. Wenn das die rechte Lösung der österreichischen Verfassungsfrage war, daß man sich dem ungarischen Advokatenthum und dem Wiener Reformjudenthum auf Gnade und Ungnade unterwarf: dann ist allerdings Baron Beust auf allen Punkten Sieger geblieben. Aber es gibt noch andere Elemente in Oesterreich als die liberale Doppelallianz des sächsischen Freiherrn; mit Hülfe jener Elemente hat der Kaiser vor achtzehn Jahren die Monarchie gerettet vor den Gräueln der magyarischen Insurrektion und der Wiener Aula. Gerade diese treuen Stützen der Monarchie mußte man jetzt ihren Tyrannen auf Diskretion preisgeben, wenn man so wie Baron Beust die österreichische Verfassungsfrage lösen wollte. Und man hat hierin sogar noch ein Uebriges gethan; man hat nicht nur alle Hochverräther von 1848 amnestirt, und zwar dießseits der Leitha ganz bedingungslos, sondern man belohnt jetzt die Thaten welche von den kaiserlichen Gerichten damals als todeswürdige Verbrechen abgeurtheilt wurden. Man hat den Kaiser für die Wittwen und Waisen der magyarischen Insurrektionsarmee, der sogenannten

Honveds, eine fürstliche Summe schenken lassen; und in Cisleithanien rutscht der Reichskanzler auf den Knien vor den Genossen der weiland Gefangenen im sächsischen Zuchthaus zu Waldheim. Er bittet und beschwört sie, daß sie ihm mit ihren rettenden Personen ein „parlamentarisches Ministerium“ möchten bilden helfen, dem die Mehrheiten allein und keine Grundsätze mehr Maß geben sollen. Denn „wenn Oesterreich fortexistiren will, muß es der liberalste Staat in Europa werden“; und um im Beust'schen Oesterreich als regierungsfähiger Staatsmann zu gelten, muß man unbedingt als Hochverräther in contumaciam zum Tode verurtheilt gewesen seyn.

In jedem andern Staat hätte eine politische Charakterlosigkeit solcher Art vielleicht nur einen Systemwechsel bedeutet. In Oesterreich bedeutet sie die tödtlichste Beleidigung aller der Nationalitäten welche Anno dazumal nicht zu den Aufständischen und Hochverräthern zählten; bedeutet sie die Unterwerfung aller dieser treu gebliebenen Völkerstämme unter die Magyaren und die Deutschliberalen, also der Sieger unter ihre Besiegten; bedeutet sie mit Einem Worte den innern Krieg zwischen den Völkern der habsburgischen Monarchie. Wir haben auf diese größte aller Schwierigkeiten längst und unaufhörlich hingedeutet. Neuestens erheben sich selbst in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ warnende Stimmen*). Es muß hiernach in allen slavischen Strichen des Reichs gegen das Beust-Deak'sche Regiment eine Erbitterung herrschen, zu deren Beschreibung die Worte fehlen. Nicht nur in Galizien wo die sonst allzeit treuen Ruthenen auf offenen Abfall sinnen; nicht nur in Croatien wo man sich zum Dank für die unter Jellachich geleisteten Dienste nun schnöde an das Magyarenthum verrathen sieht; nicht

*) Man lese nur den merkwürdigen Artikel in der Nummer vom 4. Juli: „Die Ungarn und die Slaven in Oesterreich.“

nur in Serbien, an der Militärgrenze, ganz zu geschweigen von Böhmen und Mähren, rührt sich die slavische Welt, und zwar in so übereinstimmender und genau berechneter Weise, daß an der einheitlichen Leitung gar nicht mehr zu zweifeln ist. Sondern auch die Sachsen in Siebenbürgen und die Deutschen in Ungarn können sich der Bewegung nicht länger entziehen gegen die bereits wieder in's Werk gesetzte Regierungs-Tendenz des Magyarismus, das Land zu centralisiren und Hand in Hand damit systematisch zu magyarisiren. Ja, der oben angeführte Artikel versichert, daß sogar die Rumänen, an aller Hoffnung auf Wien verzweifelnd, sich an Rußland gewendet und vom Czarthum die bereitwilligste Unterstützung zugesichert bekommen hätten. Also selbst die Rumänen die vor achtzehn Jahren unter den kaiserlichen Bannern Ströme Bluts gegen die ungarische Insurrektion vergossen haben — selbst die Rumänen ziehen jetzt unter der Fahne des Panslavismus!

Ich habe gesagt: geht es in Oesterreich noch eine Zeitlang so fort, dann dürfte dieses Reich bald Niemanden mehr viel helfen oder schaden können. Die gefährliche Verrückung des innern Gleichgewichts ist aber die Folge äußerer Niederlagen gewesen, und nur durch eine sieghafte Klärung des Verhältnisses zu den großen Nachbarn ist das rettende Gleichgewicht wiederherzustellen. Preußen könnte auf friedlichem Wege dazu helfen im dringenden Interesse der allgemeinen deutschen Sache. Wird es?

Wird Preußen nichts thun und beeilt es sich nicht in dieser Richtung seine Politik zu ändern, dann wird Frankreich nicht verfehlen seines Vortheils wahrzunehmen. Für Oesterreich aber ist das Friedensbedürfniß unter solchen Umständen nur mehr eine Phrase und der Staatsbankerott ohnehin bloß eine Frage der Zeit. Mit der panslavistischen Wühlerei in seinen Eingeweiden hört für Oesterreich jede andere Erwägung auf. Wer fortan noch zu Rußland hält,

ist der Todfeind der Monarchie, das ist eine sehr einfache Politik; und wenn der Kaiser gegen einen solchen Bund die dargebotene Hand Frankreichs ergreift, so wird die unparteiische Geschichte dereinst urtheilen: er habe nur gethan, was er nicht zu lassen vermochte aus Preußens Schuld.

Preußen könnte heute noch das Unglück wenden, und die Aufgabe der süddeutschen Diplomatie wäre es in Berlin unablässig zu drängen, daß man dort endlich den einzigen Weg einschlage, auf dem die deutsche Nation noch vor dem äußersten Verderben bewahrt werden kann. Fänden diese Mahnungen — die einzige politische That derer wir zur Zeit noch mächtig sind — kein Gehör, nun dann könnten wir unsere Hände in Unschuld waschen. Patriotische Pflichten haben wir nur gegen Deutschland, nicht gegen Preußen!

Nachschrift.

Obige Auseinandersetzung war bereits in die Druckerei gegeben, als uns aus der „Neuen Badischen Landeszeitung“ eine Mittheilung „diplomatischer Geheimnisse“ zukam, welche ein eigenthümliches, wenn auch uns nicht überraschendes Licht auf die Politik des Grafen Bismark wirft. Darnach hätte dieser Mann dem Imperator zuerst Mainz und die bayerische Pfalz in Aussicht gestellt, dann als Ersatz Luxemburg und Belgien angetragen, inzwischen aber die Verhandlungen mit Frankreich benützt um die süddeutschen Staaten in's Bockshorn zu jagen. Zuletzt habe er die Zertrümmerung Oesterreichs und dessen Theilung zwischen Rußland, Preußen und Italien in Vorschlag gebracht. — Wir pflegen nicht viel Gewicht auf derlei Enthüllungen zu legen. Aber die Symptome eines frevelhaften Spieles um die Zukunft der deutschen Nation häufen sich. So wird der „Neuen Freien

Presse" in Wien unterm 6. Juli aus Paris geschrieben: „Man betrachtet hier die preußisch-russische Allianz, kraft welcher Preußen so rasch als möglich Süddeutschland, Rußland Galizien absorbiren, und Oesterreich noch eher als die Türkei getheilt werden soll, als eine zwischen Berlin und Petersburg längst schon vertragsmäßig festgestellte Thatsache ... In den Tuilerien ist man der Meinung, daß dieser preußisch-russischen Allianz ein Gegengewicht in einer Allianz zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich gegeben werden solle, deren nächster Zweck wäre, vor Allem die Absorbirung Süddeutschlands durch Preußen zu verhindern. Sollte derlei ernstlich versucht werden, so würde dieß als Kriegsfall betrachtet werden. Frankreich besetzt Süddeutschland, welches späterhin bestimmt ist mit Oesterreich vereinigt zu werden. An Italien tritt Oesterreich das Trentino ab, und wenn der Verlauf des Krieges der Wiederherstellung Polens günstige Chancen eröffnet, so würde Oesterreich Galizien an Polen überlassen ... Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Märchen erzähle. Die österreichisch-französisch-italienische Allianz wird die naturgemäße Consequenz des preußisch-russischen Bündnisses seyn, und die vorerwähnten Grundzüge sind in Wien in den maßgebenden Kreisen kein Geheimniß mehr, ja man versichert hier, daß die Einigung zwischen Wien und hier bereits erfolgt ist ... Ich zweifle nicht, daß man Sie, wenn Sie diese Angaben veröffentlichen, dementiren wird. Aber lassen Sie dementiren und warten Sie ab."

X.

Aus meinem Tagebuch*).

Correspondenz mit dem Bourgeois-Freimaurer.

In den Flitterwochen des Jahres 1867.

Hu, welche Stürme! Wie das heult und pfeift, braust und gellt und tosend herumfährt! Wären die mit seltener Wuth angreifenden, davon sausenden, sich einander nach allen Richtungen jagenden Luftwogen unsern Augen sichtbar, welch prächtiges Schauspiel von der Erde bis empor zu den Wolken, die in rasender Panik stets ostwärts fliehen! Und seit Monden befinden die Elemente sich im Aufruhr, Herr Aeolus scheint alles Ernstes sich in Permanenz gesetzt zu haben. Seit Monden zwingen seine wildesten Gesellen Schiffe à la Great-Eastern auf den unwirthlichen Meeren zu tanzen gleich Nußschalen. Complimentirsüchtig sind sie geworden, die unbeugsamsten Riesen des Waldes, trotz Kammerherren bei einer Hofcour oder trotz manchem liberalen Schreier von gestern, der sich in die Uniform eines Abgeordneten des nordbündischen Reichstages gesteckt. Trotzdem werden sie von den Gewalthabern des Tages geknickt und entwurzelt als wären sie aus dem Stoffe, woraus Hollundermännchen gemacht werden, oder wilde Blüthen im lockersten

*) Fortsetzung aus Band 55 S. 853 ff.

Grunde. Und tritt eine Pause ein, so scheint es nur zu seyn, damit die verstimmende und beängstigende Musik ihr crescendo desto eindringlicher zum fortissimo steigere.

Stürmisch hatte das Unglücksjahr 1866 begonnen, stürmischer noch hat es geendiget, auf den Fittigen der Windsbraut rast sein Nachfolger über Land und Meer. Nicht einige hundert, wie in gewöhnlichen Zeitläuften, sondern einige tausend Schiffbrüche hatte die Londoner Admiralität in ihre Register pro 1866 einzutragen, und wer möchte diesen trauervollen Registern Anspruch auf Vollständigkeit vindiciren? Und selten nehmen wir ein Zeitungsblatt in die Hand, ohne Hiobsposten absonderlicher und ungeheuerlicher Art zu begegnen, ohne daß der vulgäre Einwand, derlei sei zu allen Zeiten ebenso häufig vorgekommen wie jetzt und bloß die Nachricht in Folge mangelhafter Verkehrsmittel davon ausgeblieben, einen in der Geschichte auch nur schülerhaft bewanderten Menschen zu beruhigen vermöchte.

Was soll dieß Alles bedeuten, wo will es hinaus? Nähern wir uns dem Anfange des Endes der Dinge und sollen Swedenborg, Bengel und andere Chiliasten des vorigen Jahrhunderts an der Neige des unserigen nachträglich gerechtfertiget werden? Hat die Weltgeschichte einen Sturmlauf begonnen, um verblendeten Machthabern und irre geleiteten gepeinigten Völkern der modernen Culturwelt alle Sätze des Syllabus vom 8. Dezember 1864 durch Eisen und Blut und die verzehnfachten Plagen Aegyptens als völlig wahr und zeitgemäß zu erhärten? Wurden Legionen des Abgrundes entfesselt, um ein Gottesgericht in Vollzug zu setzen, welches die Titanen und Pygmäen, Regierende und Regierte des Antichrist und deren Satelliten im Frack und in der Blouse lange und frech genug herausgefordert haben? Oder schreit Abels Blut von den Schlachtfeldern der nordamerikanischen Union, aus den paradiesähnlichen Gefilden Mexikos, aus den böhmischen Wäldern und vom Mainufer vieltausendstimmig zum Himmel empor um Rache und bedeutet der unaufhörliche Weststurm für uns zunächst, daß die Rache eisernen Schrittes binnen kürzester Frist aus Westen an uns herantreten werde? Oder sollen wir eine verschlimmerte neue Auflage der

Christenverfolgung im Style der Juliane und Diokletiane du machen müssen, auf daß der Spreu vom Waizen sich volle sondere?

Gott allein weiß es. Den feinsten Wettermachern Spürnasen der hohen Diplomatie hat das Jahr 1866 ei Schnupfen von noch nie dagewesener Stärke und Hartnäckig gebracht. Die vorlautesten Lichtpäpstlein der Intelligenz ste als erbarmungswürdige ABCschützen vor dem Publikum, „gesinnungstüchtigsten" Maultrommler des liberalen Fortschri aber als Windfahnen, deren Ignoranz und Ohnmacht höchst mit ihrer Charakterlosigkeit sich vergleichen läßt. Wo ein w lich divinatorischer Blick für unsere Zeiten sich geoffenbart da ist er zu spät als solcher anerkannt worden. Zu spät ein schlimmes Wort. Wie ein Alp lastet die Ahnung neu einbrechenden, allgemeinen und langwierigen Unglückes mehr minder auf den Gemüthern Aller. Dem seit dem Sündenf alle Adern der Natur durchdringenden allgemeinen Weinen heutzutage ein ganz besonderes Bangen und Beben in Herzen der Menschen zur Seite ob den bevorstehenden un kannten, der scharfsinnigsten Combinationsgabe ferne und ne haft liegenden Ereignissen. Dem Wüthen der Elemente sekundiren Zuckungen und Hallucinationen in der politischen moralischen Welt, deren Schmerzen wir alle empfinden, welchen aber kein Staubgeborner mit voller Zuversicht zu sa vermag, ob es Zuckungen und Hallucinationen eines la wierigen Todeskampfes oder der Wiedergeburt der Ges schaft seien.

In solch grauenhafter Zeit büßt man, wenn auch nim den in's Gefühl der Ewigkeit getauchten und von ihm un wundbar gestählten Muth, so doch den Humor ein. Wie B legt sich's vor die Stirne, sobald man die neuesten Nachrich liest; Leute vom Schlage des den Kennern des „Tagebuc wohlbekannten Herren Rathes Blech um ihre unverwüstl Unzurechnungsfähigkeit zu beneiden, wird man schier versu Flüchten wir in solche Kreise, um mindestens zur Abwechsl ein Stündchen „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu nießen." Erneuern wir die alte Bekanntschaft, orientiren

uns zunächst bezüglich der momentanen Anschauungen und Meinungen des würdigen Rathes Blech und seiner Standes- und Lebensgenossen. Doch ziehen wir ähnlich dem in die Moschee eintretenden Muselmann respektvoll Schuhe und Stiefel ab, indem wir den Salon der Rentiers und Fabrikanten und Spekulanten à la Blech belauschen. Es sind Männer des Volkes, allerdings, denn sie dominiren in Regierungskreisen, ihnen widmet die Bureaukratie ihre tiefsten Bücklinge, sie bestimmen Zinsfuß und Arbeitslohn, in ihren Augen gehört nicht zum Volke sondern zur misera plebs contribuens, wer kein eigenes Reitpferd zu halten oder mindestens den Beitrag zur Loge aufzubringen vermag.

Während im Ganzen und Großen — gährende und sich erst kristallisirende Elemente der christlichen Welt, wie zum Beispiele Kolpings Schöpfung abgerechnet — die Gesellschaft täglich sichtbarer und fühlbarer in Individuen sich auflöst, des Sinnes und im besten Falle der Energie des Handelns für Interessen des cidevant deutschen Vaterlandes baar und ledig, selbst für philisterhafte Kirchthurmspolitik von Tag zu Tag unbrauchbarer, in omne servitium prompti, für die Sklavenpeitsche reifer als für irgend eine Art von Freiheit, dabei aber gefahrdrohend auf die materiellen Interessen mit dem letzten Reste ihrer von Genußsucht gestachelten Energie bedacht; während die alten Staatenbauten in allen Fugen krachen und dort unter Kanonendonner hier durch die Ukase wahnwitzig gewordener Minister und Kammermehrheiten zerbröckeln; während unser armes Vaterland blutend und zerrissen von der Nordsee bis zur Adria zu den Füßen des Auslandes liegt; während Graf Bismark bald die hellen Angsttropfen von der Stirne wischt, welche ihm die Haltung desselben im Bunde mit den innern Schwierigkeiten des neu zu schaffenden Reiches auspreßt, bald mit verzweifeltem Uebermuthe als allmächtiger Majordomus des werdenden Kaiserreiches borussischer Nation sich gerirt, nebenbei als Simson des tief gedemüthigten doktrinären Philistervolkes mit dem Eselskinnbacken des Parlamentarismus leider nicht bloß den Parlamentarismus nach französisch-revolutionärer Schablone sondern jegliche Autonomie todtschlagend — während dieß alles

vor unsern Augen vor sich geht, was treibt und steht und redet Herr Rath Blech mit den Seinen?

Ach, Kälbern ähnlich werden die hellen Ehrenmänner den Schlachtbänken der socialen Revolution bereits entgegen gezerrt und zwar an den Stricken ihrer eigenen Gottverlassenheit und Selbstsucht. Von Tag zu Tag mehr enthüllt sich die Bedeutung der socialen Frage, welcher in gar nicht ferner Zeit die größten politischen untergeordnet seyn werden. Von Tag zu Tag näher tritt die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit socialer Revolutionen an uns heran, das Chaos vollendend in welches in letzter Instanz durch den Abfall von Gott und Gottes Geboten die Gesellschaft bereits gestürzt worden ist. Allein Herr Blech und die Seinen scheinen eher des Himmels Einsturz als andauernde Trübungen ihrer Erdenherrlichkeit für möglich zu halten. Für sie existirt entweder keine sociale Frage oder sie glauben dieselbe durch Palliativmittelchen à la Schulze-Delitzsch lösen zu können. Die Erfahrung hat bereits zur Genüge gelehrt, wie diese Mittelchen allerdings den Vorzug haben die großen Capitalisten nichts zu kosten, manchen kleinen auf den Beinen zu halten und mitunter vielleicht auch in die Höhe zu bringen, nebenbei aber die Massenverarmung nur befördern und die Katastrophe beschleunigen. Wollte man Herrn Blech aber auseinandersetzen, auf friedlichem Wege könne die sociale Frage einzig und allein gelöst werden durch die Rückkehr der Gesellschaft zu den ewigen Geboten Gottes, durch deren Anwendung auf alle, alle gesellschaftlichen Verhältnisse, durch Schöpfung eines neuen christlichen Rechtes, er würde uns schwerlich verstehen. Weisen wir ihm in Zahlen die große sociale Bedeutung der einzelnen Eigenschaften und Tugenden des ächten Christen, z. B. der Mäßigkeit nach, so würde er uns gähnend mit der Bemerkung unterbrechen, wir könnten die ultramontane Grille, Gottes schöne Erde in ein ungeheueres mit lauter Heiligenbildern, Rosenkränzen und Todtenknochen garnirtes Kloster zu verwandeln, nicht los werden und er bitte, ihn damit zu verschonen. Unsere Versicherung aber, die Reichen würden eben zu großartigen Opfern und mancherlei Verzichtleistungen gezwungen werden, falls sie solche nicht aus Motiven der Klug-

heit und christlichen Liebe freiwillig zu bringen gedächten — würde Herrn Blechs „gerechteste sittliche Entrüstung" herausfordern. Der Appetit wäre ihm für heute geraubt. Der uralte verschimmelte Dekalog als oberstes Gesetzbuch, christliche Pflichten und Rechte nicht bloß für die Arbeiter sondern auch für die von den Zinnen der Culturentwicklung mitleidig auf den „Pöbel" herabschauenden Arbeitgeber, großartige Opfer und Verzichtleistungen, nein, das sind Hirngespinste die man nicht anhören, geschweige genießen kann!

Doch wozu meiner Correspondenz mit dem würdigen Rathe Blech vorgreifen, während ich gerade gesonnen bin zunächst einige Bruchstücke derselben mitzutheilen? Kommen wir damit keinem dringenden Wunsche des Publikums entgegen, so wird mindestens unser würdiger Freund uns Dank wissen und zwar aus den bereits im 54. Bande S. 499 von ihm selbst angegebenen Gründen, deren Stichhaltigkeit kein Leser anzuzweifeln wagen wird. Seit unserer ersten Bekanntschaft im Sommer 1864 hat Herr Blech aus Geschäftsrücksichten seinen ständigen Aufenthalt in Oesterreich genommen. Er glänzt in den achtbarsten und intelligentesten Kreisen Wiens, insbesondere steht er mit mehreren Mitgliedern des Gemeinderathes der Kaiserstadt in den intimsten Beziehungen, mit dem Oberbürgermeister Zelinka soll er sogar Brüderschaft getrunken haben. Gemäß dem etwas platten Sprichworte: Berg und Thal kommen nicht zusammen wohl aber die Leute, haben wir Beide uns seitdem zweimal getroffen, das einemal in der Schweiz, das anderemal in den wunderlieblichen Anfängen des Donauthales, nämlich in „Mußpreußen", wie die Hohenzollern'schen Lande von den Schwaben bis in die jüngste Zeit genannt zu werden pflegen. Herr Rath Blech und meine Wenigkeit haben seit 1864 auch manchen Brief gewechselt.

Er hat sich anerkennenswerthe Mühe gegeben, mir nicht bloß die weltgeschichtliche Bedeutung der Freimaurerei anschaulich sondern auch das Segensreiche ihrer Mission für die Menschheit glaubwürdig zu machen. Um meinetwillen hat der gute Mann in seinen Episteln nicht bloß die besten Fachschriftsteller der Loge, sondern manchen Klassiker geplündert, denen

freilich die Leipziger Herren Verlagsbuchhändler selbst einen Gutzkow, Waiblinger und dergleichen anzureihen sich als Pächter des modernen Parnaß keineswegs entblödeten. Für den Harrassprung aus dem heiligen Dämmerlichte unserer gothischen Dome in das von stinkendem Gaslicht grell beleuchtete, erdhaft üppige Mistbeet der Loge bin ich freilich viel zu alt, viel zu wenig von Lebesucht, Habsucht oder Ehrgeiz geplagt. Von der unrettbaren Verblendung des armen Rathes mehr und mehr durchdrungen, war ich mehr als einmal gesonnen, mit dem Bettelmannsspruche: Gott helfe Euch! der mitunter lästigen Correspondenz ein Ende zu machen. Ich habe es bis heute unterlassen in Folge der Erwägung, welch naiver Mann mein guter Rath denn doch ist und wie schwer es fällt einer katholischen Stimme innerhalb der Loge Gehör zu verschaffen. Herr Blech aber pflegt meine Episteln regelmäßig in seiner Loge cirkuliren zu lassen und kann durch nichts bitterer gekränkt werden als durch die Abweisung seines Antrages, ihm besonders interessant vorkommende der öffentlichen Vorlesung zu würdigen. Gewiß ein triftiger Grund, meinen Freund zärtlich zu lieben. Delikatesse verbietet mir aus stylistischen und sogar aus orthographischen Gründen auch nur Bruchstücke aus den Briefen des Herrn Rathes mitzutheilen, obwohl seine Handschrift eine kaufmännisch gewandte und sehr saubere ist. Der geneigte Leser muß sich nolens volens mit Hauptstellen meiner Antwortschreiben begnügen.

November 1864.

— — Sie tadeln mich, verehrtester Herr Rath, weil ich die Sammlungen für Schleswig-Holstein um keinen Heller bereichert habe. Nun, ein Peterspfennig für den heiligen Vater erscheint mir sachgemäßer als ein Narrengroschen für den Augustenburger, und die Armen in meiner Nähe liegen mir mehr am Herzen als dieser oder jener abgesetzte Pastor, dessen Hauptkunst leichtmöglich darauf hinauslief, allsonntäglich die katholische Kirche als den verabscheuungswürdigsten Popanz aller Popanze herauszuputzen und seine Schafe im heilsamen Schrecken vor demselben recht zu bewahren. Noch mehr: hätte ich ganze

Schäffel Goldstücke zum Fenster hinauszuwerfen, so würde ich trotzdem keinen Heller zu irgend einer von den Gothaern und Freimaurern ausgehenden Sammlung beisteuern. Und wahrhaftig nicht aus Mangel an Patriotismus oder aus blindem Hasse gegen die genannte Partei, sondern durch Erfahrungen dahin belehrt, daß diese Herren den geringsten Theil der mitunter bedeutenden Summen, welche sie dem gutherzigen Michel aus der Tasche geschwatzt und herausgeschwindelt haben, im Sinne der Geber verwenden. Michel dürfte auch jetzt wieder das Vergnügen haben nicht sowohl Schleswig-Holsteiner zu unterstützen, zumal diese derzeit sich in gar keinem Nothstande befinden, sondern die beschäftigungslosen Advokaten und Maultrommler, die Zeitungsschreiber und Geschäftsreisenden des Gotha- und Maurerthums mästen zu helfen. Eine ehrliche Rechnungsablage wird schwerlich jemals stattfinden, es wäre die erste. Wie wenig man überhaupt im liberalen Lager sich scheut, auch das patriotische Gefühl des Deutschen geschäftsmäßig auszubeuten, hiefür durchläuft ein brühwarmes Beispiel die Tagesblätter. Abermals wird Schleswig-Holstein vorgeritten, dieses Paradepferd des liberalen Professoren-, Advokaten- und Literatenthums. Um angeblich nothleidenden Brüdern in den Fürstenthümern mit einem Scherflein im Betrage von 80,273 Thalern auf die Beine zu helfen, hat das nationalvereinliche Samaritanerthum sich für eine Koburger Lotterie begeistert. Um die genannte Summe herauszubringen, werden nicht weniger als eine halbe Million Loose zu je einem halben Thaler ausgegeben, so daß die Gesammteinnahme volle 250,000 Thaler betragen würde. Was soll nun nach Abzug der 80,000 Thaler für die verschämten Armen der Elbherzogthümer mit dem Gelde angefangen werden? Nun die Veranstalter der Lotterie haben 23 größere Gewinnste im Gesammtwerthe von 6500 Thalern festgesetzt, ihr verschämter Armer sitzt weniger zu Altona oder Kolding als in Koburg selbst und zwar in der Gestalt eines Handlungshauses, das mit dem Auftrage beglückt wurde als Nebenpreise der Lotterie nicht weniger als 45,431 Stück Oeldruckbilder zu liefern im Werthanschlage von 128,227 Thalern; endlich sollen auch den Colporteuren des

Unternehmens 35,000 Thälerchen in die Küche getrieben werden. Laut Adam Riese sind somit 169,727 Thaler von vorneherein für ganz andere Leute und zu ganz andern Zwecken verwendet als für bedrängte Schleswig-Holsteiner!

Sie, verehrtester Herr Rath, finden zweifelsohne solche Geschäftsroutine vollkommen in Ordnung und schlagen etwaige Einwürfe der Ehre und des Gewissens mit der Phrase nieder, daß ja Niemand zur Abnahme auch nur Eines Looses gezwungen werde. Meine Gedanken dagegen gerinnen zusammen in die Gestalt von Zuchthauskitteln für helle Ehrenmänner, welche in Patriotismus machen, und von Stockprügeln für alle, insbesondere für katholisch getaufte Christen, welche sich fort und fort übertölpeln und beschummeln lassen. Und weil Ihre Zartheit, Herr Rath Blech, sich zu dem Complimente verstiegen hat, ich sei viel zu intelligent und gelehrt, um aufrichtig dem sinnlosen und unzeitgemäßen Quark ergeben zu seyn, den man katholische Kirche nenne, so will ich Ihnen denn doch meine Herzensmeinung bezüglich der Kreise, in denen Sie sich hauptsächlich bewegen, mindestens andeuten. Eine Ehre dürfte der andern werth seyn. Ihr Compliment ist Ihnen sicherlich von diesem oder jenem Herrn eingeblasen worden, der jeden Nebenmenschen mit der Elle des eigenen Ichs bemißt und deßhalb listige Heuchelei im Bunde mit vielgestaltiger Selbstsucht, Alles mit dem Firniß des äußerlichen Anstandes so glänzend als möglich übertüncht, als die vornehmsten Prädikate des Mannes von Bildung und Welt erachtet.

In Ihren Kreisen, Herr Rath, pflegen der Börsencours und die Rentabilität des Geschäftes, der Comfort sowie die Befriedigung der Forderungen einer „gesunden Sinnlichkeit“ die einzigen Angelegenheiten zu seyn, um welche man sich ernstlich bekümmert und denen man Alles unterordnet. Ihnen opfert gar Mancher Zeit und Bequemlichkeit, Gewissen und Ehre, Leib und Seele, kurz Alles und veranlaßt oder zwingt nach Kräften alle in seiner Machtsphäre Gebannten dasselbe zu thun. Und bei aller sonstigen Inconsequenz und Grundsatzlosigkeit sind solche Bourgeois — ein guter Freund von mir hat dieses französische Wort, wenn nicht eben elegant so doch um so treffender

mit Maßbürger übersetzt — durchschnittlich doch in einem Punkte consequent, consequent mit eiserner Beharrlichkeit: in der Geringschätzung aller über Fabrikschlote und Comptoirbücher hinausreichenden höheren Fragen und Abrechnungen, in der Verachtung des Kreuzes, in einem Hasse wider die Kirche und deren Diener, der gar nicht selten und ganz nach Gelegenheit zum wüthenden, mit allen Humanitätsphrasen im grellen Contraste stehenden, alle Schönheitspflästerchen des Anstandes und der Gesittung wegreißenden Fanatismus sich steigert. Selbst Ihnen, verehrtester Herr Rath — Sie entschuldigen meine Offenherzigkeit! — einem von Natur aus wohlwollenden und rechtlich denkenden Manne, scheint der Irrthum lieb und der Unglaube Herzensbedürfniß zu seyn. Ganz begreiflich. Mit allem rein erdhaften Treiben und Streben will das Christenthum aufgeräumt wissen, seine ersten Gebote lassen sich mit der heutigen Handels-, Industrie- und Geschäftswelt vielfach nicht zusammenreimen. Sie entschuldigen, Herr Rath! ehrliche Großhandelsleute haben das Geständniß abgelegt und den Nachweis geliefert, daß sie in Folge der Concurrenz ohne Betrug nicht mehr zu bestehen vermöchten. Für solche Menschen ist der mehr und mehr herangewachsene Affe der christlichen Kirche, nämlich das Maurerthum, der Träger des allein noch passend gebliebenen Religiönchens. Der ganze Zwiespalt, alle Uebel und Schrecknisse der Natur müssen mit wohlklingenden Phrasen à la Zschokke aus der Wirklichkeit hinauseskamotirt, das tiefe und vielgestaltige Elend, welches in den Lebenserinnerungen des Fürsten und Millionärs wie des Bettelmanns zerstreut haftet, sammt dem innern Wehe und der Sehnsucht nach einer bessern Heimath als der irdischen, muß vergessen, die jammervolle, blutgedüngte Geschichte der Menschheit zu einem Theaterstück verfälscht werden, worin der Lebensernst höchstens als Hanswurst figurirt, die Kirche als unheimliche Ahnfrau oder noch lieber als eine vom odium generis humani besessene Hexe. Ja, Herr Rath, das Gewissen der Intelligenten und Gebildeten Ihrer Kreise bedarf des Mohntrankes der neuheidnischen Weisheit. Für sie taugt weder der Donnergott vom Sinai noch ein auf Golgatha sterbender Erlöser der sündigen Menschheit. Ihr Gott

muß, wenn nicht zum menschheitlichen Geiste Hegels oder gar zu der modernsten Urmaterie und Urkraft eines Vogt, Büchner, Moleschott u. s. f., so doch zu einem Heli degradirt werden, der als herzensguter Großpapa im Sorgenstuhle duselt und zur Abwechslung die unartigen Erdenkinderchen schaukelt und hätschelt, von denen alter Berechnung zufolge von Sekunde zu Sekunde je Eines die große Reise von der Welt unter dem Monde in die furchtbare Ewigkeit antreten muß. Muß, Herr Rath, das ist ein bitteres, ein unerquickliches Wort. Wie alt gedächten Sie wohl zu werden, Verehrtester! falls es Ihnen frei stünde, nicht etwa Jugendkraft und Gesundheit sondern nur bloß armselige Lebensjahre armen Leuten abzukaufen? Wie würde es auf dieser Welt überhaupt aussehen und zugehen, falls solch ein Privilegium den Reichen und Großen jemals zu Theil geworden wäre? Ich denke, Lentulus und Crassus und wie die Rothschilde der alten Welt alle geheißen, würden wahrscheinlich mit Nero und Heliogabal heute noch leben, ja sie würden Rosenkränze nicht bloß tragen, sondern jedenfalls um den Preis weiterer Verlängerung der Galgenfrist abbeten, leichtmöglich den Observanzen von la Trappe sich mindestens äußerlich unterwerfen. Da es ihnen an zeitgenössischer Gesellschaft niemals gebrechen würde, so wären die Qualen Ahasvers, der mit ingrimmiger Sehnsucht die Arme unablässig nach seinem Grabe ausstreckt und dasselbe nirgends zu finden vermag, für sie ohne besondern Sinn. Zum Glück für die Menschheit, mein lieber Herr Rath, existirt kein derartiges Privilegium. Bruder Cagliostro ist längst verfault, seine Nachfolger sind des Rufes elender Charlatanerie sicher. Der Sensenmann ist der uralte Herrscher geblieben, der Napoleon III., die Kaiser Alexander und Franz Joseph sammt den wackern Häusern Rothschild, Sina in allen ihren Gliedern so gründlich pulverisirt als weiland die ägyptischen Pharaone und die jeunesse dorée von Babylon. Auch Sie und ich, mein verehrtester Blech, müssen unsere Correspondenz bald und für immer unterbrechen. Das Wann, Wie und Wo ist das X unserer Zukunft, sicher wissen wir bloß, daß wir sterben müssen und daß der Lauf der Jahre mit immer größerer Geschwindigkeit sich dreht, je mehr Geburtstage wir bereits gefeiert haben. Wie

viele sind von den Vielen schon jetzt noch übrig, mit denen wir die Freuden und Leiden unseres Lebensfrühlings getheilt haben?

Der Tod sowie die Ungewißheit dessen, was nachher mit uns wird, das sind die großen unbezwinglichen Störenfriede des Erdendaseyns, die treuesten Verbündeten des „Ultramontanismus“. Allerdings sind Tröster erstanden für die Kinder dieser Welt, massenhaft erstanden und rührig Tag und Nacht. Unter dem Zauberstabe der Sophisten des zeitgemäßen Lichtes hat das unheimliche Grab in ein nahezu behagliches Eiderdaunenbett sich verwandeln müssen, in welchem wir entweder in den neutralen Zustand des Nichts vor unserer Geburt zurückkehren oder aus welchem wir uns nur erheben, um an der table d'hôte der verklärten Natur die leckersten déjeûners à la fourchette einzunehmen, aus diamantenblitzenden Kelchen den Champagner ewiger Wonnen zu schlürfen und allliebend selbst die Gebrüder Schufterle und Compagnie per omnia saecula saeculorum zu umarmen. In der That ein wahrhaft freudenreiches, einleuchtendes Evangelium, nicht wahr Herr Rath Blech?

Leider verkündigt und droht die uralte Offenbarung Gottes ganz Anderes. Neben den zeitgemäßen Aposteln des Evangeliums der Natur und Angesichts ihrer erstaunlichen Armuth an annehmbaren Beweisen und stichhaltigen Gründen haben die majorenn gewordenen Söhne der Reformation, das unabsehbare Heer der vernunftgläubigen Theologen, allerdings aufgeräumt mit dem absoluten Köhlerglauben einer untergeordneten Entwicklungsstufe, mit dem positiven Christenthum. Während sie taub gegen die beste Widerlegung das Tendenzlied gimpelhaft forttrållern, durch den theuern Gottesmann Martin Luther sei die dem Staube der Vergessenheit anheimgefallene Bibel unter der Bank hervorgelangt worden, haben sie Alles gethan den übermenschlichen Werth des Buches der Bücher in Vergessenheit zu bringen, dasselbe seines positiven Inhaltes zu entleeren und es in kleine, nicht einmal mehr für den Käseladen nütze Stücke zu zerreißen. Ganz Jungisrael und Jungdeutschland klatschte Beifall, alle Advokaten der Welt und Sünde rannten herbei, um solch entzückendes Schauspiel in der Nähe zu be-

trachten und für sich und ihre harrende Clientel Capital daraus zu schlagen. Das Evangelium Jesu Christi zerrissen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, untergetaucht im trüben Schlamme antichristlicher Theoreme von Direktoren evangelischer Prediger-Seminarien, von Professoren, Doktoren und Pastoren des lautern Evangelii — das heißt einmal ein Fortschritt, den unser Jahrhundert gemacht!

Allein die Früchte dieses Fortschrittes, verehrtester Herr Rath, die Früchte? In Deutschland allein bemühen sich Tag für Tag einige tausend Blätter und Blättchen im regsten Geschäftsverkehr mit Bücherfabrikanten und Wanderpredigern, dem armen Volke als gesunde Kost und baare Münze aufzudrängen was sie in den weitläufigen Magazinen der Propaganda des Neuheidenthums umsonst erhalten oder gelegentlich stehlen. Dieses neue Heidenthum, mein lieber Herr Blech, ist unvergleichlich verderblicher und verdammungswürdiger denn das alte naive, weil seine innere Unruhe und Unsicherheit gefoltert wird von der Macht des bösen Gewissens, vom Bewußtseyn des Abfalles von einer Auktorität, deren Ursprung, tausendjährige Geschichte und Ansprüche auf Unfehlbarkeit immer und immer auf den außer- und überweltlichen Gott hinweist. Hussens bekannte Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen am Werke der sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Täglich geringer an Zahl, machtloser, in Sektlein zerfahren stehen diejenigen, welche wirklich des Namens Evangelische noch würdig sind, indem sie den Glauben an Christum den Gottessohn, das *A* und *O* des Christenthumes sich bewahrt haben. Vor leeren Bänken schreien gutmeinende Prediger Zeter ob dem eingerissenen Unglauben und der schauerlich wachsenden Unsittlichkeit; von ehemals katholischen Kanzeln herab sucht mehr als ein „evangelischer“ Stadtpfarrer andächtigen Zuhörern einzuprägen, das „Wort“ sei bloß Menschenwort, Christus der Herr bloß ein großer Mensch, das Sakrament ein äußerer Brauch ohne höhern Werth, Himmel und Hölle wesentlich bloß in der Brust des Menschen. Ganz folgerichtig aber strömten sie hinaus aus den weiland evangelischen Kirchen in den neu aufgeputzten Tempel der Natur und Vernunft: Fürsten und Bettler, Minister und

Schnapslumpen, steife Doktoren der Theologie und literarische Wegelagerer, Vertreter des Volkes und des Schreiberregimentes, Rentiers und zerlumpte Proletarier, Industrielle und Arbeiter-Weiber, ausgediente Kantianer und frühalte Jünglinge, Blumen des Salons neben Gassendirnen. Hosianna! riefen ihnen entgegen die Triarier und Apologeten des modernen Heidenthums, Hosianna! der unzählbare journalistische und literarische Troß, welcher schon lange harrend gestanden, bis der zeitgemäße Tempel gefüllt seyn würde. Jetzt füllt er sich. Karl Vogt besteigt als Oberpriester der wieder einmal souverän gewordenen Vernunft die Festtribüne, ihm zunächst stehen als Leviten Renan und Schenkel, Bluntschli und Oskar Schmidt, alle mit Rauchfässern und in röthlich schimmernden Talaren. Im Hintergrunde schreibt David Strauß in sein Notizbuch, denn er gedenkt, er der nur vom „Ultramontanismus“ geschlagene Riese, er gedenkt mit der Keule seiner unerbittlichen Logik die Vogt'schen Geisteskinder nach ihrer Geburt sofort zu zerschmettern, falls dieß der Mühe werth seyn würde. Und Karl Vogt predigt anstandsvoll, blumig, sophistisch gewandt, überaus cynisch trotz alldem sein Leibthema: „Vivat der Koth, hoch unsere bestialische Herkunft, nieder mit der Angst vor Tod und Gericht und Ewigkeit!“ Und écrasez l'infame! à bas les jésuites! à bas Jésus-Christ! ertönt es tausendstimmig im weiten Festsaale. Und beifällig horchen die noch vor der Thüre stehen gebliebenen Verehrer des unhistorischen Christus auf. Denn der Haß gegen die katholische Kirche und deren tapfere Prätorianer ist das letzte und einzige Band, welches alle vom leibhaftigen Christus Abgefallenen verknüpft: vom dämonischen Gotteshasse besessene Atheisten und die zweibeinigen Borstenthiere des Materialismus, Schweinefleischjuden und Colporteurs der Evangelical Alliance, Rongeaner und Neutäufer, Freimaurer, Auchkatholiken, Mormonen, kurz alle bis hinauf zum Allerweltsmaier und Allerweltsmüller, die fort und fort sich abquälen, zwischen unserm Herrgott und Belzebub, zwischen der positiven und zeitgemäßen Religion zu vermitteln.

Karl Vogt hat geendet, die Soiree hebt an. Man ordnet sich zum Tanze. Als Ballcommissäre funktioniren, auf dem Kopfe einherwandelnd, sämmtliche Begriffe von Recht und Moral. Die

Vortänzer sind Minister und Oberhofprediger, die Spitzen der Behörden, Stuhlmeister und Kammerkoryphäen, denn die allerhöchsten Herrschaften geruhen gnädigst sich vorerst mit Blindekuh-Spiel zu amusiren, zum Tanze kommen sie immer noch früh genug. Als Kapellmeister in Gestalt einer ewig leeren und hungrigen Null im aschgrauen Frack tritt vor sein Notenpult der Zeitgeist. Wohlgefällig blickt er in das gräuliche Durcheinander seiner Partitur, wirft einen zufriedenen Blick auf die zahlreiche Künstlerbande, schwingt einen Uhrenpendel als Taktstock und los bricht sie die uralte Tarantella des von Gott abtrünnig gewordenen Fortschrittes. In immer rasenderem Wirbel drehen sich die Paare um das goldene Kalb des eigenen Ich. Geheimräthe und Professoren kratzen die erste Violine, sogenannte Classiker und Volksschriftsteller handhaben einschmeichelnde Flöten und schrille Klarinetten, die Trompeten und Posaunen pausbackiger Zeitungsschreiber schmettern unaufhörlich, auf schmutzigen Trommeln und verstimmten Pauken handtirt der literarische Pöbel und Troß der gewöhnlichsten Sorte. Und immer wilder, immer höllischer, ein chaotisches Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Töne, eine Mark und Bein durchdringende, die Glieder schüttelnde Weltkatzenmusik erfüllt die weiten Festhallen. Immer wirbelnder schwingt der Kapellmeister seinen Stock, immer heftiger werden seine Bewegungen, immer diabolischer seine Grimassen. Immer höllischer wird der Tanz, immer babylonischer die Verwirrung der Tänzer, bis alle Ordnung ein Ende nimmt, Jeder für sich tanzt und Einer über den Andern stolpert und herfällt. Bald wälzen, zerbläuen und zerfleischen sich in wirren Knäueln die vom Geiste der Verneinung besessenen Propheten und Anbeter der Vernunft, die Schleppträger der Humanität interpretiren vermittelst der Fäuste und Waffen jeglicher Art ihre süßen Redensarten. Die einigermaßen noch nüchtern Gebliebenen fliehen. Bald vermag das grelle Licht von tausend Gaslustres die aufwirbelnden Staubwolken kaum noch dämmerhaft zu durchdringen. Zerschlagene Kronen, an den Haaren herumgeschleifte Majestäten, mit Fußtritten regalirte Würdenträger des Staates, erwürgte Volksvertreter, ausgeplünderte Bourgeois, mißhandelte Wortführer, Handlanger und

Federfuchser des Zeitgeistes. Der Zeitgeist aber stiert mit gläsernen Augen seelenvergnügt in das gräßliche Gewühl, ein Glas Angstschweiß und Menschenblut um das andere schenkt er sich ein und leert es auf das Wohl seiner Nebeljungen. Theilweise ist der Fußboden bereits eingesunken, Hunderte hat mit dem Geschrei der Verzweiflung und unter dem höllischen Hohngelächter des Zeitgeistes — von unsern dummen und groben Vorfahren Satanas geheißen! — der Abgrund verschlungen, die Rasenden toben und kämpfen fort am gähnenden Rande, Stück um Stück sinkt der Boden des in allen Fugen krachenden und berstenden Vernunfttempels, haufenweise kollern sie hinab, die Verblendeten, und verkommen in die bodenlose Tiefe. Ihr Schicksal scheint die Wuth der Uebrigbleibenden nur zu vermehren. Jetzt legen Kriegsnoth und Hunger, die Cholera und das Laster Feuer an den Bau. Feuer! sauve qui peut! Viele drängen über die Leichname der eigenen Kinder, über die Leiber der Nachbarn mit verzweifelter Hast nach den Ausgängen, Manchem gelingt es mit Aufbietung der letzten Kraft erschöpft, zerschlagen, mit Brandmalen bedeckt in's Freie sich zu retten, die Meisten aber werden zurückgescheucht von den Flammen, die mit wachsender Gier ihnen entgegenzischen und züngeln. Viele haben auch des Schreckensrufes „Feuer" nicht geachtet, bis zur Raserei berauscht von Zerstörungswuth. Schwächer und schwächer wird das Geheul der Angst und Verzweiflung, dichte Rauchwolken verdunkeln den Nachthimmel, der ungeheure Dachstuhl leuchtet als lebendig gewordene Flammenkrone weithin durch die Lande, die langen Fensterreihen heischen als gräßliche Gluthaugen Hülfe, doch — Niemand kommt, um zu helfen und zu retten.

Neu auf athmen die Völker bei solch furchtbarem Schauspiel. Sie preisen das Gericht, welches Gott endlich über den stolzen Bau verhängte. Denn nur zu lange haben die Herren und Nutznießer desselben den Völkern Bildung, Freiheit und Wohlstand unaufhörlich verheißen, ebenso unaufhörlich aber gebracht Verdummung und Sittenverwilderung, Rechtslosigkeit, Bevormundung und Knechtschaft jeglicher Art, Ausplünderung und weiße Sklaverei. Und er sinkt in Trümmer, der profane Tempel der sich souverän dünkenden Vernunft, sein Gluthmeer wird zur

Grabdecke der lustigen Musikanten und übermüthigen Tänzer des Zeitgeistes, es vergloſtet und erlischt allmählig — schwarze Brandstätten, stinkender Qualm bleiben als einziges Erbe der Nachwelt. Herrlicher als je aber steigt die Sonne hinter dem nächtlichen Gebirge hervor, freundlicher als je lacht der alte Himmel im Azur des jungen Lenzes, lauter als je preist die ganze Natur ihren Schöpfer mit ihren uralten und ewigneuen Riesenpsalmen, hundert Glocken ringsumher, fern und nah, rufen melodisch singend die Gläubigen zur Frühmesse. Ist doch ein neuer Ostertag angebrochen nach langen Wochen des Fastens und der Buße. Der gewaltige Brand der Nacht hat die Atmosphäre ungemein gereinigt und erfrischt, wir dürfen anhaltend gutes Wetter hoffen!

Verstanden, Herr Rath Blech? — —

Januar 1865.

Ich kannte einen Pfarrer (so erzählt Alban Stolz mit ganz unnachahmbarer Naivetät), der bei schwacher Geistesconstitution und scheinbarer Gutmüthigkeit vor allem seine Hunde liebte; diese bekamen nach dem Mittagessen „Kaffee mit Zucker", nicht weil sie es gerne soffen, sondern weil sie an diese Zärtlichkeit sich gewöhnen mußten. Seine Hunde waren gleichsam die vorderste Region seines Bauches. Dann kam er; die tägliche Tafel war höchst üppig besetzt; er suchte darin nicht bloß sinnlichen Genuß, sondern auch eine Ovation für seinen hungerigen Ehrgeiz; er wollte in Ermangelung der Möglichkeit anderer Geltung, für einen prächtig gastfreundlichen Pfarrer gelten. Nach den Hunden und ihm kamen die Dienstboten; diese waren (wenigstens zwei davon) fett wie Schweine. Hingegen den Vikar hielt er außer Speis und Trank spärlich, wenn er auch noch so viel arbeiten mußte; den Armen aber gab er bei großem Vermögen fast gar nichts. Zugleich hörte er sich unendlich gern reden, so daß seine Unterhaltung bei dem magern blöden Inhalt unbeschreiblich langweilig wurde, wie Manchelkraut in Wasser gekocht. Und was das Unerträglichste war: der Mann wähnte, die seichte josephinische Aufklärung, in welche seine Jugendzeit

gefallen, sei die höchste Weisheit; darum gab er frömmeren Leuten herbe Antworten, als wäre strengeres Christenthum eine größere Sünde als dieses oder jenes Laster.

Ich richte nicht, verehrtester Herr Rath Blech, sondern ich vergegenwärtige nur, indem ich Ihnen freimüthig gestehe, das Bild dieses Pfarrers verfolge mich wie ein Gespenst, seitdem ich Ihren Neujahrsgruß gelesen. Die Gründe für solche Ideen- oder vielmehr Gestaltenassociation wollen wir als beinahe handgreifliche bei Seite lassen. Indem Sie gutgemeinten Neujahrswünschen, die ich nur theilweise zu acceptiren vermag, derbe Nasenstüber für mich anhängen wollen, setzen letztere mich darüber in's Klare, wie Ihnen trotz mehrmaligem Durchlesen kaum ein Hohllicht bezüglich des Inhaltes meines Schreibens aufgegangen seyn kann. Wäre dieß anders, so könnte meine unglückliche Wenigkeit unmöglich vor den Eisengittern Ihres Gedankenkäfigs nahezu als ein rother Republikaner in der Kapuze am Pranger stehen, als ein communistische Eier ausbrütender Feind der besitzenden Classen, als ein blinder und unbelehrbarer Dschingis-Chan des Maurerthums, der von Rechtswegen zur Warnung aller honnetten Leute stets mit einem Bunde Heu zwischen den Hörnern durch die Straßen wandeln sollte. Ich laborire wahrhaftig nicht an der hochmuthgeschwollenen Einbildung gewisser demüthigen Schriftsteller, als ob himmlische Mächte und Gewalten extra commandirt seien auf ihrem Gänsekiel zu sitzen, auf daß lauter unfehlbare Gedanken, göttliche Einfälle und unsterbliche Witze zur Erquickung der geistig ausgedörrten Menschheit so rasch und zahlreich als möglich in die Druckerei getragen werden. Allein einer ziemlich klaren Schreibart glaube ich mich denn doch einigermaßen rühmen zu dürfen, geliebter Herr Blech. Ihr kolossales Mißverständniß ist wohl die Frucht der Eingenommenheit für die Weisheit der Loge einerseits, des Hasses wider den Jesuitenorden andererseits, die mich aus Ihrem jüngsten Schreiben heraus widerlicher als je angrinsen. Soll unsere Correspondenz Ihren Wünschen gemäß fortdauern, so muß ich in Zukunft Ihnen gegenüber rein im Gebiete des alltäglichen Lebens, auf dem weiten Schlachtfelde objektiver Thatsachen manöveriren. Aus diesem Grunde verzichte

ich sofort auf eine direkte Bekämpfung Ihrer Vorurtheile und Meinungen. Sie sollen mit wenigen Fragen davon kommen, deren vollständige Beantwortung ich mir als einziges Neujahrgeschenk erbitte.

Das Volk glaubt keineswegs an eine besondere Weisheit des Maurerthums. Sein praktischer Blick weilt auf den bekannten Mitgliedern des Bundes und entdeckt nirgends, daß Einer klüger oder besser geworden wäre, als er bereits gewesen bevor er die Kelle schwang. Die kleinen Flugschriften von Alban Stolz: der „Mörtel für die Freimaurer" sowie der „Akazienzweig" haben das Volk über den wahren Sachverhalt mehr aufgeklärt als alle Bibliotheken und Zeitschriften Ihres Ordens die eigenen untergeordneten Mitglieder belehren. Das Todtschweigen ging dießmal nicht an, deßhalb trachtete man den kühnen Verfasser in Fluthen der sittlichen Entrüstung zu ersäufen, vergaß jedoch seine Anschuldigungen auch nur in einem einzigen Punkte zu entkräften. Die Maurerei ist für das consumirende Publikum, für das Staats- und Gemeindeleben was ein bösartiges Geschwür für den menschlichen Körper, was die Schmarotzerpflanze für den Baum. Zur Religion verhält sich dasselbe genau wie eine mephitische Gaslampe am hohen Mittag angezündet, zur Kirche wie ein wohldressirter, mit Komödiantenflitter aufgeputzter bösartiger Affe zum gesund organisirten wohlerzogenen Menschen.

Ich appellire an Ihre eigenen Erfahrungen, mein lieber Blech. Der Bruder Geschäftsmann kritzelt das übliche Zeichen unter seine Geschäftsbriefe und siehe da, er kauft erstaunlich billig ein; natürlich muß der Ausfall durch die Abnehmer gedeckt werden. Die Empfehlungsbriefe sind die besten Wechsel für den Inhaber in allen Culturländern, so weit der Geist des Wuchers dringt, die Loge ihre Lieder singt. Ungleich größer als in früheren Jahrhunderten der Einfluß katholischer Ordensmänner ist heutzutage der Einfluß Ihrer Brüder in fürstlichen Kabinetten, Ministerien, sogenannten Volksvertretungen. Zu ihren Gunsten werden überflüssige und gemeinschädliche Neuerungen beliebt und kostspielige Unternehmungen dekretirt. Die Preßlakaien des Ordens aber werden nicht müde das Volk zu

verdummen und zu verderben, indem sie demselben heimlich lachend Tag für Tag vorposaunen, das Joch sei Freiheit, die Bürde eine fortschrittliche Errungenschaft, die Steuererhöhung beruhe auf der sorglichsten Wahrung seiner materiellen Interessen. Der Bruder Minister schiebt im Staatsdienste Ignoranten und zweideutige Charaktere auffallend vorwärts, weil sie das Lied der Loge pfeifen und sich selbst zu zweibeinigen Maschinen degradirt haben, welche dem jeweiligen Commando der Obern gemäß ihre jeweiligen Ueberzeugungen über Nacht vertauschen und heute verwünschen was sie erst gestern noch mit vollen Backen gepriesen.

Doch ich will nicht schimpfen, Herr Rath Blech; weiß ich ja längst, wie das Aussprechen nackter, sonnenklarer Wahrheiten regelmäßig und mit rührender Naivetät als „Schimpf" aufgenommen wird! Sondern ich will bloß um Beantwortung folgender Fragen dringend gebeten haben. Erstens befindet sich Ihr Orden im Besitze einer besondern und beglückenden Erleuchtung oder auch nicht. Ist letzteres der Fall, nun dann laufen alle geheimnißvollen Andeutungen und Prahlereien auf eine infame Lüge hinaus, ob welcher jeder wirkliche Ehrenmann bis hinter die Ohren erröthen muß. Erfreuen sie sich dagegen wirklich des Besitzes einer über das Niveau gewöhnlicher Menschenkinder hinausgehenden, sogar das Christenthum überflügelnden Weisheit, verehrter Herr Blech, dann möchte ich doch fragen: weßhalb wird diese Weisheit der profanen Welt fort und fort vorenthalten? Ist solche Vorenthaltung nicht der Superlativ inhumaner Lieblosigkeit von Seite eines Ordens, der zwar keine Helden der Entsagung und der werkthätigen Menschenliebe in seinen Reihen sichtbar werden läßt, trotzdem aber ein Wohlthäter der Gesellschaft zu seyn hartnäckig behauptet? Ist die Inconsequenz nicht um so ärger und um so unbegreiflicher, da in der Kundgebung zugleich der Todesstoß für die Antipoden der Loge, nämlich für das „Pfaffenthum" jeder Sorte liegen müßte? Zweitens wollen wir heutzutage die verschimmelte Lüge nicht mehr reproduciren, es befasse sich das Maurerthum weder mit Politik noch mit Religion. Seine Leute sind als die Elite der Feinde des Gottessohnes und Papstthums offen

auf das Welttheater getreten, trunken von scheinbar großen Erfolgen und Siegesgewißheit, blind für die hehren Gestalten, welche im entscheidenden Momente zwischen den Coulissen heraus auf die Bühne treten und den consternirten Komödianten das ganze Spiel verderben und verkehren. Sie selbst beliebten sich als Prophet aufzuthun und mir den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, den Nordpolarstern meiner politischen Meinungen in Berlin zu suchen und mich in meinen „Losbrüchen" zu Gunsten der „ausgesungenen Grillen" recht sehr zu mäßigen, weil der König von Preußen unfehlbar deutscher Kaiser, Oesterreich bis auf das Erzherzogthum eingeschmolzen und dem Papstthum längstens dann der Garaus gemacht werde, nachdem der angeblich von Jesuiten höllisch umstrickte Pius IX. mit seinem ärgerlichen non possumus die Augen für immer geschlossen. Alles sei dermaßen tief ausgedacht, eingerichtet und voraus berechnet, daß am Erfolge nur Thoren zu zweifeln vermöchten. Meine Wenigkeit sei lange genug Thor geblieben und habe es deßhalb auch zu nichts bringen können. Denn das greife der Blinde mit Händen, daß den Führern im ultramontanen Lager Literaten stets recht widerwärtige Geschöpfe seien, die man so energisch als möglich hübsch unten halte und bloß nothgedrungen tolerire. Besten Dank, Herr Rath, für diese Lichtblitze, die leider zu spät kommen. Aber jetzt noch eine Frage.

Zu allen Zeiten haben die Logenmänner ihren Pferdefuß dem denkenden Theile des Publikums durch den tiefen Haß wider die Jesuiten und das Viele, was sie falschmünzerisch als Jesuitismus auszuprägen beliebten, verrathen. Ihnen selbst, werthester Freund, klebte trotz Ihrer wohlwollenden Natur dieser Haß längst an und scheint nunmehr durch die Epidermis bis in das Innerste vorgekrochen zu seyn, obwohl Ihnen ein Jesuite niemals das geringste Leid zugefügt hat. Ich möchte nun fragen, auf welche Art und Weise Sie solch infernalischen Haß mit den stets so laut proklamirten Principien der Toleranz und Gleichberechtigung aller Confessionen, der Religionsfreiheit und Humanität zusammenreimen? Kommen Sie mir ja nicht mit der logengeläufigen Phrase, der Jesuitismus könne als Träger aller Intoleranz unmöglich tolerirt, er müsse gerade um

der Toleranz willen verfolgt und ausgerottet werden. Sie würden mit diesem Einwand lediglich die Intoleranz Ihres Ordens constatiren und den Unsinn behaupten, um die Eiterbeulen Anderer zu heilen, sei das beste Mittel, sich solche am eigenen Körper zu verschaffen!

Habe ich mit derlei Fragen Ihnen die Pistole auf die Brust gesetzt, so seien Sie überzeugt daß ich schonungslos losdrücke, falls Ihre Antwort lange ausbleiben oder mit ungenügender Klarheit und klarer Ungenügendheit sich verschwistern sollte.

Ich eile zum Schlusse. Um mir das Licht ächter Toleranz aufzustecken, haben Sie den glücklichen Einfall, verehrter Herr Blech, mich an Leichenprediger und Grabmonumente zu weisen, bei diesen sei die Sprache der Wahrheit und Nächstenliebe noch am ehesten zu finden. In der That hat ein Leichenprediger, falls er nicht etwa von einem Schaffotte herab sich hören ließ, seinen Sermon noch niemals etwa begonnen: „Heute, in Freuden versammelte Mitchristen, haben wir unsern Mitbürger N. N. zu begraben. Preisen wir zunächst die Erbarmung des Herrn, welche uns von dem grauköpfigen Scheusal endlich erlöst hat. Athmet neu auf, ihr Bürger, euer Alp drückt nicht mehr, euer Vampyr ist entflogen hinein in die furchtbare Nacht der Ewigkeit. Trocknet eure Thränen, ihr Wittwen und Waisen, da er euch nicht länger betrügt" u. s. w. Die Grabsteine ihrerseits schweigen oder loben: ungerechte Richter, schlechte Hausväter, undankbare Kinder, verkommene Weiber trifft man bloß im Leben, nimmermehr auf Kirchhöfen. Allein zu Ihrem und meinem Ungemach, bester Herr Rath, pflegen Leichenredner dem de mortuis nil nisi bene und den Rücksichten auf Honorar und andere Dinge dermaßen zu opfern, daß man in der katholischen Kirche nur selten (?) und ausnahmsweise eine Leichenpredigt hört. Grabsteine aber werden bekanntlich von den nächsten Angehörigen und lachenden Erben des Verstorbenen gesetzt. Obendrein gedeiht auf stillen Kirchhöfen die Palme der Versöhnlichkeit und das Vergißmeinnicht ruhiger Erinnerung sehr leicht, im Getümmel und in den Kämpfen des Alltaglebens sehr schwer.

Was Ihre röthlich schillernden Phantasien bezüglich meiner politischen und socialen Meinungen betrifft, so haben mich die-

selben zu köstlich amusirt, als daß ich nicht bald und vielleicht ausführlich mit dem Lichthute nüchterner Wirklichkeit dieselben auslöschen sollte.

Ihren haarsträubenden Perspektiven in die Zukunft der katholischen Kirche räume ich gerne den Vorzug ein, dieselben seien keineswegs nur aus Dunst und Nebel gewoben; nein, sie sind von sehr greifbarem und grobem Stoffe. Meine Antwort ist seit Jahren fertig. Hat Christus der Herr dem Häuflein der Seinigen dereinst Hülfe gebracht, als es im schwanken Kahne auf den Wogen des galliläischen Meeres des Unterganges erbleichend gewärtig war; hat Er achtzehn Jahrhunderte hindurch den Stürmen immer im rechten Augenblicke Halt geboten, welche dem Schiffe der Kirche so oft Tod und Verderben drohten im schlammigen Riesenstrome der Zeit; und hat Er die Piraten des jeweiligen Zeitgeistes gezwungen, an der Erweiterung, Festigung und Verschönerung desselben Schiffes als Handlanger zu arbeiten, das sie zu entern und im Hafen der zeitgemäßen Intelligenz zu lichten gedachten — nun so mag abermals der von allen Furien des Abgrundes gepeitschte Zeitenstrom seine trübste Gischt sturzwellenartig ergießen und emporspritzen bis in die oberste Takelage; die Planken des zum Weltschiffe herangebauten galliläischen Kahnes mögen erbeben, ächzen und krachen unter dem tagtäglichen Anpralle der Stromungeheuer Irrthum und Lüge, Unglaube und Laster: der alte Steuermann ist noch da wie Er es verheißen, und bedarf des Lootsen weltlicher Macht keineswegs, um Sein Fahrzeug in den sichern Port zu bugsiren. Und weil dem also ist, deßhalb erachten wir Ruhe als erste Pflicht des Bürgers im Reiche Christi.

Grüßen Sie mir gefälligst die schönere Hälfte Ihres Ich sammt Ihren herzigen Blechlein, verehrter Herr Rath!

XI.

Zur „Geschichte des Photius" von Hergenröther*).

Der Orient nimmt heutzutage das regste Interesse für sich in Anspruch. Bei dem drohenden Zusammensturze des türkischen Reiches werfen die Politiker neugierig ihre Blicke dorthin und ersehen sich schon im Voraus den Antheil ihrer Beute. Der Kanal von Suez wird dem Welthandel eine Straße wieder eröffnen, auf welcher der große Verkehr vor Entdeckung des Seeweges nach Indien viele Jahrhunderte lang gewandelt war. Die verschiedenen christlichen Religionsparteien suchen mit der Kirche um die Wette Anhänger unter den orientalischen Gläubigen. Rußland hat ja mit seiner Propaganda das ganze Morgenland umspannt, um dasselbe im Schisma festzuhalten oder auch zum Schisma zu verführen und dadurch unauflöslich an sich zu ketten. Der Protestantismus, insbesondere der anglikanische und nordamerikanische, hat überall, von Korfu bis nach Bagdad hin,

*) Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen von Dr. J. Hergenröther. I. Band Regensburg bei Manz 1867.

Schulen eröffnet und eine wahre Fluth von Bibeln und Traktaten über diese Gegenden ergossen. Auch die katholische Kirche verdoppelt in neuerer Zeit ihre Thätigkeit, um die so lange schon von der Mutter getrennten Kinder in ihren Schooß zurückzurufen.

Gegen ein Problem von solcher Anziehungskraft konnte auch die Wissenschaft nicht gleichgültig bleiben. Wir wollen gar nicht davon reden, daß sie zur Erforschung desselben von der Politik, der Industrie, der Religion, die alle wetteifernd daraus Nutzen zu ziehen trachten, dringend angeregt wird; die Forschung wählt ja auch von selbst am liebsten zum Vorwurfe ihrer theoretischen Studien dasjenige, woran das lebendigste und allgemeinste Interesse der Gegenwart sich knüpft?

So hat sich denn wirklich die Wissenschaft mit großem Eifer auf die Orientalia geworfen. Manches Vortreffliche ist dadurch zu Tage gefördert; das ließ sich von vornherein erwarten. Aber auch manches Mittelmäßige, manches Schlechte ist erschienen. Um so mehr dürfen wir uns freuen, von der hervorragend competenten Hand welche das vorliegende Werk verfaßte, in die Geschichte des griechischen Schisma eingeführt zu werden.

Es liegt indeß nur der erste Theil der großen vor Jahren unternommenen Arbeit vor uns. Derselbe handelt über die byzantinischen Patriarchen bis Photius, über die Jugend des letztern, über seinen Kampf mit Nikolaus I. und die Herbeiführung des offenen Schisma auf der pseudoökumenischen Synode von 867. Die beiden folgenden Bände werden die Darlegung der weitern Schicksale des Photius, die Untersuchung und Sichtung seiner Schriften, die Erörterung seiner Theologie zum Gegenstande haben, und endlich zur Würdigung seines weitreichenden Einflusses auf die Nachwelt auch die Zeit unmittelbar nach Photius in den Kreis der Untersuchung hereinziehen. Man sieht, der ganze Plan nimmt eine erschöpfende Behandlung der Geschichte jenes Patriarchen in Aussicht.

Die Tendenz der Arbeit steht nach dem Vorworte des Verfassers „mit den großen praktischen Fragen über die Wiederherstellung der kirchlichen Union zwischen Orient und Occident in keinem unmittelbaren Zusammenhang", sondern verfolgt „ein rein historisches, rein wissenschaftliches Interesse." Dieses springt denn auch dem unbefangenen Beurtheiler sofort in die Augen.

Das erste und nächste Ziel einer jeden geschichtlichen Forschung ist die Wahrheit. Es belehrt nun aber schon ein etwas aufmerksameres Durchlesen und noch mehr ein sorgfältiges Studium des vorliegenden Werkes, daß es dem Verfasser wirklich vor Allem um Wahrheit zu thun war, und daß seine großen Anstrengungen und Opfer mit Erfolg gesegnet wurden. Nicht als ob er in der Hauptsache etwas Neues entdeckt hätte, was früher nicht gefunden war; es ist dieselbe Anschauung, welche schon längst in katholischen Kreisen über Photius geltend war, die auch in dem Werke Hergenröthers herrscht. Aber wir finden hier Alles ungleich tiefer begründet, als es an andern Orten geschehen; überall wird auf die Quellen zurückgegangen, kritisch das Aechte von dem Unächten gesondert; mehrere Einzelnheiten sind berichtigt, andere genau angegeben oder in's rechte Licht gestellt. Manches endlich ward beigebracht, das in früheren Werken fehlte, so daß das vorliegende Geschichtswerk, was Vollständigkeit, Kritik, Gründlichkeit angeht, alle Vorgänger entweder in allen diesen Punkten zusammen oder doch in einem derselben merklich übertrifft.

Neben den Quellen berücksichtigt der Verfasser auch die einschlägigen Bearbeitungen von Katholiken, Protestanten und Griechen. Besonders hat es uns gefreut, die älteren katholischen Werke eines Baronius, Mabillon, Le Quien, Allatius, Thomassin so fleißig benützt zu sehen. Ein Hauptvorzug der Schrift besteht jedoch offenbar in der ebenso kritischen als unparteiischen Prüfung der Quellen, und hierauf ist ein wahrhaft eiserner Fleiß verwendet, wie ihn schon der

ungewöhnliche Reichthum von Citaten, noch mehr aber deren Verarbeitung nothwendig voraussetzt.

Wenn wir sagten, Hergenröther habe durch seine Arbeit die ältere katholische Ansicht gestützt, so wollen wir damit keineswegs behaupten, sein nächster Zweck sei ein apologetischer gewesen. Er will vor Allem den historischen Thatbestand ermitteln; aber auch so hat er der Kirche viel mehr genützt, als wenn er direkt die Absicht verfolgt hätte dieselbe zu vertheidigen. Gewiß — man verzeihe mir dieses Beispiel welches von einem tief gefühlten Bedürfniß so nahe gelegt wird — wenn zahlreiche katholische Kräfte Geologie, Astronomie und andere verwandten Wissenschaften als Fachgelehrte betrieben, so würde damit der Kirche besser gedient seyn, als wenn viele Theologen sich abmühen die Resultate fremder Arbeiten durchaus mit dem Glauben in positive Harmonie zu bringen. Es muß der katholischen Religion, da sie Wahrheit ist, ein vorurtheilsfreies Forschen nach Wahrheit immer Vortheil bringen, und je lebendiger man von seinem Glauben überzeugt ist, desto rückhaltloser kann man sich auch jenem Forschen hingeben, unbeirrt durch Schwierigkeiten, welche die Sonne unserer Religion dem menschlichen Auge wohl etwas verhüllen, aber nie ihr Licht auslöschen können. Aus demselben Grunde kann ein katholischer Geschichtschreiber der Wahrheit kühn in's Angesicht schauen; er möge nur rastlos schaffen, um das Dunkel der Vergangenheit zu zerstreuen. Je mehr dieß gelingt, um so mehr erscheint die Kirche trotz des Erdenstaubes, der bisweilen ihr äußeres Kleid beschmutzt, als die hehre von Christus selbst gestiftete Gesellschaft, welche segenspendend die Jahrhunderte durchwandelt. Warum sollte also, um einem so häufig gegen die katholische Geschichtsforschung gemachten Einwurf zu begegnen, dogmatische Befangenheit den Blick des für die Kirche begeisterten Historikers trüben? Diese hat ja keinen deutlicheren Rechtstitel als ihre mit Christus beginnende Existenz, hat keine beredteren Advokaten als ihre unter den verschiedenen Nationen entfaltete Thätig-

keit! Beides enthüllt aber die vorurtheilsfreie Geschichts-forschung.

Es bewahrheitet sich das wiederum durch die Arbeit Hergenröthers. Der objektive Thatbestand, den er aus den Quellen dargestellt hat, spricht laut für Rom und verdammt den Photius, welcher in freventlichem Stolze die beiden Hälften der Kirche von einander riß, weil der Papst in die von einem rachgierigen Wüstling geschehene Mißhandlung eines heil. Patriarchen nicht einwilligen wollte.

Ein solches Urtheil über Photius wird man eben deß-halb, weil es sich aus unläugbaren Thatsachen von selbst ergibt, nicht gegen die Wahrheitsliebe des Verfassers ein-wenden können. Hergenröther hatte vielmehr aus der lang-jährigen Beschäftigung mit den gelehrten Schriften jenes be-rühmten Patriarchen eine gewisse Vorliebe für denselben geschöpft, die ihn eher geneigt machte, dessen Fehler zu ent-schuldigen*) als zu vergrößern, die auch Manches was nach unsern ethischen Begriffen an ihm verdammlich ist, aus byzantinischen Anschauungen, Sitten und Zuständen, wenn nicht vollkommen zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen oder zu erklären trachtete. Noch bereitwilliger lobt der Verfasser „die herrlichen Gaben“ des Photius, erwähnt seine Sitten-reinheit, rühmt nicht nur, wie allgemein geschieht, seine immense Gelehrsamkeit, sondern spricht gar von seiner „sel-tenen Energie“ auf dem Gebiete der Missionen. Beides scheint uns zu viel gesagt; indeß sieht man, daß Hergenröther an dem berühmten Patriarchen hervorhebt, was hervorzuheben ist. Zeigte er darin Unparteilichkeit, so forderte diese erste

*) Wir verweisen z. B. auf die Art und Weise, wie der Verfasser nach plausibeln Gründen sucht für die Opposition des Gregor Asbestes und des Photius gegen den Patriarchen Ignatius S. 359 ff., und zwar bezüglich Gregors im Widerspruch mit den Bollandisten, mit Baronius und Manfredus. Cf. Dissert. Antonii de Amico judicium p. 36 in Graevii Thesaur. antiquitt. Siciliae t. II.

Tugend eines Geschichtschreibers nicht minder gebieterisch, daß er die moralischen Blößen und selbst die Verbrechen jenes Mannes schonungslos aufdeckte, wo glaubhafte Zeugnisse es erheischten.

Aber vielleicht wird man gegen die Unparteilichkeit des Verfassers geltend machen, daß er Männern folgt welche allzu sehr gegen Photius eingenommen sind und deßhalb keinen Glauben verdienen, daß er häufig Niketas (David) Paphlagon citirt und selbst die Märchen des Symeon Magister anführt. Ist nun diese Einsprache berechtigt? Welche Bürgschaft gibt uns Niketas? Welchen Gebrauch macht Hergenröther von seinem Zeugniß?

Ueber das Leben und die Verhältnisse des Niketas wissen wir wenig. Gewiß war er aber, wie fast allgemein angenommen wird, ein gleichzeitiger Schriftsteller. Mit Recht bemerkt von ihm der Verfasser (S. 356): „in den meisten und wichtigsten Daten stimmen fast alle einschlägigen Byzantiner, auch ganz von ihm unabhängige, mit ihm überein.“ Füglich durfte ihn deßhalb Hergenröther „wohlunterrichtet“ nennen. Zudem haben die Bollandisten, denen hierin Potthast folgt, wahrscheinlich gemacht, daß Niketas noch vor der zweiten Absetzung des Photius, etwa um das Jahr 880, geschrieben hat. In dieser Zeit konnte aber eine Schrift wider Photius ihrem Verfasser keine Vortheile, sondern nur Verfolgung eintragen; gewiß keine lockende Aussicht für einen Mann, der die Geschichte absichtlich entstellen wollte. Uebrigens benutzt Hergenröther den genannten Schriftsteller nur mit großer Vorsicht; er prüft die innere Glaubwürdigkeit seiner Angaben, bringt fast überall andere Zeugnisse bei die dasselbe sagen, wo solches aber unmöglich ist, gibt er seinen Bericht nur mit einer Einschränkung wieder. So geht er in Betreff des Niketas mit der größten Behutsamkeit zu Werke und, wie uns wenigstens dünkt, mit einer größeren, als er in der Citation der gegen Vigilius und Pelagius parteiischen Afrikaner (Liberatus, Victor und Facundus) anwendet.

Was nun die Märchen des Symeon Magister betrifft, so bietet er sie uns dar, um zu zeigen, „wie der dem Patriarchen (Photius) abgeneigte Theil des Volkes dachte, was er sich über ihn in die Ohren flüsterte, wie er sein kühnes Auftreten erklärte, seine Stellung und seine ganze Handlung symbolisirte." Einen solchen Gebrauch jener Sagen wird doch Niemand tadeln. Ueberhaupt erscheint es gänzlich gerechtfertigt, wenn der Verfasser nicht nur die genannten, sondern auch andere hagiographischen Originalschriften häufig benutzt; denn diese zählen, wie Potthast treffend bemerkt, „zu den hauptsächlichsten Geschichtsquellen für das ganze Mittelalter."

Mit der kritischen und unparteiischen Benutzung der Quellen verbindet der Verfasser eine pragmatische Darstellung seines geschichtlichen Stoffes. Er sucht den Hauptfaktor in's gehörige Licht zu setzen, welcher der von ihm zu schildernden Entwicklung zu Grunde liegt. Dieses ist um so mehr anzuerkennen, je größer die Gefahr war sich in der Unmasse der Citate und Einzelnheiten zu verlieren. Hergenröther bestrebt sich zu zeigen, wie in Photius „eine ganze Nationalität, ein Princip, eine Idee wie in wenigen Anderen vertreten ist. Photius ist die Persönlichkeit, in der sich das Byzantinerthum des 9. Jahrhunderts auf das vollkommenste verkörpert; in seinen großen und glänzenden, wie in seinen schlimmen und abschreckenden Eigenschaften ist er eben nur der vollendete Ausdruck und Typus des tiefentarteten Griechenthums seiner Zeit . . . . Er ist der begabteste und tüchtigste Repräsentant einer Geistes- und Lebensrichtung, die lange vor ihm im oströmischen Reiche die höhern und die niedern Schichten durchdrang, die in ihm culminirte und seitdem nur immer mehr sich befestigt, unter steigendem äußeren Elend in weit größern Dimensionen sich ausgebreitet hat."

Das und nur das ist der Schlüssel zum Verständnisse des Photius und des von ihm bewirkten Schisma. Photius hätte nie sein Spiel gewagt, wenn er nicht aus seinem Volke

und dessen Geschichte die Geistesrichtung gezogen, die er so traurig bethätigte, und nie hätte die von ihm ausgestreute Saat so lange fortgewuchert, wenn sie nicht im Volke empfänglichen Boden gefunden. Ebendeßhalb durfte sich aber Hergenröther, wollte er eine erschöpfende Geschichte des Photius liefern, nicht auf dessen Leben beschränken, sondern er mußte zeigen, wie das neurömische Patriarchat allmählig sich zu dem entwickelte, was es eben in der Zeit jenes Mannes war; wie verschiedene Persönlichkeiten und Ereignisse das vorbereiteten, was jener nur vollendete; wie sich immer mehr der sogenannte Byzantinismus ausbildete und Kaiser und Beamten und Patriarchen und Klerus und Volk, kurz Alles inficirte. Dieser Aufgabe unterzieht sich nun der Verfasser im ersten Buche, das eine ziemlich ausführliche Geschichte der Patriarchen vor Photius enthält (S. 1—312).

Die neurömischen Patriarchen erhoben sich von dem Grade eines einfachen Suffragans des Metropoliten von Heraklea zur ersten Würde im Oriente. Grund dieser Machtsteigerung ist nicht der apostolische Ursprung der byzantinischen Kirche, den Hergenröther in das Gebiet der Fabel verweist; sondern einzig die Residenz der Kaiser in Byzanz, welche im Interesse ihres Absolutismus eifrigst bestrebt waren einerseits dem Bischofe ihrer Hauptstadt alle übrigen im Oriente zu unterwerfen, andererseits aber ihn selbst möglichst abhängig von sich zu machen. Dieser Prozeß wirkte sich aber nur in einer langen Reihe von Kämpfen aus. Hergenröther weiß ihn meisterhaft unseren Blicken vorzuführen, indem er ihn stufenweise sich entwickeln und ausgestalten läßt.

Zunächst war es der Kanon des Concils von Constantinopel (381), welcher der neurömischen Kirche den Ehrenvorrang nach der von Altrom zusprach. „In der eigenthümlichen, vagen Fassung des Kanons lag (aber) schon die Aufforderung, denselben möglichst weit zu interpretiren, und in dem zugestandenen höheren Range hatte man einen Anhaltspunkt, die entsprechende Gewalt damit nach und nach zu vereinigen.

Schritt für Schritt ward mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn von den Oberhirten von Byzanz beharrlich dieses Ziel verfolgt.“ Unvermerkt wurde die Veränderung, wie Hergenröther trefflich darstellt, durch die schiedsrichterliche Thätigkeit eingeleitet, welche man dem Bischofe der Hauptstadt und seiner stehenden Synode gern einräumte. Letztere besonders war ein mächtiges Vehikel für die successive Machterweiterung des byzantinischen Bischofes. Sie entstand daraus, daß viele Bischöfe (oft über 60), theils wegen der Angelegenheiten ihrer Gläubigen und ihrer Diöcesen, theils auch um Ehren und Vortheile am Hofe zu erlangen, sich in der Hauptstadt aufhielten. Dieselben wurden häufig versammelt, wenn Streitigkeiten, die nicht wenige Bischöfe dem Kaiser zum Austrage vorbrachten, zu untersuchen waren. In einer solchen Versammlung präsidirte der Bischof von Constantinopel als Ordinarius loci und sein Ermessen war es auch, das in der Regel den Ausschlag gab. Diese schiedsrichterliche Thätigkeit war durchaus nicht gegen das alte Kirchenrecht, selbst ein heil. Chrysostomus übte sie in weitem Umfange aus; aber sie wurde ein Präjudiz, worauf seine Nachfolger ihre Ansprüche auf größere Jurisdiktion bauten. Schon die Synode von Chalcedon (451) räumte dem Stuhle von Byzanz die Gerichtsbarkeit über den ganzen Orient ein, wenn auch nur fakultativ. Sie machte zugleich einen Versuch, den vorhin erwähnten Kanon der Synode von Constantinopel zu erneuern.

Das ehrgeizige Streben der Byzantiner war zunächst nicht gegen den römischen Stuhl, sondern gegen die Vorrechte der Patriarchen Alexandriens und Antiochiens gerichtet. Nur die Alexandriner opponirten anfangs, später regte sich kein ernstliches Widerstreben von Seiten der letzteren am meisten behelligten Bischöfe mehr; auch verloren diese Patriarchate nachdem sie von der Häresie angesteckt, und vollends nachdem ihr Gebiet von den Arabern eingenommen war, alle Bedeutung. Um so energischer und anhaltender protestirte

Rom gegen den Stolz der byzantinischen Patriarchen, gegen die beiden Kanones von Constantinopel und Chalcedon, gegen den Titel eines ökumenischen Patriarchen, gegen die Anmaßung von Jurisdiktion in Illyrien, in Sizilien, in Bulgarien. Hergenröther zeigt, wie pflichtgemäß, wie klug, wie berechtigt dieser Kampf der Päpste war, ja wie das sogar anfangs (nach dem Concil von Chalcedon) in Byzanz anerkannt wurde.

Aber die andere Seite der Stellung, in welche die Patriarchen Constantinopels durch die Nähe der kaiserlichen Residenz geriethen, war ungleich schlimmer für die Kirche. Den Glanz welcher vom Kaiserthrone auf ihren Stuhl zurückstrahlte, mußten sie mit dem Verluste ihrer kirchlichen Unabhängigkeit bezahlen. Wie verderblich und schmachvoll dieses Verhältniß war, das ergibt sich aus dem Leben der 60 Bischöfe, die vor Photius den Bischofsstuhl einnahmen, und die uns Hergenröther der Reihe nach vorführt; das erhellt aus der Geschichte all der Häresien, Schismen, Streitigkeiten die den Orient beunruhigten, wie uns der Verfasser mit großer Ausführlichkeit erzählt*). Mehr als ein Drittheil jener Bischöfe sind als Häretiker und Begünstiger der Häresie gebrandmarkt. Beinahe ebenso viele wurden aus verschiedenen Ursachen theils von häretischen, theils von orthodoxen Kaisern entsetzt; manche erfuhren dabei eine entwürdigende Behandlung.

So erlitten das byzantinische Patriarchat und die ihm unterworfene Kirche fortwährende Schwankungen je nach dem wechselnden Winde der kaiserlichen Launen oder auch der Revolutionen des Palastes. Bald im Abgrunde der Häresie, bald wieder aus demselben emporgehoben, genossen sie nur

*) Doch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich etwas mehr über den Antagonismus der theologischen Schulen im Oriente und die origenistischen Streitigkeiten ausgesprochen hätte. Solches würde einiges von ihm Erzählte mehr aufgehellt haben.

kurze Zeit des Friedens. Doch zeigten gerade diese Kämpfe, daß noch viele guten Elemente im Oriente waren, und Hergenröther unterläßt niemals darauf hinzuweisen. Nichts liegt ihm ferner als Alles recht schwarz zu malen; er macht vielmehr auf gelehrte, tugendhafte, heilige Patriarchen aufmerksam. Aber auch das hebt er hervor, daß kein noch so tüchtiger Patriarch sich gegen den Willen des Kaisers zu halten vermochte, und daß nach der Absetzung eines solchen es einem Tyrannen nicht schwer fiel gefügige Werkzeuge auf den Bischofsstuhl zu heben. Unter diesen Umständen konnte die Rettung nur von Rom kommen. Davon waren denn auch alle Bessern überzeugt, wie Hergenröther durch verschiedene Citate darthut, und die Geschichte beweist es vollends. Wie oft haben nicht die Päpste den Orient aus seinen vielfachen Häresien hinausgeführt? Fürwahr, die Schismatiker haben keine Ursache sich Rom gegenüber die Orthodoxen zu nennen. In wiefern dieser Titel Wahrheit enthält, verdankt die orientalische Kirche den Anspruch auf denselben einzig und allein den so verhaßten Päpsten.

Weil der Grund des Uebels aber die Abhängigkeit der orientalischen Kirche von dem wetterwendischen Willen der bald rechtgläubigen, bald häretischen, immer aber in geistliche Angelegenheiten sich mischenden Kaiser war, so finden wir denn auch in den Briefen der Päpste die herrlichsten Proteste für die kirchliche Freiheit, von denen der Verfasser uns mehrere in seiner Schrift wiedergibt.

Aber diese unaufhörlichen Schismen hatten das Band, welches den Orient an die römische Kirche als seine einzige Retterin knüpfte, vollständig gelockert. In den Zeiten der Bilderstürmer war kein römischer Apokrisiarier in Constantinopel, und später kamen nur vorübergehend Gesandte dorthin. Auch trennten politische Ursachen, nationale Abneigungen immer mehr die beiden Hälften der christlichen Welt.

So hat uns der Verfasser an der Hand der Geschichte bis zur Zeit des Photius geleitet und Alles kennen und

würdigen gelehrt, was in dem großen Drama das er nun unsern Augen vorführen will, eine Rolle spielt. Zum Schlusse gibt er uns noch eine übersichtliche Aufzählung der disponirenden Ursachen des griechischen Schisma. Mit Recht hebt er unter ihnen auch die nationale Verschiedenheit der orientalischen Völker von den abendländischen hervor, treu dem Gedanken welchen er schon auf der ersten Seite seines Werkes ausgesprochen hatte: ganz besonders sei zu zeigen, wie in Photius eine ganze Nationalität repräsentirt werde. Weitreichende religiöse Revolutionen können ohne das dabei mitwirkende nationale Element nicht gehörig erklärt werden. Jede Wirkung muß einen entsprechenden Grund haben. Der Abfall ganzer Nationen auf viele Jahrhunderte hin kann nicht einzig in den Leidenschaften Weniger gründen. Die Ursache wird irgendwie der Nation gemeinsam seyn. Mögen darum immerhin die Wenigen den Anstoß geben, jenen unheilvollen Nachdruck verleihen sie demselben nur durch Aufstachelung nationaler Gefühle, durch Vorspiegelung nationaler Interessen, durch Ausbeutung nationaler Laster*).

Damit ist nicht gesagt, daß die Verschiedenheit der Völker und insbesondere die Verschiedenheit zwischen dem Orient und Occident nothwendig Verschiedenheit der Religion und Trennung der katholischen Einheit verursache; nein, das wäre fatalistisch. Auch war die Stagnation der orientalischen Kirche bis zum 9. Jahrhundert noch nicht in das Stadium getreten, in dem keine Heilung und Besserung mehr möglich gewesen wäre. Hergenröther weist hin auf Ansätze zu neuer Bildung und Erhebung, auf thatkräftige Männer welche das Uebel und sein Gegengift sehr gut kannten. Aber es bedurfte gewaltiger Anstrengungen und des Zusammenwirkens aller geistigen Potenzen, um eine dauernde Erhebung des griechischen Staats- und Kirchenwesens zu Stande zu bringen und die zum vollkommenen Bruche von der allgemeinen Kirche

*) Siehe darüber v. Döllinger Kirche und Kirchen S. 4 ff.

hindrängenden Elemente zu besiegen. Leider fand das Gegentheil statt. Hatten bisher die Dissidien das Gebiet des Glaubens nicht berührt, so trat nun ein Mann auf, der dem Zerwürfnisse eine dogmatische Grundlage und eine größere Ausdehnung gab. Es war Photius.

In dieser Weise macht uns Hergenröther im ersten Buche mit den Ursachen und Keimen des griechischen Schisma bekannt, welche in den orientalischen Völkern und der Geschichte ihrer Kirche lagen. Er belehrt uns dann im zweiten Buche über die aus der Persönlichkeit und dem Leben des Photius hergenommenen Momente, welche diesen Haupturheber der Trennung auf seine unselige Rolle vorbereiteten. Die Jugendgeschichte des Photius ist in Dunkelheit und Sagen gehüllt; man weiß mit Sicherheit weder das Jahr seiner Geburt noch die Namen seiner Aeltern und Lehrer. Gewiß ist, daß Photius welcher der aristotelischen Philosophie zugethan war, vor zahlreichen Schülern Dialektik vortrug, was den Verfasser veranlaßt, sowohl im Allgemeinen über die philosophischen Studien jener Zeit, als auch insbesondere über die des Photius zu sprechen. Wunderbar war die Anziehungskraft welche dieser Mann auf seine Zuhörer übte, und mit welcher er dieselben an sich fesselte. Auch mit juristischen und medicinischen Studien befaßte er sich, während er mit ächtgriechischer Verachtung des Ausländischen nicht einmal die lateinische Sprache sich aneignete. Seine erstaunlichen Kenntnisse welche er mit Gewandtheit und politischer Klugheit zu paaren wußte, und seine Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie öffneten ihm den Weg zu hohen Aemtern. Bald war er erster Geheimsekretär. Hierdurch aber kam er mit dem Hofe des elendesten aller Kaiser (Michael III.) in Berührung und wurde allmählig in das dort herrschende Parteigetriebe verwickelt. Das erklärt uns Alles. Hergenröther versteht es nun, mit psychologischer Kenntniß die innere Verkettung aller folgenden Schicksale des Photius aufzudecken, die innere Wahrscheinlichkeit dessen nachzuweisen

was die Zeugnisse aus so vielen Quellenwerken erhärten, und selbst ein gewisses Interesse für den Helden seines Geschichts-werkes zu erwecken. Photius ist kein Teufel, er ist ein Mensch, menschlichen Leidenschaften zugänglich, und wer verwundert sich, daß ein junger Mann im Besitze einer immensen Gelehrsamkeit, einer ungetheilten Bewunderung und hoher Aemter sein Herz dem Stolze und dem Ehrgeize öffnet? Denken wir uns einen Griechen, mit allen diesen Eigenschaften in die Verhältnisse gesetzt in welche Photius wirklich gerathen ist, so ergibt sich Alles gewissermaßen von selbst.

Photius konnte sich auf die Dauer am Hofe nicht ohne Parteistellung halten; dann war es aber ganz natürlich, daß er sich dem einflußreichsten, zugleich ihm verschwägerten und für die Wissenschaften eingenommenen Bardas anschloß. Von der anderen Seite war es unmöglich, daß der strenge Patriarch Ignatius nicht früher oder später in Conflikt mit dem ausschweifenden Hofe kam. So geschah es denn wirklich, als er dem Bardas wegen Blutschande die Communion verweigerte. Jetzt nahmen die Sachen einen in der byzantinischen Geschichte ganz gewöhnlichen Verlauf. Die Rachsucht des alles vermögenden Mannes welcher, wie es scheint, schon früher mit Photius sich zu den Gegnern des Patriarchen, der Partei des Gregor Asbestes, gehalten, wußte sich nicht mehr zu mäßigen. Ignatius wurde abgesetzt, ein Anderer zum Nachfolger ersehen, und auf wen konnten unter den damaligen Verhältnissen die Blicke des Bardas eher fallen als auf Photius? So trat eine schwere Versuchung an diesen heran. Ihm, dem kühn aufstrebenden gelehrten Manne winkte die erste, die glänzendste Würde des Reiches, eine Würde welche ihm ein ausgebreitetes Wirken für die Wissenschaft ermöglichte. Aber das Gewissen? Nun, nach der damals im Oriente herrschenden Ansicht konnte der Kaiser den Patriarchen ein- und absetzen. Photius nahm also die ihm vom Hofe angebotene Würde an. Sicher entsprach dieselbe den Wünschen seines Herzens, mochte er auch äußerlich sich

drängen lassen; er war seiner Sache gewiß und suchte hier, wie sein ganzes Leben hindurch unersättlichen Ehrgeiz durch erkünstelte Demuth und Frömmigkeit zu verhüllen. Nachdem er aber einmal diesen Schritt gethan, verlief sein Leben nach den Worten des Dichters:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Photius hatte „die Energie eines unerschöpflichen, rastlosen, durchdringenden Genie's, das nimmer das einmal eroberte Terrain sich abringen lassen will und Schritt für Schritt vorwärts, nie rückwärts zu gehen entschlossen ist." Er fand auch „in seinem eigenen Geiste immer neue Hülfsquellen, immer neue Mittel, das einmal Errungene nun auch zu behaupten." Vor Allem war er bedacht Ignatius für eine freiwillige Abdankung zu gewinnen; doch der Heilige wollte nicht. Nun wurde Gewalt gebraucht, freilich nicht von Photius. Bardas war es welcher den Greis sammt dessen Anhängern schwer mißhandeln ließ. Aber Photius hinderte nicht energisch dieses empörende Verfahren, das in seinem Interesse geschah. Interessant sind die Briefe, welche er damals an Bardas schrieb, um das Gehässige der Behandlung des frühern Patriarchen von sich abzuwenden. Sie offenbaren uns die peinliche Situation in welche er gerathen war. Nichtsdestoweniger war sein rühriger Geist unausgesetzt thätig, um durch Schreiben, durch administrative Handlungen, durch Schmeicheleien und Drohungen den Anhang des Ignatius zu mindern oder wenigstens unschädlich zu machen, um endlich auch durch eine für den byzantinischen Stuhl ungewöhnliche Missionsthätigkeit sein Patriarchat mit äußerm Glanze zu umgeben.

Das Hauptsächlichste freilich — das sah er deutlich ein — blieb noch zu thun übrig, der Papst mußte gewonnen werden, und damals saß auf dem päpstlichen Throne ein Heiliger, welcher sich eher zerstückeln ließ, als daß er Unrecht gutgeheißen hätte. Photius schickte an ihn eine Gesandtschaft

mit einem in seiner Art meisterhaft abgefaßten Schreiben, worin theologische Gelehrsamkeit und Orthodoxie ebenso sich spreizten, als es heuchlerisch Demuth, Unschuld, Frömmigkeit zur Schau trug. Nikolaus I. wurde durch diesen Phrasenschwall nicht getäuscht, er vermuthete Trug und schickte Gesandte nach Constantinopel, denen er die gemessensten Instruktionen mitgab. Diese zeigten sich aber den griechischen Künsten und Tücken nicht gewachsen. Sie ließen sich auf einer großen Synode, der sogenannten Prima - secunda, zu Allem brauchen, obwohl die erhabene Standhaftigkeit und Freimüthigkeit des Ignatius dort selbst griechische Bischöfe erschütterte. Schließlich wurde die Unschuld von der Masse (72) falscher Zeugen erdrückt, die von mehr denn 300 Bischöfen und den päpstlichen Legaten besuchte Synode degradirte feierlich den Ignatius und erkannte Photius an. So schien letzterer dem höchsten Ziel seiner Wünsche nahe zu seyn. Doch das durch Lug und Gewalt zertretene Recht fand einen unüberwindlichen Hort an Nikolaus I., und weil auch Photius auf seiner betretenen Bahn nicht zurück wollte, so mußte ein Kampf entstehen, welchen das dritte Buch unseres Werkes (S. 505—711) in ebenso ausführlicher als anziehender Weise schildert.

Dieser Kampf erregt um so höheres Interesse, als der Verfasser in Photius alle die reichen Gaben und Talente, womit dessen Genie verschwenderisch ausgestattet war, gehörig in's Licht zu stellen gewußt hat. Wir sehen zwei wahrhaft Gewaltige miteinander ringen, Photius und Nikolaus; der eine groß durch Gelehrsamkeit, der andere durch Charakterfestigkeit; der eine mächtig durch alle irdischen Hülfsmittel welche den Menschen zu Gebote stehen können, der andere mächtig durch alles Höhere was die Sterblichen über sich selbst erhebt: durch Gnade und Autorität, durch Recht und Tugend. Photius unterschätzt nicht seinen Gegner, er ruft durch das bekannte Manifest über Bulgarien den ganzen Orient mit in den Kampf, er sucht durch den Vorwurf der

Verfälschung des Symbolums welchen er den Lateinern macht, dem Zwiespalt eine dogmatische Grundlage zu geben, er trachtet eine ökumenische Synode wider Nikolaus zu versammeln, er gibt sich alle Mühe, die Unzufriedenen unter den abendländischen Fürsten und Bischöfen zu einer Coalition wider ihren strengen Sittenrichter zu vereinigen, er erhält sich die Gunst des launischen Kaisers dem er Schreiben und Drohungen wider den Papst diktirt, er spart endlich kein Mittel, um das Volk von Ignatius abzuziehen, die Masse seiner Treuen zu vermehren und seine Gegner zu vernichten. Von der anderen Seite weiß auch Nikolaus sehr wohl, mit wem er es zu thun hat. Voll des Vertrauens auf Gott und den Sieg des Rechtes, ist er sich doch bewußt, daß er verpflichtet sei alle erlaubten irdischen Mittel anzuwenden. Er bietet darum seine ganze Beredtsamkeit auf, um den Kaiser Michael III. eines Bessern zu belehren. Kräftiger und rührender hat wohl nie Jemand einem Tyrannen an's Herz gesprochen. Der Papst schreibt an die Mutter, an die Frau des Kaisers, an einflußreiche Personen in dessen Umgebung, er sucht Ignatius und die diesem Ergebenen aufzurichten. Und weil er die ganze Bedeutung des von Photius erregten Sturmes durchschaut, ruft er seinerseits den Occident zur Vertheidigung der lateinischen Kirche auf welche Photius so schmählich angegriffen. Seine Hauptkraft fand er aber in dem apostolischen Non possumus. Und wie sollte auch der Felsen welcher den ewigen Gottesbau trägt, nach jedem Winke der kaiserlichen Willkür, nach jedem Winde des menschlichen Aberwitzes und Lasters schwanken können? Non enim possumus aliquid contra veritatem (II. Cor. 13, 8). Hieran muß doch zuletzt jeglicher Trug, jegliches Unrecht zerschellen.

Der besagte Kampf zeigt zugleich, wohin hohle Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit führt, welche mit Dünkel auf die weniger gelehrten, aber desto thatkräftigeren Männer und Völker herabsieht. Welche Blößen haben sich nicht Photius und seine Partei gegeben? Wir erinnern nur an die Miß-

handlung des heil. Ignatius und der ihm Getreuen, an den unglaublichen Trug wodurch Photius seine Synode von 867 als eine ökumenische darzustellen suchte, an seine kriechende Schwäche gegenüber dem erbärmlichsten Wüstling Michael III., an sein schmähliches Benehmen nach der Meuchelung seines größten Gönners, des Bardas, an die unsägliche Heuchelei womit er nichtsdestoweniger überall sich den Anschein eines heiligen Dulders zu geben suchte. Aber selbst seine Gelehrsamkeit gerieth auf große Irrwege nicht nur in den kanonistischen, seine Erhebung betreffenden Fragen, sondern ganz besonders in der Controverse über das Ausgehen des heil. Geistes, wie Hergenröther zum Schlusse mit dogmatischer Schärfe und patristischer Belesenheit nachweist.

Das wäre in einer dürftigen Skizze der reiche Inhalt, welchen der Verfasser in seiner Schrift aus zahllosen Quellentexten zusammengetragen hat. Man mag in der Deutung dieser Stellen nicht immer mit ihm übereinstimmen*); wie sollte es auch anders bei ihrer großen Menge möglich seyn? Aber ein billiger Kritiker wird hinzusetzen, daß es keine

*) Eben deßhalb glauben wir uns auch der Aufzählung einzelner Versehen und einzelner Sätze, in denen wir anderer Ansicht sind, enthalten zu dürfen. Nur auf Eines, worin wir eine etwas genauere Fassung gewünscht, wollen wir aufmerksam machen, um einer falschen Deutung vorzubeugen. S. 30 heißt es: „(Der Römische Bischof) übte seine höchste Jurisdiktion im Oriente zunächst nur über die Patriarchen, nicht über die einzelnen Bischöfe.“ S. 297: „Allein dieses Eingreifen des Römischen Stuhles war eben nur in außergewöhnlichen Umständen hervorgetreten; in ruhigen Zeiten trat es selten ein.“ Diese Worte lassen einen richtigen Sinn zu. Wollte man sie aber dahin deuten, als ob der Verfasser meine, daß der Papst seine Jurisdiktion unmittelbar nur über die Patriarchen, und auch das nur in außergewöhnlichen Umständen, ausgeübt habe, so wäre eine solche Behauptung nicht nur historisch unrichtig, sondern auch sicher gegen die Intention Hergenröthers, wie aus andern Stellen seines Werkes klar hervorgeht.

Hauptpunkte sind die in Frage kommen, daß dieselben noch dazu Dinge betreffen, deren Dunkelheit einem Jeden die Freiheit läßt anders zu denken. Man mag es auch einigen Stellen anmerken, daß es dem Verfasser mehr um die Sache als die Form zu thun war, aber sicher ist der Styl seines Werkes nicht vernachlässigt. Man mag hie und da eine andere Anordnung des Stoffes wünschen, aber man kann dem Verfasser nicht das historische Talent absprechen, die Einzelnheiten so zusammenzustellen, daß sie uns die Entwicklung des Ganzen überschauen und durchschauen lassen. Es ist wahr, eine große Liebe zur Kirche und zum heiligen Stuhle durchhaucht die Schrift, aber Niemand darf deßhalb den Verfasser einer Parteilichkeit gegen die kirchlichen Gegner beschuldigen.

Zum Schlusse unseres Referates wollen wir unsere Freude aussprechen sowohl über das recensirte Werk, welches gewaltig die Fluth ephemerer Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur überragt, als auch über die günstige Aufnahme, welche es nicht nur in Deutschland, sondern bereits im Auslande bei einem der competentesten Kenner des Griechenthums, P. Gagarin (Études relig. hist. et littéraires 1867 p. 358). gefunden hat.

XII.

Credit und Wucher.

Die Naturalwirthschaft im Mittelalter der Völker wie die Geldwirthschaft in ihrer industriellen Culturepoche haben mit dem Untergange der Mittelclassen geendet. In jener lag der Bauer wie der Handwerker in den Banden der Leibeigenschaft und Hörigkeit; der Edelhof verschlang immer mehr das Bauerngut; Verschuldung, Ueberlastung durch Frohnden, Zehnten, Gülten, Besthaupt u. s. w. drängten die Bauernschaft immer mehr hinab in den vierten Stand. Denselben Druck welchen hier der große Grundbesitz auf die ländliche Bevölkerung übte, vollzog in der Periode der Geldwirthschaft das große Capital auf die industriellen Classen; die mittleren Existenzen wurden immer mehr gelichtet, das Handwerk immer mehr zur Arbeit in die Fabrik eingeführt, vom Großbetriebe verschlungen. Durch beide Perioden zieht noch die wucherische Ausbeutung durch das Capital. Dem vierten Stande endlich in allen seinen Gliederungen: dem Gesinde, dem Taglöhner, dem kleinen Bauern, Pächter, Handwerker, den Arbeitern und anderen Bediensteten, bleibt ein menschenwürdiges Daseyn verschlossen.

So haben beide Wirthschaftsformen die Harmonie der socialen Interessen zerstört. Endlich aber bricht sich im Stillen eine weitere wirthschaftliche Entwicklung die Bahn:

die Creditwirthschaft. Der Credit führt das Capital in die arbeitenden Classen ein und ihre Genossenschaft befreit sie von der Uebermacht des individuellen Capitals. Jenem Zwecke dienen für die Bauernschaft landwirthschaftliche Credit-Banken, für die niederen industriellen Classen die Volksbanken, für die unbemittelten Classen überhaupt die Leihbanken. Dem anderen Zwecke aber dienen Consum-, Rohstoff-, Magazin-Vereine, hauptsächlich aber die Produktiv-Genossenschaften.

Das Lebensprincip der Creditwirthschaft ist der Genossenschaftsgeist mit all seinen Tugenden; ihre Wurzel und ihre Krone ist der sittliche Geist; ihr Wachsthum aber bedingt das Eingehen in die Fortschritte der Cultur. In Beidem liegt ihre Zukunft. Schon aber haben sich dämonische Elemente eingemischt, um das Creditleben zu vergiften: der Schwindel und der Wucher. Der Wucher hat die Gesetzgeber aller Zeiten zum Kampfe herausgefordert. Was haben sie gethan? Was müssen wir jetzt thun, um den Wucher zu bannen? Das ist die Frage!

Es ist Aufgabe des Credits, daß das Capital von dessen Eigenthümer auf denjenigen übertragen werde, der es besser und fruchtbarer verwerthen kann, als dieß der Eigenthümer vermag. Der Creditnehmer soll das Capital durch sein Geschäft, durch seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit, sein Talent für sich und Andere nutzbar verwenden, er soll es schöpferisch, produktiv machen. Das einfache Borgen welches man gleichfalls Credit nennt, erfüllt diese Aufgabe nicht, ist daher ein unvollkommener Credit. Es enthält nur die eine Seite des Credits, das Vertrauen daß derjenige welchem geborgt wird, seine Verbindlichkeiten erfüllen werde. Dieses Vertrauen ruht bei beiden Creditformen entweder mehr auf dem Vermögen des Creditnehmers (Realcredit) oder mehr auf dessen Persönlichkeit (Personalcredit). Im letzten Grunde sind Ehrlichkeit (Charakter), Arbeitsamkeit, Geschicklichkeit, mit Einem Wort Tüchtigkeit die Hebel und Träger des Credits. Das gilt von Einzelnen wie von ganzen Völkern. Die Holländer machten

Glück im Verkehre, sie galten überall als solide Handelsleute. Nicht so bei den Chinesen, die durch ihre Treulosigkeit berüchtigt waren.

Der produktive, persönliche Credit ist Aufgabe und Ziel der Creditwirthschaft. Damit dieses Ziel erreicht werde, müssen noch andere Faktoren mitwirken; so namentlich die Rechtspflege eines Landes. Wenn sie Vertrauen erwecken und zum Creditgeben aufmuntern soll, muß sie rasch und nicht kostspielig, muß das Richteramt unabhängig und unparteiisch seyn. Der industrielle Unternehmungsgeist, die Arbeit muß frei seyn; der Markt der Welt muß offen stehen. Die technischen Wissenschaften, Physik, Chemie, müssen aufmunternde Pflege finden. Also Gerechtigkeit im Staate, Ehrlichkeit und Bildung im Volke, Ehrlichkeit aber vor Allem! Ohne sie nur Mißbrauch des Credits, Schwindelei, Betrug und die krankhafte Sucht schnell reich zu werden, auch auf dem Grabe des Lebensglückes Anderer. Daran ist unsere Zeit leider nicht arm. Daher die Spekulation mit Staatspapieren, das künstliche Hinauftreiben und Herabdrücken der Werthe durch Manöver aller Art; daher der Ankauf von Häusern, Gütern, Miethen von Läden ohne Mittel die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, lediglich in dem Glauben dieselben in kürzester Zeit gegen Profit wieder abzugeben; daher die Ueberproduktion, das Ablassen der Waare zu Schleuderpreisen, um seine Gegner zu verderben — das Alles mit der Folge des eigenen Verderbens. Keine Gesetzgebung hat gegen diese krankhaften Auswüchse heilende Mittel. Was halfen bisher Strafgesetze gegen betrügerischen Bankerott? Was half der Personalarrest? In England waren im J. 1827 im Laufe von 2½ Jahren 70,000 Schuldner eingekerkert, und ebendaselbst stellte sich im Durchschnitt nur ein Zehntheil der Bankerotte als unverschuldet heraus!

1. Das Alterthum.

An den Schwindel schließt sich sein Zwillingsbruder, der

Wucher, beide wurzelnd in der krankhaften Sucht nach Reichthum, beide zu demselben Ausgange führend: zum Bankerott am Vermögen, der Ehre, dem Gewissen. Der Schwindel aber verdirbt die gescheidten, der Wucher die dummen Leute; denn der Wucher beutet die Noth und die Unwissenheit aus.

Man unterscheidet Korn- und Zinswucher. Von jenem ist aber bei großen Getreidehändlern keine Rede mehr. Sie kaufen in wohlfeilen Jahren ein, können in Folge ihrer Geschäftsverbindungen wohlfeiler einkaufen, haben wegen des Verderbs des lagernden Getreides viel Risiko zu bestehen, und werfen wo Mangel eintritt, ihre aufgespeicherten Massen auf den Markt, drücken die Theuerungspreise nieder und leisten der leidenden Welt einen Dienst. Wucherer sind nur jene kleinen Aufkäufer von Getreide am Orte der Theuerung selbst, welche Nothpreise erzwingen, und durch sie sich bereichern. Doch der große Getreidehandel, die beflügelten Transportmittel haben dieses kleine Treiben bald kalt gelegt. Der Zinswucher hingegen kostet noch Schweiß.

Ueber drei Jahrtausende geht diese Frage durch die Geschichte. 1500 v. Chr. hat sie Moses, 888 v. Chr. Lykurg, 595 v. Chr. Solon entschieden. In Rom wurden von 260 bis 467 u. c. Versuche der Lösung gemacht und viermal kam es wegen Nichtbefriedigung des Volkes oder wegen seiner fortgesetzten Leiden durch den Wucher zu Auswanderungen aus Rom. Dann machten sich die Päpste an das Werk, zuletzt die moderne Gesetzgebung und Wissenschaft. Die alte Zeit ist gegen das Zinsnehmen oder für Festsetzung eines beschränkten Zinsmaßes. Die alten Gesetzgeber fürchteten die um sich greifende, Alles sich unterthänig machende Uebermacht des Capitals. Sie sahen den Wucher in tausend Formen schlangenartig um die Noth und das Elend sich winden, bis es erdrückt wurde. Hier verdrängt, trat der Wucher dort wieder auf, er hat nicht nur Einzelne und Familien ruinirt, sondern auch die Gesellschaft zerklüftet und Bürgerkriege entzündet. Daher die Strenge der Gesetzgebungen der alten Zeit,

In Perioden mit vorherrschender Agrikultur ist das um so mehr begreiflich. Da waren Darlehen nur wegen vorhandener Noth, wegen dringenden Bedürfnisses gemachte Beleihungen von Vorräthen oder Geld; die Noth des Andern aber soll man nicht mißbrauchen, nicht ausbeuten. Moses wollte daß sein Volk eine große Familie bilde, es hatte einen Nationalgott: auch der Reiche war ein Bruder des Armen, von dem Bruder aber soll man keinen Zins nehmen. Dagegen war es gestattet von dem Fremden Zins zu nehmen. Hier tritt auch schon der Verkehr mehr in den Vordergrund. Lykurg wollte sein Volk von allen Völkern ringsum abschließen, die Genüsse die ein Handelsvolk entnerven, sollten ihm ferne bleiben. Sparta sollte seine Unabhängigkeit, seine nationale Kraft suchen und erhalten in einem festen, gegliederten Grundbesitz und in der Macht der Waffen, in der Stahlkraft des Armes, in der Frugalität der Lebensweise. Der Besitz von Silber war verboten, es gab nur Münzen aus Eisen, die man für den auswärtigen Verkehr nicht brauchen konnte. Die Spartaner halfen sich mit ihren Vorräthen gegenseitig aus, der Markt kannte nur den Tausch. Aber hat je ein Gesetzgeber es verhindern können, daß der Weltgeist auch über Mauern hinüber nicht eindrang in das Herz des Volkes? Die auswärtigen Kriege brachten das Verderben heim. Die Genußsucht und die Habsucht kamen auch über Sparta und Sparta ging zu Grabe.

Anders in Athen. Hier tritt schon die Geldwirthschaft in den Vordergrund. Sparta legte sich auf Jagd und Krieg, Athen auf Handel und Seefahrt. Selbst der Adel baute sich Schiffe und trieb Commerz. Noch mehr bereicherten sich die Kaufleute durch überseeische Geschäfte. Je mehr der Verkehr über alle Küsten sich ausdehnte, um so mehr stieg der Gewinn aus dem Handel, um so größer war die Nachfrage nach Capital, um so höher stieg der Zins. Der niederste Zins betrug 10 Proc., der höchste 30 (36) Proc., in der Mitte schwankte er zwischen 12 und 18 Proc. Die Reichen

legten ihre Capitalien bei Wechslern an, und diese liehen sie wieder aus gegen Verpfändung von Häusern, Grundstücken, Sklaven, Kostbarkeiten.

Am schlimmsten stand es da mit der Bauernschaft. Die Lasten an den Staat waren groß: für sie war keine Aussicht auf Gewinn. Mißerndten und Lasten zwangen sie Schulden zu machen. Sie wurde dem Adel verschuldet und empfand am meisten den Druck des Wuchers. Die Bauernhöfe wurden dem Adel verpfändet, oder es kaufte dieser Bauerngüter an. So ging Eine freie Bauernfamilie um die andere ein. Da kam es zu gefahrdrohenden Bewegungen im Volke und an Solon wurde die Rettung des Staates übertragen.

Wir hören nichts von Wuchergesetzen, weder von Zinsverboten noch von Zinsbeschränkungen. Solon räumte zuerst mit der alten Naturalwirthschaft vollends auf; er schaffte die Leibeigenschaft ab (wie dieß auch bei uns am Ausgang aus dem Mittelalter geschah). Das Einziehen der Bauernhöfe durch den Adel (wie auch bei uns durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich II.) und die Vereinigung vieler Grundstücke in Einer Hand wurde beschränkt. Der Müssiggang ward als Verbrechen erklärt, jeder Bürger mußte ein Gewerbe treiben; der Vater, der seine Söhne ein Gewerbe nicht erlernen ließ, sollte durch sie eine Pflege im Alter nicht erhalten. Der Staat ließ seine Schuldner frei und verwirkte Geldstrafen fallen; dann wurde eine Münzveränderung vorgenommen, in deren Folge der Schuldner seine Schulden leichter abtragen konnte. Die neue Münze erhielt einen höheren Cours, als sie nach ihrem inneren Gehalte haben sollte; der Schuldner brauchte somit statt 100 Drachmen bloß 73 zu entrichten. Damit war auch der Zinsfuß herabgesetzt, während der Werth der verpfändeten Grundstücke stieg. Das Capital behielt die freieste Bewegung. Die Geschichte erwähnt nichts von wucherischer Ausbeutung. Dieß läßt sich aber auch dadurch erklären, daß Darlehen nur zu gewinnbringenden Unternehmungen hergeliehen wurden, welche auch

einen hohen Zins entrichten konnten, und daß beim Volke keine oder wenig Nachfrage nach Darlehen geschah, weil es ihrer nicht bedurfte. Der Bürger erhielt einen Taglohn für den Besuch der Volksversammlung und der Schwurgerichte. Dazu kam, daß in Athen Unterstützungen als unverzinsliche Darleihen gereicht wurden, daß ärmere Bürger Anweisungen auf Grundbesitz in einem Athen gehörigen Lande erhielten, daß an Hülfsbedürftige Kornspenden vom Staate verabreicht wurden u. s. w.

In Rom dem Ackerbaustaate finden wir wieder Zinsbeschränkungen. Das Verlangen der Mittelclasse einen Antheil an den eroberten Staatsländereien zu erhalten, ihre Klagen über das harte Schuldrecht, über den Druck durch Wucher ziehen sich durch die Jahrhunderte Roms bis in die Kaiserzeit hinein. Der innere Kampf der in Folge dieser Leiden der Mittelclasse (Plebejer) entsteht, hat zwei Perioden: eine der Gesetzlichkeit und die andere der Revolution, an deren Folgen das freie Rom verblutet. Diese socialen Leiden begannen mit den Kriegen welche Rom, nach Erweiterung des Staatsgebietes und mehr und mehr nach der Weltherrschaft strebend, mit allen Völkern ringsum führte. Des Plebejers Vieh wurde hinweggetrieben, seine Erndte zerstört; heimgekehrt vom Feldzuge mußte er Schulden machen; er machte Anleihen beim Adel (dem Patricier), der schon größeren Grundbesitz hatte und denselben durch die Eroberungen immer mehr vergrößerte. Er drückte den Plebejer durch Wucher und konnte, wenn dieser nicht bezahlte, ihn als Sklaven verkaufen um sich bezahlt zu machen; dieser Druck führte zu mehrmaligen Auswanderungen des Volkes aus Rom und das Patriciat gab wieder nach, um die Zerreißung des Staats zu verhüten. Oft war es auch die Pest was die harten Patricier zur Nachsicht und Milde stimmte. Die Staatsgewalt selbst mußte sich in's Mittel legen, um den drohenden Sturm abzuwenden, und man suchte durch Gesetze wie durch Verwaltungsmaßregeln einen dauernden Frieden zu stiften. Das war die Periode der Gesetzlichkeit in welcher je nach den

Ereignissen, der Größe der drohenden Gefahr die folgenden Anordnungen in das Leben traten.

Nach der Zwölftafel-Gesetzgebung betrug das gesetzliche Zinsmaximum 8⅓ Proc., d. i. 1/12 des Capitals. Auf die Ueberschreitung dieser Höhe stand die Strafe des vierfachen Betrages. Als die Plebejer das erstemal wegen wucherlicher Bedrückung aus der Stadt gezogen waren, stellten sie als Bedingung der Rückkehr Amnestie und Schuldentilgung auf. Man bewilligte diese Forderung (260 u. c.). Ein späterer Antrag der Volkstribunen auf Verbesserung der Lage der Plebejer bezweckte Aeckervertheilung und Abtragung des Schuld-Capitales in dreijährigen Terminen, nach Abzug der bereits bezahlten Zinsen vom Capitale. Auch dieser Antrag ging durch (387 u. c.). Aber der Wucher und die Ausbeutung der Noth dauerte fort. Als die Noth eine bedrohliche Höhe erreichte, wurde eine Schuldentilgungs-Commission eingesetzt (402). Wenn der Schuldner dem Staate hinreichende Bürgschaft gewährte, befriedigte dieser die Gläubiger und ließ sich ihre Forderungen gegen den Schuldner abtreten; war jene Voraussetzung nicht vorhanden, so wurden die Gläubiger gezwungen an Zahlungsstatt vom Schuldner Werthgegenstände um einen abgeschätzten Preis anzunehmen. Die vierte Maßregel, durch eine Pest abgenöthigt, bestand darin, daß man den Zins für 10 Monate auf 4⅙ Proc. herabsetzte, und dem Schuldner gestattete, das Capital in 4 Raten abzutragen (406 u. c). Aber die Annalen jener Zeit wimmeln von Wucherprocessen. Wieder half die Pest, und die Unruhe im Volke, weil man einen aus seiner Mitte wegen Schulden dem Gläubiger zuerkannte. Die Gläubiger wurden jetzt gezwungen ihre Schuldner, wenn diese ihnen taxirte Werthgegenstände abtraten, oder baldige Zahlung eidlich zusicherten, aus der Schuldhaft zu entlassen. Auch sollte der Schuldner nicht mehr als Sklave verkauft, nicht mehr in Fesseln gelegt werden können. Das alte, harte Schuldrecht ward gebrochen (428). Aber Alles fruchtete nicht. Die Verurtheilungen der

Wucherer dauerten fort. Bereits wurden 40,000 Bürger, wohl zumeist römische Proletarier, von Staatswegen auf andere römische Gebiete übersiedelt. Aber auch das half nichts. Eine Hungersnoth, die Besteuerung auch der untersten Volks-Classen, die wachsende Verschuldung derselben, die Pest, die Hartherzigkeit der Gläubiger — das Alles führte zur vierten Auswanderung des Volkes. Man beantragte die Maßregeln von 402 und 428 und gewährte zuletzt dem Volke wieder Amnestie und Schulderleichterung (467). Weil aber die alte Gesinnung blieb, blieb auch das alte Uebel. Auch der letzte Versuch der Gracchen mißlang.

Es begann die Aera der Revolution. Fruchtlos war die Verweigerung des Kriegsdienstes, fruchtlos die viermalige Auswanderung des Volkes. Die Zersetzung der römischen Gesellschaft in die zwei Classen der Besitzenden und Nichtbesitzenden hatte sich vollzogen und der Bürgerkrieg begann sein blutiges Spiel. Sulla und Marius wurden die großen Henker Roms. Schulden und Wucher waren die Geißeln des römischen Volkes. Da kam Catilina mit der Parole: die Schuldbücher zu vernichten und die Reichen zu ächten. Die bittere Nemesis aber lag darin, daß die Angesehensten jetzt selbst tief verschuldet waren und Plünderung der Reichen, wie Vernichtung der Schuldbücher forderten. Cölius erklärte alle Schuldverschreibungen für erloschen, aber er ward seines Amtes entsetzt; auch der Volkstribun Dolabella forderte Schuldenerlaß, er fand Widerstand; bei der Abstimmung über seine Rogation wurden 800 Menschen erschlagen oder vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. Nach Cäsars Tod begann wieder der grause Bürgerkrieg. Güterconfiskationen, Todesurtheile, Straßenmord, Schlachtentod und Cäsarenthum schlossen der großen Roma tragische Geschichte.

2. Das Mittelalter.

Während des Verfalls des römischen Reiches, in den ersten christlichen Jahrhunderten dauerte die Ausbeutung durch

den Wucher fort. In der Kaiserzeit war noch ein Zins von 12 Proc. erlaubt, in der Praxis aber wurde auch ein Zins von 20 Proc., ja von 30 Proc. erhoben. Durch Genußsucht und Ausschweifung, durch den Fluch der Sklavenarbeit wie in Folge der Ausbeutung der Armen durch die Reichen, der Arbeit durch den Müssiggang war die heidnische Gesellschaft untergegangen. Das Christenthum stellte jener Genußsucht und Ausschweifung das Gesetz der Entsagung entgegen; es hob den Fluch der Sklavenarbeit durch die Anerkennung des Werthes der freien Arbeit wie der Ehre der Arbeit auf. Die Ausbeutung aber oder den Wucher in allen seinen Formen bekämpfte es durch das welterlösende Gesetz der Liebe, und ebenso machte es, dem Müssiggange gegenüber, die Arbeit zum allgemeinen Gesetze unseres Lebens. Das Gesetz der Nächsten- oder Bruderliebe aber gebot gegenseitige Hülfeleistung, Aushülfe in der Noth.

Das Darlehen war nun in jener Zeit eine solche Aushülfe; es mußte also unentgeldlich gegeben werden, weil außerdem in ihm eine Ausbeutung der Noth des Nächsten lag. Sagte ja doch Christus: wenn Jemand von dir entlehnen will, so schlag es ihm nicht ab. Es war daher genug gethan, wenn man so viel zurückgibt, als man empfangen hat. Das Capital diente ja damals nur zur Aushülfe; daß man mit dem Capitale sich Vortheile und Gewinn verschaffe, lag der Einsicht jener Zeit noch ferne. Bei der Unsicherheit jener Zeiten, bei dem Mangel aller Verkehrsanstalten, bei dem Vorherrschen der Naturalwirthschaft, wollte und konnte Niemand sich mit seinem Capitale auf das ungewisse, gefahrvolle Meer von Unternehmungen oder spekulativen Geschäften hinauswagen. Das Capital trug also keine Früchte (res quae non germinat), hatte keine schöpferische Kraft, wie etwa ein Acker dem man durch Arbeit Früchte entlockt. Man konnte daher auch von einem Entlehner keinen Capitalzins fordern; jede Zinsforderung enthielt eine Ausbeutung des Nächsten. Man mußte diese verbieten, und in diesem Verbote der Zinsen

Wucherer dauerten fort. Bereits wurden 40,000 Bürger, wohl zumeist römische Proletarier, von Staatswegen auf andere römische Gebiete übersiedelt. Aber auch das half nichts. Eine Hungersnoth, die Besteuerung auch der untersten Volks-Classen, die wachsende Verschuldung derselben, die Pest, die Hartherzigkeit der Gläubiger — das Alles führte zur vierten Auswanderung des Volkes. Man beantragte die Maßregeln von 402 und 428 und gewährte zuletzt dem Volke wieder Amnestie und Schulderleichterung (467). Weil aber die alte Gesinnung blieb, blieb auch das alte Uebel. Auch der letzte Versuch der Gracchen mißlang.

Es begann die Aera der Revolution. Fruchtlos war die Verweigerung des Kriegsdienstes, fruchtlos die viermalige Auswanderung des Volkes. Die Zersetzung der römischen Gesellschaft in die zwei Classen der Besitzenden und Nichtbesitzenden hatte sich vollzogen und der Bürgerkrieg begann sein blutiges Spiel. Sulla und Marius wurden die großen Henker Roms. Schulden und Wucher waren die Geißeln des römischen Volkes. Da kam Catilina mit der Parole: die Schuldbücher zu vernichten und die Reichen zu ächten. Die bittere Nemesis aber lag darin, daß die Angesehensten jetzt selbst tief verschuldet waren und Plünderung der Reichen, wie Vernichtung der Schuldbücher forderten. Cölius erklärte alle Schuldverschreibungen für erloschen, aber er ward seines Amtes entsetzt; auch der Volkstribun Dolabella forderte Schuldenerlaß, er fand Widerstand; bei der Abstimmung über seine Rogation wurden 800 Menschen erschlagen oder vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. Nach Cäsars Tod begann wieder der grause Bürgerkrieg. Güterconfiskationen, Todesurtheile, Straßenmord, Schlachtentod und Cäsarenthum schlossen der großen Roma tragische Geschichte.

2. Das Mittelalter.

Während des Verfalls des römischen Reiches, in den ersten christlichen Jahrhunderten dauerte die Ausbeutung durch

den Wucher fort. In der Kaiserzeit war noch ein Zins von 12 Proc. erlaubt, in der Praxis aber wurde auch ein Zins von 20 Proc., ja von 30 Proc. erhoben. Durch Genußsucht und Ausschweifung, durch den Fluch der Sklavenarbeit wie in Folge der Ausbeutung der Armen durch die Reichen, der Arbeit durch den Müssiggang war die heidnische Gesellschaft untergegangen. Das Christenthum stellte jener Genußsucht und Ausschweifung das Gesetz der Entsagung entgegen; es hob den Fluch der Sklavenarbeit durch die Anerkennung des Werthes der freien Arbeit wie der Ehre der Arbeit auf. Die Ausbeutung aber oder den Wucher in allen seinen Formen bekämpfte es durch das welterlösende Gesetz der Liebe, und ebenso machte es, dem Müssiggange gegenüber, die Arbeit zum allgemeinen Gesetze unseres Lebens. Das Gesetz der Nächsten- oder Bruderliebe aber gebot gegenseitige Hülfeleistung, Aushülfe in der Noth.

Das Darlehen war nun in jener Zeit eine solche Aushülfe; es mußte also unentgeldlich gegeben werden, weil außerdem in ihm eine Ausbeutung der Noth des Nächsten lag. Sagte ja doch Christus: wenn Jemand von dir entlehnen will, so schlag es ihm nicht ab. Es war daher genug gethan, wenn man so viel zurückgibt, als man empfangen hat. Das Capital diente ja damals nur zur Aushülfe; daß man mit dem Capitale sich Vortheile und Gewinn verschaffe, lag der Einsicht jener Zeit noch ferne. Bei der Unsicherheit jener Zeiten, bei dem Mangel aller Verkehrsanstalten, bei dem Vorherrschen der Naturalwirthschaft, wollte und konnte Niemand sich mit seinem Capitale auf das ungewisse, gefahrvolle Meer von Unternehmungen oder spekulativen Geschäften hinauswagen. Das Capital trug also keine Früchte (res quae non germinat), hatte keine schöpferische Kraft, wie etwa ein Acker dem man durch Arbeit Früchte entlockt. Man konnte daher auch von einem Entlehner keinen Capitalzins fordern; jede Zinsforderung enthielt eine Ausbeutung des Nächsten. Man mußte diese verbieten, und in diesem Verbote der Zinsen

industriellen Spekulation verwendet wird, bei der Stipulirung eines mäßigen Zinses von einem Nothstande keine Rede seyn kann.

Der letzte Fall der Zulässigkeit der Zinsforderung ist endlich die Verlustgefahr, die Uebernahme eines Risiko, z. B. bei der Zahlungsunfähigkeit des Entlehners, bei Darlehen für gewagte Unternehmungen, in Zeiten allgemeinen Geldmangels, oder großer Rechtsunsicherheit, beim Herannahen eines Krieges u. s. w. Hier sollte der Darleiher von dem Entlehner nur eine Sicherstellung in einer Caution, einem Pfande, einer Hypothek fordern für den Fall daß das dargeliehene Geld verloren ginge; vermag aber letzterer diese Sicherheit nicht zu leisten, so bleibt ihm nur die Stellung einer persönlichen Bürgschaft übrig. Der Bürge kann einen Preis für diese Sicherheitsleistung fordern. Sollte nun nicht auch der Darleiher diesen Preis fordern dürfen, wenn er die Tragung der Gefahr gleich dem Bürgen übernähme? Oder der Gläubiger kann dieses Darlehen bei einer Assekuranzgesellschaft versichern lassen, und muß dafür eine gewisse Einzahlung in deren Kasse machen; diese Einzahlung müßte auch der Schuldner ihm vergüten. Aus gleichem Grunde ist der Schuldner auch eine Vergütung schuldig, wenn solche Gesellschaften nicht bestehen; der Gläubiger fordert diese Assekuranz oder Bürgschaftsleistung in der Form des Zinses, in gewissen Procenten des Capitals. Im letzten Grunde handelt es sich auch hier nur um Abwendung eines Schadens oder des Verlustes der ganzen Forderung. Aber in all diesen Fällen bleibt eine Voraussetzung unerschüttert: in dem Zins den sich der Gläubiger bedingt, darf keine wucherische Ausbeutung enthalten seyn, das Ausbedingen der Zinsen muß den Gesetzen der Billigkeit entsprechen. Der Zins muß gerecht und mäßig seyn, er muß daher auch dem Antheil des Arbeiters oder Unternehmers der das Darlehen aufgenommen, am Gewinn Rechnung tragen; er soll nur den Ersatz des wirklich erlittenen Schadens in sich tragen, die Vergütung für einen Gewinn enthalten der dem Gläubiger nach sicherer Annahme

entgangen ist, oder die Vergütung einer Gefahr darstellen welche wirklich und nicht bloß vermeintlich ist u. s. w. Außer diesen Fällen, insbesondere in der Noth soll das Darlehen seinen unentgeldlichen Charakter bewahren.

3. Die Neuzeit.

Die Neuzeit hat, wie sie Freiheit in der Veräußerung, Theilung, Vererbung im Grundbesitz, Freiheit im Betriebe des Gewerbes und Handels forderte, auch die Freiheit und Freigebung des Zinses von allen gesetzlichen Beschränkungen, somit Aufhebung der Wuchergesetze gefordert. Die Vertreter dieser Richtung suchen ihren Standpunkt durch nachfolgende Gründe zu rechtfertigen.

Niemand macht Vorschriften, wenn es sich darum handelt, daß wir unsere Felder verpachten oder unsere Wohnungen vermiethen; die Höhe des Pacht- und Miethzinses wird durch Vertrag zwischen beiden Theilen abgemacht. Warum soll nun der Einzelne durch Vertrag nicht auch die Höhe des Zinses feststellen können? Warum will man hier eine Schranke aufrichten? Wenn der Einzelne mit seinem Capitale eine Fabrik errichtet die ihm 20 Proc. abwirft, warum soll er, wenn er sein Capital einem Anderen zu diesem Zwecke leiht, den Reingewinn nicht mit ihm theilen dürfen, wenn dieser auch den gesetzlichen Fuß des Zinses übersteigt?

Verbietet man das, so ist wohl die nächste Folge, daß der ehrliche Capitalist sein Geld dem geschickten Unternehmer nicht mehr leiht, selbst Unternehmer wird, oder dasselbe in Staatspapieren oder Aktienunternehmungen anlegt die ihm eine höhere Rente abwerfen. Der weniger ehrenhafte Capitalist aber wird die Zinsbeschränkungen zu umgehen wissen, er wird sein Geld mit hohen Zinsen ausleihen und sich dabei noch eine hohe Gefahrprämie ausbedingen, weil er die Gefahr der Entdeckung zu tragen, die Verurtheilung zu Geld- und Arreststrafen zu gewärtigen hat; und daß man solche Zinstaxen in hundert Formen von verschleierten Verträgen zu

umgehen vermag, hat die Erfahrung längst bewiesen. Wer aber muß dadurch am meisten leiden? Nur der Schuldner den das Gesetz zu schützen vermeint. Indem der Capitalhandel von ehrlichen Menschen vermieden wird, fällt er um so mehr in die Hände ehrloser Menschen, d. i. der Wucherer die ihn erst recht zum Nachtheile der Schuldner ausbeuten.

Lassen wir aber die Zinsschranken fallen, dann betheiligen sich auch ehrliche Leute beim Ausleihen ihrer Gelder, das Angebot von Capital wird daher größer und der Zins fällt. Auch ist kein Gesetz im Stande den Zinsfuß ein für allemal zu regeln. Angebot und Nachfrage wechseln, diesen Wechsel bewirken wirthschaftliche (Krisen) und politische Verhältnisse. In gefahrvollen Zeiten verbirgt sich das Capital, finanziell gut stehende Staaten ziehen es an sich; der Sturz eines großen Hauses reißt Tausende in dessen Schicksal hinein u. s. w. Darum darf man nicht auch noch gesetzliche Hindernisse schaffen, welche sich der freien Bewegung des Capitals entgegenstellen; man muß durch Freigebung des Zinses das Capital ermuntern, daß es sich auf den Markt des Lebens wagt. Gesetzt auch, der Zins steige bei dieser Freiheit auf 5 Proc. oder 6 Proc. oder noch höher, so liegt hierin weit weniger Gefahr, als in dem Mangel des Angebots von Capital. Wo es nicht an Capital fehlt, tritt manches rentable Unternehmen in das Leben, kann Mancher vom Ruine noch gerettet werden; es ist also besser, daß derjenige der in Zeiten einer Krisis seine Waare mit 30 Proc. Verlust verkaufen müßte, ein Darlehen zu 20 Proc. erhält um jenen Verlust abzuwenden.

Auch ist nicht zu übersehen daß, wenn man in einem Staate die Zinsbeschränkungen aufrecht erhält, während sie in Nachbarstaaten gefallen sind, die inländischen Capitalien in das Ausland wandern, für die Verwendung der inländischen Industrie verloren sind. Endlich hebt der Staat die Zinsbeschränkung für sich selbst auf; seine Papiere werden nach dem Zinse von 100 berechnet, während sie doch nur

auf 70, 80 oder 90 stehen: nach welchem Rechte will man gleichwohl bei Privaten noch Zinsnormen aufrecht erhalten?

Im Allgemeinen hat dieser Standpunkt in der Gegenwart gesiegt. Die Zinsfreiheit besteht in Württemberg seit 1849, in Großbritannien seit 1854 und seit 1857 in Italien, den Niederlanden, in der Schweiz, seit 1866 in Oesterreich und Preußen.

Dieser Richtung gegenüber machen die Vertheidiger der Wuchergesetze zu deren Aufrechthaltung Folgendes geltend: Als man früher in Frankreich, Oesterreich, Norwegen die Wuchergesetze aufhob, trat sofort eine zunehmende wucherliche Bedrückung des Volkes ein. Das österreichische Wucher-Patent vom 9. Dez. 1803 sagt ausdrücklich: „daß vieljährige Erfahrung die Ueberzeugung begründet habe, daß die Freigebung der Zinstaxe durch ungemäßigte Gewinnsucht mißbraucht wurde, welche auf die Thorheit der Verschwendung und auf die Drangumstände des Bedürfnisses spekulirte, Fleiß und Betriebsamkeit muthlos machte, den Privatcredit unterdrückte und die schädlichsten Folgen auf Sitten und Gesinnungen verbreitete.“ An die wenig bemittelten Leute gegen Faustpfand oder auf bloßen Credit Geld auszuleihen, ist für solide Capitalisten zu lästig; sie lassen sich hiezu um so weniger herbei, als solches Geldleihen in der öffentlichen Meinung etwas Anrüchiges an sich hat. Es fallen somit jene Leute in ihrer Noth, wie unerfahrene und unwissende Menschen überhaupt, den Wucherern in die Hände und die Praxis der Gerichte sagt uns, daß da 32 Proc., 48 Proc., ja noch höhere Zinsen erhoben wurden. Diesem Schicksal unterliegt beim Geldbedürfniß nicht bloß der Arbeiter, sondern auch der kleine Geschäftsmann, der niedere Beamte, der kleine Bauer, ja der Grundbesitzer überhaupt, weil der Grundbesitz keine so hohen Renten trägt als der Capitalist Zinsen fordert, und weil der Grundbesitzer Darlehen erst nach längerer Zeit wieder abtragen kann, daher der Gläubiger seine Zinsforderung um so höher spannen wird, als er weit höhere

Zinsen erlangen kann, wenn er seine Capitalien an Handelsleute ausleiht.

Wie die unteren Erwerbsclassen und der Grundbesitzer, so steht bei unbedingter Zinsfreiheit auch ein Unternehmer in Gefahr, daß der Capitalist unmäßige Zinsen von ihm fordert, wenn er von ihm Capitalien entlehnen will, weil jedes Unternehmen ein Risiko in sich trägt. Der Capitalist kann da einen Zins fordern, der den Unternehmer am Ende um alle Früchte seines Unternehmens bringt. Diese Gefahr tritt überhaupt bei allen gewagten Geschäften ein, in welchen der Gläubiger eine Assekuranzprämie neben dem Zins noch fordert; der Capitalist kann diese Prämie so hoch stellen als das Capital selbst ist. Das Volk aber gegen wucherliche Uebervortheilung durch das Capital zu schützen ist der Staat um so mehr verpflichtet, als das Volk den größten Theil der Steuern, den größten Theil der Last der Wehrpflicht zu tragen hat. So gewiß der Staat berechtigt ist das Publikum gegen zu theueres oder schlechtes Brod und Fleisch, gegen zu hohe Apothekertaxen zu schützen, so berechtigt ist er, aus gleichen Gründen des Gemeinwohles, die Nachtheile des Wuchers von ihm abzuhalten. Der Staat kann in der Freigabe des Zinses keine Garantie hiegegen finden, weil die freie Concurrenz der Erfahrung nach den Zins nicht herabdrückt, vielmehr ungebührlich erhöht, da namentlich Verschwender und Spekulanten das größere Angebot des Capitals für sich ausbeuten, den Zins hinauftreiben, folglich die Benützung des Capitales dem Volke erschweren. Auch darf man die Wuchergesetze nicht darum verwerfen, weil sie umgangen werden können: denn der den verurtheilten Wucherer sicher treffende Verlust an der Privatehre wird gewiß Viele abhalten die Wuchergesetze nicht zu respektiren. Man kann zugeben, daß der große Industrielle der Wuchergesetze nicht bedarf; er hat die erforderliche Sachkenntniß, befindet sich nicht in einer Nothlage, er weiß wie weit er gehen kann und darf. Nicht so bei der großen Mehrheit, beim Volk.

Hier dürfen wir nicht die Freiheit zum Ausgangspunkte machen, sondern die menschliche Leidenschaft, die Gewinnsucht die allen Segen der Freiheit für sich allein ausbeutet. Im Interesse des Volkes also müssen wir uns für Aufrechthaltung der Wuchergesetze entscheiden.

So die Vertheidiger der Wuchergesetze. Wo ist nun die Wahrheit? wo finden wir die Lösung?

4. Die Lösung.

Ackerbaustaaten wie Israel, Sparta, der römische Staat, die Staaten im Mittelalter hatten Wuchergesetze; Athen und die Industriestaaten der Neuzeit haben sie abgeschafft. Je mehr die Völker aus dem mittelalterlichen Ackerbaustaate heraustraten, und der Handelsgeist das Darlehen auch zu einem fruchtbringenden Capitale zu gestalten wußte, je mehr also Darlehen industriellen Zwecken dienten, um so mehr verlor das Verbot der Zinsen seinen alten Boden, seine frühere Begründung. Ist das Capital in einer wirthschaftlichen Entwicklungsperiode einmal eine Macht geworden, dann fordert es die Freiheit; indem es sich mit der Arbeit der Spekulation und des Unternehmens vermählt, trägt es die Früchte, d. i. Interessen, und dem Gläubiger solche versagen, hieße ihm eine Vergütung für einen entgangenen Gewinn absprechen, da der Darleiher ja selbst hätte Unternehmer werden und den Gewinn für sich hätte beziehen können. Nun tragen die Unternehmungen und industriellen Geschäfte welche das Capital befruchtet, verschiedene Interessen, hier große, dort kleine, man kann daher für das in dieselbe verwendete Capital keine feste Zinsschranke aufstellen. Es werden auch die Zinsen hier größere, dort niedrigere seyn müssen, so wie auch der Zins den man wegen erlittenen Schadens fordern kann, nach der Größe des Schadens sich richten muß. Man müßte folglich die Wuchergesetze für die industrielle Bevölkerung aufheben, und die Zinsfreiheit als Lebensprincip industrieller Geschäfte aner-

kennen, man müßte aber die Wuchergesetze für die ackerbauende Volksclasse beibehalten. Aber eine solche Beschränkung oder Ausnahme würde bald vereitelt werden. Noth auf der einen, Gewinnsucht auf der andern Seite würde bald dahin führen, Darlehen an die ländliche Bevölkerung mit einer Form zu umhüllen welche denselben einen industriellen Charakter aufprägen und darum auch Zinsfreiheit fordern würde. Auch dringt die Fabrik, die Industrie immer mehr in die ländlichen Gebiete ein und macht eine wirthschaftliche Abgeschlossenheit beider Bevölkerungsclassen zur Unmöglichkeit, und wenn man eine solche doch durchführen wollte, würde das Capital sich von der ländlichen Bevölkerung abwenden und in die Städte wandern; dann hätten aber gerade auf dem Lande die Wucherer ihr grauses Spiel. Man muß daher die Trennung fallen lassen, und wenn überhaupt, auch für die ländliche Bevölkerung die Wucher-Gesetze aufheben.

Die Hauptaufgabe und der Kern der Frage liegt vielmehr darin, die Macht des Wuchers zu brechen, aber die Wohlthat und den Segen des Credits zu erhalten. Gesetze können dahin führen den Wucher wie den Credit unmöglich, im Kampfe gegen den Wucher auch den Credit kampfunfähig zu machen; der Credit, das Capital braucht Freiheit, der Wucher braucht so weit es nur immer möglich ist, Schranken. Die Gesetze bestrafen die That, sie gehen nicht in die Motive ein, sie berühren nur die Außenseite des Lebens, sie treffen also den Wucher wie den Credit. Die Wuchergesetze helfen nicht mehr; wir brauchen Anstalten welche das Wuchergebiet immer enger umziehen, dem Wucher mehr und mehr das Handwerk legen. Aber mit diesen Anstalten erreicht man nur dann den Zweck, wenn sie in hinreichender Anzahl in das Leben gerufen werden, auf dem Lande wie in den Städten dem Bedürfnisse entsprechend vertheilt werden, allen Bedürftigen oder minder Bemittelten wessen Standes oder Berufes sie immer seyn mögen, offen stehen und insbesondere

vor der Lüderlichkeit und Verschwendung sich ebenso verschließen, als sie verschämten Bedürftigen in einer das Ehrgefühl achtenden Form zugänglich sind.

Voran stellen wir hier die Hülfsleih- oder Rettungs-Kassen, dann die öffentlichen Leih- oder Pfandhäuser*). An sie müssen sich anschließen Boden-Creditanstalten für den kleinen Grundbesitzer, Creditkassen für das kleine Handwerk**), Assekuranzkassen zur Sicherung gewagter Darlehen gegen eine den Verhältnissen entsprechende Sicherheitsprämie u. s. w.

Neben diesen Anstalten hat auch der Staat noch seine Aufgabe: er wird den Wucher strafen, wenn er das Gebiet des greifbaren Betruges beschreitet, durch falsche Vorspiegelungen, Täuschungen, Ausstellung falscher Urkunden, Ausbeutung der Noth und Unerfahrenheit sich bereichert. Er wird alle Wetten auf das Steigen oder Fallen der öffentlichen Papiere verbieten***). Er wird den Disconto als Norm aufstellen zum Anhaltspunkte für die Richter, wenn sie Zinsen zuerkennen sollen; denn der Disconto zeigt am sichersten die Bewegungen des Geldmarkts. Die Verkürzung einer geliehenen Summe durch Zugabe von Waaren statt des Geldes, durch Mehrverschreibung als man erhalten hat, sind für ungiltig zu erklären. Bei Verträgen bei welchen ein Zins über den Disconto festgesetzt wird, ist dem Schuldner eine monatliche Aufkündbarkeit als Recht einzuräumen†). Die Anstalten sollen solche Bedingungen der Rückzahlung und Verzinsung stellen, welche ein Schuldner leicht erfüllen

---

*) Ueber diese Anstalten: de Gérando, die öffentliche Armenpflege, übersetzt von Buß, Bd. II. Abth. 2. S. 2—45. Rau, Volkswirthschaftspolitik Abth. II. Ausg 5. 1863, S 104—21.

**) Vergl. Raffeisen, die Darlehenskassen-Vereine als Mittel zur Abhülfe der Noth der ländlichen Bevölkerung, wie der städtischen Handwerker und Arbeiter. Neuwied, (Strüder'sche Buchhandlung) 1866.

***) Vergl. französisches Str.-G.-B. Art. 421, 422.

†) Rau a. a. O. §. 319. Ziff. 2 §. 323. Ziff. 7.

kann, daher ihn nie in die Lage bringen statt ihrer die Hülfe des Wucherers aufzusuchen. Die Stellung einer Bürgschaft dürfte als Regel genügen; dieses Sicherheitsmittel ist um so mehr zu empfehlen, als es geeignet ist die Solidität des Charakters zu fördern und ein inniges Band unter den Gliedern einer Gemeinde zu knüpfen. Ueberdieß wird die Oeffentlichkeit des Verfahrens in Wucherprocessen nicht verfehlen, die Wirksamkeit der Gesetze zu erhöhen.

Die gedachten Anstalten haben den Zweck dem Wucher vorzubeugen, ihn entbehrlich zu machen und auszumerzen; die Strafgesetze sollen den Wucherer als Betrüger brandmarken, die bürgerlichen Gesetze dem Bewucherten den Ersatz des Schadens gewähren den er durch den Wucher erlitten hat. Auch für den mittleren und großen Grundbesitzer, wie für den Industriellen gelten diese Gesetze; für die Grundbesitzer ist aber auch noch die Verallgemeinerung jener Boden-Credit-Anstalten nothwendig die für dieselben bereits bestehen*). Das Creditbedürfniß für Unternehmer findet in Aktiengesellschaften und in den Banken eine Befriedigung; die großen Krisen aber zeugen von der Krankheit der Ueberspekulation und des Schwindels**). Auch hier ist eine Reform dringend geboten. Dem Creditbedürfniß für den Einzelunternehmer ist noch keine befriedigende Rechnung getragen.

Erst wenn diese Anstalten und Gesetze in das Leben treten, ihre Verallgemeinerung und Reform durchgeführt ist, hat die Stunde geschlagen, in welcher der Gesetzgeber es aussprechen kann: die Wuchergesetze sind aufgehoben. Die sicherste und letzte Lösung der Wucherfrage aber liegt wie bei allen großen socialen Fragen der Zeit, in der christlichen Gesinnung und Bildung.

Rch.

*) Zeulmann, die landwirthschaftlichen Creditanstalten. Erlangen 1866 und Dr. Haushofer, der landwirthschaftliche Credit. München 1865.

**) Laveleye, die Geld- und Handelskrisen, Kassel 1865.

XIII.

Studie über den Kaiser Karl V.*)

III.

Im Herbste des Jahres 1529 schickte Karl sich endlich an nach Deutschland zu gehen. Sein Zweck war, nachdem Suleiman der Prächtige durch die Belagerung von Wien die allgemeine Türkengefahr so scharf in die Augen gerückt, um endlich die gesammte deutsche Kraft zur Abwehr des furchtbaren Feindes aufzubieten, und um dieß zu können, vorher den Religionszwist gütlich zu vereinbaren. Wir wissen aus der Darlegung Melanchthons, wie entschieden der Kaiser bei der Zusammenkunft in Bologna von dem Papste die Berufung eines Conciles forderte.

Es ist der gewöhnliche Fehler derjenigen, die sich vom theologischen Standpunkte aus mit diesen Dingen beschäftigen, daß sie an diesem Standpunkte bewegungslos kleben bleiben. Nicht bloß für den Kaiser Karl V. lagen die Dinge anders, sondern auch für die Fürsten des neuen Kirchenthumes. Geben wir gleich den Grundzug der Politik derselben an: sie spekulirten auf die Türkengefahr, um von dem Kaiser das Zugeständniß der rechtlichen Anerkennung ihres Thuns zu erlangen. Deßhalb stellten sie in Augsburg die

*) Von einem protestantischen Forscher.

Religionsfrage in den Vordergrund. Sie überreichten dem Kaiser die Confession. Der Verfasser der Confession, Philipp Melanchthon, hat es mit derselben ehrlich gemeint. Es war ihm um seine Lehre zu thun. Wir untersuchen hier nicht, ob nicht dieser große Gelehrte, bei aller seiner Wissenschaft, dennoch über diese seine Lehre das ganze Leben hindurch großen Schwankungen und Selbsttäuschungen unterworfen war. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an seine loci theologici, die von Ausgabe zu Ausgabe sich änderten, bis fast zum völligen Gegensatze, wenigstens in Bezug auf die Lehre vom freien Willen. Allein in einer und zwar hier der wichtigsten Beziehung unterliegt Melanchthon keinem Vorwurfe. Er ist nicht revolutionär. Es ist nicht seine Absicht und ist es nie gewesen, die Jurisdiktion der alten Kirche zu zersprengen. Man machte ihm von seiner Partei aus beim Fortgange der Beredungen in Augsburg den Vorwurf, daß er die bischöfliche Jurisdiktion herstellen wolle. „Kann ich anders, fragt er*), wenn sie die Lehre gestatten?“ — Dann fährt er fort: „O, wenn ich es doch vermöchte, nicht etwa die Herrschaft der Bischöfe aufrecht zu halten, sondern ihre Jurisdiktion herzustellen! Denn ich sehe voraus, was für eine Kirche wir haben werden, wenn die kirchliche Verfassung aufgelöst wird. Ich sehe, daß hernach die Tyrannei viel unerträglicher werden wird, als sie jemals vorher gewesen ist.“ Er behauptet, daß Martin Luther immer ebenso gedacht habe. „Nur deßhalb lieben sie ihn, sagt er, weil sie durch ihn in den Stand gesetzt sind sich der Bischöfe zu entledigen und eine Freiheit zu erlangen, die sicherlich der Nachwelt keinen Segen bringen wird.“

Wir sehen, von welcher kirchlichen Rechtsanschauung aus Phil. Melanchthon die Confession von Augsburg verfaßt hat. Das Aktenstück entspricht dieser Rechtsanschauung. Denn der Eingang stellt nicht das Princip des Territorialkirchen-

---

*) Corpus Ref. II. 334

thumes auf, welches thatsächlich bereits seit etwa drei Jahren in Geltung war, sondern verlangt für den Fall, daß sich die Anwesenden über den Zwiespalt der Religion nicht gütlich einigten, ein allgemeines Concil. Man beruft sich für diese Forderung auf die beiden kaiserlichen Instruktionen zu den Reichstagen von 1526 und 1529, in denen der Kaiser selbst ein solches Concil in Aussicht gestellt. Sie verlangen demnach, daß der Kaiser sich bemühe den Papst zum Ausschreiben eines gemeinen, freien, christlichen Concilii zu bestimmen.

Es sind die Worte Melanchthons, nach seinem Verhalten aufrichtig und wahr, welche die sieben Fürsten und einige Magistrate durch die Ueberreichung dieser Confession zu den ihrigen machten. Die Forderung der Berufung eines Conciles schloß der Natur der Sache nach für den Fall der Erfüllung das Versprechen der Unterwerfung unter dasselbe in sich. Oder richtiger: es konnte nach diesen Worten dem Kaiser Karl nicht eine Ahnung aufsteigen, daß möglicher Weise dieselben Personen, die damals ein Concil forderten, dann wenn es ihm gelang die Berufung durchzusetzen, auch nur daran denken würden die Unterwerfung zu verweigern. Diese Worte gestatteten dem Kaiser nicht, die Absicht der Sprengung der bisherigen kirchlichen Verfassung bei jenen sieben Fürsten und vier Magistraten vorauszusetzen.

Dieß ist, wie es uns scheint, von der größten Wichtigkeit für das Verhalten des Kaisers. Der Wortlaut der Confession mußte in ihm den Gedanken erwecken oder bestätigen, daß die Abweichung nur in Betreff der Lehre bestehe. Und auch diese Abweichung tritt in der Confession nicht scharf und schroff hervor. Die Confession ist, wir wiederholen es auch in dieser Beziehung, nicht bloß aus der Feder Melanchthons geflossen, sondern aus seiner Seele. Es ist seine Individualität, die darin sich ausprägt. Nemo tunc nos adjurabat, sagt er später einmal. Demgemäß verneint die Confession nicht bloß nicht die Jurisdiktion der Kirche, sondern sie läßt auch die Abweichungen in der Lehre möglichst wenig

schroff hervortreten. In dem vierten Artikel, der Lehre von der Rechtfertigung, fehlt bei den Worten: „durch den Glauben“ der eminent lutherische Zusatz des Wörtchens: „allein“. Es tritt in dieser Darstellung der Lehre immerhin eine Abweichung von derjenigen der alten Kirche, nicht jedoch der Gegensatz gegen dieselbe hervor. Dieser Gegensatz der in der Confession nicht scharf hervortritt, ist, damit wir es kurz bezeichnen, derjenige der sola fides des Lutherthumes gegen die fides formata (sc. charitate) der Kirche.

Der Kaiser, dem der eigentliche wahre Gegensatz, nämlich die Verneinung der Jurisdiktion der alten Kirche, in dem officiellen Aktenstücke der Confession nicht entgegentrat, dem dagegen in Betreff der Lehre nur eine Abweichung kund wurde, mußte dennoch den Spalt für geringer ansehen als derselbe wirklich war, zumal da es sein Wunsch und sein Interesse war denselben zu heilen. Nur dadurch erklärt sich sein Bemühen, das er von da an noch zwölf Jahre fortsetzt, die entstandene Kluft schließen zu wollen durch Besprechungen über diesen oder jenen Artikel der Lehre. Und ebenso ist dadurch erklärlich seine fortgesetzte Schonung und Milde gegen die Fürsten des neuen Kirchenthumes. Bekanntlich erhob wegen dieser Schonung und Milde der König Ludwig XIV. ein Jahrhundert später vor den geistlichen Fürsten von Deutschland, um sie zum Hasse gegen Oesterreich zu reizen, die Anklage, daß der Protestantismus sein Entstehen und sein Wachsthum verdanke der Connivenz des Hauses Habsburg.

Diese Anklage war unbegründet. Vielmehr hat der Kaiser Karl V. sich mit Mühe und Sorge und eigener Aufopferung die Heilung des traurigen Spaltes angelegen seyn lassen. Er konnte es nicht, einestheils weil er glaubte, daß es sich in erster Linie um die Lehre handle, weil er darum auf diese hauptsächlich sein Augenmerk richtete und eben deßhalb das eigentlich trennende Moment, die Veränderung der Kirchenverfassung, das faktisch seit 1527 bestehende Territorial-Kirchenthum nicht der vollen Wichtigkeit gemäß würdigte. Er

konnte es aber auch ferner deßhalb nicht, weil die Inhaber des neuen Kirchenthumes, voran die beiden Fürsten von Sachsen und Hessen, trotz ihrer Aneignung der von Melanchthon verfaßten Confession, trotz ihrer Berufung auf ein von dem Papste auszuschreibendes allgemeines, freies, christliches Concil — weil diese Inhaber des neuen Kirchenthumes von Anfang an nicht eine Ausgleichung wollten, sondern das Fortbestehen der Spaltung und mithin die Erweiterung derselben.

Diese Ansicht erscheint vielleicht manchem meiner Leser neu. Sie bedarf mithin des Beweises. Wir haben denselben zu führen. Heben wir zunächst hervor, daß von dem Tage an wo die Landesfürsten und Obrigkeiten sich des Kirchenwesens angenommen haben, gleichwie, um mit Martin Luther zu reden, der Brücken, Wege und Stege oder zufälliger Landesnoth — daß von diesem Tage an nur noch eben dieser Landesfürst über kirchliche Dinge entscheidet, nicht mehr die Theologen, daß diese höchstens nur noch eine berathende Stimme haben. Es ist der Beginn des reinen Absolutismus auf kirchlichem Gebiete, damals noch des Landesherrn, in unserer Zeit dessen was man Staat nennt.

Wir haben oben aus den Worten Melanchthons ersehen, wie er bereits im J. 1530 dieses Unheil vollauf erkennt, wie ihm zugleich sich bereits die Wahrnehmung erschließt, daß Martin Luther und er nur gedient haben als Werkzeuge für diesen Absolutismus. Es ist derselbe Grund aus welchem zwei Jahrhunderte später der Vollender dieser Richtung, der König Friedrich II. von Preußen, „diese übrigens armseligen Leute, die Reformatoren", seines Dankes für würdig hält. Nicht mehr Theologen, nicht mehr Geistliche, noch Priester unterzeichnen die Confession von Augsburg, sondern die Fürsten und Obrigkeiten, welche ein neues Kirchenthum bei sich begründet haben.

Von diesen Fürsten bewies der Landgraf Philipp von Hessen seine Abneigung, seinen Widerwillen gegen jegliche Versöhnung des Zwiespaltes dadurch daß er während der

Unterhandlungen, zum Aergernisse für seine eigene Partei, heimlich in der Nacht Augsburg verließ. Aus der Ferne ergingen dann seine Mahnungen an den unglücklichen Melanchthon nicht nachzugeben.

Es bedurfte dessen nicht. Denn Melanchthon war nicht seiner selbst Herr. Er stand in Diensten des Kurfürsten von Sachsen, und dieser wollte einen Ausgleich ebensowenig wie der Landgraf von Hessen. Der Kurfürst selbst äußert*) sich einige Jahre später: das Werk der Einigung in Augsburg sei deßhalb mißlungen, weil weder seine unterthänige Gesinnung für den Kaiser, noch die Freundschaft für seine Mitfürsten ihn habe bewegen können das Abendmahl unter Einer Gestalt nicht zu verdammen, d. h. die Messe in seinem Lande zu gestatten. Denn das sei wider sein Gewissen gewesen.

Der Gebrauch des Wortes „Gewissen" wird für jene Zeit nicht auffallen. Jede Zeit hat ihre besonderen wohlklingenden Namen für Unrecht und den Frevel gegen Andere. In unserer neuen Zeit hat man von ähnlicher Stelle aus für eine ähnliche brutale Gewalt das Wort der „Nothwendigkeit" gefunden, in die man sich fügen müsse mit Gebet und Thränen. Damals also zog man das „Gewissen" vor. Die Fürsten des neuen Kirchenthumes hielten ihre maßlose Unduldsamkeit gegen diejenigen welche nicht etwas Neues einführen, sondern dem Glauben und dem Cultus der Väter treu bleiben wollten, für Gewissenspflicht. Die richtige Würdigung dieser Art von Gewissenspflicht haben wir oben von Herrn Ranke erfahren. Eben darum aber kann es, gemäß der Anlage der menschlichen Natur, niemals eine Revolution gegeben haben, die in solcher Weise zerrüttend gewirkt hat wie diese sogenannte Reformation. Das 16. Jahrhundert ist dasjenige der tiefsten Zersetzung, in die Niemand uns einen so tiefen Blick eröffnet wie Philipp Melanchthon. Was auch dieser Mann, weniger aus sich selbst als unter

*) Corp. Ref. II. 909.

dem Drucke Anderer denen er nicht zu widerstehen vermochte, Unrechtes gethan, das hat er gebüßt durch das unendliche Leid und den tiefen Schmerz über das was um ihn her vorging.

Wir sehen: der Charakter des neuen Territorialkirchenthumes ist nach innen die scharf durchgeführte Unduldsamkeit, nach außen die Zersetzung der bestehenden Bande der Kirche und des Reiches, vorerst noch unter der heuchlerischen Maske der Forderung eines Conciles. Das Wort: heuchlerische Maske ist nicht zu stark. Denn wie auch immer ein Concil ausfallen, wie weit man auch die Grenzen der Worte: allgemein, christlich, frei hinaussetzen mochte — das Princip des Territorialkirchenthums hatte vor keinem Concile die Aussicht auf die Anerkennung einer Rechtsgültigkeit. Eben darum konnte dieß Princip ein Concil nicht wollen. Die Forderung war eine Lüge.

Und dieß eben ist die Täuschung, in welcher der Kaiser Karl V. befangen blieb: der Glaube daß, wenn nur es ihm gelinge die Berufung eines Conciles zu erwirken, eine Heilung des Spaltes möglich sei. Und auch nur durch diesen Glauben ist die Nachgiebigkeit, die Milde des Kaisers gegen die Fürsten des neuen Kirchenthumes, das Geschehenlassen ihrer Unduldsamkeit zu entschuldigen. Dieß nämlich ist der Punkt, der in der Regel allzu wenig beachtet wird. Der Kaiser war der Brunnquell aller Gerichtsbarkeit, der Schützer alles Rechtes sowohl für die Reichsstände als für die einzelnen Individuen unter denselben. Diese Reichsstände, die Fürsten und Obrigkeiten des neuen Kirchenthumes, mißhandelten und zertraten das Recht des Individuums: das Recht zu beharren bei dem Glauben und dem Cultus ihrer Väter. Der Kaiser Karl V. hatte die Pflicht, das Individuum in diesem Rechte zu schützen. Er ließ die Kränkung desselben einstweilen zu, weil er hoffte in der Lösung der einen großen Aufgabe, der Heilung der Spaltung, zugleich die Lösung für die Summe der vielen kleinen Aufgaben des Schutzes der Einzelnen in ihrem individuellen Rechte zu finden.

Und ähnlich stand es mit dem positiven Rechte des sächlichen Besitzes und Eigenthumes. Diese Fürsten und Obrigkeiten zertraten nicht bloß dieß natürliche Recht des Individuums, sondern zugleich die positiv rechtlichen Zustände, sei es durch die Aneignung der Kirchen- und Klostergüter, sei es durch die Verwendung derselben zu einem anderen Gebrauche und zu einem anderen Cultus, als zu welchem sie gestiftet waren. Das alte Kirchenwesen, die alten Pfarreien waren gegründet auf die Messe. Der Kurfürst Friedrich, den man den Weisen benennt, hatte beim Beginne der Umwälzung den Eiferern von Wittenberg die ernste Mahnung zugerufen, daß die Abschaffung der Messe jeglichem kirchlichen Institute, und mithin auch seiner Universität Wittenberg, die Axt an die Wurzel legen heiße. Seine beiden Nachfolger, Vater und Sohn, lernten diese Scrupel überwinden. Sie schafften die Messe ab. Aber sie ließen die auf dieselben gestifteten Einkünfte fortbestehen. Einen Theil nahmen sie selbst, ein anderer ging in der allgemeinen Desorganisation verloren, einen dritten und kleinsten erhielten die Diener des neuen Kirchenthumes.

Die Klagen über alle diese Spoliationen der verschiedensten Art gingen an das Reichskammergericht. Mehr als einmal hat der Kaiser, in der Hoffnung dadurch den Weg zu einer gütlichen Ausgleichung zu bahnen, das Verfahren sistirt.

Es war vergeblich. Die Richtung der Aggressive, der Zersetzung, der Zerstörung, die damals sich der Fahne des neuen Kirchenthumes bediente, war unersättlich. Sie sah jeden Versuch der Begütigung nur als eine Abschlagszahlung an auf das Ganze welches sie forderte. Diese Forderung war die reichsrechtliche Anerkennung des thatsächlich von Anfang an geübten Principes des Territorialkirchenthumes: des Rechtes des cujus regio ejus religio, durch welches allein der Protestantismus als neues Kirchenthum hat entstehen und sich behaupten können. Die Bauern und der Reichsadel hatten in ihrer Hoffnung das neue Evangelium für ihre

Interessen ausnutzen zu können, sich nacheinander schwer getäuscht. Nicht ihnen kam es zu gute, sondern denen gegen welche sie sich erhoben hatten: dem Stande der Reichsfürsten und einstweilen auch den Magistraten der Reichs- und selbstständigen Landstädte.

Ob es dann auf die Dauer diesen allen zu gute kam? Der Bruch des Rechtes ist niemals ohne Consequenz. Diese kann sich verzögern. Sie tritt vielleicht erst ein, wenn jener längst vernarbt erscheint, in den großen Angelegenheiten der Politik vielleicht erst nach Jahrhunderten. Aber ausbleiben kann sie nie.

Die Lockung lag damals freilich für die deutschen Fürsten vor Augen. Sie lag im Geiste der Zeit, der nicht auf die deutschen Fürsten sich beschränkte. Namentlich gaben Gustav Wasa in Schweden und dann Heinrich VIII. in England das Beispiel, welchen Gewinn die königliche Macht dadurch haben könne, daß sie das anerkannte Bedürfniß einer Reformation der Kirche ausnutze zur Zwangs-Vermählung derselben mit dem Staate. Der Vortheil dieser Ehe war ja augenscheinlich sehr auf der Seite des Bräutigams. Die Braut brachte ihm eine reiche Morgengabe mit. Sie brachte, oder vielmehr mußte ihm bringen ihren Besitz an liegender und fahrender Habe, von welchem der Bräutigam ihr so viel beließ als ihm dienlich erschien: sie brachte ihm unmittelbar zugleich einen weit reichenden und tief greifenden Einfluß auf die Gesinnungen der Menschen. Gustav Wasa in Schweden und Heinrich VIII. in England wußten sich in ausgiebigem Maße dieser Vortheile zu bedienen. Das Königthum ward stark, und die Kirche dort, einst bei allen ihren Auswüchsen dennoch die alleinige Schützerin und Pflegerin der wahren geistigen Freiheit, ward zur dienenden Magd dieses absoluten Königthumes, ohne Aussicht und Hoffnung jemals wieder dieser Fesseln sich zu entwinden.

Ganz so jedoch lagen in Deutschland die Dinge nicht. Auch hier freilich war in den Augen desjenigen Reichsfürsten,

des Reichsstandes überhaupt, der sich einmal die Schlagsätze der Reformation angeeignet hatte, durch die Consequenz derselben der Nerv des kirchlichen Besitzes durchschnitten, und glücklich erschien der, welcher möglichst viel davon erhaschte und erjagte. Allein hier trat dann wieder der große Unterschied entgegen. Die Könige von England und Schweden waren souverän. Ein deutscher Reichsfürst hatte nicht bloß in sich selber eine Schranke zu überwinden, sondern mußte sich, wenigstens in Worten, beugen vor dem positiven Rechte und dem Vertreter desselben, dem Kaiser. Anders dagegen lag die Sache, wenn der Kaiser selbst sich an der Reformation betheiligte, wenn er auch selbst für sich die Consequenzen derselben zog.

Wir berühren diese Frage, weil es in neuerer Zeit bei derjenigen Richtung in der deutschen Geschichtschreibung, welche der Zahl nach die Oberhand hat, hergebracht ist, auf den Kaiser Karl V. den Vorwurf zu bringen, daß er durch das Unterlassen dieser Betheiligung einen schweren national-politischen Fehler begangen habe.

Es ist wahr, die Vortheile für den Kaiser Karl V. waren lockender als für einen der Kleinen die so eifrig waren. Nirgends war eine solche Fülle weltlicher Macht in geistlichen Händen als auf deutschem Boden. Es gab 38 kirchliche Fürsten, sämmtlich regierende Herren über Land und Leute, alle wehrlos. Wie nun, wenn der Kaiser nach dem Reichstage von Augsburg 1530, wo alle seine Vermittelung gescheitert war, die Principien des Landgrafen von Hessen sich selber angeeignet und dadurch überboten hätte? Wenn er erklärt hätte: die Bisthümer, welche entstanden seien durch die Vergabungen seiner Vorgänger am Reiche, wolle er nun als erledigtes Reichsgut wieder zur Krone ziehen? — Gewiß, eine starke Strömung in den Gemüthern hätte darin den Kaiser unterstützt. Und eben von dieser Strömung aus, deren Auswüchse in der Erhebung der Reichsritterschaft und dann der Bauern zu Tage getreten

waren, wäre vielleicht der Anfang nicht so gar schwer geworden. Der Kaiser Karl V. hat vom Beginn seiner Laufbahn an die Nothwendigkeit einer wirklichen Reformation des Kirchenwesens ebenso nachdrücklich betont wie irgend ein anderer Fürst, und mehr dafür gestrebt als sie alle. Von diesem Standpunkte aus, welcher der allgemeinen Anerkennung sicher war, hätte er dann wie Heinrich VIII. die höchste kirchliche Gewalt mit der höchsten weltlichen in sich vereinigen, hätte einen Cäsareopapismus schaffen können wie ihn die christliche Welt bis dahin nicht gesehen. Die geistlichen Fürsten wären zuerst gefallen, ihnen nach die weltlichen. Die deutsche Einheit wäre sofort dadurch hergestellt, die deutsche Macht zur herrschenden Europa's, ja der Erde gemacht worden.

So haben sich manche Deutsche der späteren Zeit die Lage gedacht, und dann dem Kaiser gegrollt, daß er nicht so gehandelt wie sie es wünschten. In der That war die Möglichkeit in den deutschen Verhältnissen vorhanden. Denn diese äußere Möglichkeit ward auch damals selbst erwogen und anerkannt. Allein stand es auch so mit der moralischen in der Person des Kaisers Karl V.?

„Wir haben Gott zu danken, meldet der Legat nach dem Reichstage von Augsburg an den Papst *), daß er uns einen so katholisch gesinnten Fürsten gegeben hat. Denn wenn wir in diesen trüben Zeiten einen Kaiser hätten wie Friedrich Barbarossa, wie Ludwig den Bayer: so würde wenig oder nichts mehr von einem großen Theile der Christenheit bleiben."

Näher tritt der Sache der Venetianer Marino Giustiniano in seinem Berichte an den Senat. „Wenn Karl und Ferdinand lutherisch würden, sagt er **), so würde der Kaiser in

*) Hugo Lämmer: Monumenta Vaticana p. 87.
**) Relazioni degli Amb. Ven. Serie I. Tom. 2. p. 142 sq.

Deutschland herrschen nach seinem Belieben", d. h. also den Absolutismus begründen. Der Venetianer denkt mit Sorge an eine solche Möglichkeit; denn dann, meint er, würden die Deutschen ganz Italien unterjochen. Aber er erörtert auch die Hindernisse. Der Papst müsse dann, meint er, das Kaiserthum auf Frankreich oder Bayern bringen. Zudem sei es doch schwer, weil alle Fürsten sich gegen den Kaiser erheben würden; denn ihre Furcht vor Oesterreich sei größer als ihre Abneigung gegen den Papst. Das heißt: wenn der Kaiser lutherisch wird, so werden die Fürsten welche jetzt ihr Streben der Auflösung und Zersetzung mit der Maske des neuen Kirchenthumes umhüllen, wieder römisch-katholisch. — Jene Frage ist, wie es nach den Worten des Venetianers scheint, damals oft zur Sprache gekommen, namentlich in Betreff des Verhältnisses von Karl und Franz. Allein eben hier findet Giustiniano das durchschlagende Hinderniß. „Der Kaiser, sagt er, ist umkleidet mit dem ehrenhaften Gewande des Schützers der Kirche und der Christenheit, der König mit dem unehrenhaften des Gönners der protestantischen Fürsten und der Türken."

Drängen wir die ganze Reihe der Betrachtungen dieses Venetianers in wenige Sätze zusammen. Die deutschen Fürsten, sagt er, fürchten die Macht des Kaisers. Diese Macht würde sich steigern durch den inneren Frieden in Deutschland. Deßhalb wollen die deutschen Fürsten diesen nicht. Um ihn zu vereiteln, bedient sich ein Theil der Fürsten des Mittels des neuen Kirchenthumes, des Protestantismus. Sie können dieß, weil gegen einen Angriff des Kaisers einerseits Frankreich ihnen den Rücken deckt, andererseits der Türke durch den König von Frankreich mittelbar ihr Bundesgenosse ist.

Wir sehen, daß diese Bundesgenossenschaft und Mitwirkung der Türken für das Zustandekommen des Territorial-Kirchenthumes, die in neuerer Zeit noch öfter übersehen wird als die Thätigkeit des Königs Franz von Frankreich für denselben Zweck, damals dem kundigen Staatsmanne offen vorlag.

Aber kehren wir zu diesem zurück. Der Venetianer erkennt die Schäden des kirchlichen Wesens an. „Wie der Ungehorsam von Deutschland, sagt er, verursacht ist durch die öffentlichen und nicht entschuldbaren Mißbräuche der Kirche: so ist zur Herstellung des Gehorsams der Protestanten erforderlich eine völlige Reformation der Sitten und des Lebens der Geistlichen. Der Kaiser beschäftigt sich eifrig mit diesem Gedanken. Wenn es gelänge, so würde alle Zwietracht aufhören, die Protestanten würden dem Papste wieder Gehorsam leisten, die Bischöfe und Priester zulassen, Messe, Beichte und Ceremonien wieder gestatten."

Der Venetianer hält also damals, im J. 1540, die Lösung der Frage in dieser Weise noch für möglich. Eine andere Lösung, sagt er, würde die seyn, wenn der Kaiser selbst zum neuen Kirchenthum überträte. Eine solche jedoch ist unausführbar. Denn der Kaiser ist ein rechtschaffener Mann.

Wir sind hier an den Punkt gekommen, über welchen hinaus jeder Versuch einer Vertheidigung des Kaisers Karl V. gegen die modernen Anklagen als ein Unrecht gegen ihn erscheinen würde.

Dieß war der Standpunkt des Kaisers Karl. Es war nicht derjenige der deutschen Fürsten, nicht derjenige des französischen Königs. Einer nach dem andern von diesen Fürsten trat dem neuen Kirchenthume bei. Aber der Gang der Dinge war dann nicht mehr wie einst derjenige in Kursachsen, wo die allgemeine Desorganisation des Kirchenwesens, der tiefe moralische Nothstand des Volkes wie eine Entschuldigung gelten mochte, wenn anders Jemandem das zur Entschuldigung gereichen kann woran er selber nicht schuldfrei ist. Dadurch aber war in Kursachsen erfahrungsgemäß, nicht nach vorher bestimmtem Plane, das Princip gefunden welches sich dann als praktisch bewährte. Die Nachahmer pflegten mit dem Principe selbst zu beginnen. Die einfach kurze Formel des cujus regio ejus religio war theoretisch noch nicht gefunden; aber man übte sie praktisch. Im J. 1539 kam ein

neuer Herzog von Sachsen-Meißen, im J. 1540 ein neuer Kurfürst von Brandenburg. Die Länder waren unter den Vorgängern und mit denselben der alten Kirche treu geblieben. Sie gaben nicht das Bedürfniß einer Aenderung kund. Aber die beiden neuen Herren begannen jeder mit einer fertigen Kirchenordnung, welche die Einheit des kirchlichen Glaubens bis an die Grenzpfähle feststellte, im Grundzuge die des Lutherthumes, nur etwas modificirt je nach der Subjektivität des regierenden Herrn. Denen welche nicht sich ändern konnten oder wollten, ward gestattet aus dem Lande zu weichen.

Es wäre unrecht zu behaupten, daß bei dieser Unduldsamkeit, mit welcher das neue Kirchenprincip überall auftrat, den Urhebern desselben leicht und frei zu Muthe war. Joachim II. von Brandenburg scheint gleich nach der Einführung seines neuen Kirchenthumes dem damaligen Versuche des Kaisers zur Ausgleichung aufrichtig geneigt gewesen zu seyn. Er schreibt*) nämlich damals an Martin Luther: „Denn wir alle sehen und empfinden, wie jämmerlich alle Religion und christliche Zucht bei diesem Zwiespalte und aus Mangel rechter heilsamer Lehre und getreuen Ausspendens derselben verfällt, und ferner, was auch wir selbst aus solcher schweren Verachtung des göttlichen Wortes, von giftigen verderblichen Sekten, von äußerem Zwiespalte und Verstörung zu befahren haben."

Eben weil diese Verstörung, weil diese Zerrüttung so entsetzlich vor Augen lag, weil dagegen der Kaiser den Papst, der vor Frankreich sich fürchtete, zu einem Concile noch nicht bewegen konnte, veranstaltete er noch einmal das Religions-Gespräch zu Regensburg. Denn auch damals noch ist der Kaiser in dem Irrthume befangen, daß ein Vergleich der Theologen über die Lehre die Brücke zu einer Verständigung seyn müsse, und erwog und erkannte nicht, daß die Instruk-

*) Corp. Ref. IV. 93.

tion der kursächsischen Theologen bezweckte, es nicht zu einem Vergleiche kommen zu lassen. Die Lage der Dinge ist sehr sonderbar. Der Landgraf Philipp von Hessen neigte sich, ob aufrichtig oder nicht, dürfte bei diesem Chamäleon zu entscheiden schwer seyn — dem kaiserlichen Plane zu. Melanchthon war vom Kaiser ausdrücklich und hauptsächlich mit erwählt. Johann Friedrich fürchtete diese beiden. Darum suchte er sich zu sichern durch eine scharfe Instruktion. „Wenn der Landgraf sich mit Melanchthon in eine sonderliche geheime Rede einlassen wollte: so solle dieser ihm anzeigen, daß er eben solchen Befehl habe wie die anderen unsere Räthe und Theologen, und endlich dabei beharren, der Landgraf sage auch was er wolle. Unsere Räthe sollen Niemand zu Melanchthon lassen, allein mit ihm zu reden." Nur in Gegenwart der Räthe darf mit ihm gesprochen werden, nur Angehörige der Partei dürfen zu ihm kommen.

Wir sehen dann Melanchthon in Regensburg. Die Persönlichkeit des Kaisers übt auf ihn denselben Eindruck aus, wie eilf Jahre früher in Augsburg. „Wunderbar, ruft er einem Freunde gegenüber aus, ist bei allem Prunke die Bescheidenheit des Kaisers, und die Milde in allem was er antwortet. Ich glaube, daß er den ernstlichen Wunsch hat die Zwistigkeiten in gütlicher Weise beizulegen, und in diesem Streben ist Granvella sein Berather." — „Wir sollen die Streitigkeiten lösen", sagt er einige Wochen später. „Denn das ist die rechte Tugend des Kaisers Karl, daß er die wahren und frommen Meinungen offenbart werden, sie in den Kirchen gelehrt wissen will, und daß er ausdrücklich die Erforschung der Wahrheit anbefiehlt."

Allein bei aller dieser Erkenntniß handelt Melanchthon gemäß seiner Instruktion, nach Befehl. Er berichtet am 30. April an Martin Luther*), der mit dem Kurfürsten Johann Friedrich völlig einig war: „Gestern hatte ich ihre

*) Corp. Ref. IV. 123 ff. 239.

ganze Einigungsformel verworfen; allein sie verbessern sie so, daß sie uns nicht gestatten den Handel abzubrechen."

Man sieht, daß es nicht richtig ist, mit Heinrich*) und Planck**) die Schuld der Vereitelung auch dieses Versuches zum Ausgleiche dem Eigensinne, der Rechthaberei, der Unduldsamkeit der protestantischen Theologen beizumessen. Nicht diese selbst trugen die letzte Schuld. Sie waren die Diener ihrer Herren und thaten was diese geboten. Denn das ja war der Charakter des neuen Kirchenthumes: die moralische Knechtschaft.

Gar Mancher wird sich geneigt fühlen hier den Stein einer schweren Anklage auf Melanchthon zu werfen. Wir können es nicht wehren. Aber das Eine wird man nicht sagen dürfen, nämlich daß dieser unglückliche Mann den unendlichen Jammer seiner Lebensstellung nicht selber auf das tiefste empfunden hätte. Sein Sohn ist krank. Ihm träumt von dem Tode desselben. Das bekümmert ihn aber nicht***); „denn der Wirrwarr der Dinge ist so groß, die Wuth der Fürsten derartig, daß es wohl steht um den Jüngling der ohne sie zu schauen abgerufen wird."

Tritt uns hier eine, ich möchte sagen, niederbeugende Resignation eines Mannes entgegen der in der Vollkraft seines Lebens stand: so werden wir ihn später auch einmal noch kennen lernen als Mann voll Muth und Selbstgefühl, und vor Allem, wie er immer war, als warmen Patrioten.

Für den Kurfürsten Johann Friedrich und in ihm, der damals die Sache allein hielt, für das Princip des Landeskirchenthumes, der Herrschaft der weltlichen Macht über die Kirche, war das Vereiteln der Friedensbestrebungen des Kaisers einem Siege gleich. Es war dem Kurfürsten gelungen, durch seinen Befehl die innerlich sich berührenden Theologen

*) Teutsche Reichsgeschichte V. 470.
**) Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs III. 2. S 126.
***) Corp. Ref. IV. 127.

äußerlich auseinander zu halten. Aber nicht noch einmal wollte er sich in diese Gefahr begeben. Fortan, erklärte er, solle bei seinem Leben von einem Vergleiche der Religion nicht wieder die Rede seyn. Das einzige Mittel des Ausgleiches sei auf jener Seite die Annahme des neuen Evangelii.

Wir haben von Giustiniano erfahren, aus welchem Grund, sowohl Johann Friedrich selbst als die Republik Venedig vor einer solchen Wandlung bei dem Kaiser Karl V. sicher war. Wiederholen wir den Grund kurz und bündig. Der Kaiser, sagt Giustiniano, ist ein Ehrenmann. Es ist wichtig dieß immer wieder auf's neue hervorzuheben, und zwar deßhalb weil die moderne Richtung in der deutschen Geschichtschreibung indem sie nachträglich von dem Kaiser Karl V. das fordert was sie eine nationale Politik nennt, diese seine Qualität allzu wenig beachtet.

Derselbe Kaiser der mit Geduld und Langmuth die endlosen Disputationen der Theologen zu Regensburg angehört hatte, darum endlos weil sie, gemäß dem Befehle der entscheidenden Persönlichkeit von der anderen Seite, zu keinem Ergebnisse kommen sollten — derselbe Kaiser begab sich dann aus der dumpfen Luft dieses theologischen Gezänkes an die Küsten des Mittelmeeres, um hier einmal wieder mit voller Kraft der Seele seinem eigensten Berufe zu leben, um der Schützer der Christenheit zu seyn, nicht mit deutschen Mitteln, sondern mit denjenigen seiner Erblande. Er unternahm den Zug gegen Algier. Die Unternehmung schlug fehl durch Wetter und Wind. Unter den Letzten die von dem feindlichen Ufer ab in das Schiff zur Rückfahrt stiegen, war der Kaiser.

Wiederum dann rief ihn die Aufgabe, Deutschland zu schützen. Und abermals begann der Handel der Fürsten des neuen Kirchenthumes, dem Kaiser ihre Pflicht für das Gemeinwohl zu verkaufen gegen Concessionen in dieser Richtung des kirchlichen Absolutismus eines Jeden innerhalb seiner Grenzpfähle. So geschah es zu Speyer im J. 1544.

Hören wir darüber Philipp Melanchthon *). „Während wir in Speyer, sagt er, hadern um allerlei Richtigkeiten, sengt und brennt der Türke in Pannonien. Man verlangt Frieden von dem Kaiser, aber in der Art wie ihn die Lacedämonier mit mehr Anstand von den Athenern hätten verlangen können, als ihre Bürger in Pylos umzingelt waren.“ — „Ich kenne dieß Verfahren“, sagt er scharf bezeichnend einige Tage später. „Wir machen es wie bei einem Kauf-Contrakte. Wie man dort um den Preis handelt, so wollen wir erst um unsern Frieden handeln, bevor wir unsere Mithülfe versprechen zu unserer eigenen und der allgemeinen Rettung. Dieses Markten hat allen Rechtschaffenen immer mißfallen.“

„Deßhalb lobe ich, fährt er fort, den guten Willen des Herzogs Moritz, der dem Kaiser Karl entgegenkommt. Man erwidert mir, es sei nicht recht die Macht des Kaisers zu stärken, damit er nicht unsere Kirche erdrücke. Das Wort ist gottlos, ist eines Christen unwürdig. Eine Besorgniß und ein Verdacht berechtigt uns nicht schändlich zu handeln. Sollen wir darum weil wir Ferdinand fürchten, Deutschland nicht gegen die Türken vertheidigen? Ich mag nicht alles schreiben was ich denke. Nicht aus Furcht entspringt die Abneigung gegen den Kaiser Karl, sondern aus andern Regungen und Begierden. Laßt uns dagegen lieber Recht und Ehre hoch halten und dazu unsere Fürsten ermahnen.“ — „Aber unsere Fürsten sitzen in Speyer, zanken und hadern, ob sie Hülfe gegen die Franzosen schicken sollen, und unterdessen sengen und brennen die Franzosen deutsche Felder in der Nähe von Speyer.“

Dennoch kam es damals zu einiger Hülfe. Es war eins der sehr wenigen Male, wo der Kaiser Karl V., der vom Reiche jährlich 10,000 fl. hatte, die deutschen Interessen nicht bloß mit seiner Hausmacht vertheidigte, sondern auch von den deutschen Fürsten doch wenigstens einige Unterstützung

*) Corp. Ref. V. 331.

dazu erhielt. Aber die Protestanten unter ihnen verlangten ihren Lohn. Das Ziel dieser Forderungen war einmal wie immer die kaiserliche Anerkennung des angemaßten Territorial-Kirchenthumes, mithin auch Preisgebung aller dadurch verletzten Rechte. Der Kaiser hat das Princip in Speyer 1544 ebensowenig anerkannt, wie jemals vorher oder nachher. Sein Zugeständniß von damals war ebenso wie zuvor lediglich ein einstweiliges an den thatsächlichen Bestand. In jedem Falle trugen alle diese Zugeständnisse die Bedingung in sich welche die Confession von Augsburg selber aufgestellt: bis zur Entscheidung durch ein Concil.

Endlich erfolgte das Ausschreiben eines solchen nach Trient auf den 13. März 1545.

In dem Kaiser selbst dagegen war seit dem letzten Kriege von 1544 in einer Beziehung eine Wandlung eingetreten. Der Gedanke, den er lange zurückgedrängt, nämlich daß den protestantischen Reichsständen mit Gewalt beizukommen sei, gewann Raum in seiner Seele.

Man wolle nicht sagen: „den Protestanten". Zu den Protestanten überhaupt, zu den Individuen die wohl oder übel dem neuen Kirchenthume gehorchen mußten, tritt der Kaiser Karl überhaupt nicht in ein Verhältniß, sondern nur zu den protestantischen Reichsständen, den Inhabern des neuen Kirchenthumes. Das Wort: Protestanten hatte damals noch die wahre und die Bedeutung, daß man den eigentlichen Ursprung desselben von 1529 her noch nicht vergessen hatte. Wird es dagegen allgemein hingestellt, ohne das hier ebenso wichtige Wort: Reichsstände, dann verwirrt man den richtigen Gesichtspunkt, so daß durch den fortgesetzten Gebrauch desselben die Erkenntniß der Wahrheit sehr erschwert, ja fast unmöglich wird. Dieß um so mehr, weil das Verhalten der Unterthanen, der Individuen unter den protestantischen Reichsständen, ein starkes Gewicht in die Wagschale des Kaisers gegen ihre Fürsten wirft.

Der Gedanke der Anwendung von Gewalt ist, nach den eigenen Aufzeichnungen des Kaisers für seinen Sohn, erst

nach dem Frieden von Crespy in ihm entstanden. Allein auch da noch wurde er nicht zur That. Es kamen noch neue Provokationen hinzu. Das Concil von Trient ward endlich am 13. Dez. 1545 eröffnet. Die augsburgische Confession von 1530 forderte ein Concil. Nun, nachdem es den endlosen Mühen des Kaisers gelungen war, gegen die Abneigung der päpstlichen Curie und vor Allem gegen die Ränke des französischen Königs die Berufung zu erwirken, ward das Concil von keinem der protestantischen Reichsstände beschickt. Die langen Reden ihrer ausweichenden Antworten ließen als den einen Kern derselben erkennen: Nichtanerkennung der Jurisdiktion der alten Kirche.

Der Kaiser hatte einen Reichstag nach Regensburg berufen. Er selbst erschien dort am 10. April 1546. Er fand keinen Fürsten vor. Sie kamen auch ferner nicht. Der Kaiser ließ seine Boten ausgehen durch das Reich zu abermaliger Ladung. Im Juni konnte der Kaiser eine kleine Versammlung eröffnen. Er klagte über die Vereitelung so vieler Mühen und Beschwerden. Die altkirchlichen Reichsstände erwiderten: der Kaiser möge die Kirchensache dem Concile anheimstellen und die protestantischen Reichsstände zur Unterwerfung unter dasselbe bewegen. Diese weigerten sich der Anerkennung.

Es lag klar vor Augen, daß aller guter Wille des Kaisers, alle seine Thätigkeit für einen friedlichen Ausgleich sich brach und brechen mußte an der Klippe dieser beharrlichen, unfruchtbaren Negation. Der Kaiser konnte weder stehen bleiben, noch weniger zurück: er mußte vorwärts.

XIV.

Zeitläufe.

Das allgemeine Concil und die allgemeine Verwirrung.

Während wir unsere jüngste Betrachtung über die politische Physiognomie der Welt mit der Klage beginnen mußten, daß die Verwirrung immer toller werde, hat in der Hauptstadt der katholischen Christenheit ein Schauspiel der imposantesten Ruhe stattgefunden. Mag auch die moralisch-politische Auflösung in allen andern Beziehungen des öffentlichen Lebens täglich höher steigen und erschreckender um sich greifen: Eine Macht des Geistes ist doch noch da, welche sich ewig gleich bleibt bis an's Ende der Zeiten. Man braucht nur den Versuch zu machen sich auch diese Macht noch hinwegzudenken und hineingerissen in den Strom der allgemeinen Auflösung, um zu erkennen wo das letzte Rettungsbrett für die versinkende Menschheit zu finden ist, wenn überhaupt.

Die jüngste Jubelfeier des heiligen Petrus war nicht das erste kirchliche Weltfest das Pius IX. in der heiligen Stadt um sich her versammelt hat. Aber alle Zeugen stimmen darin überein, daß keines noch so zahlreich besucht, so begeistert gefeiert und durch innige Einigung der Herzen mehr ausgezeichnet war. Selbst die Gegner gestehen schäumenden

Mundes, daß Niemand dem großartigen Eindruck habe widerstehen können, und daß alle „Klerikalen“, Priester wie Laien, in hochgehobener Stimmung zurückgeblieben oder heimgegangen seien. Der hehre Priestergreis aber auf Petri Stuhl hat in diesen feierlichen Tagen den Höhepunkt seiner Mission erstiegen; denn er hat ruhig und gemessen das große Wort ausgesprochen: „ein allgemeines Concil einzuberufen.“

Papst Pius hat sicher die unberechenbaren Schwierigkeiten seiner Absicht nicht vergessen und die ganze Tragweite derselben wohl erwogen. Aber das Wort ist gefallen und es wird fliegen und schweben wie der geschleuderte Stein bis das Ziel erreicht ist. Die kirchliche Bewegung ist von nun an mit einem sichern Anhaltspunkt versehen und in ihre geordnete Bahn eingewiesen. Und zwar ganz entsprechend den Ideen unserer Zeit. Wer wird es fortan noch wagen vom „päpstlichen Absolutismus“ zu sprechen, wo der oberste Hirte auf St. Petri Stuhl von Sehnsucht brennt, die latent immer vorhandene repräsentative Verfassung der Kirche in ihrem ganzen Glanze leibhaft verwirklicht zu sehen, und der Welt jene göttliche Kraft der Kirche zu zeigen welche, wie er sagt, „dann am meisten sich äußert, wenn die vom Papste berufenen Bischöfe unter seinem Vorsitz im Namen des Herrn zusammenkommen.“

Aber wozu will Papst Pius ein allgemeines Concil und für welche Angelegenheiten hält er die erhabenste Verstärkung der kirchlichen Autorität für nothwendig? Das allgemeine Concil ist stets die letzte Antwort gewesen auf große Spaltungen und Häresien in der Lehre und innerhalb der Kirche. Solche bestehen zur Zeit nirgends auf dem eigentlich dogmatischen Gebiet. Es war auch von einer Agitation auf ein allgemeines Concil noch nirgends die Rede. Uns selber ist wohl das Wort mehr als einmal auf den Lippen geschwebt; aber immer wieder wollten uns gewisse Streitigkeiten welche seit einigen Jahren zwischen engbegrenzten Kreisen von Gelehrten und Theologen statthaben, als ein zu kleinlicher

Gegenstand für das Aufgebot eines allgemeinen Concils erscheinen. Andere Unruhen innerhalb der Kirche gab es nicht zu beschwören, und für die Berücksichtigung der außerkirchlichen Sekten und Parteien schienen uns diese noch nicht reif. Ein allgemeines Concil aber muß sein vorlaufendes Programm haben, ohne Zweifel — wie wird nun das Programm der von Pius IX. angekündigten Kirchenversammlung lauten und wozu will er das Concil?

„Die Irrenden werden in dieser Synode Gelegenheit zur Rückkehr finden“: so drückt sich die Adresse der Bischöfe vom 1. Juli aus. Der heilige Vater aber in seiner Antwort dehnt den theologischen Begriff des Irrthums sehr weit aus. Denn indem er die Bischöfe belobt, daß sie ein ökumenisches Concil nicht nur für sehr nützlich sondern auch für nothwendig halten, fährt er fort: „Der menschliche Hochmuth welcher ein altes Wagniß erneuern will, strebt schon lange durch einen erlogenen Fortschritt eine Stadt und einen Thurm zu erbauen, dessen Spitze zum Himmel reichen soll, um von da aus endlich Gott selbst herunterziehen zu können. Aber Er scheint herabgestiegen zu seyn, um das Werk zu beschauen und die Sprache der Bauleute zu verwirren, daß keiner mehr die Stimme seines Nächsten hört. Denn das führen uns die Bedrängnisse der Kirche, die erbarmungswürdige Lage der weltlichen Gesellschaft und die Verwirrung aller Dinge zu Gemüthe in der wir schweben.“

Denken wir uns um dreihundert Jahre zurück und fragen wir uns: hätte der damalige Inhaber des heiligen Stuhles mit solchen Aussprüchen die Synode von Trient ankündigen können? Gewiß nicht. Es war damals eine unselige Zeit: eine mächtige Häresie spaltete die christliche Welt bis in's Herz hinein, grausame Kriege drohten zu wüthen unter dogmatischem Vorwand; aber es war doch nur ein theologischer Streit der von weltlichen Fürsten und Herren ausgebeutet wurde zu ihrem Vortheil und zu rein politischen Zwecken. Mit Einem Worte: es war eine Häresie gegen die Kirche,

aber nicht eine Häresie gegen die Gesellschaft. Das letztere ist es jetzt. Die gesellschaftlichen Principien zu verläugnen fiel damals noch Niemanden ein; es wurde nur wider Wissen und Willen durch die kirchliche Spaltung und Apostasie der erste Grund gelegt zu dieser Verneinung der gesellschaftlichen Principien, zu jener Verneinung welche jetzt erst ihre volle Blüthe entfaltet hat in dem Satze: daß das Religiöse grundsätzlich zu trennen sei von dem Politischen und Socialen.

Wohlerwogen und gleichsam inspirirt läuft der Kampf gegen diese große Häresie der Zeit wie der rothe Faden durch die bemerkenswerthesten Akte des gegenwärtigen Oberhaupts unserer Kirche. Und diese große Häresie unserer Zeit wird auch der hauptsächlichste Vorwurf der ökumenischen Synode des 19. Jahrhunderts seyn. Die Synode wird ihre rein dogmatische und disciplinäre Seite haben gegenüber dem positiven Protestantismus und dem griechischen Schisma, überhaupt in ihren Bemühungen die abgefallenen und getrennten Glieder mit dem Leibe der Kirche wieder zu vereinigen. Aber diese Bemühungen selbst werden wieder getragen seyn von dem gemeinsamen Interesse aller in Christo Gläubigen ohne Ausnahme, von ihrem unläugbaren Bedürfniß feste Stellung zu nehmen gegenüber dem großen Irrthum der letzten Zeiten: daß das Religiöse grundsätzlich zu trennen sei von dem Politischen und Socialen.

Die außerkirchlichen Theologen denken meist an den bevorstehenden Weltuntergang, wenn sie von dem großen Irrthum der letzten Zeiten sprechen. Wir nicht. Allerdings wird aber die ökumenische Synode welche Pius IX. verkündet hat, die Wasserscheide markiren zwischen einer heimgehenden Weltperiode und der aufsteigenden neuen. Die letzte Synode welche in der Christenheit vor dreihundert Jahren versammelt war, steht mitteninne und sie war, wie man nun nachträglich erkennt, der Versuch die jetzt hinschwindende Weltperiode zu retten, welche dereinst von großen Päpsten und großen Kaisern und großen Concilien auf christlich-germanischer Grund-

lage aufgebaut worden war. Die Wiedervereinigung der kirchlich getrennten Theile wäre das einzige Rettungsmittel gewesen. Es ist nicht angewendet worden durch die Verschuldung menschlicher Leidenschaft bei den Spitzen der damaligen Gesellschaft, und indem jetzt die Synode des 19. Jahrhunderts vor den nothwendigen Folgen dieser Weltsünde gegen den heiligen Geist steht, wird sie durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Aufgabe alle ihre Vorgängerinen überragen.

Unter dem Eindruck der furchtbaren Großartigkeit unserer Zeit widert es mich fast an, durch einige Beispiele zu zeigen, wie manigfaltig und tief ihre große Häresie eingefressen hat: daß das Religiöse grundsätzlich zu trennen sei von dem Politischen und Socialen. Oder sagen wir gleich: die große Häresie des Liberalismus. Denn der eigentliche Kernpunkt unseres heutigen oder des sogenannten modernen Liberalismus ist nichts Anderes als der Satz: daß das Religiöse grundsätzlich zu trennen sei von dem Politischen und Socialen. Dieser Liberalismus ist längst nicht mehr das Streben nach politischer Freiheit und geordneter Volksherrschaft, sondern er ist der Absolutismus des egoistischen, in die Endlichkeit versunkenen Menschengeistes. Er ist die Verläugnung nach oben wie nach unten der göttlichen und der menschlichen Liebe.

Man verstehe uns wohl: es gibt Katholiken, Männer von brennendem Eifer für die Kirche und von unschätzbarer Wirksamkeit für die Sache Gottes, welche sich „liberal" nennen oder genannt werden, ohne doch mit diesem Grundirrthum das Mindeste zu schaffen zu haben. Sie trennen allerdings das Religiöse von dem Politischen und Socialen, aber nur weil sie müssen; aus einem Nothstand und nicht grundsätzlich, sondern weil sie nicht anders können als die ohne sie geschaffene Trennung zu acceptiren. Auf dieser gegebenen Voraussetzung suchen sie für die Kirche eine Stellung, welche ihr die freieste Wirksamkeit ermöglicht, eben zu dem Zwecke um die Gesellschaft geistig wieder umzugestalten und

so von selbst die naturgemäße Einheit des gesammten Lebens, die Wiedervereinigung des Religiösen, Politischen und Socialen abermals einzuführen.

Es gibt solche Katholiken in Belgien, Frankreich, Italien, England, Nordamerika, auch in Norddeutschland. Etwaige Differenzen mit ihren Glaubensgenossen beschränken sich auf Fragen der politischen Zweckmäßigkeit. In diese Kategorie gehörte z. B. auch der seinerzeit mit so viel Geräusch verhandelte Streit zwischen den französischen Blättern „Univers" und „Correspondant". Diese liberalen Katholiken konnten an der berühmten Encyklika vom 8. Dez. 1864 so wenig Anstoß nehmen als an dem Syllabus. Sie brauchten diese Dokumente nur recht und ehrlich zu verstehen, um sich zu sagen, daß das Oberhaupt der Kirche über alle diese Fragen welche unsere Zeit bewegen, nur so und nicht anders sprechen konnte. Sie werden mit ruhigem Vertrauen der ökumenischen Synode entgegensehen können; denn sie verläugnen nicht die göttliche Liebe nach oben und nicht die menschliche Liebe nach unten.

Aber von ihnen sind gewisse andere liberalen Katholiken um die Weite einer ganzen Weltanschauung verschieden, wie man sie seit einiger Zeit namentlich in Bayern findet. Ihren entsprechenden Ursprung haben sie aus dem Streben empfangen, den absolutistischen Tendenzen eines nun vor den Richterstuhl Gottes gerufenen Hofes die Schleppe zu tragen und der großen Partei des modernen Liberalismus sich angenehm und gefällig zu zeigen. Sie bestehen aus einer geringen Zahl von Gelehrten, die fast ausschließlich in jüngern Jahren stehen, rasch ihr Glück machen und vorwärts kommen wollten. Mit den bereitwillig angebotenen Mitteln der liberalen Partei, wozu vor Allem die Augsburger „Allgemeine Zeitung" gehört, verstunden sie es die katholische Welt weit über ihre Anzahl und Bedeutung hinaus mit Lärm und Geräusch zu erfüllen. Wenn man diese Leute fragt, was sie denn eigentlich wollen mit ihrem ärgerlichen Parteigetriebe? so sagen

sie: die „deutsche Wissenschaft" schützen gegen den kirchlichen Absolutismus Roms.

Das Schlagwort ist klug gewählt, wie man sieht; es läßt sich alles Mögliche dahinter verstecken und versteckt sich wirklich alles Mögliche dahinter. Aber auf den ersten Blick verräth das Schlagwort seine Verwandtschaft mit der großen Häresie der Zeit; denn es enthält eine grundsätzliche Trennung des Religiösen vom Politischen und Socialen. Die altkatholische Anschauung von der naturgemäßen Einheit des gesammten Lebens, des persönlichen wie des öffentlichen, bezeichnen diese Leute als „Ultramontanismus" oder „Jesuitismus", und aus diesem Kunstgriff ziehen sie allerdings namhafte praktische Vortheile. Sie schelten mit den Phrasen der Liberalen gegen den gemeinsamen Popanz, natürlich unter dem Beifall der großen Menge, und sie sind „treue Katholiken" während sie mit ihrer Wissenschaft auf dem breiten Wege der Weltgunst wandeln. Sie sind in der That Affilirte des modernen Liberalismus. Der Stempel desselben, der Absolutismus des egoistischen, in die Endlichkeit versunkenen Menschengeistes ist ihnen sichtbar aufgedrückt; und indem ihr Parteiwesen ihnen über alle Noth der Kirche, des Staats und der Gesellschaft geht, kurz über Alles mit Ausnahme des lieben Ich, ist in ihnen nothwendig die göttliche Liebe nach oben und die menschliche Liebe nach unten erloschen.

Wäre die Opposition in dieser Richtung irgendwo offen und unverhüllt hervorgetreten, so wäre sie in der Meinung der katholischen Welt vom ersten Augenblicke an gerichtet gewesen. Wer etwa zweifeln wollte, ob unsere Charakteristik derselben nicht doch zu grell sei und den Leuten zu nahe trete, den brauchen wir bloß auf die drei Artikel zu verweisen, welche die „Allgemeine Zeitung" in den Beilagen vom 12. bis 14. März d. Js. aus München veröffentlicht hat. Der Verfasser dieser lehrreichen Aktenstücke ist nicht der König sondern der Kärner, er ist nicht der Feldherr sondern der Söldner, den man mit Waffen und Munition wohlversehen

zum Plänkeln vorausgeschickt hat*). Und was ist es nun das der Mann an der gegenwärtigen Regierung der Kirche zu tadeln hat? Sehr einfach: alles Das was die kirchenfeindliche liberale Partei an den Maßregeln des heiligen Stuhls seit 1849 mißfällig und widerwärtig fand: alles Das macht auch dieser „treue Katholik“ der Kirchenregierung zum Vorwurf. Alles Das ist auch ihm ein Dorn im Auge und in allem Dem sieht auch er, ebenso wie der liberale Kirchenhaß — und er gebraucht selbst dessen abgestandene Phrasen — die Tendenz, „den wissenschaftlichen Geist innerhalb des Katholicismus zu unterdrücken, und eine todte Autorität aufzurichten welche die Ideen des Jahrhunderts durch disciplinären Zwang und Gewaltmaßregeln bekämpfen will.“ Er weiß auch ganz genau, wie, wodurch und seit wann diese verderbliche Politik in die gegenwärtige Kirchenregierung hineingekommen ist. Denn in rührendem Einklang mit der Geschichtsbetrachtung des „Nürnberger Anzeigers“ und ähnlicher Organe des Liberalismus belehrt er die Leser: „Zu einer ernsteren Offensive gegen die auf unseren Gymnasien und Universitäten gebotene Bildung kam es für Deutschland erst seit der Zeit, wo die Jesuiten mit ihren Anschauungen auf den zu Portici im Exil befindlichen Papst (1849) Einfluß gewannen.“

*) Wie man bei der Sammlung des Materials zu der Anklage verfahren ist, beweist unter Anderm folgende Thatsache. Der schwerste Vorwurf gegen den Syllabus lautet wie folgt: „Was selbst in der Zeit des ärgsten päpstlichen Absolutismus nicht erhört worden war, dieß wird hier ausgesprochen, nämlich daß der Staat kein Recht auf das Gebiet der Sittlichkeit habe.“ Ist es möglich, an die bona fides solch einer Uebersetzung von Seite eines Theologen zu glauben, wenn man die Worte des Syllabus nr. 44 entgegenhält? „Civilis autoritas potest se immiscere rebus, quae ad religionem, mores et regimen spirituale pertinent. Hinc potest de instructionibus judicare, quas ecclesiae pastores ad conscientiarum normam pro suo munere edunt, quin etiam potest de divinorum sacramentorum administratione et dispositionibus ad ea suscipienda necessariis decernere.

Gleich mit dem ersten seiner Daten ist übrigens dem Manne ein sehr arger Streich begegnet. Als die erste Unthat des unter jesuitischen Einfluß gerathenen Papstthums führt er nämlich an, daß die Wahl des Professor Schmid in Gießen zum Bischof von Mainz mit schlimmen Mitteln rückgängig gemacht worden sei und an seiner Stelle Herr von Ketteler (25. Juni 1850) an die Spitze des Bisthums trat. Der neue Bischof gründete dann das Mainzer Seminar, wodurch die theologische Fakultät in Gießen verödete, und „Männer von einer so hohen Wissenschaftlichkeit wie Schmid und Lutterbeck sich ohne weiters ihrer theologischen Lehrwirksamkeit beraubt sahen.“ So hat der Münchener Vorkämpfer, ein jüngerer Gelehrter der den Skandal der damaligen Gießener Zustände freilich nur vom Hörensagen kennen konnte, in den Tagen vom 12. bis 14. März geschrieben und geklagt. In denselben Tagen aber erschien zu Gießen eine Schrift von dem belobten Professor Leopold Schmid, unter dem Titel „Ultramontan oder katholisch? Die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit“, worin der Verfasser seinen Austritt aus der „specifisch-römischen Kirchengemeinschaft“ und seinen Anschluß an die protestantische Kirche erklärte. Und der Professor hätte durchaus Bischof von Mainz werden sollen: so wollen es die fraglichen Herren in München jetzt. Ich sage: jetzt; denn im Jahre 1849 dachten und sprachen sie, soweit sie damals schon großjährig waren, freilich ganz anders.

Herr Leopold Schmid erklärt in seiner Schrift: nachdem offenbar die der Zahl nach kleine Partei der Ultramontanen die Herrschaft des Katholicismus krampfhaft in Händen halte, und die Hierarchie somit nicht mehr an der Spitze der katholischen Christenheit als solcher stehe, so halte er es für Pflicht mit diesem Kirchenthume solange außer Verkehr zu bleiben, bis sich dasselbe eines Besseren besinne, oder bis etwa auf freiestem Wege eine neue Organisation der „rein katholisch Gesinnten“ zu Stande komme. Bis dahin will er, ohne eigentlich überzutreten, an dem protestantischen Gottes-

dienste, und wo möglich auch an dem protestantischen Abendmahle theilnehmen. Das Augsburger Blatt hat diese Neuigkeit sofort der erstaunten Welt angezeigt und es fügt seinem Berichte harmlos die Bemerkung bei: „Die Motive dieses Schrittes sind im Wesentlichen dieselben welche vor einigen Tagen in dem Artikel der Allgemeinen Zeitung über die Schrift: „Zur Belehrung der Könige“ rücksichtlich des neuesten Benehmens des Ultramontanismus auseinandergesetzt sind*).“ Mit andern Worten: der Apostat in Gießen und der treue Katholik in München führen eine zum Verwechseln ähnliche Sprache.

Wir haben oben gesagt: wäre diese Opposition gleich offen und unverhüllt hervorgetreten, so wäre sie in der Meinung der katholischen Welt vom ersten Augenblicke an gerichtet gewesen. Aber sie war von Anfang an wohlverborgen und gedeckt einerseits hinter einem philosophisch-theologischen Schulstreit zwischen den Theologen von Tübingen und von Mainz, andererseits hinter dem mißlichen Rivalitätskampf der sich in Bayern gegen die sogenannten „Romaner“ entzündet hatte. In solchem Parteihader ist selten alles Recht auf der Einen und alles Unrecht auf der andern Seite. Man konnte der letztern Controverse parteilos zuschauen, oder sogar gleichfalls gegen gewisse Inconvenienzen auf Seite der ehemaligen Zöglinge des „Germanicums“ eingenommen seyn, dennoch aber mit voller Entschiedenheit die Wendung verabscheuen welche dem persönlichen Streite von München aus gegen die kirchliche Autorität selber gegeben wurde. In diesem Falle waren viele wohlmeinenden Männer. Sie beklagten tief eine Verbitterung welcher bald gar nichts mehr ehrwürdig und unantastbar war. Sie konnten auch nicht anders als mit der höchsten Entrüstung den illoyalen Schritt verurtheilen, daß man die Wohldienerei eines Referenten im bayerischen Cultusministerium benützte, um gegen die in Rom gebildeten Theologen geradezu ein staatliches

*) Allg. Zeitung vom 26. März 1867.

Verbot zu erwirken, wornach denselben die Lehrstühle auf den Universitäten verschlossen seyn sollten sowie sonstige Stellen von Einfluß. Ja, daß man sich nicht schämte, dem gedachten Referenten das Buch eines skandalösen Apostaten in die Hände zu spielen, dessen Erzählungen über das Collegium Germanicum die Grundlage abgaben zu dem officiellen Bericht an den König, überdieß noch verziert und herausgeputzt mit den landläufigen Phrasen des neuen Josephinismus.

Gegen dieses bedauerliche Machwerk und das empörende Verfahren überhaupt dem es zu Grunde lag, ist die oben erwähnte Schrift „Zur Belehrung der Könige" ursprünglich gerichtet. Sie zeichnet die Gegner im Allgemeinen ganz richtig, und jedes ihrer Worte trifft die welche es angeht. Daß dem wirklich so ist, konnten die Herren selber gar nicht schlagender beweisen, als sie es durch die Art ihrer Vertheidigung in der „Allgemeinen Zeitung" vom 12. bis 14. März gethan. Leider hat aber die Broschüre nicht gesagt, wen sie mit ihren Vorwürfen meint und wen nicht. Sie nennt nicht die Namen welche doch leicht an den Fingern zu zählen gewesen wären; sondern sie spricht ohne Unterschied von einer „neuen Münchener Schule", zu welcher sich auch Männer denken lassen die in der That unter allem Wechsel der Zeiten und der Hofgunst unerschütterlich „in ihrer Gesinnung sich gleich geblieben sind", Männer welchen man bitteres Unrecht anthäte, wenn man sie mit dem liberalen Kampfshahn in der „Allgemeinen Zeitung" und seinen Auftraggebern in die entfernteste Berührung bringen wollte. Das war die arge Blöße der Schrift — abgesehen von den unüberlegten Zusätzen in der zweiten Auflage — und diese Blöße hat der gedachte Artikelschreiber geschickt genug benützt. Das ist seine einzige Stärke.

Zu den manigfachen Vermummungen der Opposition gehört auch das unerbetene Mitleid mit unseren Bischöfen, als welche „durch das System römischer Omnipotenz und straffer kirchlicher Centralisation", um mit dem mehrerwähnten Ministerialreferat zu sprechen, in ihrer Autorität geschädigt

seyn sollen. Hienach sollte man nun meinen, daß die Herren ihrerseits den Bischöfen und der bischöflichen Autorität mit ganz besonderer Bereitwilligkeit entgegenzukommen pflegen. Aber keineswegs. Man ruft die Bischöfe auf gegen den Papst und man ruft den Staat auf gegen die Bischöfe, wenn die letzteren nicht tanzen wollen, wie ein Dutzend Professoren und Privatdocenten im Namen der „deutschen Wissenschaft" pfeifen. Unter diesem Rechtstitel fordert namentlich der Artikel-Schreiber in der „Allgemeinen Zeitung" geradezu das Einschreiten des Staats gegen die bischöflichen Knabenseminarien, wie sie von der Trienter Synode angeordnet und eine wahre Herzensangelegenheit unserer erleuchtetsten Bischöfe geworden sind. Noch schlagender hat sich der Episcopalismus der Herren im Speyerer Conflikt zu erkennen gegeben.

Die Diöcese Speyer hatte keine theologische Lehranstalt, und da der Staat trotz langjährigen Supplicirens seiner concordatsmäßigen Verpflichtung nachzukommen nicht zu bewegen war, so wollte der ehrwürdige Bischof aus eigenen Mitteln in seinem Seminar eine solche Anstalt gründen. Die hohe Bureaukratie war außer sich, wie sich von selbst versteht. Aber nicht minder unsere „liberalen Katholiken". Das wäre ja, sagten sie, ein furchtbarer Schlag gegen die Freiheit der Wissenschaft, wenn ein Bischof nach eigenem Ermessen Professoren der Philosophie und Theologie anstellen und wieder entfernen könnte. Solche Lehrer könnten und dürften natürlich nichts Anderes lehren als was der Bischof billige, und damit sei ebenso die Freiheit der Forschung als das erforderliche Ansehen vor den Außerkirchlichen unvereinbar. Die Würde der Wissenschaft fordere durchaus die Anstellung durch den Staat, den Schutz des Cultusministeriums, die pragmatischen Rechte des Staatsdieners. So sprachen die Herren. Was würden aber wohl die ehrlich „liberalen" Katholiken in Belgien, Frankreich, England rc. zu solchen Theorien sagen?

Sie würden sich, denke ich, mit Ekel abwenden und sagen: das sei weder wissenschaftlich noch liberal, sondern es

verkleide sich da nur der wohldienerische Staatskirchenmann in den Mantel der Freiheit. In der That ist es nichts weiter. Gefährlich war daher dieses Treiben nur solange, als zu befürchten war daß der Staat mit seinen Mitteln sich den Trennungsgelüsten der gelehrten Opposition zur Verfügung stellen würde; und das war es was man von Bayern erwartete. Wirklich ließen sich in der Zeit des bittersten Haders nach der Münchener Gelehrten-Versammlung und bei dem Ausbruch des Speyerer Conflikts auch in nichtgelehrten Kreisen sonderbare Stimmen aus München vernehmen. Selbst der officiöse Correspondent gab Zeugniß davon. „Es wird", schrieb er, „dringende Noth nach Männern, wie sie am Emser Congreß einstmals zusammentagten, Männern welche an einer Organisation der Kirche arbeiten, worin der deutschen Nation wie jeder andern innerhalb allgemeiner Normen das Recht ihrer Eigenthümlichkeit gewahrt bleibt. Möge der deutsche Episcopat sich den berechtigten Forderungen der Zeit nicht länger verschließen; arge Uebel müßten sich an solche Kurzsichtigkeit knüpfen. Schon geht durch die katholische Welt das Bestreben alle liberalen, geistig bedeutsamen Katholiken zu einem festen Bund zu vereinen, der stark genug ist um jenes Bevormundungs-System zu brechen" *).

Das war noch eine stolze Sprache, und die nachfolgenden Verlautbarungen im Speyerer Conflikt ließen auf erbitterte Entschlossenheit des neubayerischen Josephinismus schließen **). Aber das Jahr 1866 ist dazwischengefallen und seitdem ist Alles anders geworden. Unsere Staaten, und zwar Bayern nicht am wenigsten, haben sich jetzt um ganz andere Dinge zu kümmern, als Nationalkirchen zu gründen für unzufriedene Professoren und für eine nicht mehr existirende Nation. Selbst der Artikelschreiber der „Allgemeinen Zeitung" weiß nur zu

*) Allg. Zeitung vom 30. Juli 1864.

**) Ich erinnere nur an den berüchtigten Artikel „Suum cuique" in der Allg. Zeitung vom 23. Nov. 1864, gleichfalls unterzeichnet „von einem treuen Katholiken".

lamentiren und von der „ungeheuern Gefahr" zu reden, wenn die Encyklika und die Thesen des Syllabus als ex cathedra gesprochen betrachtet werden müßten. Aber er wagt nicht mehr mit dem Austritt und Sonderbund aller liberalen, geistig bedeutsamen Katholiken zu drohen. Auch Hr. Leopold Schmid ist resolvirt fortan als „katholischer Einsiedler" in der Welt zu leben ohne gleichgesinnte Gesellschaft. Kurz, man hat Wasser in seinen Wein geschüttet, und das war sehr vernünftig. Denn zu der politischen Niederlage aller flunkernden Phantastereien kommt noch ein mächtiges Agens, das sich mit geheimnißvollem Druck auf alle Geister legt. Es ist das Herannahen der socialen Gefahr. Sie muß es doch am Ende auch dem beinernsten Pedanten klar machen, daß die Leiden der Welt nicht mit unfruchtbarer Bücherweisheit und hochmüthigem Widerspruchsgeist bekämpft werden, sondern nur mit Opfersinn und Liebe.

Den großen Moment der Weltwende hat der heilige Vater ergriffen, um die ökumenische Synode des 19. Jahrhunderts anzukündigen. Die erhabene Versammlung wird gerichtet seyn gegen allen Absolutismus des egoistischen, in die Endlichkeit versunkenen Menschengeistes; sie wird in der Verläugnung der göttlichen Liebe nach oben und der menschlichen Liebe nach unten den Grund des modernen Unheils aufweisen; sie wird in der Wiedervereinigung des Religiösen mit dem Politischen und Socialen das einzige Heilmittel zeigen zur Erhaltung der Gesellschaft in neuen Formen. Will man dieß „politische und sociale Dogmen" heißen, so wird die neue Weltperiode deren haben so gut wie die hinschwindende sie gehabt hat; und wenn die Synode von Trient je noch einen Zweifel übriggelassen hätte, wer bei dem fortschreitenden Geist der Zeit ein „treuer Katholik" sei und wer nicht — die Synode des 19. Jahrhunderts wird jeden Zweifel zur Unmöglichkeit machen.

XV.

Daumer's eschatologische Schriften.

1) Der Tod des Leibes kein Tod der Seele. Dresden bei Woldemar Türk 1865.

2) Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. Zwei Bände. Ebendaselbst 1867.

Der vielbekannte Verfasser hat sich hier vollends der Erörterung von Gegenständen zugewendet, welche ohne Zweifel zu den allerwichtigsten gehören, die in das menschliche Bewußtseyn fallen, und welche namentlich den keck verneinungssüchtigen Tendenzen der modernen Zeit und Welt gegenüber die angelegentlichste Behandlung von Seiten wohldenkender und zu solchen Studien geeigneter Schriftsteller in Anspruch nehmen. Es handelt sich um die schwierigen und tiefeingreifenden Fragen nach der Natur der Menschenseele im Verhältniß zum Leibe, nach ihrem Schicksale im Tode, nach der Existenz einer jenseitigen Welt, in welche sie überzutreten fähig, nach der eines nicht blos vorgestellten und erträumten Geisterreichs und seiner nähern Beschaffenheit. Man könnte glauben, es sei das Alter und der durch dasselbe näher gerückte eigene Abschied vom Leben, was den Verfasser zu solchen Forschungen geneigt mache; man könnte damit, wie vielleicht Gegner zu thun geneigt, die Vorstellung einer gewissen Schwäche verbinden, die ihn befallen habe, und sich so ein ungünstiges Vorurtheil gegen seine neuesten Leistungen gestalten. Man würde aber sehr irren. Herr Daumer hat auch in seiner vorchristlichen Zeit jene höheren Wahrheiten, die dem Menschen seinen Adel geben, nie völlig geläugnet, ihnen vielmehr damals schon, mitunter selbst in specifisch christlicher Form (Marienlieder) auf eine für Viele unbegreifliche Weise gehuldigt. Er selbst bemerkt in seinem neuesten Werke und weist es faktisch nach, daß er von jungen Jahren an sich mit den

ernstesten Gegenständen des religiösen Glaubens und der philosophischen Spekulation stets angelegentlich beschäftigt und insbesondere Ansichten über Tod und Jenseits gefaßt und gehegt, die seinen jetzigen ungemein ähnlich waren, nur daß sie heute in reiferer und dem kirchlichen Glauben näher gerückter Weise vertreten sind. Er glaubte schon damals an lichtere und dunklere, seligere und unseligere Zustände nach dem Tode, sowie auch an die Manifestationen der Abgeschiedenen, die er so vorzugsweise im „Geisterreich“ behandelt. Materialistisch oder atheistisch waren seine Meinungen nie; er baute Systeme, in welchen der Geist das A und Ω ist; er lehrte eine im Universum waltende göttliche Intelligenz, z. B. ganz ausdrücklich in seiner „Religion des neuen Weltalters“; und solche dem alten Religionsglauben verwandte Ideen, verbunden mit seiner Antipathie gegen revolutionäre Gewaltsamkeiten, welchen er in dem oben genannten Werke einen so entschieden polemischen Ausdruck gab, waren die Ursache, daß von Seiten seiner eigenen damaligen Partei heftiger Zorn und Haß gegen ihn entbrannte. Eine eigene Schrift wider Ludwig und Friedrich Feuerbach und die beiden Bauer gerade den Glauben an Gott, die Unsterblichkeit der Menschenseele und die historische Natur der Evangelien betreffend, hat Daumer schon damals herausgegeben. Hegel, Schelling und Jakob Böhme hatten ihren Einfluß auf ihn geübt; er war aber doch stets auch seinen eigenen Weg gegangen und mit dem bis zum Extrem der Verneinung fortgehenden Prozesse der auf die Blüthezeiten der althegelianischen Philosophie folgte, schritt er durchaus nicht fort, sondern setzte sich ihm so antagonistisch, spiritualistisch und apologetisch entgegen, als es von seinem damaligen Standpunkte aus denkbar war. Auf seinem gegenwärtigen, um so Vieles positiveren vermag er es noch weit vollständiger zu thun, und er unterläßt nicht seine schriftstellerische Thätigkeit in dieser Weise fortzusetzen.

Der Widerstand den er erfuhr, und der Wunsch mit seiner Subjektivität und Individualität soviel als möglich in den Hintergrund zu treten, veranlaßte ihn eine aphoristisch-combinatorische Manier, eine Art literarischen Mosaik's sich zu erfinden, indem er Aussprüche anderer Autoren von Ansehen und Gewicht zusammenträgt und daraus ein autoritätsvolles Ganze formirt, welches dasjenige besagt was er dem Publikum vorzutragen und an's Herz zu legen wünscht; wozu er denn auch Manches in seinem eigenen Namen zuzufügen pflegt. Diese Form hat er in dem Werkchen über den Tod gewählt, und Saint René Taillandier hat sie sehr zweckmäßig gefunden. In der nämlichen Manier ist eine Einleitung in das „Geisterreich“ geschrieben. In keinem der beiden Bücher werden indessen ganz selbstständige und zusammenhängende Abhandlungen und Partien vermißt.

In dem Werkchen über den Tod handelte es sich zunächst nur darum, den Zweifel und Unglauben derjenigen welche fürchten oder auch wollen, daß mit dem Tode, wie man sagt, Alles aus sei, durch eine einleuchtende Reihe von Thatsachen niederzuschlagen ohne jedoch mit kühnerem Wagniß in das Jenseits selbst einzugreifen. Den Glanzpunkt der Darstellung bilden hier die letzten Lebensmomente guter und frommer Menschen, bei welchen sich Phänomene darstellen die in Rücksicht des Ueberganges in eine andere Welt soviel Merkwürdiges, Belehrendes und Ueberzeugendes haben. Es scheint hier zuweilen, als wenn sich die beiden Welten, die diesseitige und jenseitige, in der Art berührten, daß auch die am Leben bleibenden Anwesenden und Beobachter einen Strahl des ewigen Lichtes zu gewahren im Stande seien.

Es genügte dem Verfasser aber keineswegs, so bis an die Schwelle eines geisterhaften Jenseits hinzuführen. Er getraute sich auch, das in neueren Zeiten so verrufene Thema der sogenannten Geistererscheinungen welche er, der ihm eigenen Terminologie gemäß, „eidolomagische Phänomene“ zu nennen pflegt, in Angriff zu nehmen. Dabei stellte er sich eine dreifache Aufgabe. Erstens eine die Geschichte des Geisterglaubens betreffende, indem er aus allen Zeitaltern, Religionskreisen und Schichten der Gesellschaft die gegebenen Vorstellungen der bezüglichen Art angibt, wobei selbstverständlich Manches berührt wird, was als mythisch oder doch sehr problematisch hingestellt und Niemanden zu glauben zugemuthet oder aufgedrungen wird. Hier, wie man so unpassend verlangt hat, kritisch zu Werk zu gehen ist so wenig möglich als in irgendeiner Mythologie, wo auch das für uns Unglaublichste und Ungereimteste eine Stelle beansprucht. Doch liegt dem geehrten Verfasser das Mythologische am wenigsten am Herzen, indem er weit angelegentlicher den realen Kern der Sache zu ermitteln sucht. Er führt uns in dieser Beziehung eine Anzahl von Gruppen und Classen geisterhafter Erscheinungen vor, wo er das Einzelne wie das Ganze im Interesse des realistischen Geisterglaubens bespricht, hierbei soviel als möglich wohlbezeugte und beweiskräftige oder doch wahrscheinlich faktische Fälle auswählt, Anderes aber im Zweifel läßt und dem eigenen Urtheile seiner Leser anheimstellt. Es finden sich hier Geschichten welchen eine bedeutende, ja entscheidende Ueberzeugungskraft von ruhig und affektlos Urtheilenden wohl nicht abzustreiten ist. Andere verspricht der Verfasser in weiterhin folgenden Mittheilungen zu liefern, indem er darauf ausgeht, eine so wichtige Sache zur empirisch erhärteten, constatirten und anständiger Weise nicht mehr abzuweisenden Realität zu erheben und so dem Glauben an eine Fortexistenz nach dem Tode eine feste, objektiv gestaltete und gesicherte Grundlage und Stütze zu geben. Gelänge

dieß, so würde es, wie Jeder einsieht, von unermeßlicher Wichtigkeit seyn.

Ein zweiter Zweck des Verfassers ist aber auch der, den Manifestationen der Abgeschiedenen eine theoretische Basis zu geben durch welche ihre Denkbarkeit erleichtert wird. Dieß ist der Zweck seiner „Eidolologie". Für Geist oder Gespenst wählt er nämlich aus Gründen den griechischen Namen Eidolon. Er nimmt an, daß die Menschenseele unter gewissen Umständen das Vermögen besitze, sich — nicht etwa mit Hülfe eines von Außen herbeigezogenen „ätherischen Körpers" oder „Nervengeistes", wie die Prevorster Seher und Pneumatologen gesagt — sondern unmittelbar in dem Grade zu realisiren und anschaulich zu machen, daß sich Gestalten bilden welche selbst den körperlichen Sinnen der Lebenden sichtbar und fühlbar zu werden im Stande sind. Er schreibt der Seele eine gewisse magische Schöpferkraft zu von welcher die innerlich bleibende Vorstellung und Phantasie nur erst unvollkommener Anfang sei; das so Entstehende, was das Volk Geist oder Gespenst nennt, ist in sofern ein eidolomagisches Phänomen, worüber man das Nähere beim Verfasser selbst nachlesen muß. Er weist diese magische Selbstdarstellungs- und Erscheinungsweise schon bei den Lebenden, dann bei den Sterbenden, weiter bei den Gestorbenen, auch den schon vor langer Zeit dem Tod Verfallenen nach; eine geordnete Reihe von Capiteln und gruppirten Phänomenen dieses Charakters findet sich insbesondere im 2. Buche des ersten Bandes.

Es ist endlich noch etwas ganz Besonderes zu erwähnen: der Verfasser will eine Art von Weltgesetz entdeckt haben welches in der allgemeinen göttlichen Weltordnung liege, und einen „mystischen Schutz" vor den Angriffen bösartiger und feindlicher Mächte des Geisterreiches bezwecke und gewähre. Er nennt die eigenthümliche Erscheinung und Erfahrung, die ein solches Weltgesetz, einen solchen „mystischen Schutz" zu erkennen gibt, das „tutelarische Moderations- und Direktionsphänomen", und man findet eine ausführliche Abhandlung darüber im zweiten Theile Seite 240 ff. Soviel wird man wohl zugeben müssen, daß die in diesem Capitel so reichlich angeführten, aus protestantischen wie aus katholischen Quellen geschöpften Thatsachen höchst auffallend und merkwürdig sind. Und gibt es wirklich etwas der Art, ein solches Naturgesetz in höherem Sinne des Wortes mit dahinter stehender geheimnißvoller Ursache, so dürfte dasselbe ebenso gut der Aufmerksamkeit und des Studiums würdig seyn als Elektricität, Galvanismus, Magnetismus und dergleichen.

Der Verfasser hat absichtlich keine Parteifahne aufgesteckt und seiner Darstellung keine andere Färbung gegeben als die nicht zu vermeidende antimaterialistische. Er nimmt seine Bei-

spiele, wie bereits bemerkt, aus allen Zeiten, Völkern, Religionen und Confessionen und läßt sie zusammen für Wahrheiten zeugen, die das allgemeinste Interesse haben und ohne welche keine Religion und keine höhere Ansicht der Dinge bestehen kann. Offenbar wünscht er bei diesem Verfahren sich einen möglichst allgemeinen Wirkungskreis zu verschaffen, so daß Alles berücksichtigt und in's Interesse gezogen, und Niemand ohne Noth antipathisch erregt und abgeschreckt werde. Wer die Zeit kennt und die Aufgabe vor Augen hat welche sich wohldenkende Autoren in der Lage des Herrn Verfassers zu stellen haben, wird ihm diese Haltung nicht zum Fehler machen, da sie vielmehr in der Natur der Sache liegt und die hier allein zweckdienliche ist. Für diejenigen welche bereits ihren ausreichend festen Halt im Centrum des kirchlichen Glaubens und Lebens haben, hat Herr Daumer gewiß nicht zu schreiben unternommen, sondern für die Anderen deren Zahl Legion, zu deren Geist und Herz der Zugang in den betreffenden Beziehungen so schwierig ist, und die doch so nothwendig in's Auge zu fassen sind.

Häufig nimmt der Verfasser Rücksicht auf Männer der Wissenschaft, welche die von ihm behandelten Gegenstände ebenfalls ihrer Untersuchung unterworfen haben, und sie in gewisser Weise auch ihrerseits gelten lassen, aber minder positiv fassen und erklären. So Schindler, Schopenhauer, Perty und Andere. Es ist insbesondere der Letztere, der Verfasser der „mystischen Erscheinungen“ und der „Realität magischer Kräfte“, den er citirt, mit dem er theilweise übereinstimmt, namentlich wo derselbe das von ihm in Schutz genommene Mystische und Magische wider Materialisten, Rationalisten, Aufklärer oder „mechanische Köpfe“ vertheidigt; dem er jedoch auch öfters bestreitend und widerlegend entgegentritt. Perty erkennt das Wunderbare, auch das im kirchlichen Kreise waltende an als etwas Reales, betrachtet es aber als ein bloßes Produkt und Phänomen der Erd- und Menschennatur, indem er im Nothfalle nur etwa noch seinen zweideutigen Erdgeist zu Hülfe nimmt. Er erklärt insbesondere die sogenannten Geistererscheinungen und Spukphänomene, soviel sich nur immer thun läßt, aus dem oft bewußtlos thätigen „magischen Ich“ des lebenden Menschen selbst, so daß eine objektiv vorhandene und von Außen einwirkende Geisterwelt, bestehe sie aus abgeschiedenen Menschenseelen oder aus höheren Geistern, fast durchaus beseitigt wird. Solchem Verfahren macht Daumer nicht selten den Krieg, indem er zeigt, daß Perty's und Anderer in der Art beschaffene Auffassungen und Erklärungen oft sehr ungenügend, unnatürlich, zwangvoll seien, und daß der vorliegende Thatbestand die Einräumung einer wirklichen Geisterwelt, wie sie der Volksreligionsglaube annimmt, zur unumgänglichen Folge hat. Perty und die ihm ähnlichen

Forscher und Schriftsteller sind zwar im Streite mit der Rationalität des Zeitalters, die Alles was ihr unbequem ist oder nicht in das kleine Gehirn sich fügen will, läugnet; sie behandeln ihren Gegenstand mit Ernst und Liebe, sind also insoferne durchaus nicht zu unterschätzen. Allein sie nehmen bei all' dem an dem Subjektivismus unserer Tage Theil in Beziehung auf höhere Dinge und mystische Phänomene; ihr Standpunkt und ihre Erklärungsmanier ist nur immer noch eine Phase der anthropologischen Richtung, die Alles in den Menschen selbst hineinsetzt und aus ihm hervorgehen läßt; wohingegen der Glaube, wie es dem Menschen natürlich und am Ende auch das allein Vernünftige und wahrhaft Wissenschaftliche ist, sich dem angeschauten und wirkenden Objekt als solchem hingibt und es in der vollen realistischen Bedeutung die es beanspruchen kann, nimmt und anerkennt. Auf diese letztere Seite stellt sich Daumer, nicht als Theologe und Dogmatiker was hier begreiflicher Weise durchaus nicht am Orte wäre, sondern als Mann des Denkens und der Wissenschaft, der es mit einem Publikum zu thun hat dem nur in der Rolle eines solchen versöhnlich beizukommen, und dem nur so Zustimmung abzugewinnen ist. Er stellt sich hierbei nicht nur der vulgären Aufklärung und reinen Negation, sondern auch dem relativen Unglauben der erwähnten Autoren gegenüber; er ist bemüht nicht nur den einfachen Glauben an die betreffenden Objekte wiederherzustellen, sondern auch dem Bedürfniß einer lichtvolleren Erkenntniß Rechnung zu tragen, eine Wissenschaft des Geisterreiches und der jenseitigen Dinge zu begründen, die den ganzen, vielfältigen und manigfaltigen Inhalt desselben anerkennt und soweit möglich auch der denkenden und begrifflichen Auffassung zuführt.

Soviel haben wir jedenfalls zu sagen, insofern wir über den Inhalt, Zweck und Charakter der in Rede stehenden literarischen Produkte zu berichten haben. Wir halten es um so mehr für unsere Pflicht einen solchen thatsächlich wahren Bericht zu geben, da die vielen Gegner des Verfassers über ihn und seine Werke die allerunrichtigsten und entstellendsten Berichterstattungen in die Welt senden. Diese Gegner hat Daumer wider sich, er mag schreiben was er will. Welch besonderer Anlaß und welch erwünschte Gelegenheit aber solchen gegeben ist, sich feindlich zu bezeigen, indem er ein so verrufenes Thema wie die Geisterwelt behandelte, das leuchtet ein. In solchen Fällen ist es doppelt und dreifach nöthig, daß sich auch solche Stimmen vernehmen lassen, die von Gehässigkeit und geflissentlicher Unwahrheit frei sind.

XVI.

Vor der großen Katastrophe.

Studien eines südwest-deutschen Publicisten.

„Ob es dem Wiener Congresse möglich war die Aufgabe, den von Napoleon hinterlassenen chaotischen Zustand zu ordnen, anders zu lösen, als sie gelöst ward, mögen Andere entscheiden. Die ersten Staatsmänner haben ihr Talent daran geübt. Wir zweifeln, daß es Andere unter denselben Verhältnissen besser gemacht haben würden, die jetzige Generation gewiß nicht." So schrieb 1852 ein österreichischer Veteran, der Generaladjutant Radetzky's, als durch die Siege des alten Feldherrn das durch die jüngste Revolution erschütterte Staatensystem Europa's neu gesichert und mancher wankende Thron wieder befestigt schien. Die beiden alten Soldaten waren so glücklich, daß sie es nicht erlebten, wie 1859 der Napoleonide in Italien mit Zulassung Preußens und der deutschen Mittelstaaten durch die Zertrümmerung des Werkes von 1815 die Inauguration einer neuen napoleonischen Aera begann. Sie mußten nicht mehr mit ansehen, wie Preußen und der Sohn des Carlo Alberto mit Bewilligung des Napoleoniden 1866 die Schöpfungen der Feldherren und Staatsmänner aus den Jahren der Befreiungs-Kriege von Grund aus zerstörten. So viel hat einstweilen

die jetzige Generation vermocht; eine neue Ordnung ist aber nicht geschaffen. Darum verwandelt sich Europa in ein großes Kriegslager und stehen vier Millionen Soldaten bereit zum Völkerkriege.

Der deutsche Bund war die conservative Centralmacht Europa's und in Oesterreich lag ihr Schwerpunkt — in Oesterreich das, obwohl eine Militärmacht erster Größe, nach keiner Seite eine Ausdehnung seines Gebietes suchte. Daher beruhte die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa auf Oesterreich, und nicht minder die Erhaltung des Gleichgewichts in unserm Deutschland; Oesterreich war die anerkannte friedliche Großmacht, von der weder ein deutscher noch ein nichtdeutscher Staat für seine Integrität etwas besorgte.

Der Napoleonide hatte als Exulant sich den Franzosen als einstigen Rächer der Niederlage von Waterloo angekündigt, hatte die Vernichtung der Verträge von 1815 und die Wiederherstellung der Größe Frankreichs als seine Bestimmung bezeichnet; er glaubte mit fatalistischer Unerschütterlichkeit an seinen Beruf, und verfolgte den Weg zu diesem Ziele mit der Kühnheit und List eines machiavellistischen Virtuosen. Auf der Höhe angelangt sprach er feierlich: das Kaiserthum ist der Friede! Indeß bereitete er den Umsturz des 1815 gegründeten Staatensystems und damit die neue Kriegsära vor, aus der Frankreich als dominirende Macht und die Napoleoniden als das Cäsarengeschlecht der Neuzeit hervorgehen sollten.

Zu diesem Zwecke erschien es ihm absolut nothwendig, daß die Machtstellung Oesterreichs und in Folge davon der deutsche Bund gesprengt werde. Diesen Gedanken hielt er unabänderlich fest und führte ihn mit beispielloser Geschicklichkeit durch. Zuerst galt es die sogenannte nordische Allianz aufzulösen, die wenigstens insofern noch bestand als Oesterreich, Preußen und Rußland gegen die europäische Revolution verbündet und zur gemeinschaftlichen Aktion gegen einen französischen Angriff auf die Rheinlande oder Belgien ent-

schlossen waren. Napoleon III. entzündete den Krimkrieg, verfeindete Oesterreich gründlich mit Rußland und steigerte die Entfremdung zwischen Preußen und Oesterreich.

Den Schlag gegen Oesterreich verschob er nicht länger, als bis sich Frankreich von den Anstrengungen des Krim-Krieges erholt hatte und in Italien die Verschwörung gegen Oesterreich gereift war. Daß sich das deutsche Volk gegen den Angreifer der ersten deutschen Macht erheben und sich des Axioms erinnern werde: der Rhein wird am Po vertheidigt! das hatte er bei dem Gegendrucke den Preußen auf die öffentliche Meinung auszuüben verstand, wobei es von der dynastischen Politik der Mittelstaaten nach Möglichkeit unterstützt wurde, vorerst nicht zu besorgen. Bei einer längeren Dauer des Krieges wäre aber der Trieb der nationalen Selbsterhaltung im südwestlichen Deutschland unfehlbar zum Durchbruch gekommen und wäre Preußens „freier Hand" das Schwert aufgenöthigt worden; darum schloß der Napoleonide eilig den Frieden von Villafranka und ließ Oesterreich vorläufig noch im Besitze des Festungsvierecks. Er hatte sein Meisterstück geliefert, sich als Nachfolger des Oheims legitimirt. Die französische gloire war wieder hergestellt, die sogenannten natürlichen Grenzen im Süden „revindicirt"; in dem neuen Königreich Italien war dem gedemüthigten Oesterreich ein unversöhnlicher, von Frankreich abhängiger Feind an die Seite gestellt; Deutschland war entzweit, Preußen und Oesterreich mit gegenseitigem Groll erfüllt. Es galt nun, den deutschen Bund vollends zu sprengen und das letzte Band zwischen Oesterreich und Preußen aufzulösen.

Die leitenden Staatsmänner Oesterreichs arbeiteten hiezu dem Napoleoniden in die Hände. Als sie den Fürstentag in Frankfurt und die Reformakte arrangirten, hatten sie gänzlich vergessen, daß Preußen sich freiwillig keinem Bundesbeschlusse fügen werde und durch Waffengewalt zur Unterordnung genöthigt werden müßte; daß die mittelstaatlichen Dy-

nastien sich der kaiserlichen Reformbewegung nur in der Voraussetzung anschloßen, daß sie nicht zu Stande komme, jedoch die Anklage daß sie es seien welche die Einigung Deutschlands hinderten, von ihnen weg auf Preußen überwälzen würden. Man bedachte in Wien nicht, daß die demokratischen und protestantischen Antipathien gegen Oesterreich eine Massen-Bewegung für die Reform nicht aufkommen lassen würden. Preußen beantwortete die Reformakte durch die Handelsverträge mit Frankreich und Italien, und die deutschen Zollvereinsstaaten, dieselben welche mit Oesterreich in der Bundesreform gegangen waren, ließen sich jetzt von Preußen fortziehen.

Da legte das Schicksal plötzlich die schleswig-holsteinische Frage zur Entscheidung vor. Die Demokratie suchte sich derselben rasch zu bemächtigen, und diese Partei welche sonst gegen die deutschen Dynastien Feuer vom Himmel herabrief („und Gott im Himmel schlag' darein"), betrieb nun mit allen Kräften die Einsetzung des Augustenburgers zum Herzoge von Schleswig-Holstein, somit die Mehrung der Dynastien auf deutschem Boden. Solcher Eifer für die Legitimität des Augustenburgers hatte eigenthümliche Gründe. Vor allem bezweckte er die Wiedererweckung der Verfassung der Herzogthümer aus dem Jahre 1848, wodurch der norddeutschen Demokratie ein fester Rückhalt in Schleswig-Holstein geschaffen werden sollte. Die Regierungen der Mittelstaaten traten für den Augustenburger ein, weil sie in dessen Erbrecht ihr eigenes Recht auf die dynastische Existenz zu vertheidigen glaubten, hauptsächlich jedoch weil sie es für höchst gefährlich hielten, sich der hochgehenden nationalen Bewegung für die Befreiung der Herzogthümer entgegenzustemmen. Oesterreich und Preußen bemächtigten sich aber der Angelegenheit, vertrieben die Dänen unter dem Halloh des deutschen Volkes, ließen die Einsprache des Bundestags (d. h. der Mittelstaaten) gegen ihr exclusives Vorgehen auf sich beruhen und setzten sich auch über die drohenden Mißfallensäußerungen

der Westmächte hinweg. So viel vermochten Oesterreich und Preußen durch ihr Einverständniß; Deutschland zeigte sich in ihnen als die erste continentale Großmacht.

Als Oesterreich und Preußen sich Lauenburg, Holstein und Schleswig von dem Könige Dänemarks abtreten ließen und die Herzogthümer als Condomini für einstweilen in Besitz nahmen; als Preußens Unterhandlungen mit dem Augustenburger sich zerschlugen, so war Jedermann im Klaren, daß Preußen an die Erwerbung der Herzogthümer Alles setzen werde. Um den deutschen Bund bekümmerte es sich nichts, um das Recht des Augustenburgers ebensowenig: das hatte es thatsächlich bewiesen. König Wilhelm I. und Bismark brauchten einen großen politischen Erfolg, wenn sie über die constitutionelle Opposition Meister werden und nicht einer sogenannten parlamentarischen Regierung Platz machen wollten. Ein solcher rettender Erfolg war die Erwerbung der Herzogthümer, durch welche für Preußen eine maritime Stellung zweiter Größe und die Suprematie über Norddeutschland gesichert wurde. Man mußte in Wien wissen, daß das preußische Kabinet zum va banque Spiele entschlossen war, daher bleibt der Gasteiner Vertrag mit dem Lauenburger Handel und den österreichischen Concessionen in den andern Herzogthümern ein Räthsel. Denn Oesterreich wurde durch seine erzwungene Nachgiebigkeit blamirt, seine Stellung zu den nichtdeutschen Großmächten compromittirt, der deutsche Bund mißachtet, die öffentliche Meinung in Deutschland vor den Kopf gestoßen und Preußen doch nicht befriedigt. Bismark hatte offen ein Duell zwischen Preußen und Oesterreich gewünscht, um den Span wegen der Herzogthümer auszutragen; er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er nöthigen Falls ein Bündniß mit dem Auslande einzugehen entschlossen sei, und als er von Gastein nach Biarritz zu dem Napoleoniden pilgerte, so wußte man, daß er um dessen Einwilligung zur letzten und großen Operation werbe und daß Italien der Partie nicht fremd bleibe.

Im Frühjahre 1866 mußte man in den Kabinetten zu Wien, München, Dresden und Stuttgart darüber gewiß seyn, daß der Napoleonide Preußen und Italien die Erlaubniß zum Bruche mit Oesterreich gegeben habe, und daran war nicht mehr zu denken, Preußen werde es nicht weiter als bis zu einer zweiten Auflage der Bronzeller Affaire kommen lassen. Denn gegen eine solche Annahme sprach die Militärorganisation, die Stellung des Königs und Bismarks der Kammeropposition und der Demokratie gegenüber zu nachdrücklich. Die leitenden Staatsmänner jener Kabinette konnten demnach nur einen Krieg voraussehen und ebenso natürlich nur die Niederlage Preußens voraussetzen; wie dachten sie sich aber die Folgen? Eine verlorene Hauptschlacht, ein preußisches Novara, hätte Bismark das Leben und dem König Wilhelm den Thron gekostet; sein Nachfolger wäre genöthigt gewesen den Schutz einer Großmacht anzurufen, denn die deutschen Mittelstaaten hätten bei aller Eifersucht gegen Oesterreich dessen Vormarsch nach Schlesien nicht Einhalt thun können. Rußland ebensowenig, da es zu einem Kriege gegen Oesterreich und den unfehlbar dadurch herbeigeführten Aufstand der Polen nicht gerüstet war. Preußen hätte demnach keine andere Wahl gehabt als den Napoleoniden um Hülfe anzurufen. Gewiß hatten Bismark und König Wilhelm oder der mit einem liberalen Ministerium in der Reserve gehaltene Thronfolger eine Niederlage und deren Folgen als möglich vorausgesetzt und für diesen Fall Vorkehrungen getroffen, sie hatten demnach eine Intervention des Napoleoniden als letzte und einzig mögliche Zuflucht vorbereitet.

Dieser hatte Oesterreich 1859 nicht bekriegt, damit sich dasselbe 1866 wieder erhebe und den Verlust der Lombardei auf Kosten Preußens ersetze, die Hegemonie über Deutschland erringe und als einzige deutsche Großmacht die nationalen deutschen Bestrebungen an sich feßle.

Es drängt sich demnach die Frage auf: welches war der

Entschluß Oesterreichs, wenn nach einem entscheidenden Siege über Preußen der Napoleonide seine Intervention, natürlich als Friedensstifter und Freund der deutschen Nation angekündigt hätte? Man wird der Behauptung nicht widersprechen, daß Oesterreich nicht zugleich mit Preußen, Italien und Frankreich hätte Krieg führen können und daß daher die Annahme der französischen Friedensstiftung eine unabweisbare Nothwendigkeit gewesen wäre. Die Mittelstaaten waren durchaus nicht gemeint Oesterreich eine beherrschende Stellung in Deutschland erkämpfen zu helfen, sie hätten deßwegen einer französischen Friedensstiftung entgegenkommen müssen, und wie die Schweizer 1803 Napoleon I. als den „erhabenen Vermittler" anerkannten, so wäre 1866 sein Neffe als der hochgesinnte Pacifikator Deutschlands, als der Beschützer der Selbstständigkeit der deutschen Staaten aufgetreten. Welcher reelle Dank war dem Vermittler zugedacht? Denn daß er umsonst sich einem solchen Werke unterziehe, hätte ihm Niemand zugemuthet. Den Dank hätte er sich selbst genommen.

Wie allgemein geglaubt wird, hatte Bismark dem Napoleoniden für die Erlaubniß zum Kriege gegen Oesterreich und zur Annexirung der nordelbischen Herzogthümer Belgien zur Disposition gestellt, Luxemburg deßgleichen, wohl auch Saarlouis, Ney's Geburtsort, und Landau das von 1714 bis 1815 französische Festung war. Im Falle einer totalen Niederlage war Preußen der Gnade des französischen Kaisers hingegeben, es hatte jedoch nicht das Schicksal von 1807 zu befürchten, denn „Frankreich bedarf Preußens um Rußland und Oesterreich in Schranken zu halten" (Idées Napoleoniennes, cap. 4). Er veröffentlichte vor dem Ausbruche des Krieges das Ergebniß seiner Studien über die deutsche Frage, welches dahin lautete: für Preußen bessere Grenzen mit homogener Bevölkerung; für die Mittelstaaten eine rühmlichere Rolle, für Oesterreich die Erhaltung seiner Macht und eine starke Stellung zu Deutschland. In diesen „Wünschen" war das Programm der französischen Intervention gegeben; sie wäre er-

folgt, angeblich um der deutschen Nation für die der Kaiser immer warme Sympathien und die größte Achtung proklamirte, dauernden Frieden durch die Gründung einer neuen Staatenordnung zu geben. Die Mittelstaaten hätte er in einen Bund vereinigt und diesem Bunde die Rolle der dritten deutschen Macht zugetheilt; Preußen wäre mit Schleswig-Holstein und den von ihm umschlossenen Kleinstaaten zu einem compakten Körper gestaltet worden, und Oesterreich hätte eine Anweisung auf untere Donauländer erhalten. Den so entstandenen drei deutschen Mächten blieb es dann freigestellt internationale Verbindungen untereinander abzuschließen. Des französischen Kaisers Verdienste um die deutsche Nation wären durch die Wiederherstellung der natürlichen Grenzen Frankreichs am Rhein wenigstens auf der Strecke von Straßburg bis Mainz belohnt worden, und die Rolle des Protektors des mittelstaatlichen Bundes hätte ihm als Zugabe anheimfallen müssen. Der Calcul war ausgezeichnet und klar durchsichtig bis auf den Grund, selbst für die Masse des deutschen Volkes. Dasselbe glaubte darum nicht an die Möglichkeit eines deutschen Krieges, weil es nicht begreifen konnte, daß die deutschen Monarchen durch einen solchen Krieg der Intervention des Napoleoniden Thür und Thor angelweit aufsperren würden. Nur wenige öffentliche Stimmen erinnerten, daß König Wilhelm nicht zurückgehen könne, außer wenn er vom Throne herabsteige, darum eher die Würfel des Krieges rollen lassen werde. Die Auflösung des deutschen Bundes konnte nur verhütet werden, wenn die nordelbischen Herzogthümer an Preußen überlassen wurden, wie bereits mit Lauenburg geschehen war, denn Preußen und Oesterreich blieben alsdann Verbündete, an deren vereinigte Macht der Napoleonide sich nicht gewagt hätte. Die Auflösung des Bundes war eine unabweisbare Folge des Krieges, mochte die Entscheidung zu Gunsten Preußens oder Oesterreichs ausfallen, da die Intervention Frankreichs als absolut gewiß erschien. Wir sind deßwegen

zu dem Schlusse genöthigt: die deutschen Kabinette sahen den Bund von 1815 selbst nicht länger für haltbar an. Preußen hatte ihn bereits vordem mit der Erklärung, daß es sich nicht majorisiren lasse, wenn nicht aufgelöst, so doch für gewisse Fälle gekündet. Oesterreich konnte auf den Bund nicht zählen, wie es 1859 erfahren hatte, und die Mittelstaaten glaubten einen gesicherteren Standpunkt zu gewinnen, wenn sie nach des Napoleoniden Programm eine unabhängige Stellung zwischen Oesterreich, Frankreich und Preußen einnehmen und immer bei zwei Mächten gegen die Begehrlichkeit der dritten Schutz finden würden. Wie hoch mochten sie es anschlagen, daß mit dem Bunde auch das Geschrei nach Bundesreform, das doch immer hauptsächlich gegen die nichtgroßmächtigen Dynastien gerichtet war, aufhören mußte?

Das rasende Glück Preußens zerschmetterte aber wie ein Blitzstrahl die Macht Oesterreichs und der Mittelstaaten; es warf das Gebäude in einen Trümmerhaufen, welches von dem Napoleoniden mit allen Mitteln der Gewalt und Arglist in einer Reihe von Jahren war aufgebaut worden. Er der wenige Wochen früher Herr der Geschicke Europa's war, der mit einem einzigen Worte Preußen und Italien den Krieg verbieten konnte, der wie ein Alleinmächtiger und Alleinweiser gesprochen hatte, sah sich plötzlich durch Preußen auf die Seite geschoben und mußte es sich gefallen lassen. Am 5. Juli Abends illuminirten politische und finanzielle Größen in Paris, als der Telegraph meldete, Kaiser Franz Joseph habe Venetien an Napoleon III. cedirt. Somit ist der Krieg zwischen Oesterreich und Italien zu Ende, meinten sie, denn der französische Kaiser wird Venetien dem König Viktor Emmanuel einhändigen und der Besiegte von Custozza sich gerne oder ungerne der Intercession seines Protektors fügen. Dieser wird auch Preußen mit Güte oder Gewalt zum Frieden bestimmen, ihm Schleswig-Holstein mit einigen andern deutschen Territorien zum Besten geben, für Frankreich beliebige Compensationen nehmen, die deutschen Mittel-

staaten von Oesterreich und Preußen lösen und in Zukunft ihr Protektor seyn. Welcher Triumph der kaiserlichen Politik; wahrlich Napoleon III. ist größer als Napoleon I.!

Allein das undankbare Italien gehorchte seinem Schöpfer nicht, sondern setzte den Krieg fort, und der französische Kaiser durfte Viktor Emmanuel nicht mit Gewalt zum Frieden nöthigen, denn er selbst hatte ihn ja an Oesterreich gehetzt. Preußen kümmerte sich nicht um Frankreich, denn Oesterreich war sammt den Mittelstaaten niedergeworfen, gänzlich unfähig zu längerem Widerstande, und der Napoleonide vermochte dem Hülferufe Oesterreichs und der Mittelstaaten keine Folge zu geben, denn er getraute sich nicht mit der Zündnadel-Armee anzubinden. Preußen diktirte den Frieden; riß das ganze Norddeutschland an sich; erhob sich zu einer Landmacht von 30 Millionen Seelen; erwarb durch seine Ausdehnung an der Nord- und Ostsee, durch den Anschluß Hamburgs und Bremens, die drittstärkste Handels-Marine der Welt und die Anwartschaft auf eine gewaltige Kriegsmarine. Preußen füllte seine Schatzgewölbe mit erbeuteten Millionen und sein König vindicirte sich die Rolle eines Wiederherstellers des Reiches der deutschen Nation. „So herabgekommen war Frankreich nur unter Ludwig XV. als seine Armeen von Friedrich II. geschlagen wurden und die drei nordischen Mächte Polen theilten": dermaßen sprach sich ein hochgestellter Franzose aus, und Thiers, der „nationale Historiker und Staatsmann" entrollte dem Corps Legislatif ein illustrirtes Sündenregister der kaiserlichen Politik. „Es darf auch nicht ein Fehler mehr gemacht werden", mußte sich der Napoleonide von ihm sagen lassen, und er mußte sich selbst gestehen, daß sein Reich schmählicher enden wird als das des Bürgerkönigs, daß Sadowa sein Waterloo ist, wenn er sein und Frankreichs verlorenes Prästigium nicht wieder herzustellen vermag.

Frankreich ist so fest geeinigt und seine geographische Lage so günstig, daß es wohl noch eine revolutionäre Kata-

strophe zu überstehen vermag und dennoch ein großes nationales Reich bleibt. Oesterreich dagegen ist durch den letzten Krieg an den Rand des Untergangs gedrängt worden und muß sich deßwegen um jeden Preis eine andere Situation schaffen. So lange Preußen Sachsen in der Hand behält und über die Streitkräfte des Südwestens, namentlich Bayerns, gebietet, umspannt es Böhmen von drei Seiten, so daß dieses wichtige Land absolut unhaltbar geworden ist, wenn gleichzeitig feindliche Heere durch die Pässe des Riesengebirges, des Erzgebirges, des Böhmerwaldes und in dem Donauthal einbrechen können, denn alsdann ist ein österreichisches Heer in Böhmen schon bei Eröffnung des Feldzuges umgangen. Dann ist aber auch Tyrol und Salzburg überflügelt, Oberösterreich verloren und die österreichische Armee hat nur mehr die Wahl vor Wien eine Schlacht zu wagen oder die Hauptstadt aufzugeben und Oberungarn zur Operationsbasis zu machen. Die strategische Lage Oesterreichs ist Preußen und dessen deutschen Verbündeten gegenüber die denkbar ungünstigste, nahezu eine verlorene, daher wird und muß Oesterreich Allem aufbieten, um sich aus derselben herauszuarbeiten. „Sachsen darf keine preußische Militärposition und Bayern nicht zu Schutz und Trutz an Preußen gebunden seyn": lautet das ceterum censeo der auswärtigen Politik Oesterreichs. Entweder muß demnach Preußen seiner Aggressivstellung gegen Oesterreich freiwillig entsagen und, als unumgängliche Consequenz, der Verbündete Oesterreichs werden, oder Oesterreich muß sich mit Hülfe einer fremden Macht aus seiner gegenwärtigen Umklammerung durch Preußen befreien.

Bald nach dem Prager Frieden fabelte die Presse von einer französisch-italienisch-österreichischen Tripelallianz und von der Vermählung des italienischen Kronprinzen mit einer Erzherzogin. Daß Oesterreich auf den Gedanken der Wiedereroberung Lombardovenetiens verzichtet, ist durch die allgemeine politische Lage erklärt, und ebenso, daß ihm ein freundliches Verhältniß zu Italien erwünscht wäre. Aber Italien ist

noch nicht befriedigt und trachtet nach Vergrößerung auf Kosten Oesterreichs. Aus seinem Hunger nach dem Trentino macht es kein Hehl, aber Görz und Istrien sind nicht weniger Gegenstände seines Begehrens, Dalmatien deßgleichen sammt allen Inseln der Adria. Seit dem Tage von Lissa ist die Herrschaft über die Adria das nächste Ziel der italienischen Politik; dann erst wenn die dalmatinischen Seeleute auf der italienischen Flotte dienen, wird Italien eine Seemacht erster Größe und kann, wenn der zerklüftete Staat der Osmanen auseinander rollt, zugreifen wie einst die Republik Venedig bei der Auflösung des Paläologenreichs that. Italien ist deßwegen eine für Oesterreich gefährliche Macht und wird immer mit Oesterreichs Feinden gemeinschaftliche Sache machen, wenn es nicht zu einem neutralen Verhalten genöthigt ist, sei es durch eigene Unmacht, sei es durch einen Druck von außen, von Frankreich her.

Oesterreichs ehemaliger Alliirter Rußland findet es seit dem Prager Frieden nicht einmal mehr durch den Anstand geboten seine feindselige Stimmung gegen Oesterreich zu verhüllen, es zeigt sie nackt. Die slavische ethnographische Ausstellung in Petersburg hat durch die Worte, welche der Czar an die österreichischen Slaven, namentlich an die Tschechen richtete, einen politischen Charakter erhalten, der nicht ausgesprochener seyn könnte. Der Panslavismus ist damit officiell inaugurirt, der Czar als Protektor der Slaven proklamirt und gegen Oesterreich eine slavische Propaganda zur Thätigkeit berufen, wie eine gräkoslavische gegen die Türkei längst im Gange ist. Man hält demnach in Petersburg die Macht Oesterreichs für so gebrochen, daß man es mit der Türkei auf eine Linie zu stellen wagt. In der That sind Oesterreich und Rußland natürliche Gegner, wenn Rußlands Politik den von Czar Peter I. vorgezeichneten Weg auch in Zukunft einhält. Dieser ist an den Bosporus und an die Dardanellen gerichtet, deren Besitz nicht weniger bedeutet als die Herrschaft über die alte Welt. Solange aber Oesterreich

Siebenbürgen behauptet und daselbst eine große Armee aufzustellen im Stande ist, kann keine russische Armee ohne Oesterreichs Einwilligung gegen den Balkan vordringen, denn die schmale Operationslinie des russischen Landheeres vom Dniestr bis zum Balkan kann von Siebenbürgen aus durch eine österreichische Armee in wenigen Tagmärschen durchbrochen und die südwärts vorgeschobene russische Streitmacht abgeschnitten werden. Der Schlüssel zu Konstantinopel liegt darum nicht in Rumänien, sondern in Siebenbürgen, und noch hält ihn Oesterreich in seiner Hand. Seit Ungarn wieder ein wirkliches Königreich ist und in der orientalischen Frage der österreichischen Politik den bestimmenden Impuls geben wird, darf das russische Kabinet nicht mehr hoffen, daß es noch einmal einen Heereszug über die untere Donau an den Balkan machen kann, ohne auf ungarische Husaren und Grenadiere zu stoßen. Ungarn wird die untere Donau gegen die Russen vertheidigen, davon ist man in Petersburg überzeugt und darum so erbittert über das österreichische Kabinet, das statt länger mit Ungarn zu certiren und es zur entschlossenen Renitenz zu treiben, demselben das Heft in die Hand gegeben hat.

Czar Alexander II. ist entschlossen die Reste der polnischen Nationalität zu vernichten und mit ihr die katholische Kirche im ehemaligen Polenreiche, weil diese der feste Ankergrund für das nationale Bewußtseyn des unglücklichen Volkes ist. In preußisch Polen (Posen) entreißt der protestantische Germanismus durch seine Arbeitskraft dem polnischen Elemente Scholle um Scholle; daher blickt man in Petersburg ohne Besorgniß an die Warthe und Netze, aber in Galizien, in österreichisch Polen hat sich ein Theil des polnischen Volkes in nationaler Frische und ungeschwächter katholischer Glaubenskraft erhalten. So lange die nordische Allianz zur Niederhaltung der Revolution bestand, mochte das Petersburger Kabinet Galizien wenigstens nicht als eine brennende Gefahr ansehen, seitdem es aber gegen Oesterreich seine Feind-

seligkeit offen erklärt, die panslavistische Propaganda unter seine Protektion nimmt, die polnische Nationalität und die katholische Kirche unversöhnlich verfolgt, ist Galizien das sich beinahe 100 Meilen an der russisch-polnischen Grenze hin erstreckt, schon in strategischer Hinsicht für Rußland eine Gefahr, die dadurch gesteigert wird daß Oesterreich, zur Verzweiflung gebracht, von Galizien aus einen polnischen Revolutionskrieg gegen Rußland eröffnen könnte. Ist Galizien russisch, so ist auch die Vernichtung der polnischen Nationalität vollendet und die südöstliche Grenze Rußlands unangreifbar.

In dem letzten Jahre tauchte wiederholt das Gerücht auf, Rußland habe im Sinne, den Theil Polens der zwischen Galizien, Posen und Westpreußen keilförmig vorspringt, dem Könige von Preußen als Unterpfand eines ewigen Bündnisses zu überlassen, denn es sehe ein, daß das russische Element zwar im Stande sei das polnische Element zu verschlingen, aber es nicht zu verdauen vermöge, daher Polen ein Brand in den Eingeweiden Rußlands bleibe. Werde aber der bezeichnete Theil Polens Preußen anvertraut, so falle derselbe der überwältigenden Germanisirung anheim. Für Rußland sei der Besitz dieses Landstriches von wenig Bedeutung und seine Abtretung an Preußen werde dadurch, daß Preußen an Rußland für immer gebunden bleibe, zehnfach ersetzt. Solche abgeschmackten Conjekturen können nur von Publicisten aufgetischt werden, die keinen Begriff davon haben daß Rußland ohne den Besitz des zwischen Preußen und Oesterreich vorspringenden Polens in Deutschland nichts mehr zu sagen hätte; die nicht wissen daß eine in Polen stehende Armee nach Wien und Berlin einen doppelt kürzeren Weg zu machen hat, als eine französische, die hinter dem Rhein aufgestellt ist. Alexander I. setzte auf dem Wiener Congresse die Abtretung jenes Theils von Polen (daher Congreßpolen genannt) gegen das Widerstreben Englands und Oesterreichs nur durch, indem er geradezu mit einem Kriege drohte; sein

Nachfolger Nikolaus hielt Polen mit eisernem Griffe fest, und Alexander II. erdrückt es gewiß nicht, um es an Preußen als Leichnam zu übergeben. Und dann wäre Rußland erst Preußens nicht sicher; denn in der Politik gibt es keinen Platz für die Dankbarkeit, und wäre russisch Polen Preußen angefügt, so wäre dessen Grenze gegen Rußland vollständig gedeckt und Rußland für Preußen nicht mehr furchtbar. Daher würde Preußen auch nicht mehr so viele Rücksichten auf Rußland nehmen, wie es seit Friedrich II. gethan hat. Gerade durch den zwischen der Provinz Preußen und Oberschlesien vorgeschobenen russischen Keil ist Preußen gehindert in seiner Politik ohne die Zustimmung Rußlands eine Unternehmung von bedeutender Tragweite auszuführen. Denken wir Galizien mit russisch Polen zusammengeschmiedet und Krakau als russische Festung, so ist der Keil zum wuchtigsten Stoße gegen Ungarn und Mähren sowie gegen Schlesien verstärkt. Ueberdieß gewänne Rußland die unerschöpflichen galizischen Salzlager und würde damit einem empfindlichen Mangel der Westhälfte seines Reiches abhelfen. Es hat also seine guten Gründe, daß das Dichten und Trachten der russischen Politik auf den Besitz Galiziens zielt.

In seiner östlichen und südöstlichen Flanke hat Oesterreich Rumänien, Serbien, Montenegro, Bosnien. Das wichtigste dieser Länder ist Rumänien, das durch Rußland insoweit befreit wurde, daß die türkischen Besatzungen aus den Festungen abziehen mußten und die Rumänen sich nach ihren eigenen Gesetzen regieren durften. Rußland wurde die Schutzmacht Rumäniens und dieses war zur Annexion bestimmt, denn es konnte sich weder selbst vertheidigen noch war die Türkei nach dem Kriege von 1828—29 im Stande Rumänien einer russischen Armee streitig zu machen, für welche Jassy und Bukarest nur Etappen, keine Operationsobjekte mehr waren. Seit dem Krimkrieg und den später der Pforte abgenöthigten Concessionen ist aber Rumänien dem russischen Protektorate entrückt worden und thatsächlich auch von der

Türkei unabhängig, es ist ein selbstständiger Staat. Diese freie nationale Existenz verdanken die Rumänen dem Kaiser der Franzosen, der bei Sebastopol das orientalische Prästigium Rußlands, bei Solferino den Einfluß Oesterreichs in Konstantinopel brach und sich als den mächtigen Protektor der christlichen Völker im ganzen Umfange des osmanischen Reiches aufstellte. Sein Geschöpf war Fürst Cusa von Rumänien und als dieser sich unbrauchbar zeigte, ersetzte er ihn durch Karl von Hohenzollern den ihm Preußen lieh, denn damals bestand dicke Freundschaft zwischen dem Napoleoniden und dem Nachfolger Friedrichs II. Ein unabhängiges Rumänien ist eine Barriere für die europäische Türkei gegen Rußland, Fürst Karl muß darum entweder sich als Werkzeug der russischen Annexionspolitik gebrauchen lassen und zum Verräther des rumänischen Volkes werden, oder den Kampf mit einer von Rußland geleiteten und bezahlten Agitation aufnehmen, zu der sich genug corrupte Bojaren hergeben. Seine Haltung gegenüber Oesterreich wird Aufschluß geben, zu welcher Rolle der Hohenzoller an der untern Donau sich bestimmt hat. Da es nämlich zu den Lebensinteressen Oesterreichs gehört, daß Rumänien weder mittelbar noch unmittelbar dem Czaren zu Gebot stehe, und Oesterreich nicht daran denken darf Rumänien zu annexiren, so muß ihm Alles daran liegen, daß sich das neue Fürstenthum erhalte und befestige; Karl von Hohenzollern hat deßwegen an Oesterreich einen freundlich gesinnten Nachbar, sofern er nur will. Duldet und begünstigt er bei solchen Verhältnissen eine Propaganda unter den österreichischen Rumänen, ähnlich wie Rußland die österreichischen Slaven bearbeitet, so stellt er sich das Zeugniß aus daß er ein Pionier der Czarenpolitik ist. Der junge Herr ist noch nicht verehlicht, wird aber wohl nicht lange Cölibatär bleiben dürfen, wenn er sich nicht dem Verdachte aussetzen will, als sehe er sich selbst nur als provisorischen Fürsten und nicht als den Gründer einer Dynastie an. Wandelt ja doch der jugendliche Georgios von Hellas auf

Freiersfüßen und wird mit einer Großfürstin beglückt zum Zeichen, daß er sich auf den Czaren und der Czar sich auf ihn verlassen darf, daß Rußland und Hellas gegen die Türkei zusammenwirken und Hellas nicht wie unter König Otto von drei Schutzmächten hin- und hergezerrt werden soll. Wir sind darauf gespannt, ob Karl von Rumänien eine Großfürstin oder eine Erzherzogin heimführen wird, oder ob er sich mit einer indifferenten Braut begnügen muß. Es wird sich da zeigen, ob er aus einem preußischen Gardelieutenant der Lieutenant-Gouverneur des Czaren in Rumänien geworden ist.

Serbien ist bei seiner geographischen Lage und dem Selbstbewußtseyn des Volkes weniger exponirt als Rumänien; die Serben haben ihre Unabhängigkeit erkämpft und nicht wie die Rumänen als Geschenk erhalten. Nachdem vollends auch Belgrad von den Türken geräumt ist, steht Serbien als selbstständige Macht da welche von keiner Seite her bedroht ist. Denn die Türkei ist dazu nicht stark genug und Oesterreich gönnt Serbien seine Freiheit, es hat ihm sogar einen sehr wichtigen Dienst geleistet, indem es die Pforte zur freiwilligen Räumung der Festung Belgrad bewog. Damit hat Oesterreich mit der Metternich'schen Politik gebrochen welche die Aufrechthaltung der türkischen Herrschaft über die christlichen Völker zu stützen versuchte, es aber nicht vermochte, dadurch nur sich selbst den Haß dieser Völker zuzog und deren Hoffnungen ausschließlich auf Rußland verwies. Nach dem Krimkriege gewann jedoch der französische Einfluß auch in Serbien die Oberhand und bestimmte es zu feindseligen Kundgebungen gegen Oesterreich. Wirkt Frankreich in derselben Richtung auch fernerhin, unterstützt es die panslavistische gegen die Türkei und Oesterreich gerichtete Agitation Rußlands, so werden wir bald von einer aus Belgrad in das österreichische Serbien hinübergreifenden Propaganda hören. Auch wird sich Montenegro und die Herzegowina rühren und eine Flamme im westlichen Winkel des illyrischen

Dreiecks auflodern, gefährlicher als die isolirte auf Kreta. Macht aber der französische Kaiser seinen Einfluß auf den serbischen Fürsten Michael Obrenowitsch, der über Wien auf dem Wege nach Paris ist, in entschiedener Weise für die Aufrechthaltung der Ruhe geltend, so wird eine serbische Insurrektion für dießmal unterbleiben, denn das Veto Napoleons wird respektirt in den schwarzen Bergen wie an der Morawa und Narenta. Eine solche Frist allein macht es möglich, daß Rumänien seine Lebensfähigkeit als unabhängiger Staat erprobe; denn kommt die Conflagration in der Türkei zum vollen Ausbruch, so ist die russische Intervention unvermeidlich, die mit der Occupation Rumäniens anfängt und die Annexion zur unabwendbaren Folge hat. Serbien betheiligte sich 1821 nicht als A. Ypsilanti in Rumänien den Befreiungskrieg versuchte und der hellenische Aufstand bis Macedonien seine Ausläufer trieb; es verhielt sich ruhig als Diebitsch 1829 den Balkan überstieg, und ebensowenig war es Rußland zu Willen während des Krimkriegs. Die Serben hielten sich 1821 darum zurück, weil sie als Slaven von dem panhellenischen oder neubyzantinischen Reiche welches von der rumanohellenischen Hetärie proklamirt wurde, nichts wissen wollten, und für Rußland traten sie nicht ein, weil sie in dessen Kriegen gegen die Türkei nur Eroberungskriege erkannten und ihr Blut zu einem solchen fremdartigen Zwecke nicht verspritzen wollten.

Jetzt ist es aber soweit gekommen, daß der Czar und seine Familie, daß die russische Klerisei, die Aristokratie und die Volksmasse für die aufständischen Kreter beten und collektiren; Hellas wird in seinem Freiheitskriege gegen die Türkei mit russischem Gelde unterstützt und durch die Vermählung des Königs Georgios mit der Großfürstin Olga an Rußland geknüpft. Das russische Kabinet erklärt den christlichen Großmächten, es glaube nicht daß die türkische Regierung die Unterdrückung der christlichen Unterthanen mildern könne, auch wenn sie den Willen hätte. Unter solchen Verhältnissen nimmt

eine Intervention Rußlands welche durch einen christlichen Aufstand herbeigeführt wird, den Charakter eines Befreiungs- und Religionskrieges an. In diesem Falle wird das serbische Volk mitgerissen in den Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond und eben dadurch an Rußland gebunden. Ein solcher Krieg würde mächtig auf die rumänische und serbische Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens, wie auf die Ruthenen in Galizien wirken und die Thätigkeit der panslavistischen Propaganda in ganz Oesterreich zu aller möglichen Anstrengung spornen. Unter solchen Umständen müßte Oesterreich den Czaren gewähren lassen und höchlich zufrieden seyn, wenn es nur den Frieden unter seinen eigenen Nationalitäten behaupten und einen Zusammenstoß der Magyaren mit den ungarischen Rumänen und Slaven verhindern könnte. Auf ein isolirtes Oesterreich nimmt aber Rußland keine Rücksicht mehr, wie bereits sein jetziges Verhalten zeigt. Kaiser Alexander II. hat aus Paris keine freundlichen Erinnerungen zurückgebracht, sein Gastfreund konnte ihm nicht das widerwärtige vive la Pologne! ersparen, und dessen unübertreffliche Polizei den Schuß eines verzweifelten Polen nicht verhindern. Und vollends der Widerhall welchen die gerichtliche Vertheidigung des Attentäters in Frankreich und Europa weckt, kann den Czaren nur erbittern. König Wilhelm I. von Preußen blieb zwar von mißliebigen Zurufen verschont, dafür widmet ihm aber die Pariser Presse unfreundliche Nachrufe, und der Moniteur entschuldigt sich am zweiten Tage nach der Abreise des Königs, er habe vergessen dieselbe an dem ersten Tage zu melden; eine officiöse Unhöflichkeit die ihres Gleichen sucht.

Demnach zu schließen, hat der Besuch der zwei nordischen Majestäten bei dem Kaiser des Westens die Innigkeit der Beziehungen nicht gefördert und ist von einem französisch-preußisch-russischen Bündnisse keine Rede. Wir wissen auch um Alles in der Welt nichts aufzufinden, was den Kaiser von Frankreich bewegen sollte dem Kaiser von Rußland freie

Aktion gegen die Türkei oder Oesterreich zu geben. Frankreich kann die Türkei nicht mit Rußland theilen, denn von dem europäischen Festland läßt sich kein Nizza und Savoyen abschneiden, von dem asiatischen begehrt Frankreich selbst gewiß nichts; die Inseln Rhodos, Kreta und Cypern oder gar Aegypten wird England niemals an Frankreich überlassen, so kriegsscheu Pitts und Wellingtons Vaterland auch geworden ist. Frankreich darf Konstantinopel und die Dardanellen niemals in die Gewalt Rußlands fallen lassen, wenn Rußland nicht allmächtig in Europa werden soll. Ein Bündniß Frankreichs mit den beiden nordischen Großmächten gegen Oesterreich erscheint daher nach 1866 geradewegs als Unsinn. Oesterreich stand Frankreich drohend gegenüber, so lange es im Besitze Belgiens war und mit dem anderen Fuße (Vorderösterreich) am Oberrhein stand, als Lille und Straßburg in einigen Stunden vom österreichischen Boden aus zu erreichen waren; heute steht aber Oesterreich fern von den französischen Grenzen im Norden und Westen. Oesterreich und Frankreich haben zwei Jahrhunderte um Oberitalien gekämpft; auch hier ist Oesterreich zurückgewichen, es verlor seine Stellung am Po 1859, weil es von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen wurde, wie es 1795 durch Preußens Schuld (den Basler Frieden) sich zur Aufgebung der Maas und Schelde genöthigt sah. So wurden Deutschlands Vorwerke im Süden und Norden verloren, aber wahrlich nicht durch Oesterreichs Schuld.

Napoleon III. fand auch nach 1859, Deutschland sei noch immer zu stark, so lange es durch einen Bund, wenn auch nur zur Vertheidigung, geeinigt und Oesterreichs Macht zum Schutze des Rheins berechtigt und verpflichtet sei. Daher erlaubte er Preußen den Krieg von 1866. Den einen Zweck erreichte er, die Sprengung des Bundes und die gewaltsame Abtrennung Oesterreichs von den andern deutschen Staaten. Daß aber Preußen zu einer Macht von 30 Millionen Seelen anschwelle und die 8 Millionen der süd-

westdeutschen Staatengruppe an sich kette, so daß es als eine Frankreich ebenbürtige Militärmacht dasteht, dieß geschah sehr gegen seinen Willen. Ganz Frankreich betrachtet die Erfolge Preußens als eine Niederlage der kaiserlichen Politik, gegen welche sogar die in Mexiko erlittene verschwindet. Napoleon gesteht dieß selbst zu, indem er von der Nation ein schlagfertiges Heer von 800,000 Mann verlangt. Und in dieser Lage sollte er die Hand bieten zur Zertrümmerung Oesterreichs, die allein Preußen und Rußland zu gute käme, wodurch diese beiden verbündeten Mächte die Gebieter des ganzen ungeheuren Ländercomplexes vom Rheine bis an die Wolga würden? Er sieht sich eben deßwegen geradezu genöthigt das Möglichste zur Erhaltung Oesterreichs beizutragen und um dessen Bündniß mit hohem Angebote zu werben. Kaiser Franz Joseph wird als der letzte der großen Monarchen nach Paris gehen und wir wetten, „der letzte wird der erste seyn." Er wird von den Franzosen und namentlich von den Parisern als Freund Frankreichs begrüßt werden, und sie werden es sich schwerlich nehmen lassen, dem vive la France, vive l'Autriche! ein vive la Pologne nachzurufen, das eine ganz andere Bedeutung hat, als da es an Alexander II. adressirt war. Wir halten es für ausgemacht, weil durch die Lage geboten, daß Napoleon dem Kaiser Franz Joseph ein Schutz- und Trutzbündniß mit den vortheilhaftesten Bedingungen anbieten wird.

Wir haben oben gesagt, daß sich Oesterreich aus seiner gegenwärtigen Lage herausarbeiten muß. Es verkünden die Vinke, Twesten und Ranke, dieses patentirte kaiserlich-preußisch-protestantische Orakel, den nahen Untergang Oesterreichs, und die dienenden Hierophanten zu Heidelberg, Tübingen rc. hallen die Sprüche nach. Die protestantische Geistlichkeit feiert bereits den Sieger von Sadowa als den zweiten, aber glücklicheren Gustav Adolf; die Fanatiker des Unglaubens fallen kreischend in den Chorus ein und das belletristische Ungeziefer in Gartenlaube und Sumpf stürzt sich in ganzen Wolken

auf Oesterreich. Mag auch Oesterreich diesem Treiben seine stolze Verachtung entgegensetzen, so kann es doch nicht dulden, daß es von Preußen umklammert und von dem Preußen befreundeten Rußland verhöhnt und bedroht wird. Aus dieser Lage muß sich Oesterreich befreien und das kann entweder mit Hülfe Preußens oder mit Hülfe Frankreichs geschehen.

Herr von Bismark weiß am besten, daß eine schlagfertige Macht niemals in Verlegenheit ist um eine Ursache zum Kriege gegen eine andere Macht. Der Mann erwartet gewiß keine besondere Wirkung davon, daß der preußische Landtag Ende Juni 1867 mit einer Rede geschlossen wurde, in welcher die preußische Regierung die Segnungen — des Friedens feiert und ihre friedlichen Bestrebungen betheuert. Sie hat einen thatsächlichen Beweis dafür, daß sie keinen Krieg mit Frankreich will, dadurch geliefert daß sie die alte deutsche Festung Luxemburg Frankreich zuliebe aufgab, so daß eine französische Armee in ihren Operationen gegen die Rheinfestungen nicht durch Luxemburg genirt wird, wie vom 5. August 1794 bis 7. Juni 1795 geschah, wo der österreichische Feldmarschall Bender die Festung so lange hielt, bis Preußens Abfall (Basler Friede 5. April) jede Hoffnung auf Entsatz vernichtete. Napoleon III. manövrirte die Preußen durch eine Kriegsdrohung aus Luxemburg hinaus, das mit dem Aufhören des deutschen Bundes aufhören mußte deutsche Festung zu seyn. Der gleiche Fall trifft bei Mainz zu; es war deutsche Bundesfestung und sollte jetzt nach dem Aufhören des Bundes großherzoglich hessische Festung seyn, denn Mainz liegt nicht nordwärts von der Mainlinie, sondern auf dem linken Rheinufer, gehört deßwegen nicht in das norddeutsche Bundesgebiet, ist auch von Preußen nicht als norddeutsche Bundesfestung charakterisirt worden, sondern wie auf den öffentlich aufgepflanzten Inschriften zu lesen ist als „Königliche preußische Festung Mainz." Nur die Häuser und die Einwohner sind großherzoglich hessisch geblieben. Die Geschütze, mit welchen der deutsche Bund Luxemburg bewaffnet

hatte, werden von Preußen nach Mainz abgeführt; wie, wenn Napoleon, nachdem er mit Luxemburg reussirt hat, mit seinem diplomatischen Geschütze auf Mainz nachrückte? Während der Verhandlungen über Luxemburg ist preußischer Seits wiederholt bemerkt worden, daß die Räumung Luxemburgs eine gleiche Forderung in Betreff der großen Rheinfestung zur Folge haben könnte, die ungleich mehr Bedeutung habe als Luxemburg und von Preußen nicht aufgegeben werden dürfe. So ist es in der That; räumt Preußen Mainz und überläßt es den Platz dem Großherzoge von Hessen, so zerfallen die Werke einer Festung welche mit Recht das Thor der deutschen Lande genannt wird, und nach Napoleons I. Ausspruch die wichtigste auf dem Continente ist. Wenn daher einmal Napoleon III. mit der Forderung auftritt, daß Preußen seine Besatzung aus Mainz zurückziehe, weil sie eine Drohung gegen Frankreich sei und Preußen kein Besatzungsrecht in Mainz ansprechen könne, so werden weder die Federn der Diplomaten noch ihre Conferenzen die Frage entscheiden, sondern Kugeln und Bajonette.

Ueber die preußische Occupation von Mainz beobachtet die officiöse französische Presse ein Stillschweigen das inspirirt und darum verdächtig erscheint. Auch das Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Preußen und der südwestlichen Staaten-Gruppe, sowie der neue Zollverein mit dem Zollparlament haben keine officiösen Zornausbrüche zur Folge gehabt, wohl aber der Opposition Anlaß gegeben neue Schlappen zu constatiren, welche der Graf Bismark der kaiserlichen Politik versetzte. Dagegen ist es kein Geheimniß, daß Napoleon III. dem Großherzog von Baden, der auffallend kurze Zeit in Paris verweilte, seinen Unwillen über die süddeutsche Willfährigkeit gegen Preußen unverholen kundgab, wie verlautete, sich sogar der Bemerkung nicht enthielt, daß die Existenz des einen oder anderen Staates fraglich werden könnte dessen Chef sich der Souveränitätsrechte an Preußen entäußere. Napoleons Gesandter am Berliner Hofe, jener Herr von

Benedetti welcher jedesmal dabei war, wenn etwas gegen Oesterreich geschmiedet wurde, dachte in Nikolsburg und Prag nicht entfernt daran, daß Frankreich mit der Ausscheidung der südwestlichen Staaten aus dem lockeren Verbande mit Oesterreich nichts anderes bewirke, als daß dieselben sich sogleich von Preußen anziehen und von dessen Machtsphäre ihren Gang beherrschen lassen würden. Wäre in ihm nur eine Ahnung einer solchen Möglichkeit aufgestiegen, so würde ein weiterer Paragraph des Prager Friedens eine genaue Grenze bestimmt haben, wie weit sich die souveränen Süd-Staaten mit Preußen einlassen dürfen, und das Schutz- und Trutzbündniß, dieses preußische Gegenstück zum Rheinbunde, sowie das Zollparlament wären nicht zu Stande gekommen. Napoleon III. hat seinen Segen dazu einstweilen noch nicht gegeben und in den Augen der Franzosen sind es zwei großartige Coups, welche dem Grafen Bismark gegen den Kaiser gelungen sind, zwei Niederlagen der französischen Staatsklugheit, wie dieselbe nicht einmal unter Louis Philippe erlitt.

Einen Erfolg errang jedoch die französische Diplomatie in dem Prager Vertrage, indem sie einen Paragraphen durchsetzte, demgemäß die Bevölkerung in Nordschleswig durch freie allgemeine Abstimmung darüber zu entscheiden hat, ob sie preußisch bleiben oder unter die Krone Dänemarks zurückkehren will. Damit wahrte Napoleon III. die von ihm seit 1859 in Scene gesetzten Principien der Nationalität und Selbstbestimmung des Volkes; Preußen verstand sich mit der Annahme des betreffenden Paragraphen zugleich zur Abtretung des nördlichsten Theiles seiner Eroberung, denn es macht sich darüber keine Täuschung, daß ihm die dänischredenden Nordschleswiger sämmtlich den Rücken kehren werden, sobald es ihnen gestattet wird. Seit dem Abschluß des Prager Friedens ist nun bereits ein volles Jahr abgelaufen, ohne daß Preußen die allgemeine Abstimmung anordnete; es hat vielmehr sein Militärsystem auch über Nordschleswig ausgedehnt und gegen die militärflüchtigen Nordschleswiger,

Jünglinge wie Familienväter, Maßregeln verhängt die es aus Rußland zu entlehnen scheint. Endlich hören wir, daß Preußen mit Dänemark wegen der nordschleswig'schen Angelegenheit verhandelt und bereits jede Aussicht auf Verständigung zwischen den beiden Kabinetten zu verschwinden droht; daß ferner das Wiener Kabinet die ihm, als ehemaligem Condominus der Herzogthümer, von Preußen zugemuthete Betheiligung an der Auseinandersetzung der strittigen Angelegenheit rund ablehnt, sowie auch das Kabinet der Tuilerien sich einstweilen mit der Rolle eines Zuschauers begnügte. Dänemark und Preußen werden sich, so lange nur sie zwei in der Sache zu thun haben, niemals verständigen; darüber waltet kein Zweifel ob; denn in dem Prager Frieden ist nicht bestimmt, wie weit Nordschleswig oder der zur allgemeinen Abstimmung berechtigte Landestheil reicht, und ebensowenig läßt sich eine Sprachgrenze ziehen, da die Bevölkerung gemischt ist und selbst darüber gestritten wird, ob die verschiedenen landschaftlichen Dialekte dänischen oder friesisch-deutschen Ursprungs sind. Wir sind also kaum der schleswig-holstein'schen Frage losgeworden, und schon steigt eine nordschleswig'sche empor, die sich in die Entscheidung zuspitzen wird, ob Düppel und Alsen preußisch bleiben oder an Dänemark zurückgegeben werden sollen. Bleiben die beiden festen Punkte preußisch, so erhält Dänemark nur ein unbedeutendes Stück Nord-Schleswigs zurück, das zudem bei einem preußisch-dänischen Kriege unhaltbar wäre, weil es von Düppel-Alsen aus jeden Augenblick überrumpelt werden könnte. Die feste Doppelstellung hat aber die gleiche Bedeutung für das südliche Schleswig, resp. für Preußen, und kann darum freiwillig nicht geräumt werden. Ueberdieß ist Düppel-Alsen für Preußen klassischer Boden, denn dort begann der neue Aufschwung Preußens, und es wäre nahezu schmählich, wenn der preußische Adler sich aus seinem nordischen Horste verscheuchen ließe. Und doch muß es geschehen, wenn der fünfte Paragraph des Prager Friedens ausgeführt werden soll. Denn

Benedetti welcher jedesmal dabei war, wenn etwas gegen Oesterreich geschmiedet wurde, dachte in Nikolsburg und Prag nicht entfernt daran, daß Frankreich mit der Ausscheidung der südwestlichen Staaten aus dem lockeren Verbande mit Oesterreich nichts anderes bewirke, als daß dieselben sich sogleich von Preußen anziehen und von dessen Machtsphäre ihren Gang beherrschen lassen würden. Wäre in ihm nur eine Ahnung einer solchen Möglichkeit aufgestiegen, so würde ein weiterer Paragraph des Prager Friedens eine genaue Grenze bestimmt haben, wie weit sich die souveränen Süd-Staaten mit Preußen einlassen dürfen, und das Schutz- und Trutzbündniß, dieses preußische Gegenstück zum Rheinbunde, sowie das Zollparlament wären nicht zu Stande gekommen. Napoleon III. hat seinen Segen dazu einstweilen noch nicht gegeben und in den Augen der Franzosen sind es zwei großartige Coups, welche dem Grafen Bismark gegen den Kaiser gelungen sind, zwei Niederlagen der französischen Staatsklugheit, wie dieselbe nicht einmal unter Louis Philippe erlitt.

Einen Erfolg errang jedoch die französische Diplomatie in dem Prager Vertrage, indem sie einen Paragraphen durchsetzte, demgemäß die Bevölkerung in Nordschleswig durch freie allgemeine Abstimmung darüber zu entscheiden hat, ob sie preußisch bleiben oder unter die Krone Dänemarks zurückkehren will. Damit wahrte Napoleon III. die von ihm seit 1859 in Scene gesetzten Principien der Nationalität und Selbstbestimmung des Volkes; Preußen verstand sich mit der Annahme des betreffenden Paragraphen zugleich zur Abtretung des nördlichsten Theiles seiner Eroberung, denn es macht sich darüber keine Täuschung, daß ihm die dänischredenden Nordschleswiger sämmtlich den Rücken kehren werden, sobald es ihnen gestattet wird. Seit dem Abschluß des Prager Friedens ist nun bereits ein volles Jahr abgelaufen, ohne daß Preußen die allgemeine Abstimmung anordnete; es hat vielmehr sein Militärsystem auch über Nordschleswig ausgedehnt und gegen die militärflüchtigen Nordschleswiger,

Jünglinge wie Familienväter, Maßregeln verhängt die es aus Rußland zu entlehnen scheint. Endlich hören wir, daß Preußen mit Dänemark wegen der nordschleswig'schen Angelegenheit verhandelt und bereits jede Aussicht auf Verständigung zwischen den beiden Kabinetten zu verschwinden droht; daß ferner das Wiener Kabinet die ihm, als ehemaligem Condominus der Herzogthümer, von Preußen zugemuthete Betheiligung an der Auseinandersetzung der strittigen Angelegenheit rund ablehnt, sowie auch das Kabinet der Tuilerien sich einstweilen mit der Rolle eines Zuschauers begnügte. Dänemark und Preußen werden sich, so lange nur sie zwei in der Sache zu thun haben, niemals verständigen; darüber waltet kein Zweifel ob; denn in dem Prager Frieden ist nicht bestimmt, wie weit Nordschleswig oder der zur allgemeinen Abstimmung berechtigte Landestheil reicht, und ebensowenig läßt sich eine Sprachgrenze ziehen, da die Bevölkerung gemischt ist und selbst darüber gestritten wird, ob die verschiedenen landschaftlichen Dialekte dänischen oder friesisch-deutschen Ursprungs sind. Wir sind also kaum der schleswig-holstein'schen Frage losgeworden, und schon steigt eine nordschleswig'sche empor, die sich in die Entscheidung zuspitzen wird, ob Düppel und Alsen preußisch bleiben oder an Dänemark zurückgegeben werden sollen. Bleiben die beiden festen Punkte preußisch, so erhält Dänemark nur ein unbedeutendes Stück Nord-Schleswigs zurück, das zudem bei einem preußisch-dänischen Kriege unhaltbar wäre, weil es von Düppel-Alsen aus jeden Augenblick überrumpelt werden könnte. Die feste Doppelstellung hat aber die gleiche Bedeutung für das südliche Schleswig, resp. für Preußen, und kann darum freiwillig nicht geräumt werden. Ueberdieß ist Düppel-Alsen für Preußen klassischer Boden, denn dort begann der neue Aufschwung Preußens, und es wäre nahezu schmählich, wenn der preußische Adler sich aus seinem nordischen Horste verscheuchen ließe. Und doch muß es geschehen, wenn der fünfte Paragraph des Prager Friedens ausgeführt werden soll. Denn

Alsen und Düppel gehören unstreitig zu Nordschleswig, was die Bevölkerung mit möglicher Energie dadurch ausgesprochen hat, daß sie in den norddeutschen Reichstag dänischgesinnte Abgeordnete wählte. Dänemark freilich erhebt umsonst seinen Schmerzensschrei um Nordschleswig, es rührt damit Preußens Herz nicht im geringsten; doch wird die Sache sehr ernst, wenn der französische Kaiser*) auf die Ausführung des betreffenden Paragraphen des Prager Friedens dringt, und findet er daß Nordschleswig mit Flensburg beginnt und somit auch Alsen innerhalb der Abstimmungslinie fällt, so wird die nordschleswig'sche Frage zu einer brennenden zwischen Preußen und Frankreich. Wenn es Napoleon III. bis auf diese Spitze treibt, so thut er es wahrlich nicht Dänemark zu Liebe, sondern Preußen zu Leide; er thut es um Preußen zu demüthigen, oder wenn es nicht nachgibt, einen Anlaß zum Kriege zu haben.

Der Kaiser fordert von dem gesetzgebenden Körper ein Heer von 800,000 Mann und 400,000 mobile National-Garden dazu. Er verlangt die Streitkräfte der französischen Nation zu seiner Disposition und wird sie erhalten, denn die Franzosen betrachten in allem Ernste Preußen als eine gefährliche Macht. Sie sagen sich: wenn Preußen 1866 in wenigen Wochen Oesterreich und sämmtliche deutsche Mittelmächte niederwerfen konnte und über 500,000 Soldaten bereit hielt, um Frankreich entgegenzutreten wenn dieses den preußischen Eroberungen in Deutschland Einhalt gebieten wollte, und da Frankreich nicht stark genug war, um es augenblicklich mit Preußen aufnehmen zu können: was wird unter günstigen Umständen das viel mächtiger und kühner gewordene Preußen wagen? Man denke sich Frankreich durch eine Revolution zerrüttet wie 1792, oder im Orient engagirt wie 1853 bis 1856, so hat Preußen freie Hand zu neuen Eroberungen. Vor 1866 bürgte Oesterreich gegen preußische Uebergriffe,

---

*) wie bereits geschehen.

seitdem aber ist die militärische Ueberlegenheit Preußens über Oesterreich entschieden und Wien, das Centrum der österreichischen Monarchie, ist fortan das erste Objekt für die preußische Armee bei einem neuen Kriege. Dann säumt Italien nicht und bemächtigt sich der Alpengrenze sowie des adriatischen Meeres, Rußland aber dehnt seine Herrschaft über Galizien und Siebenbürgen aus und bereitet sich zum letzten Stoße gegen die Türkei vor. Was bedeutet dann Frankreich neben Preußen, das über 40 Millionen Deutscher gebietet, neben Italien und Rußland? Gegen diese Begründung läßt sich nichts einwenden, denn Preußens Streben nach der Herrschaft über ganz Deutschland, Italiens Begehren nach der Alpengrenze und der Adria, Rußlands unversöhnliche Feindschaft gegen Oesterreich sind Thatsachen. Darum votirt der gesetzgebende Körper dem Napoleoniden eine riesige Armee und damit einen Völkerkrieg, wenn die jetzige Stellung der Mächte noch ein Jahr lang dieselbe bleibt.

Oesterreich ist mit dem Schicksale Polens bedroht und muß in seiner Verlassenheit sich nach einem starken Bundesgenossen umsehen, der entweder Preußen oder Frankreich seyn kann. Denn England ist zu fern und zu schwach; Italien ist übelgesinnt und Rußland todfeindlich. Eine Bundesgenossenschaft zwischen Preußen und Oesterreich kann aber nichts Anderes seyn als der Wiederanschluß Oesterreichs an Deutschland, eine Eidgenossenschaft Preußens, Oesterreichs und der anderen deutschen Staaten. Sie kann nicht in der Form des zertrümmerten deutschen Bundes von 1815 hergestellt werden, sondern nur auf neuen Grundlagen. Die unumgänglich nothwendigen Grundlagen sind: ein Schutz- und Trutzbündniß Preußens und Oesterreichs mit gegenseitiger Garantie ihrer Besitzungen gegen jeden Angriff des Auslandes. In den Rayon oder Umkreis dieses Vertheidigungs-Bündnisses gehören einerseits Belgien, andererseits Rumänien, so daß die beiden Großmächte nicht dulden, daß eine fremde Kriegsmacht über die belgische oder rumänische Grenze mar-

schiere. Die südwestdeutsche Staatengruppe tritt diesem Bündnisse bei und das specifische Bündniß mit Preußen (vom August 1866) wird durch das allgemeine deutsche Bündniß ersetzt. Rastatt und Ulm werden als deutsche Festungen erklärt, auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten und wieder von österreichischem und preußischem Militär in der früheren Stärke besetzt. Das Königreich Sachsen wird von den preußischen Truppen geräumt. Ein solches Bündniß das für eine Zeit von wenigstens zehn Jahren geschlossen werden müßte, würde allerdings den deutschen Einheitsbestrebungen nicht genügen, aber doch den Bestand der deutschen Staaten und die Integrität des deutschen Gebietes sichern; es wäre ein Nothbehelf, allein ist etwas Anderes möglich? ist eine engere Verbindung denkbar, nachdem der fünfzig Jahre alte Bund mit dem Schwerte aufgelöst wurde? Wir getrauen uns nicht einmal der Hoffnung uns zu überlassen, daß ein Bündniß wie obiges zu Stande komme, denn es müßte rasch geschehen, und noch ist die Verwirrung der öffentlichen Meinung in voller Blüthe, dauert die gehässige Agitation gegen Oesterreich fort und gibt Preußen kein Zeichen einer Annäherung an Oesterreich, sondern macht Parade mit seinem intimen Verhältniß zu Rußland.

Unterdessen bemüht sich Napoleon III. um die Freundschaft Oesterreichs und das französische Volk, erbittert über die Undankbarkeit Italiens und aufgeregt durch die gewaltige Vergrößerung Preußens, dem es immer abgeneigt war, von dem es sich dupirt und bedroht glaubt, drängt den Kaiser zu einer Allianz mit Oesterreich. Was hat dieses für eine andere Wahl als Frankreichs dargebotene Hand zu ergreifen, wenn es von Preußen und Deutschland zurückgestoßen wird? Die Lorbeern die Cavour und Bismark durch ihre gegen Oesterreich angezettelten Kriege sammelten, scheinen den russischen Reichskanzler Gortschakoff nicht schlafen zu lassen, es treibt ihn zu einem ähnlichen Unternehmen. Er wagt eine Tollkühnheit, wenn er nicht gleich Cavour und Bismark eines starken

Bundesgenossen gewiß ist; der russische Reichskanzler hat jedoch bisher nur Beweise von eisiger Besonnenheit und Entschlossenheit gegeben (man erinnere sich nur an seine Haltung während des letzten polnischen Aufstandes gegenüber den französischen und englischen Noten) und ist überdieß in einem Alter das allen Wagnissen gründlich abhold ist. Darum müssen wir annehmen, daß Rußland nicht allein steht. Es bekriegt die Türkei allerdings nicht wie unter Nikolaus I., aber es läßt sie durch griechische Freischaaren in Kreta, Thessalien und Epirus bekriegen, unterstützt das Königreich Griechenland in seiner Feindseligkeit gegen die Türkei und erklärt seine Sympathien für die stammverwandten Religionsbrüder unter der Herrschaft des Sultans, während es diesem die Fähigkeit abspricht seine christlichen Unterthanen gerecht zu regieren und gegen Unterdrückung zu schützen. Das heißt denn doch nichts Anderes, als der Türkei ihr Recht auf Existenz aberkennen, jeden christlichen Aufstand und Rußlands Intervention als berechtigt erklären, heißt die Türkei in contumaciam zum Tode verurtheilen. So weit ging Kaiser Nikolaus in seinen öffentlichen Erklärungen niemals; er nahm ein Protektorat über die griechischen Christen in der Türkei in Anspruch, stellte aber freilich in Abrede, daß er den Bestand der Türkei für unvereinbar mit der christlichen Civilisation halte, er gerirte sich vielmehr als Freund des Sultans. Alexander II. findet solche Rücksichten nicht mehr nothwendig, fühlt sich also sicherer als sein Vater.

Dieser unterließ es nicht sich den österreichischen Unterthanen der griechischen Confession als ihren erhabenen Glaubensgenossen und Wohlthäter zu insinuiren, indem er ihre Kirchen und Geistlichen beschenkte, was die Metternich'sche Passivität hinnahm, als ob Nikolaus aus purer Frömmigkeit seinen Glaubens= und Stammverwandten in Oesterreich Kirchen baue und schmücke und neben den Bildnissen der Heiligen sein eigenes aufpflanzen lasse. Diese Anfänge haben sich 1867 dahin entwickelt, daß Rußland das von Napoleon III.

erfundene Nationalitätenprincip gegen das schwer heimgesuchte Oesterreich kehrt, eine panslavistische Propaganda organisirt und an die Spitze von deren permanenter Commission den Großfürsten Konstantin stellt. Czar Alexander II. ahmt dem Napoleoniden nach; wie dieser die romanischen Völker im Westen und Südwesten Europa's unter seiner Führung zu vereinigen sucht, so ruft Alexander II. die Slaven im Osten und Südosten zur Sammlung um den gekrönten Doppeladler. Und sein Unternehmen ist ein leichteres; er hat keine merikanische Niederlage zu verwinden, hat nicht wie der Napoleonide starke Nationalitäten mit alter großer Geschichte, wie Spanier und Italiener, neben sich, sondern verhältnißmäßig schwache slavische Völkerschaften die Oesterreich einverleibt sind, in welchem das deutsche Element vorherrscht, dem sich das magyarische anschließt, von welchem, als dem energischen, die Slaven sich noch mehr abgestoßen fühlen als von dem duldsamen deutschen. Die einzige slavische Nationalität mit einer großen Vergangenheit, die polnische, die ihr Recht auf selbstständige Existenz nicht aufgibt, wird deßwegen von der russischen Politik vertilgt. Trotzdem wallfahrteten österreichische Slaven nach Petersburg und Moskau und treiben daheim russische Propaganda, wodurch sie den Beweis thatsächlich liefern daß sie an eine Zukunft ihrer specifisch-slavischen Nationalität (einer ruthenischen, slovakischen, serbischen, tschechischen u. s. w.) nicht glauben, sondern in der großen russischen aufzugehen bereit sind.

Der Cäsar des Westens arbeitet (und bis jetzt vergeblich) an einem Bündniß der Völker lateinischer Rasse unter der Hegemonie Frankreichs, der Czar geht weiter. Er beabsichtigt die Vereinigung der slavischen Völker unter dem russischen Scepter. Die romanischen Völker sind zugleich die katholischen, der Napoleonide hat dieses Moment noch nie hervorgehoben, sondern hat im Gegentheile dem Papste, dem Oberhaupte der katholischen Kirche, die größten Gefahren bereitet. Der Czar dagegen betreibt die Propaganda für seine

orthodoxe Kirche mit allen Mitteln der Gewalt und List, er rottet den Katholicismus in Polen und Lithauen aus und tritt auch als Beschützer der gräkoslavischen Orthodoxie in der Türkei und Oesterreich auf. Die russische Propaganda arbeitet nicht bloß mit dem Nationalitätenprincip, sondern zugleich mit dem kirchlichen; sie ist nicht bloß eine politische, sondern auch eine religiöse, wie der Czar in einer Person russischer Cäsar und Papst ist, und der despotische Militär=Staat das „heilige Rußland" betitelt wird. Der russische Papst hat gegen den Nachfolger Petri die offene Feindschaft in das Werk gesetzt und einen der ersten Plätze unter den gekrönten Verfolgern der katholischen Kirche eingenommen.

Im Mittelalter entzweite das von den byzantinischen Kaisern gepflegte große Schisma die morgenländische und abendländische Christenheit und war die Hauptursache, daß die Kreuzzüge mißlangen und in Folge dessen die Türken das östliche Europa bis an die deutsche Grenze occupirten. Das byzantinische Reich war vernichtet und die Reste der gräkoslavischen Völker vegetirten kümmerlich unter dem Drucke der Osmanen. Oesterreich widerstand den Osmanen und schlug sie endlich vollständig zurück, so daß Prinz Eugen die Marken Oesterreichs an die Alula (Walachei) und an den Timok (Serbien) vorrückte. Damals gab es keinen rumänischen und serbischen Nationalitätenschwindel und keinen gehässigen Widerwillen gegen den katholischen Kaiser in Wien, sondern die unterdrückten Gräkoslaven hofften von ihm ihre Befreiung. Aber nach Prinz Eugen hatte Oesterreich keinen großen Feldherrn und keinen großen Staatsmann mehr, mußte durch Friedrich II. von Preußen den Dualismus in Deutschland aufrichten lassen, half Preußen und Rußland Polen theilen, und nachdem es 1813 — 15 als Verbündeter von Preußen und Rußland den Ausschlag gegen Napoleon I. gegeben hatte, sank es in eine passive Politik zurück. Unterdessen schritt Rußland auf der von Peter I. geöffneten Bahn weiter am Pontus fort; es ragt durch Polen als riesen=

mäßiges schismatisches slavisches Reich in das Abendland hinein, wirkt auf die Slaven in Oesterreich und treibt die Gräko-Slaven in dem illyrischen Dreieck wie die Neuhellenen gegen das verrottete Osmanenreich. Der slavische Autokrator betrachtet sich als Rächer und Erben des 1453 gegen die Türken gefallenen letzten byzantinischen Autokrators, und das russische Volk glaubt, daß es von der Vorsehung berufen sei, das Kreuz wieder in Konstantinopel aufzupflanzen und für den orthodoxen Glauben den Orient zu erobern. In diesem Glauben des russischen Volkes und in seinem Hasse gegen die deutschen und lateinischen Abendländer wurzelt die nachhaltige furchtbare Kraft der Czarenpolitik.

Diese richtet sich jetzt gegen Oesterreich, weil sie nicht weiter gegen die Türkei vorschreiten kann, so lange Oesterreich den Landweg von Südrußland an den Bosporus beherrscht. Hat Oesterreich auch für den Augenblick keinen Angriff durch offenen Krieg zu befürchten, so kann es sich doch die langsam demolirende Arbeit der russischen Propaganda nicht gefallen lassen; es ist genöthigt aus seiner Isolirung herauszutreten. Seine natürliche Bundesgenossenschaft ist Deutschland; dieses aber existirt einstweilen nur mehr in oder mit Preußen. Daher tritt an Preußen die Frage heran, ob es sich mit Oesterreich zu Schutz und Trutz vereinigen, ob es sich namentlich verpflichten wolle, den Vormarsch einer russischen Armee an die untere Donau als einen Kriegsfall zu betrachten. Geschieht dieß nicht, so ist eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich die nothwendige erste Folge, und eine preußisch-russische Allianz die zweite. In beiden Fällen wird aber Deutschland der Kriegsschauplatz und bleibt der verlierende Theil.

Oesterreich ist durch den Ausgleich mit Ungarn (vorausgesetzt, er werde durchgeführt) in eine westliche und östliche Hälfte getheilt, ist das Reich des Dualismus geworden. Wenn der Reichsrath in Wien und der Reichstag in Pesth in der Erkenntniß zusammentreffen, daß ihr Zusammenwirken

zur Erhaltung des Gesammtreiches unerläßlich ist, und demgemäß einträchtig handeln, so wird Oesterreich auf der Grundlage des Dualismus befestigt; fallen aber die Magyaren auf den slaven- und deutschenfeindlichen Terrorismus von 1848 zurück und erweist sich der deutschösterreichische Liberalismus jetzt wieder wie vorher immer nur stark in kirchenfeindlichen und doktrinären Anträgen, aber unfähig zu jeder ersprießlichen Maßregel, so wird der Zusammenhang der Gesammtmonarchie vollends gelockert, und ihre Feinde haben gewonnenes Spiel. Sie mögen dann getrost zuwarten und nur das Nationalitätenfeuer gemächlich schüren bis die rechte Zeit gekommen ist. Wie von Polen, so fällt auch von Oesterreich der Löwentheil Rußland zu und so eröffnet sich für Europa die Perspektive: der Czar gebietet von der Weichsel bis an die Save, der König von Preußen unter russischem Schutze über Norddeutschland, und einige gekrönte Hospodare regieren über Süddeutschland nach russisch-preußischer Vorschrift. Für Ruhe und Ordnung sorgen die russischen und preußischen Generale; das Militärwesen blüht herrlich, der Constitutionalismus wird hinter Thor und Riegel verschlossen, den vorlauten Gelehrten, Professoren und dergl. namentlich den Zeitungsschreibern der Mund gestopft, dem Ultramontanismus der Hals umgedreht. Dagegen erfreuen sich die Börsenmänner, die Fabrikanten, die Kaufleute u. s. w., überhaupt alle Leute mit praktischen, auf Erwerb und ruhigen Genuß gerichteten Tendenzen des allerhöchsten Schutzes und sind dafür dankbar. Die russisch-preußische oder wenn man will, die russisch-deutsche monarchische Verbrüderung wird über eine Völkermasse von wenigstens 120 Millionen Menschen verfügen und geübte strengdisciplinirte Soldaten in noch nie gesehener Anzahl aufstellen und marschiren lassen. Alsdann hat auch Frankreich seine Rolle des europäischen Störenfrieds ausgespielt; verhält sich die „civilisirte Nation" ruhig gegen ihre Nachbarschaft, so mag sie immerhin die Welt mit neuen Moden und Champagner versehen; sollte sie jedoch über den Rhein

marschiren wollen, wie sie von 1796 bis 1813 gethan, so wird es ihr durch die Heere der verbrüderten Beherrscher der deutschen und slavischen Völker gründlicher verleidet werden als 1814 und 1815.

Wir sind kein Spiel politischer Hallucinationen, wenn wir eine solche Zukunft Deutschlands und Europa's vorführen. Denn wenn der österreichische Kaiserstaat durch den Widerstreit seiner Nationalitäten und die russische Einwirkung in Trümmer berstet, so kann der größere Theil nur Rußland zufallen und dieses wird dadurch unabwendbar zur dominirenden Macht auf dem Festlande. Das zwischen einem solchen Rußland und dem napoleonischen Frankreich eingekeilte Preußen-Deutschland muß sich alsdann Rußland anschließen, denn mit Frankreich kann es nicht gemeinschaftliche Sache machen, da Frankreich sich nur Compensationen mittelbar (Belgien) oder unmittelbar (die Rheinlande) auf Kosten Preußen-Deutschlands verschaffen kann. Ist etwa Oesterreich nicht an den Rand des Abgrunds gedrängt? kann es freiwillig in einer solchen Lage bleiben und wird es nicht die starke Hand ergreifen, die sich ihm zur Hülfe anbietet? Preußen kann dieß thun, wenn es mit Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß abschließt, wie wir oben bereits entwickelt haben. Der Napoleonide will es thun, denn Preußen hat ihn 1866 überflügelt, sein politisches Prästigium in Europa und sein persönliches in Frankreich gebrochen.

Napoleon denkt in seiner gegenwärtigen Lage gewiß öfter als je an die Worte des auf St. Helena gefangenen Onkels, daß bei einer dauernden Erniedrigung Frankreichs unter der Bourbonenherrschaft Europa kosakisch werde. Heute brennt die österreichische Frage gefährlicher als die orientalische; beide sind miteinander unauflöslich verbunden, denn Oesterreich muß zuerst fallen, bevor die russischen Heere nach Konstantinopel marschiren können. Napoleon I. dachte nicht an die Möglichkeit, daß Oesterreich jemals von Rußland und Preußen in Lebensgefahr gebracht werde, denn ihm erschien

die Verbindung der drei nordischen Mächte gegenüber der Revolution, welche im Süden und Westen Europa's brütet, als eine durch das monarchische Interesse gebotene. Preußen war in seinen Augen an Rußland gebunden, Oesterreich traute er den Muth nicht zu, daß es jemals dem Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei entgegenzutreten wage; diese betrachtete er als das neue Polen, von dem Rußland den größten Theil an sich ziehen und das unzufriedene, aber unthätige Oesterreich mit einigen Fetzen abspeisen werde. Dann war nach seiner Ansicht Rußlands Uebermacht entschieden und Europa kosakisch, d. h. dem beherrschenden Einflusse Rußlands und damit dem Despotismus in seiner rohesten Form unterworfen. Und wie viel fehlte, daß die Prophezeiung Napoleons I. nicht unter Nikolaus I. erfüllt wurde?

Es war Napoleon I. wohl nicht Ernst, wenn er für Europa die Alternative zwischen Kosakischwerden oder allgemeiner Republikanisirung aufstellte. Jedenfalls würde er bei den jetzt obwaltenden socialen Zuständen Europa's die Republikanisirung desselben nur als einen Versuch der Bestialisirung erklären, der an dem Widerstande aller sittlichen Elemente scheitern müsse. Hätte er aber ahnen können, daß sein Neffe 1867 über Frankreich herrsche, daß Oesterreich nicht mehr über Italien gebiete, Preußen die kleineren Staaten Deutschlands überwältigt und Oesterreich aus dem deutschen Verbande weggedrängt habe; daß Rußland gegen Oesterreich eine panslavistische Propaganda in Thätigkeit setze und Oesterreich um seine Existenz ringen müsse, so würde er ausgerufen haben: „Ueberglücklicher Neffe! Ich schlug 1813 bei Lützen und Bautzen die preußisch-russischen Armeen und hätte sie an die Weichsel zurückgeworfen, allein da trat Oesterreich gegen mich auf und bereitete mir das Verhängniß bei Leipzig. Dir aber treiben Preußen und Rußland das gequälte Oesterreich entgegen. Ziehe es an dich, halte es fest und räche Waterloo an Preußen, bevor es sein Schwindel verläßt und es sich mit Oesterreich wieder zurecht findet.

Frankreich darf nicht ohne continentale Allianz bleiben, wenn es sich nicht auf ein politisches Stillleben beschränken will; es kann Rußland nicht freie Hand gegen die Türkei, Preußen nicht gegen Deutschland geben, es muß darum mit Oesterreich abschließen, das aufgehört hat ein Rivale Frankreichs zu seyn, Dank den Herren Bismark und Gortschakoff. Eine französisch-österreichische Allianz wird der russisch-preußischen gegenüber, welche das Junkerthum mit dem Bojarenthum verbrüdert, die liberale öffentliche Meinung für sich haben; Frankreich aber gewinnt den verlorenen Einfluß auf Deutschland wieder und die günstigste Stellung zur orientalischen Frage."

XVII.

Die Völker auf der Pariser Weltausstellung.

Aus Paris.

Der Gedanke eines Weltreichs und einer politischen Weltpropaganda, den ich in meinem ersten Artikel als den der Weltausstellung zu Grunde liegenden dargestellt, findet sich seitdem allenthalben bestätigt und verschiedentlich ausgedrückt. Nicht nur daß die daran so sehr betheiligten Pariser Arbeiter dergleichen Ansichten aussprachen, auch in fast allen mit der Ausstellung zusammenhängenden Unternehmungen findet sich dieser politisch-sociale Grundgedanke. Um das Marsfeld herum sind, wie leicht begreiflich, eine Menge jener Anstalten entstanden welche zur Ausstellung direkte Beziehungen haben oder auf deren Besucher spekuliren. Besonders

sind es die Unternehmungen letzterer Gattung, darunter namentlich Schenk-, Gast-, Kaffee- und Gasthofwirthe am stärksten vertreten, welche dieser Propaganda auf ihren Schildern einen sehr beredten Ausdruck verliehen haben. Wir finden daselbst „Stelldichein der Nationen“, „Verbrüderung der Völker“, „Einheit der Völker“ und ähnliches, oft mit den entsprechenden höchst charakteristischen Malereien. Was kann man auch, als Anhänger des socialen Materialismus, Hübscheres und Einladenderes denken als eine Verbrüderung und Vereinigung der Völker am gemeinsamen Schenktisch, als die Gleichheit und Einheit der Nationen in dem Rechnungsbuche des Gasthofes? Wie kann man die große, den Fortschritt des sich selbst vergötternden 19. Jahrhunderts verkörpernde Ausstellung besser personificiren und persiffliren, als durch eine Bauchfeier, bei der zum Schlusse einige Nationen unter den Tisch fallen, andere Nationalitäten aus Mißverständniß sich gegenseitig am Kragen fassen und wieder andere die Gelegenheit benutzen um auf eine oder die andere Weise einen Schnitt an dem Beutel des verbrüderten Freundes auszuführen.

Doch, lassen wir diese allgemeinen Betrachtungen. Benutzen wir vielmehr die Weltausstellung als etwas Zufälliges, das uns ohne unser besonderes Zuthun geboten wird, von dem wir aber, in gut bürgerlich rechnender Weise, den möglichst bedeutenden Gewinn zu ziehen suchen, indem wir einige Beobachtungen und Vergleiche über die vertretenen Völker anstellen. Da wir seinerzeit die Ausstellung von 1855 eingehend durchmustert haben, so können wir mit gutem Gewissen vorausschicken, daß die jetzige ihre Vorgängerin um ein ganz Bedeutendes hinter sich läßt. Noch nie dürften so viele Nationen so ausgiebig vertreten, noch nie dürften wohl so unendlich manchfaltige Herrlichkeiten als Zeugnisse des Fleißes und Schaffens auf einem so kleinen Raume zusammengedrängt gewesen seyn.

Deßhalb war auch noch nie eine solche Gelegenheit geboten, die Zustände und den Charakter der verschiedenen Völker

und Staaten nach ihren Werken zu beurtheilen. Denn vergessen wir es nicht, die gewerbliche, wissenschaftliche und Kunstthätigkeit ist immer das getreueste Abbild der Gesellschaft aus der sie hervorgeht. Die bei einem Volke vorhandenen Gewohnheiten und Ueberlieferungen, die bei demselben herrschenden Ueberzeugungen, die politische Richtung welche es verfolgt, dieß alles prägt sich in seinen wissenschaftlichen, gewerblichen und künstlerischen Erzeugnissen und Bedürfnissen mehr oder weniger aus.

Wir müssen bei dieser Rundschau mit Frankreich anfangen, da dasselbe als Ausstellungsland am besten und vollständigsten vertreten ist und somit den natürlichsten Maßstab abgibt, nach welchem die andern Länder beurtheilt werden können. Aber gerade wegen dieser ungemein vollkommenen Vertretung seiner vielseitigen Thätigkeit wäre es sehr schwer zu bestimmen, in welchem Zweige Frankreich die meisten Erfolge aufzuweisen hat oder welcher am bezeichnendsten für seine Zustände ist. In jedem Fache menschlichen Wissens, Strebens und Schaffens ist Frankreich ausgiebig vertreten und in jedem einzelnen Fache zeichnet sich die französische Arbeit durch ihre naturwüchsige, selbstständige Eigenheit, ihre Manchfaltigkeit und Vielseitigkeit aus. Diejenigen welche noch immer an das beliebte Dogma von der bekannten französischen Einseitigkeit glauben, das von beschränkten protestantischen Doktoren und Professoren erfunden und von der großen Menge blindlings nachgebetet und geglaubt wird, würden durch einen einzigen Besuch des Ausstellungsgebäudes gründlich beschämt werden. Bloß von dem Standpunkte der Gewerb-, Kunst- und Geistesthätigkeit aus betrachtet, ist Frankreich eine so unendlich gewaltige Macht, daß man schon aus dieser Ursache manche Ueberhebung und die beliebte Redensart von der grande nation erklärlich, wonicht verzeihlich finden muß. Jedenfalls würde kein Volk an seiner Stelle mehr Bescheidenheit an den Tag legen.

Hier muß ich aber eine Bemerkung hervorheben die ich

bei allen meinen zahlreichen Besuchen des Ausstellungsgebäudes zu machen die Gelegenheit hatte. Ich fand stets daß die Abtheilung eines Landes auch vorwiegend, ich möchte fast sagen ausschließlich von den Angehörigen des betreffenden Landes besucht wurde. In der französischen Abtheilung hörte man nur französisch und Elsässer oder Lothringer deutsch, in der englischen Abtheilung waren fast nur englische Besucher zu entdecken, so daß französische Bezeichnungen an den Waaren so ziemlich überflüssig gewesen wären. Deßhalb hatten auch die meisten Aussteller ihre Bezeichnungen nur in der Sprache ihres Heimathlandes angebracht. Nur die meisten Deutschen hatten es vorgezogen in abscheulichem Französisch ihre Waaren anzupreisen, was aber nicht hinderte daß in der österreichischen Abtheilung fast nur der Wiener und in der preußischen fast nur der Berliner Dialekt zu hören waren. Deßhalb waren auch mehrere Abtheilungen entfernterer Länder, wie z. B. die portugiesische, brasilianische, nordamerikanische, türkische Abtheilung, fast immer ganz auffallend verödet von Besuchern. Nur der eigentliche Geschäftsmann war in solchen Abtheilungen zu finden, wenn ihn ein bestimmtes Geschäft dorthin führte. Trotz dem überall herrschenden Kosmopolitismus ist der nationale Geist also noch mächtig genug um eine solche Erscheinung hervorzubringen und einen Hauptzweck der civilisatorischen Unternehmung Napoleons III. zu vereiteln.

Fangen wir bei der Maschinengallerie an. Wir finden daselbst in der französischen Abtheilung eine große Auswahl der verschiedensten und neuesten Maschinen und Erfindungen, eine Menge sehr vervollkommneter Ackergeräthe, so daß Frankreich sich hier vollkommen mit England messen kann. Besonders was Maschinen für Strumpfwirkerei, Weberei, Hutmacherei und ähnliches betrifft, ist die französische Ausstellung einzig in ihrer Art. Auch die französischen Dampfpressen für Druck von Büchern und Stoffen sind höchst beachtenswerth.

In der Gallerie für Kleider, Stoffe und alles was damit zusammenhängt, behauptet Frankreich durchaus den

ersten Rang sowohl was Manchfaltigkeit als Vortrefflichkeit der Gegenstände anbelangt. Die Lyoner Seidenstoffe welche außer Lyon auch in St. Etienne und einer ganzen Anzahl kleinerer Städte der dortigen Provinzen angefertigt werden, stehen noch immer unerreicht da. Nur in einigen Mittelgattungen und in glatten Stoffen haben die Fabrikanten anderer Länder die französischen erreicht und theilweise auch übertroffen, besonders wenn man den Preis mit in Anschlag bringt. Was aber die kostbarsten, gediegensten, in Farbe und Zeichnung ausgezeichnetsten Stoffe anbetrifft, so ist Frankreich immer noch ohne jeglichen gefährlichern Mitbewerber. Sobald Jemand hierin oder in einem sonstigen Fache, wo es auf Geschmack und Erfindung ankommt, die Franzosen erreicht zu haben glaubt, sind dieselben auch schon wieder um ebenso viel fortgeschritten, so daß sie fast immer ihren alten Vorsprung behaupten.

Was Wollenstoffe und Tücher betrifft, so kann hier wiederum dasselbe gesagt werden. Die feinsten, gesuchtesten, neuesten Stoffe sind fast immer französische. Nur tritt hier der Umstand ein, daß aus Ursachen die nicht in der Macht der Fabrikanten liegen, die Franzosen meistens nicht so billig arbeiten können als manche andere Nationen. Es liegt dieß an den Rohstoffen welche den Franzosen nicht so wohlfeil zu stehen kommen als ihren Herrn Collegen die im Lande selbst erzeugte Seide sich verschaffen. Dafür aber wissen die französischen Fabrikanten die feinsten neuesten Tücher herzustellen bei denen es auf den Preis des Rohstoffes kaum ankommt. Seit den Handelsverträgen ist daher die französische Tuch-Industrie in einer vollständigen Umgestaltung begriffen, woraus auch die bekannten Arbeiterunruhen von Roubaix herzuleiten sind. Die besten Stoffe werden seitdem in stets größern Massen für das Ausland verlangt, während die billigern und mittlern Stoffe für den gewöhnlichern Gebrauch kaum noch fabrizirt werden können, da das Ausland dieselben zu viel vortheilhaftern Preisen einführt. Die französischen Shawls sind das beste

was in ganz Europa in dieser Art geleistet wird. Sowohl in Stoff als Farbe und Zeichnung rivalisiren dieselben mit den Erzeugnissen Indiens. Die französischen Spitzen und Kanten, Borten, Goldstickereien, künstlichen Blumen behaupten ihren alten Rang. Die künstlichen Blumen zeugen auch von tüchtigen botanischen Studien und deren Anwendung auf das Geschäftsleben.

Leinen und Leinenwaaren liefern verschiedene französische Städte und Provinzen, namentlich Alençon, die Normandie und Flandern, in trefflichster Auswahl. Stoffe aus Baumwolle, Halbleinen, Halbwolle werden ebenfalls in größter Auswahl geboten. Hier ist es am Platze, von der in Frankreich besonders in den mittlern und untern Classen allgemeinen Gewohnheit zu sprechen, die gewöhnliche Leib= und Bettwäsche aus ungebleichter Leinwand oder Baumwollstoff anzufertigen, die dann durch den Gebrauch und das Waschen weiß werden. Diese ungebleichten Stoffe (toiles écrues) haben zwar anfangs eine grau gelbliche etwas schmutzige Farbe, halten aber desto länger, da ja bekanntlich das Bleichen stets die Haltbarkeit der Stoffe beeinträchtigt. Ist auch das Aussehen solcher Stoffe anfangs etwas unangenehm, so hindert dieß doch nicht daß dieselben hübsch sauber gehalten werden. Die Nachahmung dieses Verfahrens wäre deßhalb in Deutschland sehr zu empfehlen.

Die Gallerie des Hausraths enthält wahre Schätze der Pracht und Kunst in unerschöpflicher Fülle. Die Pariser Möbel behaupten einen ähnlichen Rang wie die Lyoner Seidenstoffe und zeigen eine solche Manchfaltigkeit, daß man glauben möchte, diese Gegenstände kämen aus mehreren verschiedenen Ländern. Man findet hier geschnitzte Möbel der verschiedensten Gattung und von jeglichem Style, zu den billigsten und theuersten Preisen und aus allen nennbaren Hölzern aller Welttheile. Dann fehlt es nicht an Mosaik-Möbeln, Marquetterie, lackirten Möbeln in chinesischem und japanesischem Styl, Möbeln mit reichen Bronzeverzierungen

und mit verschiedenartig eingelegten Arbeiten bis herab zu den billigsten bürgerlichen Geräthen. Nur sind die letztern wenig vertreten. Dagegen findet man Bücher- und andere Spinden von 10,000 bis 50,000 Franken, Bettstellen zu denselben Preisen, kleine Tische von mehreren tausend Thalern Werth und ähnliches in strotzender Fülle. Die Holzschnitzarbeiten sind so vorzüglich, daß die meisten dieser Stücke verdienten in einem Museum aufbewahrt zu werden. Das Mittelalter hat zwar Arbeiten dieser Art geliefert welche einen strengern richtigern Styl verrathen, aber hinsichtlich der Feinheit und Gediegenheit der Ausführung bleiben alle mittelalterlichen Arbeiten vor den jetzigen Pariser Holzbildhauern weit zurück. Selbst wenn er den Styl früherer Zeiten oder anderer Länder so getreu als möglich nachahmen will, so erlaubt es doch die schöpferische Phantasie, der selbstständige eigene Geschmack des Pariser Arbeiters oder vielmehr Künstlers nicht, daß er sich sklavisch an sein Vorbild hält. Er kann nicht anders, er muß etwas von dem Seinigen dazu thun und daher kommt es auch, daß alle Pariser Arbeiten ein gewisses gemeinsames Gepräge verrathen, so verschieden sie auch in allem übrigen seyn mögen. Dabei muß man auch das Geschick bewundern mit welchem die verschiedensten Stoffe, als Steine, Edelsteine, Marmor, Porzellan, Elfenbein, Schildpatt, Bronze und andere Metalle, Stickereien, Glas und dergleichen zur Zierde und zur Vervollständigung der verschiedenen Möbel verwendet sind.

Die französischen Porzellan-, Glas- und Krystallfabriken haben ganz Ungewöhnliches geleistet. Das weiche (Biscuit-) Porzellan aus dem die reizendsten Statuen und Kunstwerke geschaffen werden, steht in Europa so ziemlich unerreicht da. Neuheit in Form, Farbe und Geschmack zeichnen alle Gegenstände in diesen drei Stoffen aus. Man sieht dabei wiederum recht deutlich daß die Franzosen, so oft und so vielfach sie auch andere Nationen nachahmen, doch immer so viel eigenes und neues hinzuzuthun und zu erfinden wissen, daß wirklich

oft was ganz anderes daraus entsteht und daß man zugestehen muß, die Franzosen seien wirklich stets voraus. Nur hinsichtlich der Glas- oder vielmehr der Kristallwaaren dürften sie noch vor Oesterreich zurückstehen, trotzdem sie ganz ungewöhnlich große Stücke, zehn bis fünfzehn Fuß und noch höhere Armleuchter, ungeheuerliche Kronleuchter u. s. w. ausgestellt haben. Ebenso sind auch ganz riesenhafte Porzellan-Arbeiten ausgestellt, deren Herstellung jedenfalls als ein Gewaltstreich gelten kann, von deren Anwendbarkeit und Zweckmäßigkeit man sich jedoch schwerlich je überzeugen dürfte. Solche außerordentliche Kraftleistungen erregen Erstaunen, aber das ist so ziemlich alles.

Dasselbe Streben nach dem Riesenhaften, Ungeheuerlichen macht sich auch bei den Goldarbeitern geltend. Ganz unermeßliche Tafelaufsätze aus Gold und Silber, mit Schiffsfiguren von der Größe eines kleinen Nachens, nackten Göttinen und ähnlichen Figuren in halber und dreiviertel Lebensgröße findet sich hier. Ein solches Stück kostet in die Hunderttausende. Setzen wir aber gleich hinzu, daß diese ungeheuerlichen Goldarbeiten für die Stadt Paris angefertigt worden sind, um auf den prunkvollen Festen des Stadthauses zu glänzen, die selbst den russischen Kaiser durch ihre unermeßliche Pracht stutzig machten. Der Luxus und die Verschwendung scheinen dort den höchsten Grad erreicht zu haben, dieß ist die Ueberzeugung die jeder Beschauer dieser Kunstwerke davonträgt.

Was nun die andern Gegenstände für den Haus- und persönlichen Gebrauch betrifft, so ist die gleiche überschwängliche Pracht und Ueppigkeit überall wahrzunehmen. Paare von Schuhen von welchen jedes mehrere tausend Franken kostet, Hemden zu ähnlichen Preisen, Putz der manchfaltigsten Art bei dem es sich um Hunderte und Tausende handelt, alle erdenklichen Geschmeide- und Schmucksachen mit einer wahren Verschwendung aller möglichen Edelsteine und Perlen; wahrlich der Verstand ist in Gefahr still zu stehen, so betäubend

wirkt der Anblick all dieser überschwänglichen Reichthümer. In seinem Industriepalaste predigt das zweite Kaiserreich Genuß über Genuß, Ueppigkeit über Ueppigkeit, Verschwendung über Verschwendung. Die Ueppigkeit der herabgekommenen Römer scheint erreicht, übertroffen. Ein wehmüthiges Gefühl, eine bange Ahnung steigt einem unwillkürlich auf, wenn man dieß Treiben ansieht und zugleich die Lage der Hunderttausende von armen hungernden Familien bedenkt, die sich in dieser Stadt befinden und oft ihre nothwendigsten Bedürfnisse gar nicht oder in einer Weise befriedigen können, welche schauderhaften Ekel einflößt. Und hier diese Verweichlichung, Verschwendung, Raffinirtheit der ausschweifendsten Genußsucht! Doch brechen wir ab mit diesen Vorahnungen.

Die Pariser Bronzearbeiten sind etwas ganz außerordentliches. Sie ragen ganz einzig in der Ausstellung hervor, denn nirgends sind alle Zweige dieser Industrie so vollständig und umfassend vertreten als in Paris. Von den berühmtesten Kunstwerken der alten und neuen Zeit bis auf die einfachsten in jeder Haushaltung anzutreffenden Uhrgehäuse, Vasen, Feuergeräthe, Nippsachen und eine fast unendliche Menge anderer Gegenstände ist hier zu finden. Große und kleine Figuren und Gruppen jeder Gattung und jeglicher Bestimmung wechseln mit mächtigen Arm- und Kronleuchtern, die wiederum an den kleinsten Gegenständen dieser Art ihren Gegensatz finden. Bei keinem der Industriezweige tritt die innige Verbindung von Kunst und Gewerb so treffend hervor als hier. Die schönsten Standbilder und sonstigen Kunstwerke sind zu bürgerlichen Zwecken der mit der Nützlichkeit vereinten Zierde, zu gewöhnlichen Ausstattungsstücken angewandt. Griechische Götterfiguren zieren Uhren, tragen Leuchter, dienen als Schirmhalter und dergleichen. Dazu eine reiche, geschmackvolle Ornamentik mit einer Feinheit und Gediegenheit ausgearbeitet, welche an Benvenuto Cellini und Gioberti erinnern. Thatsache ist übrigens daß schon zu verschiedenen Malen Pariser Silber- und Bronzearbeiten von

anerkannten Kennern für Arbeiten jener Meister erklärt worden sind. Rechnet man nun dazu die Abwechselung und den Glanz der Farben, die sich bald in der natürlichen Farbe der Bronze, dann im Glanz des Silbers und Goldes und dem so angenehmen grünen Duft der antikisirten Bronze abspiegeln, dann wird man sich einen annähernden Begriff der hier gebotenen Herrlichkeiten machen können.

Von den vielerlei Lederarbeiten und dem fabelhaften Reichthum der sogenannten Galanteriewaaren kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Dazu das prachtvolle, künstlerischschöne und mit den neuesten Erfindungen versehene Spielzeug, wie man dergleichen nirgendwo in der Welt findet. Alle diese verschiedenen Gegenstände sind das, was man in Frankreich allgemein als articles de Paris bezeichnet. Unter die geringern Sorten derselben werden nun freilich auch eine Menge eingeführter deutscher, namentlich Nürnberger und Berliner Artikel mit inbegriffen, doch ist davon in der Ausstellung nichts zu sehen.

Die verschiedenen Druckkünste sind herrlich vertreten. Bekanntlich behauptet Paris für Kupfer- und Steindruck einen hervorragenden Rang, für den auch der ganz ungewöhnliche Umfang dieses Geschäftszweiges hier selbst zeugt. Freilich ist dagegen in den Provinzen fast gar nichts derartiges aufzufinden. Die eigentliche Buchdruckerei hat hier Meister aufzuweisen, wie kaum ein Land in so großer Zahl zeigen dürfte. Dank besonders der Geistlichkeit und dem religiösen Leben ist die Buchdruckerei auch nicht so centralisirt; es gibt in den Provinzen mehrere sehr große Buchdruckereien, die größte der ganzen Welt ist diejenige von Mame in Tours, die sich meist mit dem Druck religiöser und Schulbücher beschäftigt.

Von den Produkten der darstellenden Kunst will ich weniger sprechen, obwohl auch hier die Franzosen die Manchfaltigkeit und die unerschöpfliche Schaffungskraft ihres Geistes glänzend bethätigen. Es machen sich jetzt zwei Richtungen geltend, die realistisch-materialistische mit ihren oft abstoßen-

den Absonderlichkeiten, und die religiöse die noch in ihren Anfängen liegt und deren Entstehen hauptsächlich dem Einfluß der deutschen Malerschule eines Overbeck, Führich u. s. w. zu verdanken ist, deren Manier sie auch nachahmt. Auf dem Gebiete der schönen Künste hat das religiöse Leben noch am wenigsten zu wirken vermocht, was hauptsächlich der Centralisation zuzuschreiben ist.

Auch von den so reichlich vertretenen, kostbaren Alterthümern will ich nichts sagen. Auf eins möcht ich nur aufmerksam machen. Obwohl die Franzosen gerade nicht als die ersten Geographen und Kartographen gelten, so haben sie doch eine Menge höchst praktischer geognostischer, historischer und ähnlicher Karten geschaffen. Eine schöne archäologische Karte Frankreichs gibt alle Stellen alter Städte und Ortschaften, sowie alle Plätze an auf welchen durch Ausgrabungen oder sonstige Untersuchungen irgend ein altes Denkmal zum Vorschein gekommen, natürlich auch mit Angabe des Charakters des aufgefundenen Gegenstandes. Ein Blick auf diese Karte beweist mit welchem Eifer alle Winkel des großen Frankreichs durchforscht worden sind.

Gehen wir auf ein anderes Gebiet über, auf dem Kunst und Wissenschaft sich mit dem Gewerbe innig vereinen, so finden wir wiederum die Franzosen in den ersten Reihen. Die Pariser Orgeln, Pianos und sonstigen musikalischen, namentlich Blasinstrumente genießen eines unbestreitbaren, wohlverdienten Rufes. In einzelnen Fächern dieses Zweiges wird ganz Erstaunliches geleistet und die Zahl der von Paris ausgehenden Neuerungen und Vervollkommnungen ist ungewöhnlich groß. Daß diese umfassende Industrie meistens durch Fremde, namentlich Deutsche, in Frankreich oder vielmehr in Paris eingeführt worden und jetzt noch zum großen Theil von denselben betrieben wird, ändert an der Sache selbst nur wenig, denn Jedermann wird doch zugestehen, daß die ungewöhnlichen Fortschritte dieser Industrie in Frankreich vornehmlich den hier bestehenden Verhältnissen und der Mit-

wirkung der Franzosen zu verdanken sind. Erard (ursprünglich Erhard), der die Pianofabrikation hier einführte, war ein Elsässer der in Wien das Geschäft erlernt und besonders durch Marie Antoinette gefördert worden ist. Pleyel, Herz, Kriegelstein und die andern berühmten Pianofabrikanten sind Deutsche oder Söhne von Deutschen, was auch zum größten Theil bei ihren Arbeitern der Fall ist. Ueberhaupt ist alles was Musik anbelangt, zum guten Theile Sache der Deutschen und das in fast ganz Frankreich.

Die wissenschaftlichen Instrumente, besonders mathematische und chirurgische, nehmen eine hervorragende Stelle ein. Kaum dürfte es irgend in der Welt so großartige Werkstätten dieser Art geben als in Paris. Viele Werkstätten existiren hier von welchen jede Hunderte von Arbeitern mit Anfertigung der vorzüglichsten und neuesten Werkzeuge dieser Art beschäftigt. Wenn, was übrigens jeder Franzose gern zugesteht, die deutsche medizinische Wissenschaft der französischen ebenbürtig und in einzelnen Zweigen überlegen ist, so wird dagegen aber auch jeder deutsche Arzt bezeugen können, daß die besten Instrumente fast nur in Paris angefertigt werden. Es zeugt dieß jedenfalls für den praktischen Sinn und die Geschicklichkeit der Franzosen und für die hohe Befähigung und gute Bildung des französischen Arbeiters. Läugnen wollen wir dabei nicht, daß auch in diesem Fache viele Deutsche hier beschäftigt sind.

Ein Gewerbszweig der fast ausschließlich in Paris betrieben wird, ist die Anfertigung von Gliedermännern und ähnlichen Hülfsmitteln für Künstler und von anatomischen der Natur sehr treu nachgeahmten Figuren und Präparaten in Wachs und Pappe für das Studium der Naturgeschichte und Medizin. Ebenso einzig sind die vielen höchst sinnreichen Maschinen für Reduktion, Vergrößerung und Uebertragung von Statuen und Bildern; nirgends in der Welt gibt es eine solche Anzahl großartiger Kunstwerkstätten welche sich mit solchen Arbeiten beschäftigen.

Sehr gute Taschenuhren liefert die Freigrafschaft (Besançon) in Menge und zu billigen Preisen. Paris liefert die Gehäuse und außerdem auch noch sehr tüchtige Chronometer. Uhrwerke für Stutz- und Kirchuhren liefert Paris ebenfalls in großer Anzahl und von vorzüglicher Beschaffenheit.

Von Waffen und ähnlichen Produkten, von der zu einer so hohen Vollkommenheit gediehenen französischen Schiffsbaukunst, die uns durch eine reiche Sammlung schöner Modelle veranschaulicht wird; von den Lichtapparaten für Leuchtthürme womit Frankreich die halbe wenn nicht die ganze Welt versieht, und von vielen anderm was hieher gehört, kann ebenfalls nur im Vorbeigehen Erwähnung geschehen. Bleibt doch noch in allen Fächern so vieles worüber nur in einem dicken Buche gesprochen werden kann.

Nicht zu übersehen sind aber jedenfalls die sehr zahlreichen Gegenstände welche zu Cultuszwecken bestimmt sind. Die prachtvollen kirchlichen Gewänder aller Art aus Paris und Lyon; die vielen schön gearbeiteten Kron- und Armleuchter und ähnlichen Geräthe für Kirchen; die vielen religiösen Statuen und Bildwerke; die oft in Gold und Edelsteinen glänzenden kostbaren Reliquienkästen und ähnliches; dann mehrere große prächtige Altäre, Kanzeln und sonstiges Kirchenmobiliar. Dieß Alles gibt nicht nur einen Beweis von der französischen Kunstfertigkeit, sondern auch von dem kirchlichen Sinn und der Opferwilligkeit der französischen Katholiken. Denn bei der durch die Revolution herbeigeführten und seitdem durch das Gesetz eifrig gewahrten fast gänzlichen Besitzlosigkeit der französischen Kirchen müssen alle die großen Ausgaben für derlei Herrlichkeiten durch freiwillige Gaben bestritten werden. Sieht man diesen der Ehre Gottes gewidmeten Reichthum und bedenkt man dabei die Armuth der französischen Geistlichen und Kirchen, so muß man unwillkürlich versucht seyn einen Vergleich mit Deutschland anzustellen, wo bei größern direkten Einkünften viel weniger geschieht als hier. Und dabei die sich immer mehrenden Gaben

zur Unterstützung des Papstes und der unzähligen Wohlthätigkeitsanstalten. Wahrlich die Lebenskraft des französischen Katholicismus ist etwas Gewaltiges!

Besonders muß hier auch hervorgehoben werden, daß sich eine gute künstlerische Richtung immer mehr Bahn bricht. Der mittelalterliche christliche Styl ist bei vielen der ausgestellten Gegenstände mit großem Geschick nachgeahmt; mehrere derselben sind von hohem Kunstwerth und verrathen einen ächt kirchlichen Geist und Geschmack. Freilich wird man auch Vieles finden, das gar zu sehr die Fabrik verräth, ja geradezu als gewöhnlicher Fabrikartikel betrachtet werden muß und deßhalb keinen besonders wohlthuenden Eindruck bei dem gebildeten Katholiken hervorbringen kann. Hieran aber sind die allgemeinen Verhältnisse schuld. Die Erzeugung im Großen ist so allgemein und vorherrschend geworden, daß auch die Kirche derselben sich unterwerfen muß, besonders seitdem die zahllosen kleinen Dorfpfarreien so arm geworden sind, daß sie nur nothdürftig ihren Unterhalt aufzubringen vermögen. Dazu kommt noch die Centralisation welche fast die ganze Kunstthätigkeit und viele Gewerbzweige gänzlich auf die Hauptstadt beschränkt. Doch dürfen wir hier nicht vergessen, daß es auch auf diesem Gebiete die Kirche ist welche der Centralisation am kräftigsten entgegenarbeitet. Die Kunst-Werkstätten in den Provinzen werden hauptsächlich von den Kirchen mit Bestellungen versehen und mehrere dieser Anstalten sind sogar von Geistlichen oder von religiösen Genossenschaften gegründet worden. Nach der durch die Revolution bewirkten Aufräumung und Zerstörung des Vorhandenen fängt die Kirche wieder an aufzubauen, fast gerade so wie sie es zur Zeit der Einführung des Christenthums gethan, als die Klöster alle Kunst und Wissenschaft und jeglichen gesunden Lebenskeim in sich bargen. Die Kirche ist die hauptsächlichste geistige Macht von einem Ende Frankreichs bis zum andern, nur sie ist in ihrem Bestreben selbstständig und deßhalb gehört ihr allein auch die Zukunft.

Nicht zu vergessen ist auch daß diese kirchlichen Fabrik-Gegenstände in großen Massen ausgeführt werden, namentlich nach Amerika und nach den Missionen, wo sie jedenfalls mehr am Platze sind als in Europa, dessen altchristliche Bevölkerung eine viel höhere Ausbildung des Kunstgeschmacks besitzt.

Einige sogenannte Meisterstücke der alten französischen Wander-Gesellenvereine (Compagnonnage) verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Eins derselben stellt eine Art großartigen Tempel vor und ist von Zimmergesellen gearbeitet. Mag nun auch dem Plan dieses Gebäudes gar kein bestimmter praktischer Zweck und Charakter zu Grunde liegen, mag auch vom Styl dabei kaum die Rede seyn, so wird ein jeder dennoch von der außerordentlichen Geschicklichkeit und Sinnigkeit der Zusammenfügungen der Hölzer überrascht werden. Das Gebäude ist in der That auch weiter nichts als eine künstliche, ziemlich glücklich geordnete Zusammenstellung aller möglichen Balkenconstruktionen, auf etwa 1/25stel der wirklichen Größe reducirt. Alle diese kleinen Construktionen sind ganz vorzüglich nach allen Regeln der Kunst combinirt, eine jede bildet ein wirkliches mathematisches Kunstwerk und mancher gelehrte Architekt könnte daran lernen was praktische angewandte Mathematik ist. Dabei ist dieß Meisterstück durchaus nur von Gesellen gearbeitet worden, ohne jegliche Zuziehung eines Baumeisters. Man muß unwillkürlich zu der Ueberzeugung kommen, daß diese Compagnonnage, die sich übrigens eines sehr hohen Alters rühmt und ein gewisses kirchliches Gepräge bewahrt hat, jedenfalls sich an die Bauhütten des Mittelalters anknüpft und einige von deren Traditionen gerettet hat. Wenn die heutige Wissenschaft nicht gar zu officiell-selbstgefällig und akademisch-allwissend wäre, wenn überhaupt noch eine vernünftige Verbindung der verschiedenen zusammengehörigen Berufsclassen bestünde, so müßte schon längst aus solchen selbstthätigen eigenartigen Strebnissen der Arbeiter etwas höchst Ersprießliches für die

Kunst- und Gewerbthätigkeit sowie für das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben entstanden seyn. Aber, du lieber Gott, wem fällt es denn heute ein sich mit dem Volke anders zu beschäftigen als um es in politischer oder sonstiger Hinsicht auszubeuten?

Von dem ausgiebig vertretenen französischen Ackerbau, der trotz seiner höchst ungünstigen gesetzlichen Stellung so Bedeutendes leistet, von dem Berg- und Hüttenwesen und noch vielem Anderen kann nicht die Rede seyn. Das Angeführte genügt, um das urkräftige Streben und die allseitige Ausbildung des französischen Volkes glänzend zu bezeugen. Es genügt um zu beweisen, daß dieses Volk in allen Fächern der Kunst- und Gewerbthätigkeit Ausgezeichnetes leistet, ja sogar in mehreren derselben unerreicht dasteht. Und dabei gibt es in Frankreich keine Gewerb-, Bürger- und ähnliche Schulen wie in Deutschland, besteht sogar kein Schulzwang! Mancher gelehrte deutsche Stubenhocker, der sich was Großes auf seine Brille und seine „Intelligenz" einbildet, wird sich darüber entsetzen, aber dabei an der Thatsache nichts ändern. Das viel weniger beschulte Frankreich zeigt eine Schöpfungskraft und ungemein viele praktische Fertigkeiten, dabei ein Geschick bei der Anwendung von Kunst und Wissenschaft auf das Leben, und überdieß einen so trefflichen Geschmack wie kein anderes Volk.

Zugestanden muß nun freilich werden, daß diese glänzenden Gaben nicht immer den besten Zwecken dienen. Haben wir ja schon gesehen, daß ein verderblicher Luxus, eine entsittlichende Ueppigkeit dieselben in ihren Dienst nehmen. Die hochbegabten französischen Künstler, Kunstarbeiter und Handwerker arbeiten um den Ansprüchen einer corrumpirten, kosmopolitischen vornehmen Welt zu genügen. Aber indem sie sich diesen Verhältnissen unterwerfen, ermangeln sie nicht ihren Werken den Stempel ihres Geistes, ihres sittlichen Menschen aufzudrücken. Alle ihre Arbeiten behaupten immer noch ein gewisses Höheres, was ich intellektuelles Gepräge

nennen möchte. Das Glotzige, Geistlose der englischen Luxusarbeiten, welche einen so bestimmt materialistischen Charakter zeigen, wird man nirgend in der französischen Abtheilung finden. Es bedürfte nur einer Aenderung des politischen und somit auch socialen Systems um der französischen Thätigkeit eine bessere, dem sittlichen Werth des Volkes entsprechendere Richtung zu geben. Und diese Veränderung muß über kurz oder lang eintreten, d. h. das katholische System muß zur Herrschaft kommen, dieß ist für jeden mit den französischen Verhältnissen vertrauten Beurtheiler außer allem Zweifel. Dann wird Frankreich sich überraschend schnell umgestalten und einen mächtigen Aufschwung nehmen. Frankreich zeigt eine so großartige und nachhaltige Schöpfungskraft, daß unwillkürlich die Ueberzeugung sich aufdrängen muß, seine Zukunft müsse sich um vieles besser gestalten, als es die deutschen protestantischen Professoren vorausgesagt haben, indem sie die schöne Theorie von dem Aussterben der lateinischen Racen ausbrüteten.

Wir mögen uns nun auf dem Marsfelde umsehen wie wir wollen, wir finden nur ein Land, welches hinsichtlich der Naturwüchsigkeit und Allseitigkeit seiner Erzeugnisse neben Frankreich gestellt werden könnte. Nur Oesterreich zeigt eine ähnliche Manchfaltigkeit, eine ähnliche Vereinigung von Geschmack, Kunst und Wissenschaft gepaart mit der technischen Fertigkeit, um mit Frankreich verglichen werden zu können. Dabei ist seine Thätigkeit lange nicht so vertreten als sie es seyn könnte. In einzelnen Fächern und in großartiger Massenerzeugung mögen andere Länder Oesterreich übertreffen, das gebe ich gerne zu, aber eine so allseitige, gleichförmige, glückliche Ausbildung aller Anlagen ist nur bei seinen Produkten zu finden.

Hier muß noch die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß wir bei all' den Ländern welche wir jetzt durchgehen, nur die bemerkenswertheren, die hervortretenderen Erzeugnisse besprechen, das Gewöhnliche aber übergehen werden. Die

größern europäischen Länder bieten so ziemlich alle Erzeugnisse die auch Frankreich bietet, nur sind dieselben nicht in so reichlichem Maße vorhanden noch überall so vortrefflich als die französischen Arbeiten. Wir heben auch bei der österreichischen Industrie nur dasjenige Merkwürdige hervor, was in unsern Vergleich mit Frankreich paßt.

Oesterreich bietet eine hübsche Auswahl von Maschinen, darunter eine der trefflichsten Berglocomotiven die es gibt, Werkzeugen und ähnlichem wobei sich überall das Streben nach Neuerem, Verbesserung und Vervollkommnung kund gibt, was allgemein anerkannt wird. In der Gallerie für Stoffe, Tuche und dergleichen glänzt Oesterreich vorzüglich. Es gibt außer Frankreich kein Land das hierin einen so eigenen und dabei guten Geschmack zeigte und die französische Fabrikation so nahe erreicht. Die feineren Mitteltuche aus Brünn sind billiger und dauerhafter als die französischen. Mit Ausnahme einiger wenigen der feinsten Sorten kann deßhalb Oesterreich mit Vortheil Frankreich gegenüber in die Schranken treten.

Die österreichischen Leinen bedürfen keines besonderen Lobes. Die Wiener und sonstigen Seidenwaaren und Shawls sind das Geschmackvollste in dieser Art was in Farbe und Zeichnung in Deutschland geleistet wird, und erreichen dieselben auch die französischen nicht, so übertreffen sie doch fast alle anderen Waaren dieser Gattung auf der Ausstellung. Höchst beachtenswerth ist die Sammlung österreichischer Volkstrachten, dann auch die Wiener Putzwaaren, Schuhe, Lederzeug und ähnliches.

Die österreichischen Glaswaaren, die in Massen ausgestellt sind, erregen die allgemeinste Bewunderung. Verschiedene böhmische Sorten, namentlich auch die böhmischen Krystallgefässe, stehen ganz einzig und unerreicht da. Form, Geschmack und Zeichnung sind vorzüglich und höchst eigen, dabei auch sehr manchfaltig und reichhaltig. Alle Ungeheuerlichkeiten sind ferngeblieben. Bei den Porzellanwaaren ist

dieß Alles viel weniger der Fall, dieselben erheben sich nicht über das Mittelmäßige und zeigen veraltete Formen. Ausgezeichnet sind dagegen die vielen Thonfiguren, Gruppen u. s. w. welche alle einen wirklichen Kunstwerth besitzen und durch ihre Billigkeit Staunen erregen.

Die Wiener Bronzewaaren, darunter mehrere sehr gediegene Kronleuchter und sonstige Stücke für Kirchen, alle im besten Style des Mittelalters, finden ungetheilte Anerkennung wegen ihrer schönen Zeichnung und ihrer höchst sorgfältigen Ausführung. Nur scheinen sich die Fabrikanten gar zu sehr auf einen einzigen Zweig dieser Industrie zu beschränken. Außer Kronleuchtern und ähnlichem nebst den kleinen Nippsachen findet man nichts, Statuen und Bildwerke fehlen gänzlich. Man sieht schon hieran, daß die eigentliche Kunst bis jetzt wenig in Oesterreich gefördert worden ist.

Einen glänzenden und einzigen Erfolg haben die Wiener Lederarbeiten und Galanteriewaaren errungen. In vielen Stücken übertreffen dieselben die Pariser, was schon was sagen will. Sie verrathen dabei die neuesten, gediegensten Formen und einen originellen, trefflichen Geschmack. Der Erfolg ist so ganz ungewöhnlich, daß ein Wiener Fabrikant schon während der ersten Zeit der Ausstellung seine ganze Ausstellung verkauft hatte und auf dem Boulevard in der reichsten Stadtgegend eine große Niederlage errichten mußte, wo er trotz seiner theuren Preise glänzende Geschäfte macht. Auf diese Weise ist Paris für einen Artikel, den es bisher als sein eigenstes Feld ansah, der österreichischen Hauptstadt tributpflichtig geworden, was noch nicht dagewesen ist. Die wenigen österreichischen Gold- und Silberarbeiten zeigen ebenfalls einen trefflichen eigenen Geschmack.

Obwohl nur unvollkommen vertreten, zeichnen sich auch die österreichischen Möbel vortheilhaft aus. Einige Stücke, darunter vor allen ein reichgeschnitzter Hausaltar aus Wien, bekunden ein Verständniß und ein Eingehen auf die Kunstweise und die Formen des Mittelalters, wie man sie sonst

nirgends in der Ausstellung findet. Man sieht daraus daß die gesunden Traditionen dort noch lebendiger sind als irgendwo und daß deßhalb die unentbehrlichste Vorbedingung zum Wiederbeginn einer großen Kunstepoche gegeben ist.

Besonders hervorzuheben ist, daß überall in der sich so reichhaltig und glänzend darstellenden österreichischen Abtheilung eine einheitliche Richtung des Geschmacks und der Kunst zu erkennen ist, so daß Oesterreich auf dem industriellen Gebiete als eine sehr einheitliche, scharf abgegrenzte Nationalität erscheint. Noch beachtenswerther aber ist, daß diese Richtung sich direkt an das deutsche Mittelalter anknüpft und deßhalb als eine entschieden deutsche bezeichnet werden muß. Ueberall in der österreichischen Abtheilung findet und fühlt man dieß entschieden deutsche Gepräge heraus.

In der österreichischen Ausstellung findet sich der Deutsche so recht heimisch, und findet alles seinen Neigungen, Anschauungen und seinem Geschmack entsprechend. Kein anderes deutsches Land zeigt auf der Ausstellung in so hohem Grade diesen nationaldeutschen Charakter, vertritt so treu den deutschen Nationalgeist als das aus dem neupreußisch-südstaatlich-zollvereinlichen Deutschland hinausgestoßene Oesterreich. Keine Stadt auf der Erde außer Paris, und dieß erkennen alle Franzosen an, zeigt in seinen Arbeiten einen so gediegenen und dabei so unabhängigen eigenen Geschmack als Wien, welches deßhalb auch allein als fast ebenbürtige Nebenbuhlerin von Paris auf dem Gebiete der Mode und des Geschmacks gelten kann. Wien hat insofern auch alle Eigenschaften einer Weltstadt. Wäre die österreichische Hauptstadt zu gleicher Zeit ein ebenso bedeutender und hervorragender Mittelpunkt der eigentlichen Kunst, der Wissenschaft und überhaupt des geistigen und religiösen Lebens, dann würden sich jene glücklichen Anlagen noch viel mehr ausbilden und vielseitiger werden. Der intellektuelle Einfluß der Kaiserstadt würde dann sehr bald für ganz Oesterreich und Osteuropa maßgebend und somit von der größten Bedeutung für das politische Leben Oesterreichs werden.

Vor allem aber wäre erforderlich, daß Wien ein Hauptmittelpunkt katholischer Kunst und Wissenschaft würde, weil nur der Katholizismus im Stande ist die alten gesunden Traditionen lebensfähig fortzubilden, welche sich daselbst so treu bewahrt haben. Nur durch das Hervortreten des katholischen Charakters könnte Oesterreich sowohl von dem Auseinanderstreben seiner einzelnen Bestandtheile als auch von der ertödtenden Centralisation bewahrt bleiben an der so viele Staaten kranken. Nur ein katholisches Wien und ein katholisches Oesterreich können auf aufrichtige Sympathien in Deutschland und Europa zählen und die hohe civilisatorische Mission erfüllen die ihrer im Orient wartet. Der Liberalismus wird überall, besonders aber in Deutschland, immer und immer nur preußisch seyn und für Preußen arbeiten.

Doch ist auch Oesterreich in intellektueller Hinsicht nicht so sehr vernachlässigt auf der Ausstellung. Die kaiserliche Buchdruckerei hat zwar nur wenig ausgestellt, dagegen haben einige andern Buch- und Kunstdrucker Tüchtiges geschickt. Auch hier macht sich der deutsche Charakter geltend. Wer kennt nicht das Missale des Hrn. Reiß in Wien welches, obwohl noch unvollendet, in Frankreich als Missel de Vienne allgemein bekannt ist und als ein würdiges Prachtstück deutscher Druckkunst hochgeschätzt wird. Lehrmittel und Schulbücher sind zahlreich vertreten; geographische Karten, Atlanten und ähnliches hat der k. k. Schulbücher-Verlag in vorzüglicher Auswahl geschickt. Auch an mathematischen, chirurgischen und ähnlichen Instrumenten ist Oesterreich besser als die andern deutschen Staaten vertreten.

Erwähnenswerth sind auch die trefflichen Wanduhren, die vielerlei Musik-Instrumente u. s. w. Außer Frankreich dürfte kein Land so vielfältige und so treffliche Instrumente liefern als Oesterreich. Als Beweis der Anerkennung des österreichischen Fleißes muß hervorgehoben werden, daß die österreichischen Aussteller glänzende Geschäfte machen, trotz-

dem sie gerade nicht immer billig verkaufen, und mehr Bestellungen mit nach Hause nehmen als diejenigen irgend eines andern Landes. Oesterreich rächt sich auf dem Marsfelde für seine Niederlagen in Italien und Böhmen.

Wenn ich von Oesterreich gleich zu Bayern übergehe, so geschieht dieß hauptsächlich weil Bayern gerade dasjenige aufweist, was man bei Oesterreich am meisten vermißt, und weil durch die Vereinigung beider Länder Deutschland am besten und vollständigsten vertreten ist. Der bayerische Gewerbfleiß zeigt sich nur wenig auf dem Marsfelde, jedoch genug um den Abstand zwischen Oesterreich und Bayern zu bezeugen. Der Geschmack ist noch wenig entwickelt in Bayern. Nur in der Kunst ist es anders und hier ist es allen deutschen Ländern voran. Im Park hat Bayern ein eigenes Gebäude in der abgeschmackten griechischen Tempelform errichtet, und darin seine glänzende Kunstausstellung untergebracht. Eine Schilderung derselben würde zu weit führen, es genügt daß eine gute Anzahl gewichtiger Namen dort würdig vertreten sind. Nur müssen einen gewisse protestantische Bilder anwidern, deren Hauptverdienst in Verhöhnung der katholischen Kirche besteht. Auf dem Gebiete der Kunst stellt Bayern die deutsche Großmacht vor. Wäre in Wien so viel für die Kunst gethan worden als in München, wäre Wien ein solcher Mittelpunkt katholischer Wissenschaft wie es München eine Zeitlang gewesen, wahrlich die Geschichte Deutschlands seit 1815 würde eine ganz andere Gestalt haben.

Von den andern süddeutschen Staaten ist nur zu berichten, daß ein jeder derselben manches Anerkennenswerthe geleistet hat. Württemberg z. B. hat eine vollständige Papiermühle im Park aufgestellt, welche unter den Augen der erstaunten Besucher große dicke Scheite Weich- oder Weißholz zerkleinert, um sie dann in Teig und Papier zu verwandeln. Baden zeigt Shawls, welche mit den Parisern wetteifern, freilich auch von einem französischen (Elsässer-)

Fabrikanten ausgestellt sind, der Fabriken in beiden Ländern hat und ganz nach französischen Mustern arbeitet. Dergleichen ist noch mehr in diesen kleinen Abtheilungen zu finden, bei denen der Gesammteindruck stets verloren geht.

Die norddeutschen Staaten sind alle in der preußischen Abtheilung mit inbegriffen, deßhalb von bedeutendem Umfange und dabei gut geordnet. Doch ist der Eindruck ein ganz anderer als bei der österreichischen, zwischen beiden herrscht ein gewaltiger Abstand. Der Unterschied des Charakters und der Entwickelung der beiden deutschen Großstaaten tritt hier in einer sehr bezeichnenden Weise hervor. Vorerst ist durchaus keine solche Uebereinstimmung, keine solche gemeinsame Entwickelung und Tradition darin zu erkennen als wie in der österreichischen Abtheilung. Der Norden bildet keine abgeschlossene industrielle Nationalität wie Oesterreich, sondern er stellt sich hier nur als eine künstliche, wohlgeordnete Zusammenstellung sehr verschiedener Bestandtheile dar. Nur die Einheit einer straffen, einsichtigen und einförmigen Verwaltung wird hier sichtbar.

Hinsichtlich der Maschinen, der Bergbau-, Hütten- und Roherzeugnisse ist der Norden vorzüglich bestellt. Bei allen Gegenständen aber, bei denen es auf Geschmack und Zeichnung ankommt, deckt sich seine ganze Blöße auf. Zwar ist hier auch manches Vortreffliche, aber es fehlt an jeder Gemeinsamkeit und Vieles ist geradezu kläglich und verfehlt zu nennen. Bei den Stoffen sind Zeichnung und Farbe meistens Nachahmung der französischen. Wo dieß nicht der Fall ist, wird das Auge durch schreiende Farben und schlechte Zeichnungen beleidigt. Bei den Bronze- oder vielmehr Zinkarbeiten, Möbeln und Architektur macht sich das kalte widerstrebende Berliner-Griechenthum geltend. Was Ornamentik, Hängleuchter u. s. w. betrifft, sind die Berliner Bronzearbeiten meist nur Nachahmungen veralteter französischer Modelle. Größere Stücke, namentlich Figuren, sind meist nur aus Zink. Die Berliner Fabrikanten von Lampen und

Bronze- und ähnlichen Nippsachen leben ebenfalls fast nur auf Kosten abgelebter Pariser Modelle. Etwas Einheitliches, Eigenes ist kaum zu finden. Nur Eines haben dieselben so wie fast alle andern Berliner Fabrikanten vortrefflich los, nämlich billig zu fabriziren. Dieß ist überhaupt auch das entscheidende allgemeine Kennzeichen der norddeutschen Gewerbthätigkeit: Massenerzeugung zu billigen Preisen und ohne besondere Rücksicht auf höhere Anforderungen, ohne eigentliche andere Geistesthätigkeit als diejenige welche sich auf Soll und Haben bezieht.

Wirklicher eigener Geschmack und Tradition machen sich nur vereinzelt und in widerstrebender Form geltend. Dresden und Breslau z. B. haben reichgeschnitzte Möbel geliefert, welche sehr bemerkenswerth sind und selbstständigen Geschmack bekunden. Die Galanterie- und Glaswaaren, in denen Oesterreich so sehr glänzt, sind nur mittelmäßig, es sind eben nur billige Fabrikartikel, bei denen Kunst und Geschmack Nebensache sind. Die Eigenthümlichkeit Berlins besteht darin, schlechte fremde Muster gut nachahmen zu können. Haben sich nicht seine Silberwaaren-Fabrikanten dazu verstiegen, ganz unvernünftige griechische und höchst schwerfällige englische Modelle nachzuahmen? Was kann da herauskommen, wenn man das Alterthum, das mit uns nichts gemein hat, und die am meisten alles Geschmackes entbehrende Nation zu Vorbildern nimmt! Einige der ausgestellten Berliner Silberarbeiten sind deßhalb geradezu abgeschmackt; nur ein einziger Fabrikant hat wirklich Schönes, dabei aber durchaus nichts Originelles, Charakteristisches geliefert.

Die Berliner Porzellanmanufaktur ist zwar ein ganz vorzügliches Institut, aber wie sollte sie als königliche Fabrik es auch nicht seyn? Bis 1855 hatte sich dieselbe trotzdem auf eine sklavische Nachahmung des gräkisirenden Styles des ersten Kaiserreichs beschränkt, was jeglichen Fortschritt ausschloß. Die Weltausstellung von 1855 rüttelte dieselbe aus ihrem Schlafe, und seitdem hat sie auch ganz

ungewöhnliche Fortschritte gemacht und arbeitet jetzt nach guten neuen Zeichnungen und Formen. Alles übrige preußische Porzellan, mit alleiniger Ausnahme desjenigen und des Steinguts aus Mettlach bei Trier, ist sehr mittelmäßig und weit hinter dem österreichischen. Meißen scheint seit einem Jahrhundert auf demselben Flecke zu bleiben, für seine Arbeiten würde die Jahrzahl 1767 viel mehr am Platze seyn als 1867. Seine Ausstellung gleicht auf ein Haar der Sammlung eines Liebhabers von altem Porzellan. Nur ist dem Meißener Porzellan die Originalität nicht abzusprechen.

Die preußischen Architekturzeichnungen und Modelle, vornehmlich diejenigen des neuen Berliner Rathhauses, zeigen uns besser als alles andere den Charakter des Borussenthums. Die Kaserne scheint das Vorbild aller preußischen Construktionen zu seyn. Das Berliner Rathhaus, welches ich aufbauen gesehen, ist ein gewaltiges Gebäude das zwei Millionen Thaler kostet und an dem wahre Meisterwerke von Backstein-Verzierungen angebracht sind, und trotzdem macht dasselbe nur den Eindruck einer großen Kaserne. Von der Ferne gesehen ist der Eindruck ganz widerwärtig, nur in der Nähe wird derselbe durch die erwähnten Verzierungen gemildert.

Was überhaupt von Originalität und Geschmack auf der preußischen Ausstellung zu finden, kommt auf Rechnung der alten Cultur- und Fabrikorte des Rheins, Westfalens, Sachsens und Schlesiens. Das amtliche eigentliche Preußen besteht nicht auf dem Gebiete der Kunst und Industrie. Die gerühmten preußischen Waffenfabriken sind nur die Fortbildung einer nichtpreußischen Industrie. Daß dieselben in einem Staate tüchtig sind, dessen höchster Zweck das Militär ist, darf Niemand wundern. Trotzdem das norddeutsche Reich, Dank dem Gardelieutenants-Deutsch, eine eigene Sprache oder wenigstens die Anmaßung einer solchen besitzt, muß es noch stark bezweifelt werden, daß es je eine eigene selbstständige Richtung in Geschmack und Kunst hervorbringen

werde. Es gibt daselbst kein höheres ethisches Prinzip welches die ganze Welt zu durchdringen und zu beleben im Stande wäre. Das rechnende Prinzip des Mechanismus kann wohl eine bedeutende ergiebige Massenerzeugung, nie aber eine eigene und eigentliche Industrie hervorbringen.

Alle größern außerösterreichischen deutschen Länder zeichnen sich ganz besonders durch reiche Sammlungen von Schulbüchern und Lehrmitteln aus. Württemberg hat einen guten Theil seines Platzes damit belegt, Sachsen hat sogar im Park einen eigenen Tempel für diese Gegenstände gebaut, Preußen zeigt das schon erwähnte Schulhaus. Wenn die Schule auch nicht unterschätzt werden darf, so liefert doch die Ausstellung den schlagendsten Beweis, daß gerade die gerühmten Schulzwangsländer am schlechtesten hinsichtlich der praktischen, originellen Ausbildung bestellt sind. Geist und Charakter, Eigenthümlichkeit und Erfindung werden bei deren Kunst- und Gewerbserzeugnissen gerade am meisten vermißt. Was ist das für eine gerühmte Intelligenz, die es nicht weiter bringt als bis zur geistlosen Nachahmung, verbunden mit billigster, proletarischer Massenerzeugung, wie uns gerade Berlin am augenscheinlichsten beweist. Dem französischen und theilweise auch dem österreichischen Arbeiter gegenüber müssen einem die norddeutschen Intelligenzarbeiter fast wie Maschinen erscheinen.

Das kleine, aber ziemlich reichhaltig vertretene Belgien liefert einen weitern Beweis von der geistigen Ueberlegenheit der katholischen Völker. Obwohl die so geschätzten altflandrischen Traditionen nicht durchgehends mehr zu erkennen sind und der französische Einfluß mehr als billig Eingang gefunden, behauptet dennoch das Land seine abgeschlossene Nationalität auf dem Gebiete der Kunst und Industrie. Es ist viel des Eigenthümlichen, und besonders auch viel Reiches und Gediegenes in der belgischen Ausstellung. Ueberall läßt sich hier mehr als in der Ausstellung der andern katholischen Länder der Einfluß der Kirche oder vielmehr der kirchlichen

Kunst erkennen; wie denn überhaupt die höhere Ausbildung der Kunst und Läuterung des Geschmackes, also die höhere Gesittung bei den katholischen Völkern einzig und allein in der Kirche zu suchen ist.

Spanien und Portugal sind nicht besonders ausgiebig vertreten. Den spanischen Arbeiten glaubt man es auf den ersten Blick anzusehen, daß dieß unglückliche Land seit fast einem Jahrhundert nicht mehr zur Ruhe gekommen ist, daß die aufeinander folgenden politischen Umwälzungen jede rege Entwickelung von Kunst, Wissenschaft und Gewerbe verhindert haben. Die spanischen Silber- und Möbelarbeiten, die spanischen Stoffe und Porzellane, obwohl oft sehr tüchtig gearbeitet, tragen fast sämmtlich das getreue Gepräge des vorigen Jahrhunderts, doch haben sie die nationale Eigenheit sehr wohl bewahrt. Man erkennt recht wohl die arabischen und gothischen Traditionen, aber fast nirgends wird man fremden, französischen Einfluß gewahr. Fast ganz dasselbe gilt auch von Portugal, das durch seine unglückselige Handels- und sonstige Verbindung mit England der Sklave des letzteren geworden ist.

Mit vielem Vergnügen sah ich an einem portugiesischen Möbel eine in bestem Deutsch abgefaßte Erklärung, der zufolge die Wollenstoffe welche in demselben aufbewahrt würden, wegen des Kampferbaumholzes woraus dasselbe gefertigt, vor Motten u. s. w. gesichert seien. Von den vielen deutschen Ausstellern hat fast kein einziger diese Rücksicht gegenüber seinen Landsleuten geübt. Dieselben haben es vorgezogen, Inschriften in abscheulichem Französisch zu geben und dabei oft ihren eigenen Namen oder denjenigen ihres Heimathsortes in einer Weise zu verhunzen, daß kein Mensch daraus klug werden kann, was diese Leute sagen wollen. Besonders die norddeutschen Aussteller haben diese Art Gelehrsamkeit stark in Anwendung gebracht.

Ein schöner spanisch-gothischer Betstuhl oder vielmehr

Hausaltar, mit höchst passenden Malereien (Grablegung und Anbetung der Hirten, letzteres als kleines Altarbild mit bemalten Flügelthüren etwas über dem Kopf des Knienden angebracht), erregt besondere Aufmerksamkeit. Trotz seiner kostbaren Ausführung und seines Kunstwerthes hat derselbe keine Polster; der Spanier kniet sich auch in der reichsten Kirche oder im reichsten Stuhl stets auf den harten Stein oder das bloße Holz. Gepolsterte Kniestühle kennt er nicht. Es erinnert dieß etwas an die frommen Fürsten und Fürstinen des Mittelalters die unter ihren Staatsgewändern stets das rauhe Bußhemd trugen.

Ueberhaupt macht sich nur in den für den Kirchendienst bestimmten Gefäßen, Reliquienschreinen u. s. w. eine Regung Spaniens nach einer Neubelebung der Kunstformen bemerklich, indem fast alle dergleichen Arbeiten sich an den gothischen Styl anzulehnen suchen. Die Kirche ist also immer noch in Spanien das eigentliche Fortschritts- und Lebens-Element, die sehr reichhaltige Sammlung spanischer Volkstrachten, in denen Schwarz fast überall die Hauptrolle spielt, zeugt für den ernsten Sinn dieses edlen Volkes. Auch sind fast alle Frauentrachten sehr züchtig in ihren Formen.

Italien — nämlich der geographische Begriff und nicht das sogenannte Königreich — zeigt sich um vieles besser bestellt als die beiden iberischen Königreiche. Trotzdem mehrere seiner bedeutendsten Staaten und Städte kaum vertreten sind, erkennt man auf den ersten Blick die auffallenden Gegensätze der verschiedenen italischen Völkerschaften. Jede Stadt, jedes Land hat seinen eigenen Styl und Geschmack, seine sehr bestimmt ausgeprägten Traditionen. Turin erscheint als eine fast völlig französische Stadt, Venedig und Mailand bieten ganz Entgegengesetztes; ersteres ist morgenländisch-byzantinisch, letzteres zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft mit Deutschland. In Mittelitalien zeichnet sich wiederum jede Stadt durch ihren besondern Charakter aus. Im Süden herrscht eine ganz andere Richtung. Neapel ist eine eigene Welt für sich, Sizilien

ist morgenländisch=fremdartig durch seine griechisch=sarazenisch=normännischen Traditionen. Zwischen Turin und Messina besteht ein Abstand wie er kaum größer gedacht werden kann. Berlin gleicht viel eher Paris, als daß diese beiden Städte eine Verwandtschaft zeigten.

Besonders sind es die Möbel und ähnliche Gegenstände welche den Abstand der verschiedenen italienischen Städte unter sich klar darlegen. Turin arbeitet ausschließlich nach Pariser Modellen, Mailand zeigt germanische Traditionen, die andern Städte zeichnen sich nicht nur durch abweichenden eigenthümlichen Styl sondern auch durch Formen aus, welche andere Gewohnheiten bekunden. Im allgemeinen dürfen die ausgestellten Möbel als tüchtig bezeichnet werden, besonders soweit dieß deren Holzschnitzerei betrifft, welche bei einigen außerordentlich reich, bei andern nur mäßig vertheilt ist, bei allen aber eine sehr tüchtige Ausführung bekundet.

Es ist kaum nöthig noch besonders hervorzuheben, daß alle italienischen Städte und Länder eine hohe Ausbildung der Kunst und des Kunstgewerbs bethätigen. Italien ist das Land der Kunst und des Geschmacks. Mehrere der ausgestellten Gegenstände, namentlich Schmucksachen, Goldarbeiten und ähnliches finden deßhalb den allgemeinsten Beifall und gehen reißend ab. In vielen andern Stücken, namentlich was Farbe anbetrifft, weicht der italienische Geschmack so sehr von dem unserigen ab, daß z. B. die meisten italienischen gewebten Stoffe bei uns keinen Eingang finden können. Bei allen katholischen Völkern tritt die Individualität so sehr hervor, die Nationaleigenthümlichkeiten sind so sehr gewahrt daß an eine Verschmelzung, Nivellirung nicht zu denken ist. Deßhalb spielt bei diesen Völkern die Maschine noch nicht die alles Andere in den Hintergrund drängende Stelle, welche dieselbe in den eigentlichen Industrieländern einnimmt. Der Italiener, Spanier u. s. w. will seinen Werken auch seine Individualität einprägen, gewissermaßer seinen Geist einhauchen, die Franzosen, Oesterreicher und Belgier lassen

dasselbe Streben erkennen, trotzdem dieselben schon viel mehr die Maschine gebrauchen.

Obwohl nur spärlich vertreten behauptet der Kirchenstaat dennoch einen hervorragenden Rang auf der Ausstellung. Der Meteorograph des römischen Jesuiten Secchi wird als ein wahres Wunder der Wissenschaft und Mechanik angestaunt. Man hört sogar behaupten, daß er der außerordentlichste Gegenstand der ganzen Ausstellung sei. Dieses sehr umfassende Uhrwerk notirt fortwährend ohne weiteren menschlichen Beistand auf das genaueste alle Erscheinungen der Atmosphäre, für deren Beobachtung bisher mehrere Personen Tag und Nacht auf den Sternwarten und meteorologischen Stationen beschäftigt werden mußten. Tag und Nacht ohne Unterlaß werden von demselben die Richtung und Schnelligkeit des Windes, die Zeit des Regens und die Menge des gefallenen Regens, die Dichtigkeit der Luft und die Wärme der Atmosphäre verzeichnet.

Außer mehreren tüchtigen Kunstwerken, den ausgezeichneten Druckarbeiten der Propaganda sind es noch die Möbel des Ritters Gatti welche die allgemeine Bewunderung erregen. Diese Stücke sind auch wirklich unvergleichlich durch ihren Kunstwerth und könnten ohne Weiteres in den ersten Museen ihren Platz finden. Die schönsten, gediegensten Bilder und Verzierungen sind auf denselben mittelst Elfenbein in Ebenholz hineingezeichnet. Die Feinheit dieser Zeichnungen, welche sich bis in die kleinsten Einzelnheiten, die reinsten Linien und Schattirungen verfolgen läßt, ist ganz außerordentlich. Rom zeigt noch immer daß es, ohne eine berühmte Industrie- und Handelsstadt zu seyn, dennoch auch in Hinsicht der Thätigkeit und des Fortschritts seiner Einwohner, einen hervorragenden Platz unter den Städten einzunehmen weiß.

Aus Italien müssen wir uns nun plötzlich nach England und dem Norden verfügen. England zeigt sich wiederum als eine mächtig-reiche handeltreibende Nation, aber damit ist auch so ziemlich Alles über dasselbe gesagt. Seine Ma-

schinen und Fabriken sind bekannt. Alle Gegenstände aber, bei denen es auf Kunst und Geschmack ankommt, bezeugen die Unfähigkeit des jetzigen Engländers. Seine Möbel sind zwar von strotzendem Luxus und, soweit es die Technik betrifft, vorzüglich gearbeitet; aber nur ausnahmsweise zeigen dieselben auch schöne Formen und passende Farben. Dasselbe läßt sich auch von seinen Stoffen aller Art sagen; fast nur die nach fremden, hauptsächlich französischen Mustern gearbeiteten zeugen von besserem Geschmack. Besonders bei den großen Gold- und Silberarbeiten tritt die ganze englische Unbeholfenheit hervor. So außerordentlich reich und großartig diese Arbeiten auch sind, so trefflich auch die eigentliche Ausführung ist, ebenso auffallend ist der zwar originale aber fast immer sehr abstoßende schlechte Geschmack. Wo man etwas Angenehmeres, Gefälligeres findet, wird man auch unwillkürlich an Fremdes erinnert. Besonders seit der Ausstellung von 1855, wo diese englische Unterlegenheit noch viel auffallender war, legen sich die englischen Fabrikanten oft die größten Opfer auf, um sich tüchtige ausländische Arbeiter und Künstler zu verschaffen. Namentlich bei dem prachtvollen Porzellan wird dieser ausländische Einfluß sichtbar.

Eine allgemeine bessere Wendung scheint aber viel weniger durch diese Einfuhr erreicht werden zu können, als durch die Rückkehr zu den Formen des Mittelalters. Mehrere Möbel und andere Arbeiten im englischen Styl des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts stechen ganz gewaltig ab gegen die Arbeiten im Style des vorigen oder des jetzigen Jahrhunderts. Es ist höchst beachtenswerth daß in England das Studium der Kunst des Mittelalters allgemeiner und emsiger betrieben wird, als in manchem katholischen Lande. Jedenfalls hat die Hoffnungslosigkeit der jetzigen Kunstzustände mehr oder weniger dazu den Anlaß gegeben. Thatsache ist aber auch, daß dieses Studium mit der allgemeinen katholischen Bewegung im heutigen England in engem Zusammenhange steht und der Rückkehr der Protestanten zur Mut-

terkirche vielfach den Weg bereitet. Wiederum katholisch würde das an Hülfsmitteln aller Art so unerschöpflich reiche England auch sehr bald wieder den Rang als intellektuelle civilisirende Macht einnehmen, den es durch den Abfall von der Kirche verloren. Die lateinischen, ächt kirchlichen Wahlsprüche auf den Wappenschildern der englischen Städte, welche die Fenster der Maschinengallerie zieren, sind eine wahre Mahnung zu dieser Rückkehr.

Der Eindruck den man bei dem Besuche der Ausstellung der englischen Colonien empfängt, würde ohne die Hoffnung auf die Zukunft ein noch viel schmerzlicherer seyn. Welche großartigen unermeßlichen Colonien besitzt nicht England, welche ungeheuerlichen Reichthümer aller Art zieht es nicht aus denselben und wie unendlich wenig hat es nicht zur Verbreitung der Civilisation, des Christenthums gethan? Das durch die Revolution jetzt so sehr herabgekommene Spanien und selbst das seit fünfzig Jahren durch die Freimaurerei zerbröckelte Portugal stehen hierin unendlich höher als England.

Ganz ähnliche Gedanken muß der Besuch der holländischen Abtheilung erregen. Eine originelle materielle Cultur die, nach ihrem Charakter und ihren Formen zu urtheilen, seit einem Jahrhundert um keinen Fleck weiter gekommen ist, große Reichthümer und weitläufige Colonien, dieß alles besitzt Holland in demselben Maße wie auch England. Seine Stoffe, Möbel und sonstigen Waaren bei denen Geschmack und Farbensinn in Anwendung kommen, zeigen veraltete, wenngleich eigenthümliche Formen. Das geistige Leben scheint daraus entflohen zu seyn, während das materielle noch immer mechanisch weitergeht. Es macht den Eindruck als wenn der Reichthum bei diesem und dem vorgenannten Lande eine Art geistiger Erstickung hervorgebracht hätten.

Doch sehen wir mit Vergnügen daß auch in Holland die Katholiken es sind, welche die alten gesunden Traditionen am besten erhalten haben und mit Erfolg zu beleben suchen. Mehrere Altäre und Kirchenmöbel in gutem mittelalterlichen

Styl und trefflicher Ausführung bringen etwas Leben in die veraltete Einförmigkeit der holländischen Ausstellung. Eigentliche Kunst ist nun freilich bei den jetzigen Holländern nicht viel mehr zu finden als bei den Engländern, dafür hat der Protestantismus gesorgt. Der Katholicismus aber ist noch nicht erstarkt genug um in dieser Hinsicht bedeutenden Einfluß auszuüben. Etwas Einziges bietet Holland durch eine große Diamantenschleiferei, welche während der ganzen Ausstellungszeit in einem eigens dazu errichteten Gebäude des Parkes arbeitet.

Es ist auffallend daß die skandinavischen Länder viel weniger die eben gedachten Erscheinungen offenbaren. Dieselben nähern sich vielmehr den südlichen Ländern, namentlich Deutschland, als Holland und England. Sie besitzen eine eigene Kunst, die in ihrer Anlehnung an Deutschland Bedeutendes leistet und doch eine unverkennbare Selbstständigkeit bewahrt. Das geistige Leben, der Seelenadel die als Vorbedingungen jeglicher Kunstentwickelung erforderlich sind, fehlen also dort durchaus nicht.

Die Kopenhagener und Stockholmer Möbel, Porzellane, Schmucksachen und Stoffe verrathen viel eher eine Verwandtschaft mit Deutschland und Frankreich als dieß bei den meisten holländischen und englischen Arbeiten der Fall. Freilich dürften sich unter den skandinavischen Arbeiten wenige finden, welche mit den deutschen und französischen Leistungen zu vergleichen wären. Aber sie haben ihre nationale Eigenthümlichkeit. Dieß tritt namentlich bei den trefflich gearbeiteten und von schönen, die Typen der Bewohner getreu wiedergebenden Figuren getragenen Volkstrachten Schwedens und Norwegens hervor. Das Trefflichste in dieser Hinsicht bietet ein norwegischer Silberschmied, der eine reiche Sammlung höchst eigenthümlicher silberner Schmucksachen ausstellt. Dieselben machen ganz unwillkürlich einen durchaus nordischen Eindruck, fast überall wird man durch deren Form an Schneeflocken erinnert. Armbänder, Kämme, Brautkronen und ähn-

liches scheinen nur aus zusammengereihten Schneeflocken zu bestehen. Alles ist eben so originell als geschmackvoll. Die Sachen finden allgemeinen Beifall und werden begierig gekauft. Ich bin sicher, daß jetzt schon diese Sächelchen ebenso wie verschiedene Wiener Artikel den Pariser Fabrikanten als Muster, als „neue Ideen" oder wenigstens als Anregung zu solchen Neuerungen dienen.

Etwas haben diese nordischen Länder mit den südlichen Ländern Europa's gemein: sie haben wenig Maschinen und auch nur wenig Fabriken, besonders wenig große Fabriken. Daß unter beiden Himmelstrichen das Klima die Ursache davon ist, wird jeder zugeben müssen. Die Maschine kann Schnee und Eis ebensowenig überwinden oder die Kürze der Tage verlängern, als sie im Süden der Hitze und den Landesgewohnheiten einer alten Cultur trotzen kann. Der Südländer hat weniger Bedürfnisse, ist deßhalb viel selbstständiger und weniger bereit sich unter die gleichmachende „Ordnung" der Maschinen- und Fabrikarbeit zu fügen. Die einförmigen, über denselben Leisten geschlagenen Erzeugnisse der Maschinenarbeit widerstreben seinem Formen- und Farbensinn, der sich überall selbstständig zeigen will; sie sind seiner stark ausgeprägten Individualität entgegen. Deßhalb sind bis jetzt nur die mitteleuropäischen Länder dem Fabrikwesen günstig gewesen und hoffentlich ist es damit für immer genug. Ehe wir die schrecklichen Nachtheile beseitigen gelernt, welche das moderne Industrieleben für die Gesittung und den Wohlstand der arbeitenden Classen mit sich bringt, dürfen wir keine weitere Ausdehnung desselben wünschen.

Ueber Rußland läßt sich eigentlich wenig sagen. Was wir auf der Ausstellung sehen, ist meistens nur dem Namen nach russisch. Ein guter Theil der ausgestellten Gegenstände verrathen einen durchaus abendländischen Charakter; ihre Schöpfer und Aussteller sind in Rußland ansässige Deutsche, Franzosen und Italiener. Ein weiterer Theil rührt von den vielen von Rußland unterjochten Völkern her. Nimmt man

diese beiden Theile weg, so bleibt vom ursprünglich Russischen nur höchst weniges; einige Goldarbeiten in byzantinischem Styl, eine Anzahl Heiligenbilder desselben Charakters und einige Volkstrachten dürften so ziemlich Alles seyn. Das Andere ist mehr oder weniger mit abendländischen Formen durchsetzt. Seit seiner Trennung von Rom ist die nationale Entwicklung Rußlands in Stillstand gerathen; alle dort gemachten Fortschritte sind nur der Einwanderung von Abendländern zu verdanken und haben den Nationalrussen augenscheinlich nur sehr oberflächlich berührt. Höchst merkwürdig sind die Volkstrachten, Stoffe, Waffen u. s. w. der von Rußland unterjochten kaukasischen und vielen andern asiatischen Stämme. Man sieht es diesen Gegenständen sämmtlich an, daß alle diese Völker eine höhere oder mindestens ebenso fortgeschrittene Gesittung besitzen als ihre russischen Unterjocher.

Griechenland zeigt eine auffallende Verwandtschaft mit Rußland. Die byzantinischen Traditionen sind nicht nur überall zu erkennen sondern haben sich auch wenig oder gar nicht fortentwickelt. Eine Lebenskraft scheinen dieselben trotzdem kaum noch zu besitzen. Jeglicher Fortschritt der in dem Königreich Griechenland seit seiner Herstellung geschehen, ist fast lediglich der direkten Einwirkung Europa's zu verdanken. Alles Neue ist hier Einfuhrartikel, zwischen dem und dem Einheimischen gar keine Vermittelung besteht, gar keine Verschmelzung möglich scheint, ganz so wie dieß bei Rußland der Fall ist. In beiden Ländern ist das Einheimische geblieben wie es war, das neu von außen Hinzugekommene ist heute noch so fremd wie vor fünfzig oder hundertfünfzig Jahren. Man fühlt unwillkürlich heraus daß zwischen den orientalischen Ländern und dem Abendland viel weniger geistige Verwandtschaft und Verbindungen bestehen, als zwischen den durch den Katholicismus und den Protestantismus geschiedenen abendländischen Völkern.

Die Türkei nebst ihren großen Vasallenstaaten bietet

des Merkwürdigen gar Vieles; es ist ein ziemlich vollständiger Inbegriff des Orients wie er lebt und thut, den wir vor uns sehen. Das Hauptmerkmal desselben ist der Stillstand, die Unbeweglichkeit. Alles ist nicht nur fremdartig sondern auch veraltet in dieser Abtheilung; selbst die neuen Stoffe scheinen altgebrauchte zu seyn, so lebhaft und gutgewählt auch ihre Farben seyn mögen. Von den christlichen Völkern dieser Länder ist kaum etwas aufzufinden. Uebrigens muß man auch daran erinnern daß diese türkische Ausstellung, ebenso wie diejenigen der übrigen asiatischen und afrikanischen Länder und Colonien, meistens von den betreffenden Regierungen und den europäischen Consuln eingerichtet und eigentliche Aussteller nur wenige daran betheiligt sind. Noch lange bevor die europäischen Fabrikanten es auf eigene Kosten erfahren, daß dergleichen Ausstellungen den Ausstellern wenig Vortheil bringen, haben diese guten Orientalen gewußt, was es damit auf sich hat.

Eines haben so ziemlich alle Erzeugnisse des Morgenlands und der heidnischen Civilisation gemein; es ist der völlige Mangel, die fast gänzliche Abwesenheit jeglichen geistigen Gepräges, jeglichen Ausdrucks des geistigen Theiles des Menschen. Alles ist hier nur Materie, nur von der Erde genommen und nur auf diese zurücktrachtend. Selbst die glühenden Farben können diesen Eindruck nicht verwischen. Es ist hier das eigentliche, entscheidendste Kennzeichen der nichtchristlichen Civilisation. Und wohlgemerkt steht das hindustanische, chinesische und japanesische Heidenthum noch um Vieles tiefer als der Mohamedanismus, der immer noch einige Funken höhern, geistigen und religiösen Lebens bewahrt hat. Aus allen Arbeiten der christlichen Völker dagegen leuchtet dieses höhere Leben voll entgegen, die Idee der Gottähnlichkeit des die christliche Wahrheit besitzenden Menschen bekundet ihre Macht durch die absolute Herrschaft, welche die christlichen Völker über alle erschaffenen Gegenstände der materiellen Welt ausüben. Noch nie seit die Welt steht, ist eine solche allseitige, umfassende

Herrschaft über die Materie ausgeübt worden als dieß gegenwärtig durch die christlichen Völker geschieht. Deßhalb hoffe ich trotz allem auf neue Triumphe des christlichen Weltprincips, auf einen neuen Aufschwung katholischen Lebens.

Der Glaube an die Unsterblichkeit, dieses Adelspatent des ärmsten Christenmenschen, hat in den Erzeugnissen der christlichen Länder einen beredten Ausdruck gefunden. Deßhalb allein besitzen auch nur christliche oder von einer geläuterten Gottesidee getragene Völker eine eigentliche Kunst. Die Hindu arbeiten mit einer erstaunlichen Geduld und Fleiß die umfassendsten Werke. Sie verfertigen Holzmöbel deren bloßer Anblick die europäischen Arbeiter stutzig macht und trotzdem machen diese so außerordentlichen Arbeiten gar nicht den Eindruck, den die einfachste Arbeit eines europäischen Holzschnitzers hervorbringt. Die indische Arbeit dieser Art ist weiter nichts als eine fast endlose Wiederholung derselben einförmigen Linien und Schnörkel ohne jeglichen künstlerischen Anhauch, geschweige Durchbildung. Es ist eben nur materielle Arbeit und weiter gar nichts, alles was höher hinauf deutet, fehlt gänzlich. Anstatt den Geist anzuregen, zu beleben, ihn zu Höherm zu begeistern, drücken diese orientalischen Arbeiten denselben nur noch mehr zur Erde nieder. Nur zum materiellen Genuß scheinen sie anzuregen. Es ist der roheste Materialismus der sich in Allem kundgibt. Der Orient, Asien und Afrika bieten uns jetzt schon das getreueste Abbild dessen was Europa werden müßte, wenn die Lehren des Materialismus welche unsern „Gelehrten" den Kopf verrückt machen, je einmal die ganze Gesellschaft beherrschen würden.

Wir haben uns so lange bei Europa aufgehalten, daß uns für die einzelnen Länder der übrigen Welttheile nur wenig Raum und Zeit mehr übrig bleibt. Dieß entspricht insoweit den Verhältnissen, als die außereuropäische Welt auch nur einen sehr beschränkten Raum auf der Ausstellung einnimmt. Anderntheils sind die amerikanischen Staaten auch weiter nichts als eine Wiederholung der europäischen

Staaten, insoweit es nicht etwa ihre Roherzeugnisse betrifft. Die Vereinigten Staaten sind eine veränderte Ausgabe englisch-germanischer Thätigkeit, die übrigen Länder Amerika's sind ebenfalls nur Wiederholungen ihrer Mutterländer. Dagegen verdienten die höchst merkwürdigen und sonderbaren amerikanischen Alterthümer eine viel größere Aufmerksamkeit und eine eingehende wissenschaftliche Prüfung. So findet sich z. B. in der Venezuela'schen Abtheilung der wohlerhaltene Schädel eines untergegangenen Menschenstammes der viele Abweichungen in seinen Formen bietet. Ein muthiger Reisender hat denselben von einer mit den größten Mühen und Gefahren unternommenen Forschungsreise nach den unwirthlichsten Gebirgsländern zurückgebracht, woselbst seiner Aussage zufolge eine große Menge ähnlicher Ueberbleibsel zu finden seyn soll. Welche Aufschlüsse könnten hieraus nicht für die Geschichte der Erde und des Menschengeschlechts hervorgehen. In Roherzeugnissen bieten die amerikanischen Staaten, vornehmlich aber Brasilien ganz Außerordentliches. Die neue Welt verschließt sicher noch Schätze gegen welche alle Schätze der alten zurücktreten dürften.

Wir haben jetzt nur noch einige Bemerkungen anderer Art zuzufügen.

Die kaiserliche Ausstellungscommission hat auch die protestantischen Missionen als eine eigene souveräne Macht anerkannt und demgemäß in ihrem Katalog aufgeführt. Dagegen hat sie den Kirchenstaat so sehr in das „Reich“ Italien hineingeschachtelt, daß man glauben mußte, derselbe sei schon unter dessen Botmäßigkeit. Eine scharfe Rüge des Monde hatte den Erfolg, daß der Katalog geändert wurde, aber den Kirchenstaat hielt man in seiner Einschachtelung.

Die englischen, amerikanischen und französischen protestantischen Missionen haben mehrere Gebäude und offene Buden im Parke aufgeschlagen, woselbst die Besucher in verschiedenen Sprachen angepredigt und von Bibelweibern, Bibelmädchen und Bibelmännern mit eigens der Ausstellung halber

gedruckten Bibeln, Evangelien und Traktätchen in allen möglichen Sprachen belästigt werden. Dieß Treiben tritt so ungebührlich auf, ist an sich so marktschreierartig und unwürdig, daß selbst die erklärten Feinde der katholischen Kirche dasselbe in ihren Blättern scharf tadelten und dabei zugestehen mußten, die katholische Kirche besitze doch unendlich mehr Takt, Würde und ernstes Selbstbewußtseyn als diese zudringlichen Handlanger der verschiedensten Sekten mit ihrer papiernen Propaganda und ihrer ungelegenen Predigtsucht. Sehr sehenswerth ist dabei immer die reichhaltige Sammlung von Götzenbildern und ähnlichen die heidnische Cultur bezeichnenden Gegenständen welche die gedachten Missionsgesellschaften ausgestellt haben. Wie wäre es nun aber, wenn eins dieser Götzenbilder das Fabrikzeichen eines ächt hochkirchlichen Birminghamer Fabrikherrn führte?

Wahrscheinlich um diesen protestantischen Niederlassungen einen Gegensatz zu bieten, hat man unweit davon eine „katholische Kapelle“ gebaut, welche als Ausstellungsraum für kirchliche Gegenstände dient. Letztere sind nun fast sämmtlich nur gewöhnliche Fabrikartikel, so daß der ganze Eindruck ein ziemlich ungünstiger und peinlicher wird. Dazu wird noch ein besonderes Eintrittsgeld hier erhoben, während alle Gebäulichkeiten der Protestanten von einem solchen befreit sind. Der Erzbischof von Paris hat deßhalb sehr wohl gethan, diese Spekulation der Ausstellungscommission nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, indem er die verlangte Einweihung und Abhaltung von Gottesdienst in dieser modernsten Art von Kapelle entschieden verweigerte. Die Kirche welche man sonst bei dem ganzen Beginnen verläugnete, ja welche man durch dasselbe zu bekämpfen sucht, sollte hier also zu einem einfachen Ausstellungsgegenstand, zu einer Merkwürdigkeit herabgedrückt werden, die man der blöd- und stumpfsinnigen Neugierde der modernen Vergnügungswallfahrer vorzeigen wollte.

Eine besondere Beachtung verdient auch der Saal der

hebräischen Alterthümer nahe bei den protestantischen Missionsgebäuden. Der wichtigste Gegenstand desselben ist ein großes, sehr getreues Modell der Grabkirche in Jerusalem mit ihren Umgebungen. Die den einzelnen Ländern und Confessionen angehörigen Theile dieses weitläufigen Gebäudes sind jede durch eine besondere Farbe bezeichnet, so daß man einen sehr genauen Ueberblick über die Eintheilung dieser Besitzungen erhält. Es ist kaum ein wehmüthigeres Bild der Zerrissenheit des Christenthums zu denken. Der Antheil der Katholiken ist auf ein Minimum geschwunden, das von allen Seiten eingeengt und gleichsam belagert wird, so daß eine gänzliche Verdrängung sehr möglich ist und sehr bald eintreten könnte. Der obere Theil der Kuppel gehört ihnen nicht mehr sondern den russischen Griechen, und der Gang welcher zu dem ihnen gebliebenen Theil der Kirche führt, geht unter einem Gebäudetheil dessen sich dieselben Griechen ebenfalls bemächtigt haben.

Und wer ist daran schuld, daß heute die Katholiken das heilige Opfer nicht mehr ungestört auf dem Grabe des Erlösers feiern können, welches sie einst mit ihrem Herzblut befreit haben? Nur die schimpfliche Gleichgültigkeit und Lauheit der katholischen Schutzmächte, besonders Frankreichs, das sich früher in Jerusalem als einzige katholische Macht geberdete und nur sein ausschließliches Schutzrecht gelten ließ. Bei der Revolution blieb dann alles im Stiche, welchen Zeitpunkt Rußland benutzte um sich in der Grabkirche festzusetzen. Napoleon I. liebäugelte zu sehr mit Rußland um sich dieser Annexion zu widersetzen. Die nachfolgenden Regierungen traten hierin alle in seine Fußstapfen und erlaubten aus Gefälligkeit gegen Rußland dessen weitere Ausdehnung in der Grabkirche und in Jerusalem. Gegenwärtig wird dieser schimpflichen Gefälligkeitspolitik die Krone aufgesetzt durch die auf Kosten des französischen Cäsars und des russischen Czaren bewerkstelligte Wiederherstellung der Kuppel der Grabkirche. Damit ist Rußland als Mitbesitzer des den Katholiken noch

verbliebenen Theiles anerkannt. Von da bis zur Verdrängung derselben ist nur noch ein Schritt.

Da wir einmal im Park sind, müssen wir auch des internationalen Casino's und des internationalen Theaters erwähnen, für welche unweit der „Kapelle" eigene großartige Gebäude errichtet sind. In ersterm kommen die Preisrichter, Aussteller u. s. w. zusammen, finden allerhand Vorträge, auch von Frauen statt. Auf dem Theater werden tagtäglich alle möglichen nationalen Stücke, Tänze, Gauklereien und Aehnliches aufgeführt, d. h. es wird die größere oder geringere Erbärmlichkeit, Verkommenheit und Unsittlichkeit des Theaters und der damit zusammenhängenden Künste gezeigt. Chinesen, Japanesen, Araber und sonstige mögliche und unmögliche Völker wechseln dort miteinander ab. Etwas besser ist es mit den Concerten die im Casinogebäude stattfinden, und bei denen immer noch manches Gediegene von den Chören der verschiedenen Nationen geleistet wird.

Von all den nationalen Bier- und Speisewirthen haben die österreichischen entschieden den meisten Erfolg und machen glänzende Geschäfte. Außer in der zu diesem Zwecke bestimmten Außengallerie des Ausstellungsgebäudes sind verschiedene, die einzelnen österreichischen Länder vertretende Gebäulichkeiten im Park zum Ausschank von Bier u. s. w. eingerichtet. Der österreichische Theil des Parkes ist auf diese Weise zu einem großen Lager von Trinkern und Zechern, von lebenslustigem, ausgelassenem Volke geworden, was von allen hiesigen Blättern, die weniger sittenstrengen nicht ausgenommen, sehr übel vermerkt wurde, indem sie alle dieses Vorwiegen des materiellen leichtfertigen Genusses mit Sadowa in Verbindung brachten. Noch taktloser war das Beginnen eines dieser Bierausschänker, nebenbei gesagt eines der reichsten österreichischen Gewerbtreibenden, der seine Gäste durch eine Anzahl die verschiedenen österreichischen Nationalitäten darstellende Mädchen bedienen ließ. Diese Kellnerinen boten zwar ein recht hübsches Bild der reizenden österreichischen

Volkstrachten, machten aber durch ihr leichtfertiges Auftreten einen so übeln Eindruck, daß die Franzosen welche mehr als alle Andern auf öffentlichen Anstand halten, gar sehr darüber aufgebracht wurden. Dabei ließen sich die Mädchen gar zu gern entführen, so daß das Corps stets durch Neuankommende ersetzt werden mußte, bis die Polizei dem Treiben ein Ende machte.

Einige Mädchen in Münchener Tracht bei einem Münchener Bierwirth haben dagegen keinen Anstoß erregt, indem dieselben sich ausschließlich an dem großen Schenktisch beschäftigten. Holland, Dänemark, Schweden, England, Südamerika und Rußland haben ebenfalls Schenkmädchen und theilweise auch Kellner in Nationaltracht geschickt. Alle diese nationalen Speisewirthe bieten die entsprechenden nationalen Speisen und Getränke, so daß man jeden Tag sich auf andere nationale Art sättigen und dem Durst genügen kann, wenn übrigens der Magen solchen nationalen Wechsel erlaubt.

Abends um 6 oder 7 Uhr, wenn das Ausstellungsgebäude geschlossen ist, verwandelt sich der Park in eine große Vergnügungsanstalt. Das Theater, die Concerte u. s. w. beginnen ihre Aufführungen, die Säle der Speisewirthe füllen sich mit Gästen, es beginnt ein Leben des Vergnügens das bis in die tiefe Nacht dauert. Uebrigens wird es auch im Tage nicht leer von Gästen der Speise- und Bierwirthe. Eine ungewöhnliche Menge Frauenzimmer treiben sich den Tag über und Abends überall herum und . . . . . Doch brechen wir ab; die Ausstellung verfolgt ja große, erhabene sittliche Zwecke, sie arbeitet am Weltfrieden und an der Lösung der socialen Frage, obwohl sie jetzt hauptsächlich nur an der Befriedigung der Schau- und Vergnügungssucht arbeitet. Ihre socialen Bestrebungen sind eben so eigenthümlicher Art, daß sie einer eigenen Besprechung unterzogen werden müssen.

XVIII.

Die Lage des Klerus in Oesterreich.

Ein Weckruf von der Donau.

Der Klerus in Oesterreich geht unstreitig einem harten Kampfe entgegen. Der falsche Liberalismus, der die absurde Lehre von der Staatsomnipotenz als alleinigem Rechtsgrunde für seine Gesetzgebung ohne Rücksicht auf Gottes Gesetz überall durchführt wo er zur Macht gelangt, hat in Oesterreich die immense Majorität des Reichsrathes für sich. Der katholische Staat Oesterreich soll durch die modernen Ideen gerettet werden.

Man muß jetzt von Transleithanien welches die magyarischen Länder und Nebenländer in sich faßt, und von Cisleithanien welches die Westhälfte Oesterreichs mit Galizien umschließt, abgesondert reden, so lange der Dualismus des Herrn von Beust besteht. Denn wir haben leider kein einiges Oesterreich mehr. Es sei also hier von dem neuen Cisleithanien die Rede, das sich im Wiener Reichsrath eben erst eine Verfassung geben muß. Denn bis jetzt hat es noch keine Verfassung.

In dem neuen Welttheil „Cisleithanien“ wird nun die Concordatsfrage von der liberalen Reichsraths-Majorität in

verschiedenen Formen und mit heißem Eifer durchbebattirt, bis endlich nach ihrem Wunsche ein Religionsedikt emanirt das auf der Höhe der Zeit steht, und Cisleithanien zu dem fortgeschrittensten Staate Europa's machen soll. Die Transleithanier werden es dann schon nachmachen, und der ungarische Episcopat wird bald zeigen können, wie weit er auch in sacris mit seinen politischen Freunden zu gehen vermag.

Was wird der Episcopat Cisleithaniens thun? Bis jetzt hat er sich so ziemlich zahm gezeigt. Vielleicht vertraut man zu sorglos auf das Wort des Kaisers, daß er das Concordat nicht werde fallen lassen. Wenn nur dieß Vertrauen nicht zu Schanden wird! Nicht als ob wir meinten, der Kaiser von Oesterreich habe nicht den festen Willen zu halten was er versprochen. Aber, aber — wenn der Reichsrath immer und immer wieder seinen Unkenruf nach Aufhebung des Concordates*) erhebt und den Machtbestand des Kaiserstaates nach außen und die Gründung ächt freiheitlicher Institutionen im Innern nach dem Sinne des Liberalismus gerade von dem einseitigen Vertragsbruche mit Rom durch Annullirung des Concordates abhängig gemacht wissen will; wenn ferner ein Reichskanzler wie von Beust als Faktotum und als Protestant mit dem Liberalismus, den er hüben wie drüben zur Herrschaft gebracht, den Aufbau Neu-Oesterreichs inauguriren will; wenn er endlich nicht durch Aufrechthaltung des Concordates seine Popularität und die Vertrauensvota von Seite der reichsräthlichen Liberalen verloren zu geben Willens ist — wer wollte da nicht eine Gefahr sehen für die Freiheit und das Recht der Kirche in Oesterreich? Die Gefahr besteht und sie ist brennend, wenn nicht der Gesammt-Episcopat, ich möchte sagen, dem Kaiser zu Hülfe kommt, damit Er nicht nothgedrungen nachgeben müsse.

---

*) Der Hintergedanke dieses Schlagworts lautet: Einsacken der geistlichen Güter, Plünderung der Kirche ꝛc.

Doch bis jetzt ist Alles still. Der Kampf des Klerus gegen seine Feinde ist beschränkt auf ein paar Zeitungen, die im Vergleich mit der immensen Mehrheit der liberalen Blätter fast verschwinden. Der, man muß es sagen, sehr gut redigirte „Volksfreund“ mit seinen, wenn die Angabe des „Literarischen Handweisers“ richtig ist, bloß 1200 Abonnenten kämpft wacker, aber vereinzelt. Die „Kirchenzeitung“ ist ebenfalls gut gehalten, aber kein politisches Blatt. Das „Vaterland“ hält man vorherrschend für ein Organ der Aristokratie, und das stumpft die Wirksamkeit seines Eintretens für die Rechte der Kirche ab, um so mehr als man eigentlich nicht recht weiß, ob die Czechen-Partei aus innerster Ueberzeugung oder bloß aus Politik sich mit den „Klerikalen“ verbindet. So werden nämlich jetzt alle jene aufrichtigen Katholiken genannt, die man sonst Ultramontane, Fanatiker u. s. w. zu nennen beliebte. Zu diesen Kämpfern für kirchliches Recht und Freiheit kommen dann noch sehr wenige und nicht zweckmäßig eingerichtete Provinzialblättchen, wie die „katholischen Blätter“ in Linz, in Tyrol u. s. w., die schon darum nicht wirksam eingreifen, weil sie keine politischen Blätter sind. Und doch sollten es alle aufrichtigen Katholiken, der Episcopat an der Spitze, für ihre dringendste Aufgabe halten, nicht bloß in der Residenz sondern auch in den Kronländern recht viele Blätter zu gründen, zu subventioniren und mit tüchtigen Redakteuren zu versehen, welche den liberalen Organen mit den Waffen des Geistes und der Wahrheit, durch Widerlegung der täglich neu ersonnenen Verleumdungen gegen Kirche und Klerus zu Leibe gehen und zugleich auch die alltäglichen Bedürfnisse und Interessen des Bürgers, Gewerbsmannes und Bauers berücksichtigen würden. Wäre dieß geschehen, dann könnten die Bischöfe, nach dem Vorgange der belgischen, ihre Gläubigen in Hirtenbriefen auffordern nur die kirchlichen Blätter zu halten; sie könnten jene lauen Katholiken, welche die schlechte Presse durch das Halten von liberalen Zeitungen befördern und

dadurch sich fremder Sünden schuldig machen, mit geistlichen Strafen belegen. Es ist jedoch jedenfalls nach katholischer Moral gewiß, daß man sich einer schweren Sünde schuldig macht, wenn man kirchenfeindliche Blätter hält und dadurch zu ihrer Verbreitung und Erstarkung wirksam beihilft.

Die liberalen Zeitungen haben schon oft genug bemerkt, daß der Reichskanzler Oesterreichs in der Concordatsfrage dem Reichsrathe die Initiative lasse, und erst dann, wenn das Oberhaus wie das Unterhaus das Concordat in die Acht erklärt haben werden, Sr. Majestät die Beschlußfassung beider Häuser des Reichsraths unterbreiten werde zur allerhöchsten Sanctionirung. Er könne dann sagen, daß leider ein anderer Ausweg nicht mehr möglich sei und daß man dieß Opfer bringen müsse. Im Unterhaus ist der Herbst'sche Antrag auf Trennung der Kirche von der Schule, über die Ehegesetzgebung und auf sogenannte Gleichberechtigung der Confessionen schon zum Beschluß erhoben worden. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Pairs bei ihrer jetzigen Zusammensetzung denselben Beschluß acceptiren werden, um so mehr als die Conservativen die dem alten Adel angehören, durch ihre Abwesenheit glänzen und somit den liberalen Herren, die durch den jüngsten Pairsschub eine mächtige Verstärkung erhielten, das Feld gutwillig räumen.

Die Liberalen wissen sich wie überall so auch in Oesterreich zu organisiren; sie sind thätig für ihre Zwecke. Was thut der Episcopat? Er thut einfach bis jetzt nichts, gar nichts!

Als das Provinzialconcil in Wien gehalten wurde, dem das Prager folgte, erwartete man nun auch Diöcesansynoden, durch welche der niedere Klerus mit seinem Bischofe in eine innigere Beziehung treten, auf welchen freie Meinungsäußerung die bestehenden Gebrechen und die Abhülfe für dieselben angeben und für das Verhalten und Zusammenwirken des geistlichen Standes in den Zeitfragen allgemeine Normen festgestellt werden könnten. Aber als ob die Bischöfe eine

Furcht anwandelte etwa an ihrer Machtvollkommenheit zu verlieren, wenn sie ihren untergebenen Klerus auch nur mit berathender Stimme um sich versammeln würden, ließ man Jahre verstreichen und die Meinung einwurzeln, als ob die Bischöfe Cisleithaniens überhaupt nicht für Diöcesansynoden eingenommen wären. Sollte etwa das noch eine Reminiscenz seyn aus dem josephinischen Kirchenregiment, sollte man vielleicht auch jetzt noch der Meinung huldigen, daß die Kirche von der Ordinariatskanzlei aus durch Dekrete und Erledigungen am besten regiert werde, und daß Alles in der Diöcese in Ordnung sei, wenn die Akten in Ordnung sind?

Die lange Periode unter Schmerlings Ministerium, die Erfahrungen die man da hätte machen können über Ziele und Absichten der Liberalen, und über die Mittel denselben auf gesetzlichem Wege zu begegnen, hat man unbenützt vorübergehen lassen. Nicht einmal Pastoralconferenzen werden eifrig betrieben, und in der sehr wichtigen, ja pflichtschuldigen Einflußnahme des Klerus auf die katholischen Wähler haben die Bischöfe so viel wie nichts gethan, um ein einheitliches Zusammenwirken und dadurch die Möglichkeit eines Erfolges sicher zu stellen. Ein Bischof Ketteler von Mainz, ein Dupanloup von Orleans hätte schon längst Gelegenheit gefunden, wenigstens in tüchtigen Hirtenbriefen die vertrauende Heerde über die Zeitfragen aufzuklären und dem Klerus verlässige Richtschnur zu geben.

Oder vielleicht steckt der josephinische Geist noch in zu vielen Mitgliedern des niedern Klerus, als daß die Bischöfe sich der Nachachtung getrösten könnten, wenn sie befehlend und rathend zum Kampf für Recht und Freiheit der Kirche begeistern wollten? Wenn der niedere Klerus allerorts in Cisleithanien denselben Geist hätte, wie die Professoren des Schottengymnasiums in Wien, welche ihre Stimme dem erbittertsten Feinde der Kirche, Dr. v. Mühlfeld gaben, dann könnte man sich dieser Meinung freilich hingeben. Wenn es aber wahr ist, daß eine bischöfliche Auktorität ihrem Klerus

die Weisung gibt sich ruhig zu verhalten und die Liberalen nur schreien zu lassen; wenn es wahr ist, daß dieselbe Auktorität auf die Anfrage, ob man einem im Duell Gefallenen das kirchliche Begräbniß zu verweigern habe wie es die Kirche vorschreibt, zur Antwort gibt, man solle den Duellanten nur mit allen kirchlichen Ehren begraben: dann stünde es sehr traurig um die Kirche in Oesterreich. Denn die Liberalen machen Ernst, und die „Neue freie Presse" sagt es offen, man solle nur einmal die Thatsache vollbringen, Concordat und Kirchengüter wegräumen, die Kirche werde sich den vollbrachten Thatsachen schon zu fügen wissen! Wenn der Episcopat nicht bald sich rührt, dann wird es allerdings den Liberalen sehr leicht ankommen, mit den zu vollbringenden Thatsachen fertig zu werden!

XIX.

Die Restauration der katholischen Wissenschaft, Literatur und Presse in Deutschland unter dem Pontificate Pius' IX.

Vorgetragen auf der Versammlung rheinisch-westfälischer Katholiken in Dortmund am 30. Juni 1867 vom Redakteur des Literarischen Handweisers.

Hochgeehrte Versammlung!

Lassen Sie mich zum Schlusse noch ein Lorbeer-Reis niederlegen zu den Füßen dessen, den wir heute ja besonders feiern, zu den Füßen unsers geliebten heiligen Vaters Pius' IX.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage: es ist ein doppelter Zweck, der uns hier vereinigt, ein doppelter Zweck, der uns zu Hunderten von des Rheines blühenden Gestaden, zu vielen Hunderten aus den gesegneten Gefilden der rothen Erde hieher in die altberühmte neu verjüngte Tremonia zusammenführte. Erstens wollen wir es laut vor aller Welt bekennen und verkünden, daß wir uns Eines Herzens, Eines Sinnes wissen mit den Hunderten von Hirten und den Tausenden von Gläubigen, denen es vergönnt war, sich in der ewigen Roma gestern und in diesem Augenblicke noch zu schaaren um den obersten der Hirten unserer heiligen Kirche. Zweitens aber wollen wir mit diesen Glücklichen auch unsererseits es anerkennen und mit wahren Worten aussprechen, daß die Gegenwart in der wir leben, mit ihren Zuständen, Veränderungen und Ereignissen so laut, wie nur jemals eine Zeit, ein Zeugniß ablegt für die Wahrheit des Spruches: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." In der That, trotz aller bösen Vergewaltigungen, welche dem heil. Stuhle angethan werden, trotz aller ungerechten Bedrückungen, unter denen da und dort die Kirche seufzt, trotz aller schweren Einbußen, welche in diesen und in jenen Landen der rechte Glaube und die gute Sitte leiden: ist die Gegenwart nach meiner Ansicht doch unbestreitbar eine Zeit der Ehre und des Triumphes für die Kirche; denn ich sehe kirchlichen Geist und kirchliches Leben wieder sich erstarken und ausbreiten auf jedwedem Gebiete. Und da ist es uns Allen gewiß eine große Genugthuung und Freude, daß diese Zeit, die Epoche der Erneuerung des ächten kirchlichen Sinnes, zusammenfällt mit der trotz aller Trüb- und Drangsale dennoch wahrhaft glorreichen Regierung des ehrwürdigen Greises auf St. Petri Stuhle, mit dem und den wir heute feiern.

Der Nachweis für diese beglückende Thatsache läßt sich heute von dieser Stelle aus, nach der kurzen Spanne Zeit die uns geboten ist, und nach dem ganzen Charakter dieser Festversammlung, natürlich nicht in langen Ausführungen, vielmehr nur durch kurze Andeutungen und Erinnerungen an Bekanntes

und Festgestelltes geben. Andere Redner haben meine Behauptung in Bezug auf das Vereinswesen und andere Zweige des kirchlichen Lebens erhärtet; lassen Sie mich das neue Erwachen und Erstarken des kirchlichen Geistes Ihnen in aller Kürze vorführen auf dem engeren Gebiete der katholischen Wissenschaft, Literatur und Presse innerhalb der Grenzen unseres großen deutschen Vaterlandes.

In der That, während der zwanzig Jahre, in welchen Pius IX. so weise und so fromm die Christenheit regiert, zeigt sich bei uns auch in der Wissenschaft, Literatur und Presse ein erstaunlich rascher und durchaus stetiger Fortschritt kirchlichen Geistes und Fleißes. Die vorigen Decennien hatten den Umschwung angebahnt; ihnen schon gehörten die hochragenden Gestalten der Görres und Möhler, Döllinger und Hirscher, Klee und Windischmann, Walter und Phillips an. Aber die gründliche Umkehr der Lehrenden und Schreibenden von nivellirender Forschung und Verarbeitung zu wahrhaft positivem Aufbau, und der Aufschwung der Hörenden und Lesenden von gedankenlosem Nachbeten des Hergebrachten zu tieferem Verständniß und wechselweiser Förderung des ewig Wahren fällt doch erst in unsere Zeit.

Beginnen wir, um auf das Einzelne zu kommen, wie recht und billig mit der Königin der Wissenschaften, der heiligen Theologie. Welch ein Fortschritt begegnet uns da in allen ihren Disciplinen. Die Dogmatik schloß sich wieder prüfend und vergleichend, anerkennend und bewundernd an die großen Meister der verlassenen und vergessenen alten Schule an. Die Moral verließ das hohle Systematisiren und kehrte wieder zu wahrhaft praktischer, darum nicht minder wissenschaftlicher Fruchtbarkeit zurück. Die Exegese stieg von flacher Homilie und negativem Fortdeuten, unter Anschluß an das Beste der alten Kirche, sowie mit Benutzung des Besten der Außerkirchlichen, wieder hinauf zu innerlicher Deutung, zu positiver, streng gelehrter Forschung, zu wahrhaft theologischer Erklärung. Das Studium der Väter und der Kirchengeschichte hob sich zu einem nie geahnten und überaus fruchtbaren Fleiße. Die Darstellung des Kirchenrechtes wand sich völlig los aus den Banden des Josephinismus

und Staatskirchenthums. Die Pastoral gelangte, ohne an praktischem Werthe zu verlieren, zum erstenmal zum Range einer Wissenschaft. Ganz in demselben Maße, wie die liturgischen Vorschriften in den Kirchen selbst schärfer beobachtet wurden, mehrte sich die Zahl, besserte sich die Correktheit und erhöhte sich der Glanz der liturgischen Lehr- und Handbücher, der Missalien und Breviere Endlich kam sozusagen neu hinzu die Apologetik, und sie erlangte bald eine Bedeutung und Wirksamkeit, welche der Gegenwart sehr nöthig, der Vorzeit aber völlig unbekannt war. So wuchs und stärkte sich die deutsche Theologie.

Aehnlich ging es mit der nächsten Schwester der Theologie, mit der Wissenschaft der Weisheit, der Philosophie. Günther und Baader hatten in den Zwanziger, Dreißiger und Vierziger Jahren einen kräftigen Anlauf genommen, sich und ihre Zeit aus der Negative der Kantischen, Fichte'schen, Schelling'schen und Hegel'schen Ideen herauszuwinden, und schon diese Kraftanstrengung war vom Guten, weil sie auf positiven Fundamenten ruhte. Aber der Versuch gelang nicht vollständig, und erst die beiden jüngstvergangenen Decennien stellten uns auch hier wieder auf festen Boden, indem eine Reihe von Männern, deren klarer Geist und eiserner Fleiß mit ihrem kindlich-frommen Sinne auf gleicher Höhe steht, die vergrabenen Schätze der Vorzeit wieder hoben. Da zeigte sich alsbald, wie das kostbare Erbtheil der Vergangenheit nur in die neugewonnenen Formen der Gegenwart eingekleidet zu werden brauchte, um Allen zu munden gleich goldenem Weine in silbernen Schalen.

Blicken wir ferner auf die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Es ist noch nicht lange her, da lag die Pflege der Geschichtskunde fast ausschließlich in den Händen von Männern, welche vor dem Satze „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" entweder keine Achtung oder von demselben keine Ahnung hatten. Auch das ist jetzt anders geworden. Die letzten Jahrzehnte sahen eine Generation von Forschern erstehen und erstarken, welche das Alterthum wieder in der allein richtigen Beleuchtung durch die christliche Religion betrachten, welche den großen Päpsten des Mittelalters, den Gregoren, Innocenzen und Alexandern,

ihre volle Größe wieder zuerkennen, welche über die Entstehung und Ausbreitung der Reformation des 16. Jahrhunderts Anderes aussagen als man bis dahin immer hatte hören müssen, welche endlich über Ursprung und Charakter, Verlauf und Folgen des unglückseligen dreißigjährigen wie des traurigen siebenjährigen deutschen Bruderkrieges die lang verhehlte und entstellte historische Wahrheit wieder zu Ehren bringen, und allüberall durch die zwingende Gewalt urkundlicher Beweise der Lüge ihre gleißende Maske herunterreißen. Nur mit innigem Bedauern kann ich in Anbetracht der kurzen Weile, die ich sprechen darf, hier wie bei den andern Wissenschaften darauf verzichten, Ihnen die lange Reihe der hochverdienten katholischen Gelehrten und Schriftsteller mit gebührendem Lobe namhaft zu machen. Eins aber vermag ich mir nicht zu versagen: daß ich mit Dank und Bewunderung mindestens der Heroen auf diesem Gebiete gedenke und Ihnen die großen Namen vorführe: Döllinger und Hefele, Hurter und Gfrörer.

Erlassen Sie es mir in Anbetracht desselben Zeitmangels, Ihnen des Weiteren zu schildern, wie auch die Rechtslehre in neuester Zeit wieder mehrfach zu wahrhaft christlichen und conservativen Principien überzugehen begonnen hat; wie die alten Classiker von zahlreichen weltlichen und geistlichen Philologen wieder in einer Weise erklärt werden, die nicht mehr verpestend auf die jugendlichen Seelen wirkt; wie die Kunstliteratur Männer wie August Reichensperger und Franz Bock zu ihren Größen zählt; wie die katholische Dichtung durch Oskar von Redwitz, Emilie Ringseis, Wilhelm Molitor und Andere wieder zu Achtung und Verbreitung gekommen ist; wie sogar der Roman durch Ida Gräfin Hahn, August Lewald, Conrad von Bolanden und Andere wieder christlichen Gehalt und katholische Färbung angenommen hat; wie endlich die Unterhaltungsschriften für die Jugend durch Isabella Braun und deren zahlreiche Genossen weit über Christoph von Schmid hinaus an katholischer Entschiedenheit gewonnen haben.

Zwei Werke katholischen Talentes und Fleißes muß ich Ihnen dann noch besonders nennen; erstens weil sie die größten

sind die wir seit langer Zeit hervorgebracht, und zweitens weil sie zugleich in großartiger Weise die Wahrheit des Spruches illustriren: Eintracht macht stark. Das eine ist das große Freiburger Kirchenlexikon, in den Fünfziger Jahren entstanden: ein monumentales Sammelwerk von so riesenhaftem Fleiße, daß unsere Theologen es allesammt als reiche Fundgrube des Wissens schätzen und bewundern, daß uns das ganze Ausland um dasselbe beneidet, und daß es unsern protestantischen Landsleuten Antrieb und Muster zur Herstellung eines gleichartigen wurde. Eine zweite Auflage dieses großen Werkes ist längst zum Bedürfniß geworden. Wir wollen wünschen und hoffen, daß die Theologen der Gegenwart, welche für diese neue Ausarbeitung mitzuwirken haben, vorher die kleinen Differenzen unter sich ausgleichen, und so ein Monument derselben Eintracht herstellen, welche ihre Vorgänger hier vor zehn bis zwanzig Jahren so schön bekundet haben.

Das zweite große Werk, welches nicht minder viribus unitis geschrieben wird, ist die im Erscheinen begriffene dritte Auflage der Regensburger Realencyklopädie. Dieselbe bietet in dem engen Drucke ihrer großen und zahlreichen Spalten eine so gediegene und so glücklich ausgewählte Summe des universalsten Wissens, daß fortan kein Katholik ohne Schamröthe das Brockhausische Conversationslexikon auf seinem Tische sehen lassen, geschweige denn sich auf dasselbe je berufen darf, so oft es sich um christliche und katholische Dinge handelt. Denn diese werden in dem Leipziger Sammelwerke entweder gar nicht oder seicht oder feindselig und entstellt behandelt, und jetzt haben wir in der Regensburger Encyklopädie endlich ein ebenbürtiges katholisches Werk, welches glücklich begonnen ist und hoffentlich bald ebenso glücklich vollendet seyn wird.

An diese schweren Geschütze des Wissens und der Wissenschaft reiht sich zunächst die leichte Cavallerie der populären und der Tagesschriften, sowie die Tirailleurkette der Broschüren. Niemals war eine Schlagfertigkeit von dieser Art nothwendiger als in der aufgeregten Zeit, worin wir leben: wo der Feind überall steht und lauert, wo er jede Blöße, die er nur erspähen

kann, sofort zum Angreifen und Eindringen benutzt. Nun denn, mag er kommen! unsere Cavallerie ist gut gewaffnet, und die Kette unserer Tirailleure schließt sich fest. Kein Monat vergeht, ohne uns irgend eine mit flammender Feder entworfene Trutz- und Schutzschrift über die Ereignisse und Angriffe des Tages zu bringen, und die Tirailleurkette der Broschüren ist seit ein paar Jahren, wo in Frankfurt für die Gebildeten und in Soest für das Volk die vortrefflichen Broschüren-Cyklen erscheinen, so gut organisirt, daß 30 bis 40,000 Leser unmittelbar und durch dieselben mittelbar hoffentlich 3 bis 4 Millionen gedeckt werden.

Aber diese Deckung würde doch wenig nutzen, wenn nicht zu den schweren Geschützen, zu der Cavallerie und zu den Tirailleuren eine zahlreiche, feststehende und gut aufgestellte Linientruppe hinzukäme. Das sind die Zeitschriften und die Zeitungen, es ist die periodische und die Tagespresse. So viel in dieser Hinsicht noch zu wünschen bleibt: welcher Fortschritt zeigt sich doch alle Tage, welcher Umschwung seit zwanzig Jahren! „Gesegnet sei das Jahr 1848!“ habe ich als Katholik so oft schon ausgerufen. Denn es war das Jahr, welches uns Katholiken die kirchliche Freiheit und die politische Gleichstellung brachte; das Jahr, welches unser jetzt so reich blühendes Vereinsleben aus seinem Schooße gebar; das Jahr, welches unsern Domen den Ausbau, alten Kirchen neuen Schmuck und der Diaspora neue Gotteshäuser versprochen und gehalten hat; es war endlich recht eigentlich das Jahr der Geburt unserer Presse. Was besaßen wir vor 48? Es war kaum eine Presse zu nennen. Außer einigen Organen der wissenschaftlichen und praktischen Theologie, die wenige Mitarbeiter und wenige Leser, aber auch wenig Inhalt hatten, gab es für uns nur die „Historisch-politischen Blätter“ und die „Augsburger Postzeitung“, sonst nichts von Bedeutung. Keine andere Zeitung von Gewicht und Einfluß, kein Literaturblatt, keine Jugendzeitschrift, kein illustrirtes Blatt, kein Unterhaltungsblatt von nur einigermaßen entschiedener Färbung, kaum hie und da ein Kirchenblatt. Und wie steht es damit jetzt? Die theologischen Organe haben sich seit 48 um das Dreifache gemehrt und um mehr als das Drei-

halb verkehrt seyn könnte nach Euerer natürlich sehr maßgebenden Meinung: dann enthaltet Euch ein wenig mehr, als es bisher geschah, des herben Tadelns, und beginnet nicht sofort mit lautem Schimpfen! Mit andern Worten: seihet doch nicht gleich die Mücke, die Ihr mit der Loupe mühsam an dem Freund entdecket, während Ihr das Kameel, das Euch der Feind zu bieten sich erdreistet, mit olympischer Ruhe verschlucket.

Handelt Ihr nach diesen Fingerzeigen, abonniret Ihr fleißig auf die vorhandenen Blätter, wendet Ihr ihnen viele und lange Inserate zu, und schimpft Ihr nur nicht immer gleich darauf, sondern freut Ihr Euch vielmehr alltäglich, daß sie doch mindestens im Principe mit Euern Gesinnungen übereinstimmen: dann bin ich Euch Bürge, daß das Bestehende bestens gedeihen wird, und daß aller Orten neue Knospen und Blüthen für die Vertheidigung und Verherrlichung unserer heiligen Kirche aufsprießen werden. Helft Ihr dazu getreulich mit, dann können wir auch zu den Lorbeer-Reisern, die unsere gegenwärtige Wissenschaft, Literatur und Presse zu den Füßen des heiligen Vaters niederlegt, bald neue hinzufügen, und dadurch neue Freuden dem greisen Dulder auf St. Petri Stuhle bereiten, den wir Alle ja so unaussprechlich lieben und verehren.

XX.

Studie über den Kaiser Karl V.*)

IV.

Der Kaiser schloß ein Bündniß mit dem Papste, der Unterstützung versprach. Allein nicht einen Religionskrieg wollte Karl führen. Er hatte sich niemals ein Hehl darüber gemacht, daß nicht die Religion und die Lutherei, wie er es nannte, die Hauptsache sei, sondern die Libertät, das ist das Streben der Fürsten und Reichsstände zur Auflösung der kaiserlichen, der oberrichterlichen Gewalt nach oben hin, und zugleich zur unumschränkten Willkür nach unten. Diese Libertät die damals nicht mehr in der gewöhnlichen Form des Partikularismus, sondern von dem kirchlichen Gebiete aus als das Streben der Auflösung und Zersetzung auftrat, mußte einmal gezwungen werden auf diese Tendenz der Zersetzung zu verzichten. Wenn nicht, so verfolgte dieser Prozeß langsam, aber sicher, seinen Plan.

Dieß erkannte namentlich Philipp Melanchthon bereits lange vorher in voller Klarheit. Bereits 1534 sagt er seinem Freunde Camerar**): „Wenn ich alle diese Wandlungen der

*) Von einem protestantischen Forscher.

**) Corp.-Ref. II. 703.

Dinge betrachte: so fürchte ich, die Sache geht endlich auf die völlige Auflösung des Reiches hinaus. Erwäge ich das — und ich kann nicht sagen, daß ich es jemals nicht erwäge —: so erfüllt ein unendlicher Schmerz meine Seele."

Daß solchen Männern der scharfe Blick in die ferne Zukunft nicht fehlte, ist allerdings weniger auffallend, als daß in denjenigen welche die Libertät sich zu nutze machen wollten, nicht die Ahnung aufstieg, daß dieß Princip, welches sie damals als für sich vortheilhaft anerkannten, in anderer Form auch einmal angewendet werden könne gegen sie, und daß die Libertät, wenn es ihr gelänge alle anderen Schranken zu beseitigen, zuletzt doch nur der Preis allein des Stärksten seyn werde.

Der Kaiser Karl V. hat damals seine Ansicht von der Lage der Dinge in Deutschland und von seinem Vorhaben seiner Schwester Maria entwickelt*). Halten wir daher uns für seine Ziele an seine eigenen Worte. „Du weißt, meine Schwester", sagt der Kaiser, „was ich Dir bei meinem Abschiede in Mastricht sagte, daß ich alles aufbieten würde, um auf irgend eine gütliche Weise die deutschen Angelegenheiten zu ordnen und zum Frieden zu bringen, und dabei den Weg der Gewalt bis zum äußersten zu vermeiden. Es hat mir nicht gelingen wollen. Die Fürsten kommen nicht mehr zum Reichstage. Ihr Streben ist dahin gerichtet die kaiserliche Autorität gänzlich zu entkräften und eine Ordnung der Dinge aufzurichten, in welcher die geistlichen Fürsten nicht mehr Raum haben. Diese überschütten mich mit Klagen und Beschwerden. Darum habe ich mich mit meinem Bruder und dem Herzoge von Bayern berathen. Sie sind der Meinung, daß es kein anderes Mittel gibt als den Abgewichenen mit Gewalt zu widerstehen und sie dadurch zu erträglichen Bedingungen zu bringen, damit, wenn man nicht mehr thun kann, man doch wenigstens dem Unheile entgegentrete alles unrettbar zu verlieren. Sie

*) Lanz: Correspondenz des Kaisers Karl V. Bd. II. S. 486.

glauben ferner, daß die Umstände günstig sind. Denn die besagten Abgewichenen sind bereits sehr abgemattet und erschöpft durch die Kosten ihrer Kriege. Ferner ist der Unwille und die Unzufriedenheit in den Ländern Sachsen und Hessen groß, sowohl bei dem Adel als bei den anderen Unterthanen, weil diese beiden Fürsten sie ausmergeln bis auf die Knochen und sie in ärgerer Knechtschaft halten als je zuvor. Namentlich jedoch ist der Adel gegen sie ergrimmt. Dazu ja sind sie geschwächt durch ihre Theilung in verschiedene Sekten. Es ist sogar Hoffnung einige der Fürsten zu bewegen, daß sie sich in der Religionssache dem Concile unterwerfen wie der Herzog Moritz der ausdrücklich hier zu mir gekommen ist, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und Andere. Ferner bietet mir der Papst Unterstützung auf sechs Monate für 12,500 Mann. Er gewährt mir in Spanien zu diesem Zwecke den Verkauf klösterlicher Jurisdiktionen. Nachdem ich dieß alles wohl überlegt, auch einigen der deutschen Angelegenheiten wohl kundigen Personen mitgetheilt habe, bin ich ihrem Rathe gemäß entschlossen gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als Verstörer des Landfriedens den Krieg zu beginnen und dieß zu rechtfertigen durch ihr Verfahren gegen den Herzog von Braunschweig. Dieser Vorwand wird die Gegner nicht hindern zu denken, daß die Sache in Wahrheit die Religion betreffe; aber jedenfalls werde ich dadurch die Gegner trennen.“

Nach diesen letzten Worten könnte es scheinen, als sei der Name des Religionskrieges für die folgenden Ereignisse berechtigt. Indessen der Name der Religion ist bestimmter zu fassen. Der Kaiser unternimmt den Krieg einmal gegen die Anmaßung dieser Fürsten das Kirchenwesen ihrer Länder nach ihrem eigenen Belieben zu gestalten, also gegen den fürstlichen Absolutismus auf dem Gebiete der Kirche, und ferner zu dem Zwecke das noch Vorhandene auf diesem Gebiete zu schützen.

In diesem Sinne hat auch Melanchthon den Plan des

Kaisers aufgefaßt. Er sagt*) vor dem Kriege, am 6. August 1546: „Der Kaiser schlägt einigen minder hartnäckig gesinnten Fürsten eine friedliche Ausgleichung und Vermittelung vor, und stellt die Hoffnung eines guten Zustandes der Kirchen, auch der unserigen, ihnen in Aussicht. Allein er glaubt diese Mäßigung nicht erreichen zu können, wenn er nicht zuvor die Hartnäckigen niederschlägt. Deßhalb will er den Krieg. Daß dieß die wahre Ursache desselben sei, wissen mit mir viele Andere bei uns."

Bemerkenswerth sind in jenem Schreiben des Kaisers seine Worte über die Unzufriedenheit der Sachsen und Hessen mit ihren Fürsten. Der Verlauf der Dinge lehrt, wie genau der Kaiser darüber unterrichtet war. Um so auffallender ist es, daß in der Tradition der Historiker, die trotz aller ihrer archivalischen Studien dennoch bei allen Hauptfragen in die Fußspuren des Sleidan treten und sie auszuweiten sich bemühen, von diesem so wichtigen Factor gar nicht oder kaum die Rede ist.

Skizziren wir rasch das Folgende. Die verbündeten Fürsten waren dennoch die Angreifer. Sie suchen, wie sie sagen, den Karl auf der sich Kaiser nennt. Ihr Ungeschick ist größer als ihre Uebermacht. Sie, die Stärkeren, eilen zurück vor dem Schwächeren.

Dann beginnt der Wettlauf des unterthänigsten Flehens um Gnade. Zunächst die Patrizier der Reichsstädte, die in ihrer dünkelhaften Gier gehofft hatten, in der Genossenschaft mit den Fürsten sich einen Antheil an der Beute des Kirchengutes zu erjagen, und dafür im voraus bezahlt hatten. Der Kaiser verzieh; aber auch er ließ sie bezahlen. Der Witz jener Zeiten hat das Verhalten der Reichsstädte in die nicht sehr poetischen, aber wahren Verse**) gebracht:

---

*) Corp. Ref. VI. 210.

**) Hippol. a Lapide. Pars III. Cap. VI. Sect. 2.

Heiz ein, Landgravi; Geuß an, Sachs; Schertele, schier wol:
Carle Bader reib aus: Solvite Reichs-Statides.

Indessen waren die Anderen, mit Ausnahme des Kurfürsten Johann Friedrich persönlich, nicht des Willens viel mehr zu thun als jene Patrizier. Es ist gemäß der Tradition, die in unseren deutsch geschriebenen Büchern die Oberhand hat, bekanntlich hergebracht, das Treffen von Mühlberg mit dem Namen einer Schlacht zu belegen. Die Charakteristik desselben durch Melanchthon ist weniger ehrenvoll. Non pugna, sagt er das Jahr darauf bei der Wiederkehr des Tages, sed desertio. In Wahrheit ist vielleicht niemals ein Treffen auf deutschem Boden so schmählich für den einen Theil verlaufen, als dasjenige von Mühlberg. Das ganze kurfürstliche Heer war zersprengt und zu Grunde gerichtet, und auf kaiserlicher Seite zählte man, eingerechnet die in der Elbe-Ertrunkenen, an Todten und Verwundeten neunzehn Mann *).

Die Sache ist nur erklärlich durch die Annahme, daß die Kurfürstlichen nicht haben gegen den Kaiser fechten wollen. Es war darum nicht nöthig, daß der Hofprediger des dienstbeflissenen Hohenzollern Joachim II. in Berlin den Uebergang des Kaisers über die Elbe mit demjenigen Josuas über den Jordan verglich.

Und ebenso schwand dem Landgrafen Philipp jegliche Hoffnung. Er hatte auf die Türken vertraut. Sie blieben aus. Er hatte wie der Kurfürst französisches Geld zur Rüstung empfangen. Das Geld war verwendet, und der König wollte nicht mehr hergeben. Die Stimmung seiner Unterthanen, besonders des Adels, ließ Philipp befürchten, daß beim Herannahen des Kaisers sie sich für diesen erklären würden. Deßhalb war Philipp bereit zur Abbitte auf Gnade

---

*) Man vergl. die Berichte bei Lanz: Correspondenz des K. Karl V. Bd. II. S. 564 u. f. — v. Langenn: Moritz v. Sachsen Bd. II. 305.

und Ungnade. Das eigene Bekenntniß dieser völlig hoffnungslosen Lage des Landgrafen liegt seit einer Reihe von Jahren gedruckt*) vor. Dazu alle die anderen zahlreichen Dokumente welche darthun, daß der Landgraf über das Verfahren des Kaisers auch nicht den geringsten Grund zur Klage hatte. Dazu endlich das Zeugniß des Zeitgenossen. Melanchthon der lange nachher, erst nach dem Tode des Kaisers, die spätere Loslassung dieses Landgrafen als eine besondere Gnade des Kaisers preist. Und trotz alledem sehen wir in den Büchern der protestantischen Tradition mit unermüdlicher Zähigkeit die Sage fortwuchern, daß sich der Kaiser einer besondern List bedient habe, um diesen würdigen Landgrafen zu fangen!

Der Sieg war vollendet, glänzender als der vorsichtige Kaiser selbst es zu hoffen gewagt. Und nun stand es in seiner Macht das zu thun, dessen so oft der König Franz von Frankreich ihn beschuldigt. Es lag in der Hand des Kaisers in Deutschland ein Königthum aufzurichten gleich demjenigen in Frankreich.

Der Gedanke kam nicht auf in der Seele des Kaisers Karl. Er ward ihm nahe gelegt von Anderen. Man erinnerte ihn an das Beispiel des Julius Cäsar der nicht bloß verstanden habe Siege zu erringen, sondern auch sie auszunutzen bis zur völligen Vernichtung des Gegners. Wir haben gesehen, wie der Gesandte von Venedig den Senat der Republik über die Befürchtung, daß der Kaiser durch die Annahme des neuen Kirchenthumes sich zum absoluten Herrn aufwerfen könne, beruhigte mit dem kurzen Worte: „der Kaiser ist ein Ehrenmann.“ Dieser selben Gesinnung, welche der Venetianer hervorhebt, entsprechend erwiderte**) der Kaiser den Rathgebern, die ihm das Beispiel des Julius

*) Lanz II. 653.

**) Zenocar a Seawenburg lib. V. p. 263.

Cäsar zum Muster aufstellen wollten: „Die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen: die Ehre; wir Christen haben deren zwei: die Ehre und das Heil der Seele.“

Es ist in unserer deutschen Geschichte vorgekommen, daß auch andere Fürsten sich auf ihr Gewissen berufen haben zum Zwecke des Nehmens. Hier liegt die Sache anders. Karl spricht von seinem Gewissen, weil er nicht nahm. Darum haben seine Worte Wahrheit.

Der Kaiser Karl V. hat in allen Lagen seines Lebens nach dem Siege eine Mäßigung, eine Schonung der Ueberwundenen bewiesen, die seine Zeitgenossen in hohes Erstaunen setzte. Melanchthon einerseits, die Gesandtschaftsberichte der Venetianer andererseits überbieten einander in Lobeserhebungen dieser Sinnesart des Kaisers. Niemals jedoch hat der Kaiser darin sich größer gezeigt als nach dem Siege über die Schmalkaldner. Er hatte vor dem Kriege seinem Bruder Ferdinand seinen Plan dahin entwickelt, den Frieden und die Einigkeit von Deutschland herzustellen und zu sichern durch die Kräftigung der föderativen Bande. Diesem Plane blieb er treu auch nach dem Siege. Er hat ferner vor dem Kriege seine Absicht dahin entwickelt, daß er nicht die Forderung eines bedingungslosen Rücktrittes zu der alten Kirche stellen werde. Auch diesen Gedanken hat er festgehalten. Er verlangte nur eins: die Anerkennung des Conciles in welchem auch die Theologen der protestantischen Seite gehört werden sollten: Gemäß dem officiellen Aktenstücke der Confession von Augsburg durfte der Kaiser nicht bloß, sondern mußte er an die Fürsten des neuen Kirchenthumes diese Forderung stellen.

Hier jedoch ist der Ort auf einen besonderen Irrthum der späteren Tradition hinzuweisen, einen Irrthum der in der jetzt quantitativ herrschenden Richtung täglich zu wachsen scheint. Weil nämlich die Spaltung sich seitdem in der Art vollzogen hat, daß die gespaltenen Theile immer weiter divergiren, gleich Strömen die aus derselben Quelle entsprungen, dann sich trennen und nach verschiedenen Himmelsgegenden

das Meer zu erreichen suchen; weil ferner diese Spaltung und Trennung sich in besonderer Weise des Lobes der modernen Richtung erfreut: so liegt derselben oft die Versuchung nahe diese ihre Meinung in die Vergangenheit zurückzutragen, und zwar auch insoweit, als hätten die Urheber der Trennung sich jemals offen und freudig auch zu der Absicht der Trennung bekannt. Dieß ist nicht richtig. Will man Philipp Melanchthon mit zu den Urhebern der Spaltung rechnen: so liegen seine zahlreichen Aeußerungen aus allen seinen Lebenslagen vor, daß er aus tiefster Seele die neue kirchliche Jurisdiktion beklagte, durch die ja freilich allein ein neues Kirchenthum solcher Art möglich geworden war. Aber auch, wenn man die Urheberschaft der Spaltung auf diejenigen beschränkt die ja zunächst allein den unmittelbaren Gewinn davon zogen, die Reichsstände, Fürsten und Stadt-Magistrate: so hat doch keiner von diesen allen vor den Zeitgenossen offen von sich bekannt, daß er die Trennung wünsche und wolle, daß er auf dieselbe hinarbeite. Die Worte vielmehr sind immer friedlich. Wir werden später sehen, daß diese friedlichen Worte, welche eine Wiedervereinigung in Aussicht stellen, auch in derjenigen Urkunde welche die Spaltung reichsgesetzlich anerkennt, dem Religionsfrieden von Augsburg, nicht weggelassen sind; aber der Hintergedanke der Fürsten und Reichsstände welche die Spaltung vertreten, ist immer der eine, daß sie sich in die alte kirchliche Jurisdiktion nicht wieder fügen wollen.

Dieß ist die selten in vollem Maße anerkannte Lichtseite des Kaisers Karl V. gegenüber der Partei der Spaltung. Nur er allein ist von Anfang bis zu Ende ehrlich, offen und wahr. Er erkennt die Schäden des kirchlichen Wesens an. Er will eine Reformation. Er setzt an dieselbe die Anstrengung langer Jahre. Er verlangt nicht, daß die Protestirenden ohne Weiteres wieder der alten Kirche zutreten sollen, sondern der alten Kirche die sich reformirt, und die um dieser Reform willen alle ihre Glieder hört und auf sie Rücksicht

nimmt. Aber das Objekt dieser Reform-Gedanken des Kaisers ist der geistliche Stand: das Leben, der Wandel der Geistlichen. Er rüttelt nicht an dem Wesen der Kirche, an der Wurzel ihrer Freiheit, dem Dogma und der Jurisdiktion.

Der Beschluß der Reichs-Collegien auf dem Reichstage zu Augsburg lautete auf Unterwerfung unter das Concil. Wenn dieses damals rasch und energisch im Sinne des Kaisers verfuhr: so wäre, nach menschlichen Aussichten, diejenige Reform gelungen die für Deutschland und für die Menschheit zum Heile gereicht hätte. Es geschah nicht. Die Reichsstände überwiesen dem Kaiser die Aufgabe, für den einstweiligen Zustand die Sorge zu tragen. Er gab das Interim. Seine Absicht mit demselben tritt klar hervor. Es sollte möglichst schonend das Volk an die Herstellung des alten Cultus gewöhnen.

Es ist hergebracht, den Widerstand gegen das Interim in den Territorien des neuen Kirchenthumes stark hervorzuheben. Gewiß kann nicht bezweifelt werden, daß die Theologen des neuen Kirchenthumes, deren Predigt Jahrzehnte lang hauptsächlich im Tadel der alten Lehre, des alten Cultus bestanden hatte, nun die Fülle ihres Unmuthes gegen das Interim ergossen. Aber seit dem thatsächlichen Bestande des neuen Kirchenthumes sprachen da wo es bestand, nicht mehr die Theologen das letzte Wort, sondern der Landesherr, der Stadt-Magistrat.

Als der Herzog Heinrich von Sachsen-Meißen im Jahre 1539 das neue Kirchenthum einführte, hatte er verkünden lassen: er sei von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt und befehle darum, daß Jedermann so lehren und bekennen solle. Als Joachim II. von Brandenburg im J. 1540 das neue Kirchenthum einführte, hatte er in gleicher Weise befohlen. Damals bestand in diesen Ländern das alte Kirchenthum, und zwar nicht, wie bei der Einführung des Interim das neue, seit acht oder neun Jahren, sondern seit eben so vielen Jahrhunderten. Man denkt vielleicht, die Einführung

des neuen Kirchenthumes habe dem allgemeinen Wunsche entsprochen: darum sei kein Widerstand gewesen. Aber man vergißt dabei, daß der Herzog Georg von Sachsen-Meißen und der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg bis an ihren Tod das alte Kirchenthum treu bewahrt, und doch dabei friedlich ihre Länder regiert hatten. Der Wunsch der Aenderung, wenn er bei Einigen sich regte, ward von diesen Fürsten nicht erfüllt. Ebensowenig ward von dem Herzoge Heinrich und dem Kurfürsten Joachim, als sie abstellten was bis dahin gegolten, eine Bitte um Beibehaltung des Alten in irgend einer Weise berücksichtigt. Sie befahlen und man mußte gehorchen. Denn mit dem Befehle verband sich zugleich die Erlaubniß für den der nicht wollte, wie der Befehl lautete, aus dem Lande zu weichen.

Ueberhaupt ist bei der ganzen Entwickelung der Dinge die man Reformation nennt, eine Seite der Sache die allzu häufig gar nicht beachtet wird. Die alte Meinung einer begeisterten Annahme der Reformation ist nach Martin Luthers endlos wiederholten Klagen über die Verachtung seines Evangelii bei Adel, Bürger und Bauer nicht mehr haltbar. Diese seine Ansicht, welche er ich möchte sagen fast in jedem seiner Briefe, in jeder seiner Predigten von 1525 an bis zu seinem Tode vorbringt, ist ja allerdings an sich wahrscheinlich genug. Indessen auch positiv spricht er sich aus. So in seinen letzten Lebensjahren*): „Deßhalb findet man nun deren viele die da wünschen und begehren, daß es wieder in den alten Stand kommen, und daß sie dabei solch Glück haben möchten wie man zuvor gehabt, und setzen noch diese Lästerung hinzu: es sei aus der Lehre des Evangelii nichts gutes kommen, und überdieß, so seien auch die Leute viel ärger und verrückter geworden, denn sie vor der Zeit gewesen sind.“ Martin Luther nennt hier das eine Lästerung, was er zu

*) Walch: Luthers Werke Bd. II. S. 195.

anderen Zeiten selbst gesagt hat, mit folgenden Worten*): „Diese Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben sollte man billig mit großen Freuden hören und mit herzlicher Danksagung annehmen, sich daraus bessern und danach auch fromm seyn. So kehrt sichs leider um, und wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger je ärger, auch loser und freventlicher, und ist doch nicht der Lehre, sondern der Leute Schuld."

Fassen wir die Sache zusammen. Weil bisher diese Seite der Sache, nämlich das Festhalten des Volkes an der alten Kirche trotz des äußeren Druckes des ihm aufgezwungenen Landeskirchenthumes allzu wenig beachtet ist: so wäre bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, vor welchem ein Stück der gemachten Tradition des Protestantismus nach dem anderen sich in seiner völligen Unhaltbarkeit und Willkürlichkeit darstellt, eine besondere Untersuchung der Zeugnisse dieser Anhänglichkeit, vornehmlich bei Martin Luther selbst, eine verdienstliche Arbeit.

Kehren wir zurück zu der Frage des Interim. Wenn nach dem günstigen Gutachten von Melanchthon für dasselbe die Reichsstände des neuen Kirchenthumes, gemäß ihrer Verpflichtung gegen den Kaiser, für die Einführung des Interim einen Theil des Eifers bewiesen hätten, an dem früher zum Zwecke der Zerstörung des alten Kirchenthumes bei ihnen kein Mangel gewesen war: so hätte der Kaiser mit sicherer Ruhe den Beschlüssen des Conciles entgegen sehen können. Die Demagogie des Fanatikers Flacius und einiger Gleichgesinnten war ebenso ungefährlich, wie früher die stille Ergebung der würdigen Männer die um ihrer Treue willen für die Kirche ihrer Väter ihre Heimath hatten verlassen müssen.

Aber dieser Eifer, oder auch nur dieser Theil des Eifers war nicht vorhanden. Nur stückweise ward das Interim

---

*) Walch XIII. 19.

durchgeführt. Dennoch durfte der Kaiser glauben, daß er auf gebahntem Wege sei zu seinem mit so unsäglicher Geduld und Mühe erstrebten Ziele, der friedlichen Einigung der deutschen Nation unter Verbürgung der nothwendigen kirchlichen Reform. Der Reichsabschied vom 13. Februar 1551 bestätigte den früheren, nämlich die einhellige Uebereinkunft der Reichsstände, daß die Erörterung der streitigen Religion dem allgemeinen Concile heimgestellt und unterworfen seyn solle. Wenn also menschliche Zusagen und Versprechungen eine Gewähr für die Handlungsweise geben könnten: so bot sich nun dem Kaiser Karl V. die Aussicht auf den bleibenden inneren Frieden von Deutschland, die Aussicht auf die Erstarkung der Macht des Kaiserthumes nicht durch irgend welche Unterdrückung, sondern durch die gegenseitige Achtung der Rechte Aller und die Anspannung der föderativen Bande, die Aussicht ferner auf die Erfüllung der liebsten Lebenshoffnung, derjenigen der Abwehr des Osmanenthumes, des Schutzes der Christenheit. Vor dem Auge des Kaisers, vor demjenigen jedes deutschen Patrioten hob sich die Zukunft in hellerem Glanze.

Werfen wir hier einen Blick zurück. Die deutsche Nation war die erste und mächtigste einst geworden durch das Kaiserthum, damals als die sächsischen Ottone es ihr wieder gewannen. In dem Maße wie erst die Macht des Kaiserthums sank, dann auch der Glanz erblich, war auch die Macht und der Glanz der Nation selbst gesunken und erblichen. Der Partikularismus hatte nach allen Seiten die Oberhand gewonnen. Da war der Habsburger Karl gekommen, der jugendliche Herrscher vieler Reiche und Länder diesseits und jenseits des Meeres. Er hatte alle diese Reiche und Länder und alle seine Besitzthümer geringer geachtet als dieses eine Ziel: die Kaiserkrone. Sie war eine Schale ohne Kern. Sie forderte Entsagung, Mühen, Beschwerden. Sie gewährte dafür keinen Gewinn. Karl war entschlossen dieser Schale den Kern zu geben, nicht auf dem Wege der Gewalt

und des Unfriedens, sondern, getreu der Tradition seines Hauses, auf dem Wege des Schutzes und des Vertrages. Er hatte auf deutschem Boden für sich nie etwas verlangt. Er hatte dagegen die Kräfte seiner Erbländer verfügbar gemacht zum Schutze für Deutschland im Westen, im Süden, im Osten. Man schätzte*) die sämmtlichen Einkünfte des Kaisers von seinen Erbländern auf sieben Millionen Gold, diejenigen vom Reiche gleich denen eines reichen Gutsbesitzers, nämlich zehntausend Gulden. Darüber hinaus ward ihm nichts geboten noch gegeben. Er hatte die Häupter der Deutschen, ob von rechts ob von links, ob Fürsten oder Magistrate, alles Gemeinsinnes baar gefunden, sammt und sonders hingegeben an schnöden Partikularismus, der ihn selber gezwungen jedem einzelnen seiner Wähler die Krone aufzuwiegen mit Gold. Er hatte damals zu ihnen geredet von dem Ziele seines Strebens, der Wiederbringung der Macht und Herrlichkeit ihrer Vorfahren, hatte sie aufgefordert darin ihm beizustehen durch ihre Einigkeit. Sie hatten ihn nicht begriffen noch verstanden. Der eine Theil hatte die Zeit, wo sein Kaiser beschäftigt war die Gesammtheit zu schützen, für günstig geachtet um dem eigenen Partikular-Interesse zu fröhnen durch die Zersetzung und Beraubung der alten Kirche: ein anderer Theil, die bayerischen Herzöge, hatte nicht minder sein Partikular-Interesse darin gesucht, die Bemühungen des Kaisers zur friedlichen Wiedervereinigung der Entfremdeten mit der alten Kirche zu durchkreuzen. Der Trotz derselben hatte endlich dem Kaiser wider seinen Willen die Waffen in die Hand gedrückt. Er hatte sie bezwungen, und zwar so leicht und so völlig, daß der Sieg zur Fortsetzung einlud. Denn rascher auf andere Weise konnte die Herstellung der Macht und des Glanzes der Krone nicht ge-

*) So Marino Cavalli in Relationi degli Amb. Ven. del secolo XVI. Ser. I. P. 2. p. 196.

schehen. Karl verschmähte diesen Weg, weil nicht bloß die Ehre der Leitstern seines Handelns war, sondern Ehre zugleich und Gewissen. Demgemäß hatte er gehandelt. Die unablässigen Friedensstörer, deren Wort niemals eine Bürgschaft ihrer Gesinnung war, führte er gefangen mit sich: alle Andern suchte er zu gewinnen durch Frieden und Freundlichkeit, vor allem durch das genaueste Innehalten vertragsmäßiger Pflicht. Er wollte Deutschland wieder erbauen durch den kirchlichen und weltlichen Frieden im Inneren, durch die Einigkeit nach außen, durch die volle Anerkennung gegenseitiger Rechte und Pflichten in der deutschen Föderation, und als die Blüthe dessen das römisch-deutsche Kaiserthum.

Und nun schien er der Erfüllung dieser Wünsche nahe zu seyn, und mit ihm durfte jeder deutsche Patriot sich den kühnsten Hoffnungen hingeben. Schon sieht Melanchthon, einer der sehr wenigen Deutschen die damals ein Verständniß für diesen Kaiser hatten, ahnungsvoll den Sturz der türkischen Herrschaft voraus. „Der Kaiser, sagt er*), wird mit einer wohlgerüsteten Flotte Aegypten angreifen, und dadurch die Türken zwingen ihre Heere vom Festlande Europa's zurückzuziehen. Daß unsere Zeit das sehen wird, ist ein besonderes Walten des göttlichen Geschickes." Darf man sich wundern, daß solche Wünsche emporstiegen? Es drängte sich vielmehr die Frage auf, wann jemals nach der Zerrüttung des Reiches durch die Hohenstaufen ein solcher Kaiser die Krone getragen. Nur Rudolf von Habsburg selbst war dann zu nennen und sein Sohn der oft verkannte Albrecht, den in der Vollkraft seines Lebens vor der Vollendung seines Werkes der Mordstahl dessen hinweggerafft der ihm Treue hätte beweisen sollen gleich wie ein eigener Sohn.

Aber war denn der Kaiser Karl V. sicher, daß nicht auch einmal an ihn der Verrath heranschlich wie an seinen

---

*) Corp. Reformatorum VII. p. 683, vom 29. Oktober 1550.

Ahn? Wir kommen zu derjenigen That, die seit nun mehr als dreihundert Jahren gedient hat bei einem sehr großen Theile der Deutschen die Begriffe über Recht und Unrecht zu verwirren. Das Unglück der Scheidung der Begriffe von Recht und Politik, die niemals hätten getrennt werden sollen, beginnt von da. Es ist die That des Kurfürsten Moritz, welcher an Falschheit und Tücke wenige gleichkommen oder auch nur ähnlich sind. Diejenigen Historiker welche um ihres Zweckes willen diese That zu entschuldigen, oder wohl gar sie zu rechtfertigen gesucht haben oder noch heute suchen, laden eine schwere Schuld auf sich. Sie haben sehr häufig namentlich und vor allen Dingen verschwiegen, daß die Zeitgenossen über diese That das Urtheil fällten welches ihr gebührte.

Die Umstände der That, das ausgesprochene Bündniß mit dem Könige von Frankreich der das Geld hergab, das nicht ausgesprochene mit den Türken sind bekannt. Jene häufig verschwiegenen Zeugnisse verdienen um so größere Aufmerksamkeit.

Als der Kurfürst Moritz vier Jahre zuvor sich weigerte sich in das Bündniß der Schmalkaldener einzulassen, berief*) er sich gegenüber dem Landgrafen auf seine Landstände die ihm vorgestellt, daß keine weltliche Sache ihn vom Gehorsame gegen die kaiserliche Majestät als die von Gott geordnete Obrigkeit entbinden könne. Dem entsprechend hielten er und der Hohenzoller Joachim von Brandenburg den Schmalkaldenern ein Sündenregister **) in scharfen Worten vor. Ihre Mahnung an dieselben entsprach derjenigen der sächsischen Landstände an Moritz selbst. Wie haben bemerkt, daß die Landstände von Kursachsen und von Hessen im wesentlichen ebenso dachten, und daß darum die Rebellion der beiden Fürsten so bald und leicht gebrochen wurde.

---

*) v. Langenn: Moritz von Sachsen Bd. II. S. 202.

**) a. a. O. S. 275.

So redete Moritz im J. 1547. Im J. 1552 redete er anders. Er redete nicht mehr vom Gehorsam gegen den Kaiser als die von Gott geordnete Obrigkeit, sondern er redete vor dem Könige von Frankreich von einer viehischen Knechtschaft, in der ihn der Kaiser halte. Er hatte beide Male Vortheil davon so zu reden wie er that.

Die Landstände des Moritz dagegen bewährten im Jahre 1552 dieselbe Gesinnung wie fünf Jahre zuvor. Moritz hatte sie nicht um die Mittel zu seiner Rebellion zu fragen; denn er erhielt das Geld vom Könige von Frankreich, und die Söldner, die er dafür warb, wurden dem Könige von Frankreich mit vereidigt. Aber die Landstände legten auch unaufgefordert ihm ihre Bitte, ihre Mahnung dar*). Sie erinnerten ihn an seine Pflicht überhaupt, an die besondere Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen kaiserlichen Wohlthäter. Sie sagten ihm, daß ein solches Vorhaben ihm zu allem anderen eher als zur Ehre gereichen werde. Sie enden ihre eindringliche Bitte mit den Worten, daß sein Unternehmen, so lange ein Stück vom Hause Sachsen stehe, nicht vergessen werden könne.

Es ist freilich nicht vergessen, weil diese That des Moritz ein Markstein geworden ist in der deutschen Geschichte, reich an unendlichen Consequenzen die tief fühlbar sind bis auf die Gegenwart. Die That ist diejenige des Moritz: die Früchte sind nicht gereift für das Haus Sachsen.

Dann kam Philipp Melanchthon mit gleicher flehender Bitte. Eins der Mittel, durch welche Moritz über sein Vorhaben den Kaiser in Ungewißheit zu erhalten suchte, war die Vorspiegelung einer Absendung seiner Theologen zu dem Concile von Trient. Melanchthon erhält im Dezember 1551 den Befehl sich nach Trient zum Concile zu begeben. Er staunt; aber er gehorcht und macht sich auf den Weg nach

*) Hortleder: deutscher Krieg. Theil II. Buch V. S. 1285.

Dresden. Dort vernimmt er, daß der Kurfürst eine Reise zum Kaiser antreten will. Er freut sich dieser Nachricht; denn er hofft, dieser Schritt werde zum Frieden dienen. Eine Ahnung dessen was man mit ihm vorhabe und wozu er diene, steigt in den ersten Tagen seines Aufenthaltes zu Dresden noch in ihm nicht auf. Dann erfährt er durch Briefe aus anderen Ländern, was im Werke sei.

Und nun wendet*) sich Melanchthon mit flehender Bitte an den Kurfürsten Moritz. Es mag von der einen oder der anderen Seite gegen die Selbstständigkeit der Haltung Melanchthons in seiner Laufbahn, die für die gesammte Geschichte der deutschen Nation wichtiger ist als manche glauben, vieles eingewendet werden: dieser Brief ist ein ehrenvoller Beweis nicht bloß seines Patriotismus, sondern auch seines Muthes. Er ist zugleich für die Nachwelt ein wichtiges Zeugniß der Gesinnung, mit welcher die rechtschaffenen Zeitgenossen die That des Moritz und der Mitschuldigen anschauten.

Mit bescheidenen Worten, und darum doch nicht minder klar und energisch spricht Melanchthon es aus, was seine Seele bewegt. Er warnt vor dem direkten Bündnisse mit Frankreich, vor dem indirekten eben dadurch mit den Türken, vor den deutschen Genossen des Bundes. Er nennt das Werk derselben Aufruhr und Gewalt. Er wendet sich mit Nachdruck gegen den Satz, daß der Zweck als ein guter erscheine. „Man soll nicht Böses thun, damit Gutes daraus komme. Ich habe seit vielen Jahren her diese Rede gehört, habe sie noch neulich wieder vernommen. Aber sie ist nicht Weisheit, sondern steht in Widerspruch mit Gottes Gebot.“ Und noch einmal faßt er dann seine Kraft zusammen in die Bitte, daß nicht sein Kurfürst die Hand anlegen wolle zur Zernichtung des wohlgeordneten Reiches. „Diese Sache, endet

*) Corp. Ref. VII. 903.

er, ist so hoch und groß, daß kein menschliches Herz genugsam den Schaden betrachten kann der folgen würde, und steht geschrieben: Weh der Welt der Aergerniß halber, und ist die Anfechtung nicht gering. Unser Herr Jesus Christus wolle gnädiglich E. Kf. G. regieren und bewahren."

Die Worte verhallten. Die Dienste dieser Theologen waren willkommen gewesen, so lange sie ausgenutzt werden konnten im Interesse des Landesfürstenthumes gegen die Kirche und den Schützer derselben: ein anderer Eifer, der nicht diesem Interesse diente, war unbequem. Am 1. März 1552 schrieb Moritz an den Kaiser eine Reihe von Forderungen in der Form von Bitten, und betheuerte, daß er den Kaiser nicht weniger als seinen leiblichen Vater liebe. Alsdann setzte er sich in Marsch und verkündete durch sein Manifest, daß er ausziehe wider das Vorhaben, das Joch der unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, wie es bei anderen Nationen vor Augen sei, auch über die Deutschen zu bringen. Darüber würden Nachkommen und Kindeskinder bis in den Himmel schreien, und diejenigen welche dem zugesehen, noch unter der Erde verfluchen. Darum, fuhren sie fort, hätten sie einmal Herz und Mannheit geschöpft u. s. w.

Während Moritz und die anderen Gleichgesinnten mit ihren Haufen in Sold und Pflicht des französischen Königs südwärts zogen, um ihren Kaiser zu überfallen, drang von Westen her der französische König, der sich ankündigte als Rächer der deutschen Freiheit gegen das Joch der Monarchie des Hauses Oesterreich, mit Mord und Brand in die deutschen Grenzlande. Und zugleich nahten von Osten her die in gleicher Weise wie Moritz mit dem französischen Könige verbündeten Türken. Doch scheinen diese letzteren nicht angekündigt zu haben, daß ihr Ziel die Befreiung der Deutschen sei. Diese Redeweise überließen sie den anderen Freunden.

Der Verlauf dieser Dinge ist bekannt. Der Kaiser war ohne Geld, ohne Waffen. Die dreifache Gefahr schwoll

an. Der römische König Ferdinand lud den Kurfürsten Moritz zu einer Besprechung nach Passau.

Die wichtigste Sache war die kirchliche Angelegenheit. Und dabei ist es sehr zu bemerken, daß auch hier in Passau die Forderung des weltlichen Absolutismus über die Kirche, wie sie sich in die Formel des cujus regio ejus religio kleidet, noch keineswegs nackt und unverhüllt hervortrat. Man suchte dieß furchtbare Princip, welches aller wahren Freiheit die Axt an die Wurzel legte, doch wenigstens in Worten noch zu bemänteln. Zwar den zweimaligen Reichsabschied mit dem zweimaligen freiwillig gegebenen Versprechen der Anerkennung des Conciles von Trient hatten die verbündeten Fürsten ebenso vergessen, wie die betreffende Stelle in der Confession von Augsburg. Aber sie waren einverstanden damit, daß die Sache der Religionseinigung auf dem nächsten Reichstage wieder vorgenommen werden solle. Sie forderten jedoch zugleich die Anerkennung des Besitzstandes, auch für den Fall daß die Einigung nicht zu Stande komme, bis zur endlichen Vergleichung. Sie nannten das einen Religionsfrieden.

Diese letzte in der Form einer Nebensache beigefügte Bedingung war in Wirklichkeit die Hauptsache. Denn sie enthielt das Princip, nämlich das Princip der reichsgesetzlichen Anerkennung des Landeskirchenthumes, welches mit dem Principe der Verfassung der alten Kirche schlechterdings und durchaus unvereinbar war. Es war die Forderung der reichsgesetzlichen Anerkennung des Principes der kirchlichen Spaltung, der Unterordnung des Kirchenwesens zu einem besonderen Geschäftszweige der Verwaltung innerhalb eines jeden Territoriums für sich, gleichwie, um mit Martin Luthers Worten zu reden, der Verwaltung der Brücken, Wege und Stege. Es war mit einem Worte: das Princip der kirchlichen Knechtschaft, der Vernichtung des Hortes aller wahren irdischen Freiheit.

Nicht Allen jedoch lag diese Consequenz klar vor Augen. Die in Passau anwesenden kaiserlichen Räthe Reze und Seld

waren für diesen sogenannten Frieden. Sie fragen den Kaiser, warum denn er allein noch, zu eigenem Schaden, die kirchliche Freiheit schützen wolle, wo doch der Papst und der König von Frankreich sie hindern. Mehr noch als sie drängt in den Kaiser der römische König Ferdinand selbst. „Wenn dieser Friede bewilligt wird, sagt Ferdinand*), so haben Ew. Majestät freie Hand gegen Frankreich, welches uns allen diesen Jammer bereitet, und ich meinerseits kann alle Kraft gegen die Türken wenden. Deßhalb können Ew. Majestät, ungeachtet aller Beleidigungen welche Moritz und die Seinen uns angethan, als milder Herr und Kaiser, zur Vermeidung größeren Jammers für Deutschland und die gesammte Christenheit, ohne Schande die Forderung bewilligen." Die Motive Ferdinands, die nachher in seiner Person für die endgültige Anerkennung des Principes der Spaltung entscheidend wurden, liegen vor Augen. Daß bei seiner augenblicklichen Noth sein Blick sich umschleierte, daß er nicht zu erkennen vermochte, welchen Jammer die Sanktion dieser Spaltung für die Zukunft in sich barg: wer mag es ihm so sehr verdenken?

Es war nur Einer, dessen Blick mit voller Klarheit in die ferne Zukunft schaute, ein Einziger welcher alle Consequenzen eines sogenannten Friedens erwog der nicht ein Friede war, ein einziger Mann vor dessen Seele die Ahnung trat von all dem Jammer und Leide, welches dieser sogenannte Friede über die Geschlechter der kommenden Jahrhunderte bringen würde. Es war der Kaiser Karl.

*) Lanz: Correspondenz des Kaisers Karl V. Bd. III. S. 312.

XXI.

Die religiösen und kirchlichen Beziehungen Herzog Alberts III. von Bayern.

Albert III., geboren 1401, wurde bekanntlich am Hofe seiner Tante Sophie, der Gemahlin des Königs Wenzeslaus, zu Prag erzogen. Seine Jugend fällt mithin in die Zeit, in der sich der Hussitismus ausbildete und wie mit Zauberkraft um sich griff, so daß sich selbst die Königin Sophie den Einflüssen der Sekte nicht ganz zu entziehen wußte und deßhalb den Vorwürfen ihres Bruders, des Herzogs Ernst, ausgesetzt war. Mag auch die Furcht vor den allenfallsigen Einwirkungen der Irrlehre die Ursache gewesen seyn, warum der Herzog Ernst seinen Sohn bald nach dem a. 1415 erfolgten Flammentode des Magisters Hus von Prag nach München zurückrief, so findet sich doch nicht die mindeste Spur, daß der junge Albert durch seinen Aufenthalt in Böhmen und durch den Umgang mit seiner husitisch gesinnten Tante in religiöser Beziehung irgendwie Schaden gelitten habe. Vielmehr scheint er bereits während seines Verweilens im Böhmerlande eine entschiedene Abneigung gegen Irrlehre und Hussitismus gefaßt zu haben; denn schon drei Jahre nach seiner Rückkehr aus Prag betheiligte er sich persönlich

an einem Kreuzzuge gegen die husitischen Empörer, was auch später noch einigemale geschah. Mit dieser Annahme stimmt auch der Umstand überein, daß Albert sein ganzes Leben lang die ausgeprägteste katholische Gesinnung und Richtung an den Tag legte und das husitische Unwesen sowie jegliche Art häretischer Bestrebungen stets und in jeder Weise bekämpfte. Der Husitismus schrieb auf seine Fahne die Devise: „Tod den Mönchen!“ Einen diametralen Gegensatz dazu verräth aber Alberts Vorliebe für Klöster und Ordensleute; weder der frühere Umgang mit Husiten noch irgendwelche widerliche Erfahrung des spätern Lebens konnte in ihm diese Zuneigung und günstige Stimmung auch nur schwächen, geschweige vernichten. Ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert*), Albert habe seit dem ersten Gebrauche seiner Vernunft allzeit ein großes Mißfallen an dem unordentlichen Leben geistlicher Personen gehabt und geäußert, und sei daher von Jugend auf beflissen gewesen Zucht und Ordnung in den Klöstern herzustellen. Zu diesem Zwecke habe er es weder an Ermahnungen noch an werkthätiger Beihülfe noch an großen Geschenken von Geld und zeitlichen Gütern fehlen lassen. Dieser Charakterzug des jungen Fürsten berechtigt uns zu der Voraussetzung, daß er schon in den Jahren 1426 und 1427 seinem Oheime, dem Herzoge Wilhelm, helfend zur Seite gestanden seyn werde, als dieser auf Anregung des Bischofes Nikodemus von Freising, vielmehr des Generalvikars Johann Grünwalder, durch den Dekan Johann von Indersdorf und zwei Mönche von Melk und Ochsenhausen mehrere bayerische Klöster, darunter auch Tegernsee und Beuerberg reformiren ließ**).

Alberts Verhältniß zur unglücklichen Baderstochter Agnes Bernauer berührt seine religiös-kirchliche Seite nicht,

*) S. Westenrieders Beitr. V. 41.
**) Meichelbek hist. fris. II. 204. 205.

außer etwa insofern als der Zweifel erhoben werden könnte, ob dadurch nicht der Gehorsam, die Treue und Ehrfurcht gegen die Kirche und die von ihr gesetzten heiligen Schranken verletzt wurden. Das scheint aber keineswegs der Fall gewesen zu seyn; denn mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich darthun, daß Albert mit Agnes in einer wirklichen geheimen Ehe gelebt habe, welche allerdings ohne Wissen seines Vaters geschlossen worden war und keine öffentliche, wenigstens keine staatliche Sanktion hatte Ja manche Umstände drängen sogar zu dem Schlusse, daß Albert bei seiner geheimen Vermählung die Kirche und deren Gesetze vollkommen zufrieden gestellt habe, die Heimlichkeit der Ehe also nur eine relative, keineswegs aber eine absolute oder kanonische war. Anders ließen sich kaum die Thatsachen erklären, daß 1) Albert selbst in officiellen Stiftungsurkunden von der verstorbenen Agnes nur wie von einer ehrsamen und tugendhaften Frau und Gattin redete, daß 2) sogar Ernest, Alberts Vater und der Urheber der tragischen Katastrophe, jener rechtfertigenden Bezeichnung und Benennung nachher beipflichtete, und daß 3) von kirchlicher Seite nie die geringste Einsprache erhoben wurde gegen das Bestreben Alberts, die verstorbene Agnes gleichsam mit geflissentlichem Nachdrucke durch Worte und Handlungen als eine rechtmäßige Ehefrau darzustellen.

Mehr als vielleicht passend war, scheint sich Albert zu Gunsten seines Halboheims, des Johann Grünwalder in Freising, bethätiget zu haben. Daß Grünwalder ein sehr gelehrter und eifriger Priester war, ist keine Frage; ob er aber jeder Versuchung des Ehrgeizes widerstanden habe, muß sehr bezweifelt werden. Bereits 1421 hatte ihn das Freisinger Domkapitel durch eine ungültige Wahl dem vom Papste ernannten Bischofe Nikodemus della Scala gegenübergestellt. Da nämlich Papst Martin V. den Bischof Hermann von Freising im genannten Jahre auf den bischöflichen Stuhl von Trient befördert hatte, so stand ihm nach dem damaligen Kirchenrechte, dem gemäß die beneficia in Curia vacantia vom Papste

vergeben wurden, auch die Besetzung des Freisinger Stuhles zu. Gleichwohl spielte Grünwalder drei Jahre lang einen Bischof und unterwarf sich erst im J. 1424 dem Bischof Nikodemus. Wir wissen nicht, ob Herzog Albert auch schon an der ersten Erhebung Grünwalders Antheil nahm; zuverlässig aber ist, daß er bereits im J. 1435 in Gemeinschaft mit seinem Vater Ernst und seinem Oheime Wilhelm wieder mit dem Freisinger Domkapitel in Unterhandlung stand, um bei einer über kurz oder lang eintretenden Erledigung des bischöflichen Stuhles den Grünwalder an die Spitze der Freisinger Kirche zu bringen. Die Domherren sagten ihre Stimmen zu, die Herzoge dagegen versprachen alle Kosten und Schäden dem Domkapitel zu vergüten, falls die Wahl vom Papste abermals nicht confirmirt würde. Zu einer Wahl kam es nun allerdings nicht so schnell, wohl aber zu einem Schisma in der Freisinger Kirche und in Bayern.

Mit dem 1. Juli 1438 trat Albert als eigentlicher Herzog die Regierung an und richtete seine Gedanken vor Allem auf Gott und die Religion, indem er seinen Gewissensrath, den Dekan von Indersdorf, beauftragte geistliche Betrachtungen und Reden zu verfassen, welche Mittags und Abends bei der herzoglichen Tafel vorgelesen werden sollten. Die biblisch-exegetische Arbeit fiel so gediegen aus, daß jeder Leser noch heute die Schönheit, Erbaulichkeit und Correktheit derselben anstaunt *). Derselbe Dekan rieth dem Fürsten alle Klöster zu reformiren. Um dieß ungehindert thun zu können, ließ der Herzog sich vom Concil zu Basel dazu bevollmächtigen und bewirkte, daß der Abt Kaspar von Tegernsee, der Dechant Johann von Indersdorf und ein Religiose von Indersdorf, Peter Fries (Frisius), als Reformatoren ernannt und aufgestellt wurden. Die Reihe traf zuerst das Kloster der regulirten Chorherren in Rohr. Peter Fries von Inders-

*) Westenrieders Beitr. V. 53.

dorf ward als Propst nach Rohr versetzt. Die Brüder des alten Convents in Rohr widerstrebten der Reform und flohen in das benachbarte Schloß des Hinzhauser in Train. Albert schickte dem das Schloß belagernden Bischofe Friedrich von Regensburg und dem Vogtherrn des Klosters, Johann von Abensberg, eine Kriegsschaar zur Hülfe und nahm das Schloß ein. Die Kanoniker waren schon vorher entwischt, wurden aber später durch Vermittlung des Herzogs mit ihrem Vogtherrn und mit dem Bischofe wieder ausgesöhnt. Durch derartige Schwierigkeiten ließ sich Albert in seinem Beginnen nicht irre machen und mehrere vorhandenen Briefe geben Zeugniß, mit welch' großem Eifer er das Werk der Verbesserung betrieb und fortsetzte. Sein Bemühen war nicht selten mit Erfolg gekrönt, so daß ihn am Ende die Prälaten auch unaufgefordert um Beistand behufs der Reform baten. Unter solch günstigen Umständen reformirte er im J. 1440 mit Hülfe einiger Chorherren von Indersdorf die Klöster Dießen, Polling und Raitenbuch*).

Als im J. 1439 der Bruch zwischen dem Papste und dem Basler Concil unheilbar geworden, bemühte sich letzteres auf alle mögliche Weise den bayerischen Herzog beim Schisma zu erhalten; alle Beschlüsse und Handlungen der Synode wurden ihm daher freundlichst und bereitwilligst mitgetheilt. Doch fehlte es auch nicht an abmahnenden Stimmen und man wird nicht irren, wenn man den Johann Grünwalder als denjenigen bezeichnet welcher eigentlich erst den Ausschlag gab. Grünwalder hatte am Basler Concil vom Anfange an den thätigsten Antheil genommen und blieb ihm auch dann noch treu, als es durch Aufstellung des Afterpapstes Felix V. das Schisma förmlich proklamirt hatte. Dagegen hing Bischof Nikodemus von Freising stets dem Papste Eugen IV. an und entzog daher dem schismatischen Generalvikar Grün-

*) Westenrieders Beitr. IV. 205. V. 42. 46.

walder Pfründen und Aemter. Leider wußte Grünwalder den Herzog, seinen Halbneffen, zu bestimmen, daß auch er den Afterpapst Felix anerkannte. Aus Dankbarkeit bekleidete dieser den Grünwalder mit der Cardinalswürde und gab ihm manche Beweise seiner Erkenntlichkeit.

Man kann annehmen, daß Herzog Albert in Betreff des schismatischen Papstes und Concils im guten Glauben gelebt und gehandelt habe. Jedenfalls legte er die ganze Zeit, während welcher diese Zustände andauerten, eine solche Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den Papst und sein Concil an den Tag, wie man sie nur Päpsten und Synoden zu erweisen pflegt, von deren Rechtmäßigkeit und Heiligkeit man innig überzeugt ist. Kaum hatte er die Nachricht erhalten (Juli 1440), daß man ihn zum Könige Böhmens gewählt habe, so wendete er sich alsbald an den Pseudocardinal Grünwalder nach Basel um Rath, ob er die Wahl annehmen könne und ob man den Papst davon in Kenntniß setzen solle. Grünwalder stimmte für Annahme der Wahl, insoferne die Böhmen nichts begehrten, was wider den Glauben und die heilige Kirche sei, und bemerkte in seinem Antwortschreiben, er habe dem Papste Felix bereits bezügliche Andeutungen gemacht; dieser sei sehr erfreut gewesen und habe Hülfe und Rath versprochen. Bei der bald nachher (24. August 1440) in Cham abgehaltenen Versammlung, auf welcher die Wahl-Angelegenheit bereinigt werden sollte, kamen auch die religiös-kirchlichen Verhältnisse Böhmens, namentlich die sogenannten Compaktaten und die Wahl des zweideutigen Rokyzana zum Erzbischofe von Prag zur Sprache und Albert mußte sich äußern, was er in dieser Beziehung zu thun gesonnen sei und versprechen könne. Er aber beschränkte sich darauf lediglich zu erklären, daß er willig sei Alles zu erfüllen, was das Concil für das Seelenheil der Böhmen beschlossen habe und noch beschließen würde. Auch beantragte er eine gemeinschaftliche Botschaft an's Concil zu richten und den Magister Rokzan nach Basel zu schicken.

Die Entscheidung des Concils müsse aufrecht erhalten werden, das war in religiöser Beziehung bei den Unterhandlungen mit den Böhmen stets sein letztes Wort. Das Concil hielt sich auch der Treue Alberts so sehr versichert, daß es mit einer gewissen Vorliebe ihm seine bedrängten Umstände oftmals recht eindringlich an's Herz legte und ihn einlud zu den beantragten Versammlungen nach Frankfurt (1441 und 1445), nach Nürnberg (1446) und anderwärtshin zu kommen, um sich des Concils anzunehmen. Albert sagte jedesmal zu oder schickte wenigstens Abgeordnete. Auch aus andern Thatsachen geht seine fortwährende Anhänglichkeit an den Afterpapst und dessen Concil hervor. Er bewog das Concil bayerischen Aebten und Prälaten kirchliche Privilegien zu ertheilen, er genehmigte (1442) auf's neue die vom Concil angeordnete Reform der Klöster in Bayern, wobei er sogar die Gefangennehmung widerstrebender Prälaten und Religiosen gestattete, er stellte einige Jahre später (1445) selbst den Antrag und das Begehren, daß die Augustiner, Barfüßer und Klarissinen in München reformirt würden *).

Als der ausgezeichnete Bischof Nikodemus von Freising im J. 1443 mit Tod abgegangen, bot sich besondere Gelegenheit die Sache des Basler Papstes und Basler Concils in Bayern weiter zu fördern. Herzog Albert sorgte dafür, daß das Domcapitel dem acht Jahre früher getroffenen Uebereinkommen gemäß den Pseudocardinal Johann Grünwalder zum Bischofe wählte. Papst Felix und sein Conciliabulum ertheilten natürlich mit größter Bereitwilligkeit die Bestätigung; allein der rechtmäßige Papst Eugen, der die Wahl eines Schismatikers für an sich ungültig ansah, setzte den Heinrich Schlick als Bischof ein, für den sich auch der Kaiser entschied. Fünf Jahre haderten beide Bischöfe miteinander, bis endlich im J. 1448 Heinrich das Bisthum resignirte, Grün-

---

*) Lipowski's Urgeschichte von München.

walder aber sich dem Papste Nikolaus V. unterwarf und den Cardinalstitel ablegte, worauf er als Bischof von Freising anerkannt wurde (1448 — 1452) *). Damit waren die hauptsächlichsten Gründe hinweggefallen, welche den Herzog Albert hatten bestimmen können für die Sache des Basler Papstes und Concils zu wirken.

Um die tief religiöse Anschauung und Gesinnungsweise des Herzogs richtig darzustellen und zu würdigen, dürfen ein paar Dokumente nicht übergangen werden, welche einen Einblick in sein Inneres, in die Absichten seines gläubigen Herzens gewähren. Albert ertheilte am 8. August 1446 dem Kloster Indersdorf ewige Mauthfreiheit für Weinfuhren. Als Beweggrund führte er an, er habe erwogen, daß man durch das zeitliche Gut das ewige Reich wohl erlangen möge, wenn man es zur Beförderung und Mehrung des Lobes und Dienstes Gottes verwende; er sei sich wohl bewußt, daß jedem Menschen wer und was er immer seyn möge, beim Scheiden aus diesem Elende nichts nachfolge als die vollbrachten Werke. Auch habe er bedacht, daß es dem lieben Gott um so wohlgefälliger und für die arme Seele um so tröstlicher sei, je mehr Werke der Mensch in seinem Leben vorausschicke, sintemalen der Allmächtige keine gute That, wie gering sie auch sei, unbelohnt und keine Uebelthat, wie klein sie auch immer seyn mag, unbestraft lasse **). Dieselben Gedanken wiederholten sich in dem Stiftungsbriefe des Klosters Andechs, der Lieblingsschöpfung Alberts.

Im J. 1451 war nämlich der gelehrte Cardinal Nikolaus von Kusa mit der Visitation der Klöster beauftragt und kam zu diesem Zwecke auch nach Bayern. Seine Anwesenheit war dem Herzoge willkommen und wurde von ihm dazu benützt, um über den Plan einer Umgestaltung des weltlichen Chorherrenstifts zu Andechs zu unterhandeln. Die

*) Meichelbek hist. fris. II. 197. 232. 235—239.

**) M. B. X. 296.

Stiftsherren hatten die Bestimmung in der neuerbauten Stiftskirche, wo sich eine Menge heiliger Reliquien und anderer verehrungswürdiger Gegenstände befand, den heiligen Dienst zu versehen und die religiösen Bedürfnisse der Pilger zu befriedigen. Allein dieser Zweck ward nur sehr unvollständig erreicht, zumal die Kanoniker meistens abwesend waren. Auf Anregung des Propstes Johann von Indersdorf verfiel der Herzog auf den Gedanken, das Chorherren-Stift in ein Kloster stabiler Mönche zu verwandeln. Mit Zuthun des Cardinals Kusa erhielt er 1453 die Genehmigungsbulle des Papstes Nikolaus V. Die Ausführung des Vorhabens ging am 17. März 1455 in Anwesenheit des Herzogs vor sich. Erst am 10. April 1458 aber opferte Albert und zwar, wie er sich ausdrückte, aus Liebe zu den in Andechs aufbewahrten Heiligthümern, besonders den wunderbaren Hostien, für das Seelenheil seiner verstorbenen Eltern am Altare zu Andechs den Stiftungsbrief, und schenkte der Kirche und dem Kloster außerdem mehrere Reliquien, eine große, noch jetzt vorhandene gothische Monstranz für die dort aufbewahrten drei heiligen Hostien, eine Rose welche er vom Papste (Felix V.?) erhalten hatte, und Anderes. Selbst eines der beiden Marianischen Wallfahrtsbilder schrieben die Andechser Mönche der Sorgfalt und Wohlgewogenheit ihres fürstlichen Stifters zu. Im Stiftungsbriefe hatte Albert jede Veräußerung, Entfremdung oder Wegführung der Heiligthümer bei schwerer Strafe verboten; für sich selbst aber als Stifter und Vogt des neuen Klosters forderte er keinerlei Gabe außer einem täglichen kurzen Gebet. Seine Söhne und Nachkommen bat er flehentlich diese Stiftung stets aufrecht zu erhalten, allen Verächtern seines Willens aber drohte er mit dem strengsten Gerichte Gottes*).

Als Ausdruck religiösen Sinnes wird auch die Ver-

*) Andechser Chronik vom J. 1595 fol. 31—38.

fügung angesehen werden müssen, wodurch Albert eine seiner Töchter, die im J. 1452 geborene Barbara, schon in deren Kindheit Gott opferte und weihte, d. h. sie zu einer Nonne bestimmte und in's Kloster St. Jakob am Anger in München gab. Als jährliches Leibgeding sicherte er ihr 80 Pfund Münchener Pfenninge und 20 Pfund Ewiggeld zu; letzteres verblieb dem Kloster auch nach Barbaras Tod*).

Die Beziehungen des bayerischen Herzogs zum päpstlichen Stuhle waren seit der Herstellung des kirchlichen Friedens die besten. Lesen wir doch, daß Papst Nikolaus V. 1453 sogar einen Beitrag von 3000 Goldgulden zur Errichtung des von Albert projektirten Klosters Andechs sandte. Im J. 1458 bat der Herzog den heil. Vater Pius II., bei den Klarissinen in München hinsichtlich der Armuth eine strengere Zucht einzuführen**). Selbst die wahrscheinlich von Albert III. herrührende Anordnung, daß seine jüngern Söhne ihre Ausbildung in der Stadt Rom erhalten sollen, scheint nicht ohne Rücksicht auf den Papst getroffen worden zu seyn.

Alberts Regierung endete mit dem 29. Februar 1460. Sterbend hatte er seine Gemahlin und Söhne aufgefordert seinen Leib auf dem heil. Berge zu Andechs zu begraben, damit das beständige Lob Gottes in der Nähe seines Grabes und die Gegenwart der dort aufbewahrten Heiligthümer seiner Seele besonders nütze***). Albert war eifrig bestrebt gewesen sich in die geistliche Brüderschaft der klösterlichen Orden und Convente aufnehmen zu lassen. Es liegen Confraternitätsbriefe vor vom Orden des heil. Franziskus, vom Orden des heil. Norbert (Prämonstratenser), vom Augustinerorden, vom Convente zu Indersdorf, vom Kloster Tegernsee u. s. w.

---

*) M. B. XVIII. 516.
**) Hundii metrop. II. 70.
***) Westenrieders Beitr. V. 51.

Will man auf Grund der hier mitgetheilten Notizen über die religiöse und kirchliche Seite Alberts III. ein Urtheil fällen, so dürfte man ihn wohl unter jene Fürsten zählen können welche als die eigentlichen Repräsentanten des mittelalterlichen Fürstenthums anzusehen sind. Sie waren zwar nicht Heilige, aber doch durch und durch praktische Christen, d. h. sie hielten Religion und Kirche für die erste und wichtigste Sache welche im öffentlichen wie im Privatleben allenthalben Berücksichtigung verdiene, und der sie daher auch steten Einfluß auf ihr Denken und Handeln, und selbst auf ihre Regierung gestatteten.

Mittermüller.

XXII.

Die Privat-Associationen von Ordensleuten.

Als nach Zertrümmerung des Polizeistaates der socialen Bewegung größere Bewegung gewährt wurde, machte sich vor Allem die katholische Kirche dieselbe zu Nutzen; denn sie, die vollkommenste aller Gesellschaften, weckt, erhält und fördert das sociale Leben in jeglicher Weise. So wurden in neuerer Zeit zahllose Ordenshäuser und religiöse Institute gegründet. Die meisten von ihnen entschlugen sich aller Autorisation von Seiten des Staates. Sie entstanden und wirkten als Privat-Associationen, und die Leichtigkeit der Entwickelung welche sie hierdurch erhielten, sowie der machtvolle Schwung welchen die katholische Kirche in der Gegenwart

erlangte, gab ihnen in manchen Gegenden eine außerordentliche Verbreitung. Gerade dieß zeigt aber auch, daß die fraglichen Anstalten einem tiefgefühlten socialen Bedürfnisse entsprechen. Und in der That, wie sollte es auch anders seyn? Die Uebel und Schäden, an denen die Gesellschaft leidet, sind von solcher Art, daß sie ohne die Religion und die von der Religion getragene christliche Liebe nicht geheilt werden können. Auch sind sie bereits zu einer solchen Höhe gestiegen, daß vereinzelte Kräfte oder halbe Bemühungen wenig gegen sie vermögen. Vereine von Gläubigen die sich mit Aufopferung niederer Interessen ganz und gar dem Dienste Gottes und der Menschheit widmen, religiöse Orden sind demnach durchaus von der Zeit gefordert. Wer hierüber noch Zweifel hegt, der betrachte nur etwas näher die immense Wirksamkeit welche jene Vereine mancherorts in Sachen der Religion, des Unterrichtes, des Armenwesens, des Krankendienstes und anderer socialen Zwecke erlangt, er erwäge insbesondere die staunenswerthe Thätigkeit womit die Ordensschwestern die Schrecken des letzten Krieges gemildert haben, und er wird die von uns ausgesprochene Wahrheit handgreiflich wahrnehmen.

Wie stellte sich nun dieser Aeußerung des katholischen Lebens der moderne Staat gegenüber?

Er ließ in vielen Ländern die religiösen Vereinigungen völlig ungehindert; wir erinnern nur an Nordamerika, England, Belgien, Holland. In Frankreich wagte die Regierung 1845 veraltete Gesetze gegen die Jesuiten anzurufen. Was war der Erfolg? vermochte sie durchzudringen? Die Umstände schienen allerdings ihrem Beginnen durchaus günstig; unaufhörliche Hetzereien der radikalen Presse gegen die Orden waren vorausgegangen, die öffentliche Meinung in dieser Weise bearbeitet, die Kammern zur beifälligen Aufnahme der Regierungsmaßregeln vermocht; dennoch erlitt die Regierung eine verdemüthigende Niederlage. Die französischen Juristen erklärten sich in einem Rechtsgutachten mit der größten Einstimmigkeit gegen die Gerechtigkeit und Ausführbarkeit des

Kammerbeschlusses. Das wirkte; denn man sah ein, daß die persönliche Freiheit und das persönliche Eigenthum der Ordensgenossen ohne einen Ausspruch der Gerichte weder angetastet noch beschränkt werden konnte. Man stand demnach von der polizeilichen und richterlichen Verfolgung ab und nahm zu diplomatischen Unterhandlungen seine Zuflucht. Anfangs ging die Regierung den heil. Stuhl an, doch Gregor XVI. blieb unbeugsam. Kein anderer Ausweg blieb ihr jetzt übrig, als daß sie vom General der Gesellschaft Jesu die Auflösung einiger Ordenshäuser begehrte; und so mußten die Jesuiten selbst der Regierung aus der Verlegenheit helfen. Seit jener Zeit blieben nicht nur die religiösen Congregationen in Frankreich unbehelligt, sondern es fand auch insbesondere der Jesuiten-Orden eine immer größere Verbreitung und Anerkennung. „Denselben heutzutage angreifen", schrieb jüngst ein Mitglied der französischen Akademie, „ist mehr als eine Ungerechtigkeit, es ist lächerlich" *).

Auch in Preußen versuchte man Gesetzbestimmungen gegen die Ordensinstitute hervorzuziehen. Die Jesuiten sollten nicht dispositionsfähig seyn, weil das preußische Landrecht die Mönche für bürgerlich todt erklärt; sie sollten nicht wahlfähig seyn, weil sie durch ihre Gelübde die von dem Gesetze für die Ausübung des Wahlrechtes geforderte Unabhängigkeit verloren hätten. Aber der Minister v. Jagow und fast der gesammte preußische Gerichtsstand haben die genannten persönlichen Rechte der Jesuiten vertheidigt; sie machten die Unterscheidung zwischen den anerkannten und den nicht anerkannten Orden und Gelübden; die nicht vom Staate anerkannten Gelübde seien eine bloße Gewissenspflicht, die gar keine Bedeutung für das Rechtsgebiet habe.

---

*) L'attaquer aujourd'hui, c'est plus qu'une injustice, c'est un ridicule. So de Laprade in seiner Schrift: L'éducation homicide, worin er sich keineswegs mit dem Unterrichtssysteme des genannten Ordens einverstanden erklärt.

In Betreff des Großherzogthums Hessen können wir gleichfalls einen Sieg dieser Rechtsanschauung verzeichnen. Dort wurde 1864 in Bezug auf die Jesuiten die Freiheit der religiösen Privat-Associationen von dem Mainzer Magistrate angegriffen, aber durch die Regierung anerkannt und praktisch gehandhabt. Die lichtvolle Auseinandersetzung des vom General-Staatsprokurator Dr. Seitz an die Regierung erstatteten Rechtsgutachtens und dann ganz besonders das entschiedene Auftreten des Bischofes und Klerus hatten diese Entschließung hervorgerufen.

Viel eklatanter noch war das offene Bekenntniß welches radikale Schweizer für das in Frage stehende Recht der Ordensleute ablegten. Freilich haben sie es gegenwärtig vergessen, und um so mehr thut es noth ihnen das Gedächtniß aufzufrischen. Der Leser wird uns aber verzeihen, wenn wir hier etwas weiter ausholen. Es dient das nicht nur zum bessern Verständnisse, sondern zeigt auch, daß der Liberalismus Juden viel schonender als katholische Priester behandelt.

Bekanntlich machte die Bundesverfassung von 1848 das Recht der freien Niederlassung in der Schweiz von der christlichen Confession abhängig, eine Bestimmung welche unsern fortgeschrittenen Liberalen ein Dorn im Auge war. Die Schweiz, das freieste Land der Welt, stand in der Juden-Emancipation hinter allen Nationen Europa's zurück. Aber wie sollte man diesen „Schandfleck" tilgen? Hätte man ohne Weiteres auf Aenderung der Verfassung angetragen, man war nicht sicher, ob das Volk beistimmen würde; die Schmach wäre dann nur um so ärger gewesen. Man beschloß also einen kleinen Umweg zu nehmen, und Napoleon III. bot bereitwillig dazu seine Hülfe an. In dem Handelsvertrag zwischen Frankreich und der Schweiz wurde nämlich gegenseitig das Recht der Niederlassung den Bürgern beider Staaten gewährt. Die französischen Juden durften demnach sich an allen Orten der Schweiz niederlassen. Es wäre aber die höchste Inconsequenz gewesen, den Schweizerjuden zu verweigern was man

den französischen gewährte. Eine Verfassungsrevision schien darum durchaus gefordert, und wirklich wurde mit dem Köder des französischen Handelsvertrages der betreffende Paragraph der Constitution geändert. Indeß brachte der Handelsvertrag dem Liberalismus auch einige Verlegenheit. Die französischen Jesuiten bekamen in gleicher Weise wie die französischen Juden das Recht der freien Niederlassung in der Schweiz. Es war deßhalb vorauszusehen, daß die Katholiken auf Aenderung des 58. Artikels der Verfassung antragen würden, da dieser verbietet, „den Jesuitenorden und die ihm affiliirten Gesellschaften in irgend einen Theil der Schweiz aufzunehmen." Was mußte auch billiger scheinen als die Ausmerzung jener gehässigen Bestimmung? In den aus Anlaß der Bundesrevision gehaltenen Reden floß ja Alles von Religions- und Gewissensfreiheit über. Sollte deßhalb die Beschränkung der Juden durchaus fallen, warum nicht auch die durch Art. 58 sanktionirte Proscription katholischer Priester und Institutionen? So will es uns einfältigen Katholiken bedünken, doch der Liberalismus duldet keine Gleichstellung der Ordensleute mit den Juden. Wie suchte er also jenen Antrag auf Aenderung des 58. Artikels zu hintertreiben? Die mit dem Berichte über die Bundesrevision betraute Commission des Ständerathes erklärte: „Il est à remarquer, que l'art. 58 n'empêche point les jésuites, notamment, s'ils sont citoyens suisses, de demeurer en Suisse, il leur est *seulement* interdit, de se constituer en corporation et d'agir comme telle"*). Mit andern Worten: der Art. 58 betrifft den Jesuitenorden nur als Corporation; so lange die Jesuiten nicht als Corporation auftreten, steht ihrer Niederlassung und Wirksamkeit nichts im Wege; mithin widerspricht das durch den Handels-

*) p. 22. Wir citiren diese Stelle, wie sie Herr Fracheboud in der Rede, welche er im Nationalrathe bei Anlaß der Verfassungsrevision für die Jesuiten hielt, angeführt hat.

vertrag den französischen Jesuiten eingeräumte Recht durchaus nicht dem Art. 58 der Verfassung und es liegt darum kein Grund zu dessen Aenderung vor. Dasselbe wurde von Radikalen im Nationalrathe geäußert, als Fracheboud und Genossen auf Streichung jenes Artikels antrugen. Wir tadeln nun diese Interpretation nicht, im Gegentheil, wir wollen durch ihre Anführung nur constatiren, daß selbst der jesuitenfresserische Radikalismus der Schweiz ganz offen eine Anschauung ausgesprochen hat, welche den Jesuiten die Freiheit der Privat-Associationen gewährleistet. Denn durch das bloße Zusammenleben und Zusammenwohnen tritt man offenbar noch nicht als Corporation auf, dasselbe ist demnach, selbst nach der radikalen Auslegung des Art. 58, keineswegs den Jesuiten in der Schweiz untersagt. In Betreff anderer Orden fällt vollends jeder Vorwand weg.

Wir kommen jetzt auf Bayern. Auch in diesem Lande schien es, als ob die den religiösen Orden günstige Rechtsanschauung sich Bahn brechen wollte. Die Bischöfe hatten für dieselben mit der größten Entschiedenheit unbeschränkte Freiheit in Anspruch genommen*). Die königliche Antwort schien ihre Forderung stillschweigend anzuerkennen, wenigstens stellt sie, so sehr sie auch auf alle Einzelheiten der bischöflichen Denkschrift eingeht, die der Associationsfreiheit durchaus nicht in Frage**). Daher wurde auch in allen ferneren Verhandlungen dieser Punkt nicht weiter berührt, und es sind in einigen Städten Bayerns wirklich Ordenshäuser ohne Autorisation der Regierung gegründet. Ja die, wie verlautet***), in höhern Regionen veranlaßte und gutgeheißene Schrift des Regierungsassessors Henner sagt ganz unumwunden: „Wenn die Denkschrift der Bischöfe erklärt, daß es

*) Henner, die katholische Kirchenfrage S. 129.
**) l. c. 148 n. 14.
***) Histor.-polit. Blätter XXXIV. 442.

ein unveräußerliches Recht der Kirche sei klösterliche Institute ohne Einmischung des Staates zu gründen, so ist hiegegen nichts zu erinnern, um so weniger als diese Ansicht durch den Art. 11 des Vereinsgesetzes vom 26. Februar 1850 gestützt wird, welcher den Staatsangehörigen das Recht einräumt Vereine ohne vorgängige Erholung polizeilicher Erlaubniß zu bilden"*). So hatte sich die erwähnte Rechtsanschauung auch in Bayern Geltung verschafft, als aufeinmal die Regierung einen entscheidenden Schlag dagegen führte. Die Kirche soll nun ihre Freiheit schlechthin nur im Kampfe erringen.

Die Veranlassung zu dem Streite ist allzu bekannt, als daß wir weitläufig darauf eingehen können. Selbst in amerikanischen Blättern wurde sie besprochen, und nebenbei sei es gesagt, keineswegs zu Gunsten der bayerischen Regierung. Der sicher nicht ultramontane und auch von der Augsburger Allgemeinen gelobte „Volksfreund" von Cincinati machte eine spöttische Vergleichung zwischen dem Auftreten wider wehrlose Mönche und dem Kampfe wider die bewaffneten Preußen. Vollends enthebt uns aber die aktenmäßige Darlegung, welche der Bischof von Regensburg in seiner jüngsten Ansprache an den Klerus gegeben, aller Nothwendigkeit ausführlich den Hergang zu erzählen. Wir entnehmen diesem Berichte nur die interessante Argumentation wodurch die Regierung beweisen will, daß das einfache Zusammenleben einiger unbescholtener Priester, deren sich der Bischof zu verschiedenen kirchlichen Funktionen bediente, gegen die bayerische Verfassung verstoße.

Es heißt in dem Schreiben der Kreisregierung vom 24. Nov. 1866: „Ein solches Convikt von Angehörigen eines im Lande nicht recipirten Ordens, das bei längerem Bestande und Verwendung seiner Mitglieder in der ordentlichen Seelsorge

---

*) Die kath. Kirchenfrage S. 86.

zu einer förmlichen Niederlassung des Ordens im Staatsgebiete und Begründung eines fremden Ordensinstitutes führen würde, kann nach den klaren Vorschriften des §. 76 lit. c der zweiten Verfassungsbeilage, sowie nach den Bestimmungen des Art. VII. des Concordates in Bayern nicht ohne Mitwirkung der Staatsgewalt und ausdrückliche landesherrliche Bewilligung eingerichtet werden, und die thatsächliche Begründung eines derartigen Jesuiten-Convictes durch fortgesetzte Aufnahme solcher Ordenspriester zu gemeinschaftlicher Wohnung und gemeinschaftlichem Zusammenleben im ehemaligen Schottenkloster zu Regensburg von Seite der bischöflichen Stelle würde eine Zuwiderhandlung gegen diese verfassungs- und concordatsmäßigen Bestimmungen enthalten, welche durch die Berufung auf den in der Diöcese herrschenden Priestermangel nicht gerechtfertigt werden kann"*).

Zieht man alle Umstände in Betracht, so ergibt sich ohne Mühe, daß vorliegender Erlaß, in dem sogar „mit Anwendung aller gesetzlichen Mittel" gedroht wurde, nur eine Concession an die radikale Partei war**). Persönlich erzeigte man den Patres auch nach ihrer Zerstreuung alle Achtung; man gewährte ihnen Aufenthaltskarten und hinderte in keiner Weise ihre Wirksamkeit. Es hätte dieses letztere freilich auch nicht ohne schreiende Verletzung der Gesetze geschehen können. Dennoch zeigte die Regierung durch ihr ganzes Verhalten, daß sie noch aus andern Motiven handelte und von keinem Mißtrauen gegen die einzelnen Personen aus dem Jesuitenorden beseelt war.

Durch ein solches Verfahren verdarb man es aber mit Allen, mit den einen, weil man den Patres zu wenig, mit den andern, weil man denselben zu viel einräumte. Es schien unbegreiflich, daß nicht die Wirksamkeit der Jesuiten, sondern

*) Die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung S. 13.
**) Archiv für Kirchenrecht 1867. II. Heft S. 256.

nur ihr Wohnen, ihr Essen, ihr Schlafen in Einem Hause staatsgefährlich sei. Das Volk hat Logik und will Consequenz. Darf man sich aber wundern, daß es in dem Auftreten gegen die Jesuiten solche nicht gewahrte? Und die Regierung — was that sie, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und sich gegen den Vorwurf der Inconsequenz zu schützen? Es blieb ihr nur ein Ausweg übrig, sich nämlich auf den starren Buchstaben des Gesetzes zurückzuziehen und dieses rücksichtslos auszuführen. So handelte sie denn auch. Der von ihr aufgerufene Paragraph des Religionsediktes lautete ganz allgemein nicht nur gegen Jesuiten, sondern überhaupt gegen alle Ordensinstitute. Man mußte mithin übel oder wohl, seine Maßregeln gegen Ordensfrauen beginnen. Wir begreifen recht wohl, wie unlieb das der Regierung war. Energisches Auftreten gegen arme, schwache Klosterjungfern ist schon seiner Natur nach eine mißliche Sache, es schlägt auch fast nothwendig in kleinliche und darum lächerliche Chikanen um. Es zeigt endlich dem Volke, wie groß die Freiheit in Bayern ist, da selbst Nonnen in ihren arglosesten, bestgemeinten Handlungen in den Augen der Regierung sich zu viel Freiheit herausnehmen. Aber man hatte den Tanz einmal angefangen, man mußte ihn vollenden.

Unterdessen war der Bischof nicht müßig gewesen. Er betrat den Weg welchen das Ministerium selbst dem Episcopate angegeben. Die Bestimmungen des Concordats waren über die genannte Angelegenheit so evident, daß sie keine Schwierigkeit bieten konnten*); wohl aber schien das bayerische Religionsedikt einen Widerspruch gegen dieselben zu enthalten. Dafür setzte nun die Antwort des bayerischen Ministeriums vom 9. Oktober 1854 auf die Denkschrift der Bischöfe vom 15. Mai 1853 nach einer reiflichen fast anderthalbjährigen Ueberlegung folgendes fest: „Es muß zur Lösung scheinbarer

*) So Herr Professor Schulte: „Die kirchliche Freiheit" ꝛc. S. 85.

oder wirklicher Widersprüche zunächst auf den Weg der doktrinellen Interpretation in den vorkommenden einzelnen Fällen verwiesen werden"*). Demgemäß befragte der Bischof die höchste Autorität für den bayerischen Culturstaat, die Wissenschaft. Er setzte nämlich seine Rechtsanschauung über die fragliche Angelegenheit auseinander und legte sie dem Herrn Advokaten Freytag zur Begutachtung vor. Dann schickte er dessen Antwort sammt den amtlichen Aktenstücken an mehrere der namhaftesten Rechtsgelehrten Deutschlands, und stellte an sie die Bitte ihm ihre wissenschaftliche Ansicht über die Vorlage zu äußern. Alle sprachen sich mit der größten Einstimmigkeit gegen das Verfahren der Regierung aus. Diese Aktenstücke mit dem bischöflichen Schreiben sind nun in einer Broschüre veröffentlicht und bilden ohne Zweifel eine der allerwichtigsten Kundgebungen für die kirchliche Freiheit in neuerer Zeit**). Die darin enthaltene Auseinandersetzung läßt über die Regensburger Affaire kaum mehr einen Zweifel, mag man ihr auch nicht in allen ihren Einzelheiten beistimmen. Schlag auf Schlag folgen sich in den Gutachten die triftigsten Gründe und Bemerkungen. Wir können jedoch die ganze Argumentation auf vier Punkte zurückführen.

1) Der von der Regierung angerufene Artikel VII des Concordats spricht in keiner Weise für dieselbe. Er legt nur dem Könige die Pflicht auf einige Klöster wieder aufzurichten und zu dotiren, gibt ihm aber nicht das Recht jede

---

*) Archiv für Kirchenrecht Bd. 8. S. 433

**) Es ist das die wiederholt von uns citirte Schrift: „Die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung. Eine Ansprache des Bischofs von Regensburg an den Klerus seiner Diöcese." Regensburg, Manz 1867. Die Rechtsgutachten, resp. Beitrittserklärungen sind von Freytag, Bauerband, Pachmann, Maassen, P. Reichensperger, Roßhirt, Vering, v. Moy, Phillips, Schulte, Arndts, F. Vogel, Seitz, Maas.

anderweitige Gründung von Ordensinstituten zu hindern. Aber verweilen wir nicht bei dieser sonnenklaren Sache.

2) Die andere citirte Gesetzstelle §. 76 lit. c der zweiten Verfassungsbeilage verbietet, wenn man sie mit ihrer weiteren Ausführung in §. 77 zusammenstellt, „die einseitigen Anordnungen der Kirchengewalt" in der „Errichtung von geistlichen Gesellschaften und sonstigen Institutionen." Diese Bestimmung muß strikt interpretirt werden; sie bezieht sich also nicht auf das Zusammentreten von Privatpersonen zur Bildung religiöser Vereine, wenn solches ohne Anordnungen von Seiten der Kirchengewalt geschieht. Im vorliegenden Falle hatte nun der Bischof von Regensburg durchaus keine Anordnung zur Errichtung einer geistlichen Gesellschaft getroffen. Mit Unrecht wurde also jener Paragraph des Ediktes gegen ihn angeführt.

3) Noch mehr. Die Regierung selbst erkennt an, daß „ein Ordensinstitut" noch nicht gegründet ist; sie fürchtet nur, daß das Zusammenleben der Jesuiten dahin führen würde; sie „greift also zu dem sonst längst verlassenen Präventiv-System gegen Private die kein Gesetz verletzt hatten — auf Grund des §. 76, der zugestandenermaßen noch nicht verletzt war, sondern dessen zukünftige Verletzung zum Voraus angenommen werden wollte" *). Und solche polizeiliche Maßregeln erlaubt sich die Regierung in einer Angelegenheit, wo die höchsten Güter und Rechte der Menschen in Frage kommen: die Freiheit des Gewissens und der Religion, die von Gott herrührende Gewalt des Bischofes zur freien Verwaltung seiner Diöcese, die persönliche Freiheit und das Hausrecht unbescholtener Bürger! Wie? Kann man in Bayern der vollen Ausübung dieser Rechte ohne Richterspruch verlustig gehen? Verfällt man der Polizei dadurch, daß man eine von der Kirche auf das höchste gebilligte Lebensregel umfaßt? Wohin sind wir gekommen? „Um mehr als drei Per-

*) S. 51.

sonen zu verbieten auf der Straße zusammenzutreten, muß mindestens der Belagerungszustand erklärt seyn. Was für ein Zustand müßte dann erklärt seyn, um mehr als drei Personen verbieten zu können in einer und derselben Wohnung zusammenzutreten"*)?

4) Endlich bezieht sich der genannte Gesetzesparagraph nur auf „Gesellschaften und Institute" in strengem Sinne des Wortes, d. h. die als solche vom Staate anerkannt, oder corporative Rechte in Anspruch nehmen. Im vorliegenden Falle constituirt das Zusammenleben einiger Priester nicht einmal einen Verein, geschweige denn eine Gesellschaft.

Es ist das, wie schon bemerkt, der Hauptpunkt. Wir sehen es als eine köstliche Frucht der ganzen Affaire an, daß derselbe endlich einmal durch competente Männer für Bayern aufgeklärt ist. Da er auch das Thema unseres Aufsatzes bildet, wollen wir ihn gleichfalls näher erörtern**). Es kommen bei dieser Frage die beiden Aktenstücke zur Sprache, welche auch die Regierung zur Rechtfertigung ihres Verfahrens aufgerufen hat: das Concordat und das Religionsedikt.

Ersteres setzt in Art. 17 Folgendes fest: „Alles Uebrige, was kirchliche Gegenstände und Personen betrifft, wovon in diesen Artikeln nicht ausdrücklich Meldung geschehen ist, wird nach der Lehre der Kirche und nach der bestehenden und angenommenen Disciplin derselben behandelt werden." In den vorstehenden Artikeln war nun durchaus nicht die Rede davon, ob zur Gründung von Klöstern die Einwilligung der Regierung erforderlich sei oder nicht. Es kommen mithin bei dieser Angelegenheit lediglich die allgemeinen kirchenrechtlichen Bestimmungen in Betracht.

*) S. 83.

**) Was wir im Folgenden über Bayern sagen, gilt mutatis mutandis auch für Württemberg, Baden, die Schweiz, weil in diesen Ländern dieselben Rechte und Freiheiten den Einwohnern gesichert sind wie in Bayern.

Ferner steht gemäß Art. 12 den Bischöfen die freie Ausübung alles dessen zu, was ihnen vermöge ihres Hirtenamtes kraft der Erklärung oder Anordnung der kanonischen Satzungen nach der gegenwärtigen und vom heil. Stuhle bestätigten Kirchendisciplin zukommt. Es kann nun gar kein Zweifel darüber obwalten, daß zur kanonischen Errichtung eines Klosters gemäß der vigens et approbata disciplina Ecclesiae nicht die Einwilligung von Seiten des Staates erforderlich ist. Steht mithin dem Bischof frei, Alles auszuüben was seines Amtes ist, so ist er auch frei und unabhängig in der Gründung von Klöstern. Freilich hätte der heil. Vater in diesen, wie in andern Stücken, die Ausübung des bischöflichen Rechtes vom Einvernehmen mit dem Staate abhängig machen können, aber das wäre eine ganz specielle Vergünstigung gewesen; kein Wörtchen davon steht im bayerischen Concordat, mithin findet sie auch nach Art. 17 nicht statt, sondern die gemeinrechtlichen kanonischen Bestimmungen bleiben in Kraft. Nach dem Concordat ist also die Sache leicht zu entscheiden, damit ist sie aber auch abgemacht, denn das Concordat ist ein noch jetzt gültiges Staatsgrundgesetz.

Doch das Religionsedikt? Nun, enthielte es wirklich in diesem Punkte eine dem Concordate widersprechende Bestimmung, so müßte man sich trotzdem an das letztere halten. Das wurde eingehends in unseren Blättern gezeigt*), wiederum ist es in der beregten Angelegenheit von Maas ebenso bündig als klar bewiesen worden**). Dennoch brauchen wir auf diese heikle Sache nicht einzugehen. Unsere Frage läßt sich ohnehin entscheiden, wenn man nur festhält, daß die juristische Interpretation nach Möglichkeit die wirklichen oder scheinbaren Widersprüche einer Gesetzgebung aussöhnen

---

*) Bd. XXXIV. S. 450 ff.

**) Die kirchliche Freiheit ꝛc. S. 109.

muß. Das wird doch Niemand bezweifeln. Hierzu zwingt uns aber noch in Bezug auf Concordat und Religionsedikt die bekannte Erklärung des verstorbenen Königs vom 8. April 1852 *).

Will man in Bayern den vom Staate nicht autorisirten Orden keine Freiheit gestatten, so setzt man das Religions-Edikt nicht nur mit dem Concordate in Widerspruch, sondern auch in Widerspruch mit der Verfassung, in Widerspruch mit den Vereinsgesetzen, in Widerspruch mit der Rechtsanschauung aller gebildeten Nationen, in Widerspruch mit der Rechtsentwickelung unserer Zeit, ja selbst in Widerspruch mit der bisher eingehaltenen Praxis in Bayern. Zeigen wir das im Einzelnen.

Ueber das Concordat haben wir schon geredet; gehen wir also an die Verfassung. Als erster Grundzug ist in derselben ausgesprochen: Freiheit der Gewissen und gewissenhafte Scheidung dessen was des Staates und der Kirche ist. Dann heißt es IV, 9: „Jedem Einzelnen des Reichs wird vollkommene Gewissensfreiheit gesichert.“ „Die geistliche Gewalt darf in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werden“ **). Wiederum wird dann im §. 1 der zweiten Verfassungsbeilage jedem Einwohner des Reiches vollkommene Gewissensfreiheit garantirt. Wozu diese wiederholten Versicherungen? Sind sie nur da, um uns Sand in die Augen zu streuen? oder sollen sie uns belehren, daß wirklich vollkommene Gewissensfreiheit der oberste Grundsatz der Verfassung ist? Doch, was fragen wir viel? Niemand pocht mehr auf vollkommene Gewissensfreiheit als die Gegner der Orden. Würden sie es nur ebenso ehrlich meinen! Aber freilich, weil sie diese Gewissensfreiheit so lieben, scheinen sie dieselbe nur für sich gepachtet zu haben und schließen davon

*) Henner, kath. Kirchenfrage S. 146. Nr. 1.

**) Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern München 1818. S. 5.

die Katholiken aus; oder wie könnte man sonst diesen verwehren, unabhängig vom Staate Associationen von Ordensleuten zu bilden? Das ist ja ein nothwendiges Postulat der vollkommenen Gewissensfreiheit.

Mehrere Gründe lassen sich für diese Behauptung anführen. Zwei derselben wollen wir entwickeln. Wir entnehmen unsere Argumente Aktenstücken von Männern, welche Niemand des Ultramontanismus verdächtigen wird; das erste nämlich einem von mehr denn 300 französischen Advokaten unterzeichneten Rechtsgutachten, das zweite einem Rescripte des preußischen Ministers von Jagow.

Die Juristen Frankreichs schließen in folgender Weise: Die religiöse Freiheit besteht darin, daß man nicht bloß die bestimmten Gebote einer Religion, sondern auch die Rathschläge derselben befolgen kann. Nun ist es ein Grundsatz der katholischen Religion, daß man durch das Ablegen der Gelübde und durch Beobachtung der Regeln denen man sich durch diese Gelübde unterwirft, einen Rath der heil. Schrift befolgt. Verbietet man das Ablegen von Gelübden und die Befolgung von Ordensregeln, so verstößt man gegen die Constitution, wonach Jeder seine Religion mit gleicher Freiheit bekennen kann. Bestände ein solches Verbot, so wäre die Freiheit keine gleiche mehr für den Katholiken und für den Protestanten oder Juden; denn diese dürfen ihre Religion nach deren ganzem Umfang bekennen, während der Katholik die seinige nur in beschränktem Maße bekennen und namentlich nicht das thun dürfte, was seine Kirche als den höchsten Grad christlicher Vollkommenheit betrachtet. Die römisch-katholische Religion, zu welcher sich die Mehrzahl der Franzosen bekennt (Art. 6 der Charte), wäre dann in einer schlimmern Lage als die übrigen Confessionen, was nicht statthaft ist*).

---

*) Das ganze Rechtsgutachten findet man in der ausgezeichneten Bro-

Gegen diese Ansicht ist man freilich in Bayern gleich mit einer Ausrede bei der Hand: der Orden und insbesondere der Jesuitenorden seien der katholischen Kirche nicht wesentlich. Aber besteht denn darin die Vollkommenheit der Freiheit, daß man nur dasjenige thun darf, was durchaus wesentlich ist? O schöne Vollkommenheit! Darf ein Mensch Wasser und Brod zur Fristung seines Lebens nehmen, nichts Anderes aber ohne höhere Erlaubniß thun, ein solcher ist nach jener Theorie noch vollkommen frei. Kann die Kirche nur dasjenige ohne obrigkeitliche Bewilligung thun, was ihrem Leben wesentlich ist, so genießt sie nach süddeutscher Logik vollkommene Freiheit. Doch wo in der Welt hat man solche Begriffe?

Vollkommene Freiheit fängt nicht schon da an, wo unerträgliche Tyrannei aufhört. Es ist nun unerträgliche Gewissenstyrannei den Menschen zu dem zu zwingen, was sein Gewissen als Sünde verdammt. Ich habe also noch keine vollkommene Freiheit, wenn ich nur das ausüben darf, was meine Religion mir als wesentlich, als durchaus nothwendig vorhält, wozu sie mich unter Sünde verpflichtet. Die Vollkommenheit der Freiheit fordert mehr. Ich muß nicht nur dasjenige lassen können, was mein Gewissen verdammt, sondern auch dasjenige ausüben dürfen, zu dem meine Religion mich ermuntert, was mir mein Glaube als hohes Ziel sittlichen und religiösen Strebens vorhält. Auch kann man mir nicht verwehren, hierin der Lehre meiner vom Staat anerkannten Religion zu folgen. Wenn deßhalb ein Katholik nach der Stimme und Mahnung seines Gewissens das ihm von der Kirche empfohlene Ordensleben erwählt, so kann er das frei thun; der Staat hat nicht das Recht ihn zu hindern noch sich einzumischen, sonst würde er einen Eingriff in die Gewissensfreiheit sich erlauben. Andere mögen einen

---

schüre: „Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz von W. E. von Ketteler." Mainz 1864.

solchen Katholiken belächeln, sie mögen sich über die Kutte lustig machen die er anzieht; doch in Sachen des Gewissens kommt es uns nicht auf die Meinung Anderer, sondern auf unsern eigenen katholischen Glauben an, und daß dieser das gemeinschaftliche Leben nach einer approbirten Ordensregel als etwas Gutes und Gottgefälliges anempfiehlt, darüber kann kein Zweifel seyn.

Die Protestanten halten sich nicht unter Sünde verpflichtet am Ostertag das Abendmahl zu feiern, sie wollen vielmehr, daß dieses lediglich dem freien Schwunge der Liebe überlassen bleibe. Aber der Staat sollte einmal diese Uebung ihrer Religion beschränken, wie würde man darüber schreien? Nun, wir Katholiken glauben gleichfalls, das Ordensleben sei nicht strenge geboten, sondern müsse dem freien Schwunge der religiösen Liebe anheimgestellt werden, und uns sollte man daran ohne Verletzung der vollkommenen Gewissensfreiheit hindern können? Aber wo bliebe da die Gleichheit vor dem Gesetze?

Und was reden wir nur von den Protestanten? Gestattet nicht die Regierung den Juden, den Irvingianern, den Rongeanern und Gott weiß was sonst noch für Sekten, Alles zu thun, das deren Religion als etwas Gottgefälliges anpreist?

Wir Katholiken verlangen also nicht etwas Exorbitantes. Wir begehren nur das was man auch den andern Religions-Parteien gewährt; wir fordern nur das was protestantische Staaten, was Preußen, England, Nordamerika, Holland, Dänemark den Katholiken ohne Bedenken zugestehen, was auch der Sultan, ja sogar der Kaiser von China seinen katholischen Unterthanen nicht verweigert. Und das was allerorts, selbst unter den Türken und Heiden gilt, sollte man uns abschlagen können ohne die Vollkommenheit der Gewissensfreiheit zu verkümmern!

Aber wird man sagen, wir wollen euch Katholiken gar nicht hindern in religiösen Dingen Alles zu thun was die

Kirche verlangt, ihr sollt nur nicht einseitig ohne Erlaubniß der Regierung in der Errichtung von religiösen Instituten vorangehen. Aber wie? Die Katholiken sollen in der Ausübung ihrer Religion unter Curatel gestellt werden, keinen Schritt wagen ohne vorher einen Beamten zu fragen? Wir verbitten uns das. Es ist dieß offenbar gegen die uns garantirte vollkommene Gewissensfreiheit.

Für diese Behauptung entnehmen wir ein zweites Argument, wie wir schon oben angedeutet haben, den Worten des preußischen Ministers von Jagow*): es handle sich „dem Staate gegenüber bei diesen Gelübden (der Jesuiten) immer nur um eine bloße Gewissenspflicht, die vor dem bürgerlichen Gesetze und vor der weltlichen Obrigkeit als bindende Verpflichtung nicht anerkannt wird“, diese begründeten keine „Beschränkungen der Selbstständigkeit“ welche „rechtlicher Natur“ wären. So ist es in der That mit den Gelübden der nicht vom Staate anerkannten Orden der Fall. Sehen wir uns deren Natur etwas näher an.

Mehrere Personen verpflichten sich durch ein Gelübde nach einer Regel zusammenzuleben welche die katholische Kirche gebilligt und anempfohlen hat. Dieselben suchen gar keine staatliche Anerkennung ihres Vereines nach, wollen keine Corporationsrechte haben, sondern zufrieden mit ihren persönlichen Rechten, glauben sie aller Vortheile entbehren zu können welche mit einer bürgerlichen Autorisation ihres Vereines verbunden sind. Sie machen die ganze Organisation und den ganzen Bestand desselben lediglich von dem Gewissen ihrer Mitglieder abhängig. In der That, was hat solche Personen zur Ablegung der Gelübde bewogen? Das Gewissen. Was hält sie im Orden zurück? Das Gewissen. Was unterwirft sie der gemeinschaftlichen Regel und dem

*) Erlaß vom 16. April 1862. Zweites Wort über die Jesuiten in Mainz S. 46.

Obern? Wiederum einzig das Gewissen. Ihr Verein als solcher verlangt durchaus keine Hülfe, keinen Zwang von Seiten des Staates. Darum existiren auch ihre Gelübde und die durch dieselben auferlegten Verpflichtungen gar nicht rechtskräftig in den Augen des Staates. Der ganze Verein und das nach den Vorschriften der katholischen Kirche in demselben geführte Leben ist offenbar nur eine Gewissenssache. Wollte demnach der Staat dieses Ordensleben beschränken oder meistern, sicher würde er in die Gewissensangelegenheiten eingreifen und somit die den Bayern zugesicherte vollkommene Gewissensfreiheit verletzen.

Dieß ist freilich an sich klar genug; aber der Vorurtheile wegen wollen wir die Sache durch folgenden Fall anschaulich machen. Gesetzt, ein Mitglied des religiösen Vereines würde die Ordensregeln verletzen oder gar aus dem Ordenshause weglaufen wollen; die andern kämen nun zur königlichen Kreisregierung und klagten über die Verletzung des Gelübdes. Was würde man auf eine solche Klage antworten? „Ei, was kümmert uns das Gelübde! das ist eine Gewissenssache, in Gewissenssachen kennt man hier zu Lande keinen Zwang." Nun, nehmen wir auch einmal den entgegengesetzten Fall an. Alle Mitglieder des Ordens wollen gemäß der ihnen durch die Regel, das Gelübde, die Obern auferlegten Pflicht einträchtig zusammenleben. Wie nun? Soll in dem letztern Falle ein solches Gelübde und Ordensleben keine bloße Gewissenssache mehr seyn, sondern der Staat Notiz davon nehmen müssen, um es durch seine Gewalt zu verhindern? Aber welche Inconsequenz würde das nicht seyn? Der Staat dürfte nicht Gewalt anwenden um Jemand zur Erfüllung einer Gewissenspflicht anzuhalten, wohl aber um ihn daran zu hindern! Versteht die Regierung so die vollkommene Gewissensfreiheit welche sie den Katholiken garantirt und beschworen hat? Nicht doch; sie würde laut gegen eine solche Unterstellung protestiren. Aber dann sollte sie auch nicht die Freiheit religiöser Privat=Associationen verkümmern

und ein einzelnes Wort des Ediktes gegen den obersten Grundsatz der Verfassung auslegen.

Wir kommen jetzt zur Vereinsfreiheit, welche allen Unterthanen Bayerns durch die Gesetze bewilligt ist. Es ist ein schreiender Widerspruch, diese Vereinsfreiheit nur auf bürgerliche und politische Sachen zu beziehen, sie aber in religiösen Dingen von der Erlaubniß der Regierung abhängig machen zu wollen. Man hätte dann ja der politischen Gewalt gegenüber mehr Freiheit in bürgerlichen und politischen Dingen als in religiösen. Der Staat dürfte sich mehr in religiöse Dinge einmischen als in bürgerliche und politische. Freilich nach der Ansicht mancher Liberalen hat er wirklich dieses Recht gegenüber der katholischen Kirche. Diese darf er knebeln je mehr desto besser. Die kirchlichen Obern darf er in den Augen Jener nur frischweg chikaniren; je ärger das geschieht, desto lieber ist es unsern Freiheitshelden. Solche Eingebungen der Leidenschaft darf man aber nicht in die Interpretation des Rechtes hineintragen. Das Vereinsgesetz gibt folglich den religiösen Vereinen dieselbe Freiheit, wie den bürgerlichen. Was bleibt demnach der Regierung zu thun? Will sie den Katholiken gegenüber ehrlich die Vereinsfreiheit handhaben, so stehe sie von ihrer Auslegung des Religionsediktes ab. Sonst aber erkläre sie offen, daß die Kirche nicht für ihre Institute die dem Volke garantirten Rechte beanspruchen dürfe. Eine entschiedene, aufrichtige Sprache geziemt sich auch noch heutzutage für Jedermann.

Die Regierung setzt ferner durch ihre Deutung das Edikt in Widerspruch mit der Rechtsanschauung aller gebildeten Völker. Welche diese ist, haben wir Eingangs unseres Artikels gesehen. Ueberall dürfen sich die Orden frei und ungehindert als Privat-Associationen bilden. Soll Bayern fortwährend eine Ausnahme machen, soll es in dieser Hinsicht chinesische Grundsätze verfechten? Aber man wird bald gewahr werden, daß solches auf die Dauer unmöglich ist, daß man nicht immerdar in Bayern den Katholiken vorent-

halten kann, was die ganze Welt ihnen gewährt, was ferner die neuere Rechtsentwickelung durchaus verlangt.

Hiermit sind wir zu einem neuen Momente in unserer Beweisführung gekommen; wir meinen den Widerspruch in den die von uns bekämpfte Auslegung des bayerischen Religionsediktes mit der heutzutage geltend gewordenen politischen Anschauung tritt. Zum Beweise hiefür können wir uns auf die Reden der Gegner selbst berufen. Das Ancien Régime ist begraben; der Polizeistaat hat dem Rechtsstaat Platz gemacht; die Präventiv-Maßregeln sind gehässig geworden: so prahlen unaufhörlich unsere Liberalen. Wenn es ihnen aber Ernst ist mit diesen Phrasen, so müssen sie sich consequent bleiben. Es wäre doch gar zu lächerlich, wollte man die Präventiv-Maßregeln gegen Ordensfrauen bestehen lassen, während sie sonst überall gefallen sind. Denn wenn das Repressiv-System, wenn die Autorität der Gerichte, wenn die Staatsgewalt mit dem ganzen Apparat nicht ausreicht, um etwaige Gesetzesübertretungen von Seiten der Nonnen zu strafen und unschädlich zu machen, dann ist die Falschheit des modernen Systems unwiderleglich bewiesen. Aber freilich „der bureaukratische moderne Staat hat wie Janus zwei Gesichter und zeigt der katholischen Kirche stets das alternde Gesicht des Polizeistaats" *). Gilt das vom Verhalten gegen die katholische Kirche überhaupt, so findet es noch mehr den specifischen Erscheinungen des katholischen Lebens gegenüber statt. Nach den Grundsätzen unserer süddeutschen Liberalen können die Orden nicht genug polizeilich gemaßregelt werden, als ob große Gefahren unsern Staaten nur von den Klöstern kämen. Freiheit sei der Presse, der Rede, dem Gewerbe, den bürgerlichen Vereinen, dem internationalen Verkehre, den Sekten, dem Laster, nur keine Freiheit den Orden. Die Klausur der Franziskanessen, ein Hospiz

*) So Herr Freytag in seinem Rechtsgutachten S. 59.

und ein einzelnes Wort des Ediktes gegen den obersten Grundsatz der Verfassung auslegen.

Wir kommen jetzt zur Vereinsfreiheit, welche allen Unterthanen Bayerns durch die Gesetze bewilligt ist. Es ist ein schreiender Widerspruch, diese Vereinsfreiheit nur auf bürgerliche und politische Sachen zu beziehen, sie aber in religiösen Dingen von der Erlaubniß der Regierung abhängig machen zu wollen. Man hätte dann ja der politischen Gewalt gegenüber mehr Freiheit in bürgerlichen und politischen Dingen als in religiösen. Der Staat dürfte sich mehr in religiöse Dinge einmischen als in bürgerliche und politische. Freilich nach der Ansicht mancher Liberalen hat er wirklich dieses Recht gegenüber der katholischen Kirche. Diese darf er knebeln je mehr desto besser. Die kirchlichen Obern darf er in den Augen Jener nur frischweg chikaniren; je ärger das geschieht, desto lieber ist es unsern Freiheitshelden. Solche Eingebungen der Leidenschaft darf man aber nicht in die Interpretation des Rechtes hineintragen. Das Vereinsgesetz gibt folglich den religiösen Vereinen dieselbe Freiheit, wie den bürgerlichen. Was bleibt demnach der Regierung zu thun? Will sie den Katholiken gegenüber ehrlich die Vereinsfreiheit handhaben, so stehe sie von ihrer Auslegung des Religionsediktes ab. Sonst aber erkläre sie offen, daß die Kirche nicht für ihre Institute die dem Volke garantirten Rechte beanspruchen dürfe. Eine entschiedene, aufrichtige Sprache geziemt sich auch noch heutzutage für Jedermann.

Die Regierung setzt ferner durch ihre Deutung das Edikt in Widerspruch mit der Rechtsanschauung aller gebildeten Völker. Welche diese ist, haben wir Eingangs unseres Artikels gesehen. Ueberall dürfen sich die Orden frei und ungehindert als Privat-Associationen bilden. Soll Bayern fortwährend eine Ausnahme machen, soll es in dieser Hinsicht chinesische Grundsätze verfechten? Aber man wird bald gewahr werden, daß solches auf die Dauer unmöglich ist, daß man nicht immerdar in Bayern den Katholiken vorent-

halten kann, was die ganze Welt ihnen gewährt, was ferner die neuere Rechtsentwickelung durchaus verlangt.

Hiermit sind wir zu einem neuen Momente in unserer Beweisführung gekommen; wir meinen den Widerspruch in den die von uns bekämpfte Auslegung des bayerischen Religionsediktes mit der heutzutage geltend gewordenen politischen Anschauung tritt. Zum Beweise hiefür können wir uns auf die Reden der Gegner selbst berufen. Das Ancien Régime ist begraben; der Polizeistaat hat dem Rechtsstaat Platz gemacht; die Präventiv-Maßregeln sind gehässig geworden: so prahlen unaufhörlich unsere Liberalen. Wenn es ihnen aber Ernst ist mit diesen Phrasen, so müssen sie sich consequent bleiben. Es wäre doch gar zu lächerlich, wollte man die Präventiv-Maßregeln gegen Ordensfrauen bestehen lassen, während sie sonst überall gefallen sind. Denn wenn das Repressiv-System, wenn die Autorität der Gerichte, wenn die Staatsgewalt mit dem ganzen Apparat nicht ausreicht, um etwaige Gesetzesübertretungen von Seiten der Nonnen zu strafen und unschädlich zu machen, dann ist die Falschheit des modernen Systems unwiderleglich bewiesen. Aber freilich „der bureaukratische moderne Staat hat wie Janus zwei Gesichter und zeigt der katholischen Kirche stets das alternde Gesicht des Polizeistaats" *). Gilt das vom Verhalten gegen die katholische Kirche überhaupt, so findet es noch mehr den specifischen Erscheinungen des katholischen Lebens gegenüber statt. Nach den Grundsätzen unserer süddeutschen Liberalen können die Orden nicht genug polizeilich gemaßregelt werden, als ob große Gefahren unsern Staaten nur von den Klöstern kämen. Freiheit sei der Presse, der Rede, dem Gewerbe, den bürgerlichen Vereinen, dem internationalen Verkehre, den Sekten, dem Laster, nur keine Freiheit den Orden. Die Klausur der Franziskanessen, ein Hospiz

*) So Herr Freytag in seinem Rechtsgutachten S. 59.

der Kapuziner, Exercitien in einem Frauenkloster sind staatsgefährlich oder können möglicherweise mit der Zeit die größten Nachtheile der Volkswirthschaft bringen; darum müssen sie verhindert oder von hoher obrigkeitlicher Bewilligung abhängig gemacht werden. Doch anderswo lacht man über dergleichen administrative und polizeiliche Beschränkungen der religiösen Freiheit, wie man über einen Menschen spotten würde, der mit einem Zopf oder einer Allonge-Perrücke daher käme. So sehr sind solche Maßregeln in Widerspruch mit unserer Zeit.

Das Verhalten der bayerischen Regierung den Jesuiten gegenüber ist endlich auch in Widerspruch mit der bisherigen Praxis. Welche diese in Betreff der religiösen Privat-Associationen gewesen, haben wir bereits Eingangs erwähnt.

Wie lassen sich nun all diese Widersprüche aussöhnen, welche anscheinend das Religionsedikt verursacht? Auf dieselbe Weise, wie die Franzosen, wie die Preußen, wie die Engländer frühere die Klöster beschränkende Gesetze mit der heutigen Freiheit und den Anforderungen der Jetztzeit aussöhnen. Sie behaupten nämlich, daß die vom Staate nicht autorisirten Ordenscongregationen durchaus nicht unter jene Gesetze fallen. In ähnlicher Weise handle man in Bayern. Man beziehe den §. 76 des Religionsediktes nicht auf Privat-Associationen, sondern nur auf bürgerlich anerkannte Ordens-Gesellschaften und Institute. Das erheischt übrigens schon der Umstand, daß der §. 76 des Ediktes seiner Natur nach strikt interpretirt, und demnach auf Gesellschaften und Institute im engern Sinne des Wortes bezogen werden muß; das fordern aber auch die ausdrücklichen Worte jener Verfassungsbeilage und die allerbestimmteste Erklärung des Gesetzgebers. Das Religionsedikt gilt nämlich nach seiner Ueberschrift „den äußern Rechtsverhältnissen" der kirchlichen Gesellschaften, oder um mit dem König Max Joseph *) zu

*) Siehe dessen Erklärung von Tegernsee vom 5. September 1821.

sprechen: „den bürgerlichen Verhältnissen" derselben. So lange also eine Anzahl von Personen nicht im geringsten rechtlich als Gesellschaft auftritt, so lange ihre Beziehungen zueinander lediglich durch das Gewissen bestimmt und bewirkt werden, ohne irgendwie in die Rechtssphäre hinüberzutreten, so lange darf man das Religionsedikt nicht wider sie geltend machen, denn es will ja nur die bürgerlichen Verhältnisse der geistlichen Gesellschaften ordnen. So und nur so kann eine gesunde Interpretation der bayerischen Gesetzgebung sprechen.

Wir können uns übrigens hiefür auf mehrere Analogien berufen. Der §. 6 des Ediktes macht die Freiheit in der Wahl des Glaubensbekenntnisses vom Eintritte der gesetzlichen Volljährigkeit abhängig. Hierüber entstand bekanntlich heftiger Kampf. Wie wurde der Sturm endlich beigelegt? Man machte eine doktrinelle Interpretation, welche die Ungiltigkeit der Religionsänderung Minderjähriger nur auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse beschränkt*). Demnach dürfen auch Minderjährige katholisch werden; sie gelten aber als solche nicht vor dem Gesetze. Nun, eine ähnliche Interpretation verlangen wir für §. 76. Ordensinstitute mögen sich frei bilden, sie gelten jedoch als solche nicht vor dem Gesetze, so lange der Staat nicht in ihre Errichtung einwilligt.

Nach §. 9 der Verfassung sollen Verordnungen und Gesetze der Kirchengewalt, selbst wenn sie sich auf rein geistliche Gegenstände beziehen, ohne das Placet des Königs nicht verkündet und vollzogen werden dürfen. Aehnliches wiederholt und motivirt der dritte Abschnitt des Religionsediktes. Dagegen beschränkt der bayerische Ministererlaß vom 9. Okt. 1854 „die Nothwendigkeit der Placetirung" auf „ganz besondere Fälle und Anlässe, in welchen kirchliche Erlasse das

---

*) Histor.-polit. Blätter XXXIV. 579.

bürgerliche und politische Gebiet mit berühren", und spricht es als unzweifelhaft aus, „daß der Emanirung von oberkirchlichen Erlassen, welche nur kirchliche Angelegenheiten betreffen und nicht zugleich in das bürgerliche und politische Gebiet eingreifen, durch den Vorbehalt eines Placetum eine Schranke nicht gesetzt sei" *). Wir tadeln das Ministerium nicht, daß es durch eine solche Interpretation faktisch das Placet beseitigt hat, aber unschwer leuchtet ein, daß dieselbe gegen den Wortlaut der Verfassung ist. Gehen wir nun zu weit, wenn wir gleichfalls verlangen, daß §. 76 nur in sofern auf „geistliche Gesellschaften und sonstige Institute" bezogen werde, als diese „in das bürgerliche und politische Gebiet eingreifen", daß er mithin auf Associationen keine Anwendung habe welche ihre ganze Organisation einzig vom Gewissen ihrer Mitglieder abhängig seyn lassen, nicht aber irgendwie eine bürgerliche oder politische Anerkennung ihres Institutes in Anspruch nehmen? O nein; eine solche Auslegung verstößt nicht einmal, wie wir vorhin angeführt, gegen den Wortlaut des Gesetzes, sie nimmt nur die Ausdrücke: Gesellschaft, Institut, in einem etwas engern Sinn welchen übrigens der ganze Context erheischt.

Noch ein anderes Beispiel von Auslegung des Religions-Ediktes! Die zweite Verfassungsbeilage bestimmt deutlich: „Sobald mehrere Familien zur Ausübung ihrer Religion (es handelt sich um eine in Bayern staatlich nicht recipirte Religion) sich verbinden wollen, so wird jederzeit hiezu die königliche ausdrückliche Genehmigung erfordert." Dessenungeachtet sagt ein Schreiben, welches vom Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten an das Präsidium der Abgeordneten-Kammer unlängst erging: es ist übrigens den Anhängern der Freigemeinden unbenommen, von den Bestimmungen des Gesetzes über Versammlungen

*) Archiv für Kirchenrecht VIII. 434.

und Vereine vom 26. Februar 1850 jederzeit Gebrauch zu machen, und die königliche Staatsregierung wird diese Staats=Angehörigen in dieser Beziehung keiner andern Beschränkung unterwerfen, als durch die Vorschriften des Gesetzes und die Rücksicht auf Erhaltung der öffentlichen Ordnung durchaus geboten erscheint" *).

Offenbar konnte das Ministerium eine solche Interpretation zu Gunsten der Freigemeinden nur deßhalb machen, weil es zwischen Religions=Gesellschaften und einfachen Vereinen unterschied. Und nun sollten wir Katholiken nicht eine ähnliche Unterscheidung zu Gunsten unserer Ordensleute fordern dürfen? Das soll zu viel seyn, wenn der Episcopat für Institute, die nach den Worten des bayerischen Grundgesetzes beträchtliche „Vortheile der Kirche und dem Staate gebracht haben und in der Folge noch bringen könnten" **), dieselbe Freiheit verlangt, welche die Regierung den gemeinsten Winkelsekten gewährt? Der Contrast in der Behandlung katholischer Bischöfe und radikaler Freigemeindler ist doch gar zu groß, als daß wir darüber noch ein Wort verlieren dürften.

Die angeführten Beispiele zeigen hinlänglich, daß die Regierung selbst von der Ansicht ausgeht, das Religionsedikt könne nicht mehr seinem starren Wortlaute nach ausgeführt werden. Wir glauben deßhalb, sie werde nicht gegen Jesuiten und Klosterfrauen den Buchstaben jener Verfassungsbeilage urgiren in Widerspruch mit den Principien der Verfassung und der bayerischen Gesetzgebung, ja in Gegensatz zu der Rechtsanschauung der neueren Zeit und der gebildeten Völker. Will die Regierung die Kronrechte vertheidigen, wir tadeln das nicht, im Gegentheil wir meinen, es thue noth dieselben

---

*) Die kirchliche Freiheit zc. S. 10.

**) Art. VII des Concordates in der „Verfassungsurkunde" S. 371. Mit Berufung auf das Concordat hat der gesammte Episcopat, wie schon bemerkt, im J. 1852 Freiheit für die religiösen Orden verlangt.

zu wahren; aber deren Gegner sind nicht hinter der Klausur von Klöstern zu suchen. In der That, hätte unsere Demokratie die Kronrechte von einer andern Seite als gegen Mönche und Nonnen vertheidigt, es stünde besser um uns. Und jetzt vollends, wo Europa in seinen Grundfesten bebt, wo wir durch unser bisheriges System an den Rand politischen und ökonomischen Bankerotts gekommen sind, schreibt der gesunde Menschenverstand andere „gesetzliche Maßregeln" vor, als die höchst ungesetzliche Regensburger Sakristeiwirthschaft.

XXIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

II. Ein Krieg um Luxemburg.

Frankfurt 18. Juni 1867.

Seit ich meinen letzten Brief geschrieben, ist mehr als ein Monat verflossen und ich meine, es sei eine ganze Reihe von Jahren. Viele und vielerlei Dinge haben mich an der Fortsetzung meiner Betrachtungen gehindert, aber ich will sie jetzt wieder aufnehmen, denn ich fühle fast ein Bedürfniß mich einmal recht aufrichtig auszusprechen.

Wie sich die Zukunft, nah oder fern, auch gestalten möge, für jetzt ist die Erhaltung des Friedens ein Glück und unverständig ist das Kriegsgeschrei, welches gewisse Parteien

und ihre Blätter noch immer erheben. Papiermenschen welche sich vor einer ungeladenen Flinte fürchten, sprechen mit widerlichem Leichtsinne über die Entscheidung durch die Waffen; Tausende glauben all' das Zeug nachsprechen zu müssen, um ja für gesinnungstüchtige Deutsche zu gelten. Männer, sonst ganz verständig und wohlgesinnt, lassen von dem Geschrei sich bethören, und darum mußt Du dem alten Soldaten schon gestatten, daß er ohne Rückhalt sich ausspreche über den Krieg, und ich denke der Jahrestag der Schlacht sei daher nicht ganz übel gewählt.

Im Jahre 1832 hab' ich, damals ein junger Soldat, gegen meine Kriegslust eine altkluge Predigt anhören müssen von dem neugebackenen Diplomaten welcher jetzt wie ich selber „des Grabes Blumen" auf dem Haupte herumträgt. Seitdem ist mehr als ein Menschenalter dahingegangen; die Zustände der Gesellschaft und der Staaten sind andere und die Wahrheiten welche Du mir damals gesagt, sind mehr noch Wahrheiten geworden. Gerade in diesem Menschenalter haben sich die Berührungspunkte der Völker vermehrt, sind deren Beziehungen viel inniger und alle Interessen wenn nicht gemeinschaftlich, doch mehr oder weniger zusammenhängend geworden. Die Ereignisse des Völkerlebens greifen viel weiter aus und gehen tiefer, und die wirthschaftlichen Zustände unserer Zeit machen das Unglück eines jeden Volkes zu einem allgemeinen.

Doch sprechen wir nun ausschließlich von dem Kriege.

Allerdings können heutzutage die Kriege nicht mehr durch Jahrzehnte sich schleppen; sie werden nicht mehr geführt mit winzigen Heeren welche hin und her marschiren, die Länder verheeren, wenn es sich gerade trifft, auch einmal schlagen, welche aus der Belagerung einer kleinen Festung das Geschäft eines ganzen Feldzuges machen, einen großen Theil des Jahres in den Winterquartieren liegen und im Sommer dieselben Geschäfte in gleicher Art wieder fortsetzen. Wie alle Verhältnisse, so sind auch die Verhältnisse des

Krieges viel größer geworden. Man führt beträchtliche Theile der Völker in den Kampf; man steckt sich von vorneherein ein gewisses Ziel, man bringt vor gegen dieses, der eine Theil will die Annäherung hindern, der andere will die Erreichung des Zieles erzwingen. Die beiden Heere suchen sich; jedem ist des Feindes Heer das nächste und wahre „Operationsobjekt," jedes will das andere kampfunfähig machen. Will man die Sache recht vornehm aussprechen, so sagt man: früher hat das Princip der Ermüdung gegolten, heute gilt das Princip der Vernichtung. — So führt man mit den ungeheuren Massen rasche und furchtbare Stöße, und Wenige können die Sache entscheiden. Ein Erfolg, wie im Jahre 1866 ihn die Preußen errangen, wird so schnell nicht wieder eintreten; nicht jedesmal wird eine große Macht in siebzehn Tagen niedergeworfen, aber die ungeheuern Massen der heutigen Heere machen eine lange Dauer der Kriege unter allen Umständen unmöglich.

Wenn heutzutage nun die großen Kriegsereignisse in kleinere Zeitabschnitte sich zusammendrängen, so werden dagegen die Erschütterungen viel weiter getragen; so hat der Wirkungsraum kaum eine Grenze und weit von dem Mittelpunkte sind oft die Stöße noch mehr als in dessen Nähe empfunden. Je nach Umständen kann man wohl den Krieg „lokalisiren," d. h. man kann die Operationen in einem verhältnißmäßig kleinen Raum festhalten. Heutzutage kämpft man wohl nur gegen Bewaffnete, man achtet Leben und Eigenthum der unbewaffneten Bewohner, die Kriegführung ist menschlicher geworden, aber die Greuel liegen in der Natur der Dinge und die beste Disciplin der Heere kann sie nicht hindern. Sind im Bereiche des Kriegsfeldes die unmittelbaren Verheerungen auch grausig, so sind sie nicht das größte Unheil, denn die andern, wenn auch nur mittelbaren Wirkungen schaffen viel größeres Unheil.

Glaubst Du, der kurze Krieg von 1866 habe nur in Oesterreich und in Italien die inneren Verhältnisse zerrüttet,

habe nur in dem südlichen Deutschland und in Preußen dieselben gestört? Gehe nach Belgien, nach Holland, nach der Schweiz und nach Frankreich und Du wirst noch Mancherlei über die Wirkungen dieses kurzen Krieges vernehmen. Ueberall kannst Du hören, wie nach allen Richtungen das Vertrauen und in dem Verkehr das Geld verschwunden war. In jedem Handelsplatze kannst Du wahrnehmen, wie bei der einfachen Möglichkeit eines Krieges die Gewerbthätigkeit stille steht, wie die Geschäfte stocken, wie große Vermögen zu Grunde gehen. Erinnere Dich, mein Freund, wie im Jahre 1859 und 1866 nicht nur der Curs der Papiere, sondern selbst der Werth der Grundstücke gesunken war, und sage mir, wie es hätte werden müssen, wenn beide Kriege bei längerer Dauer über weitere Landstrecken sich verbreitet hätten.

Die Börse ist keineswegs ein untrüglicher Messer der gesellschaftlichen Zustände und der wirthschaftlichen Verhältnisse; oft genug sind ihre Bewegungen durch allerlei schlechte Mittel gemacht; aber mit der Stimmung des Geldmarktes zeigt sie das Steigen oder Fallen des allgemeinen Vertrauens. Wenn auf diesem der Umsatz stille steht, wenn von diesem das Geld sich zurückzieht, so entbehrt es der Handel und entbehren es die Gewerbe. Steht ein Krieg in Aussicht, so müssen all' die Leute welche von ihren Renten leben, ihre Ausgaben beschränken, denn sie wissen nicht, welche Schicksale ihr Vermögen treffen kann, wohl aber wissen sie, daß im Laufe des Krieges ihre Renten nicht mehr flüssig seyn werden. Glaubt der Kaufmann, daß die Waaren keine Käufer finden, so leert er seine Magazine und füllt sie nicht wieder, und der Fabrikant hört auf zu arbeiten, wenn jener ihm nicht mehr den Absatz seiner Produkte vermittelt, oder wenn er ihm nicht mehr seine Bedürfnisse z. B. die Rohstoffe liefert. Die Kaufläden stehen leer, die Handwerker sind ohne Beschäftigung, die Fabrikarbeiter entlassen. Du sagst: man muß doch wohnen, sich kleiden und essen. O ja, aber man kann mit gar wenig auskommen, wenn man das Mehr nun

einmal nicht hat. Handelsgeschäfte, Gewerbe, Privatvermögen, wieweit sie im Raum auseinanderliegen, sind in gegenseitiger Abhängigkeit und deßhalb sind fern von dem Schauplatz des Krieges Tausende und aber Tausende ohne Brod. Ich verkenne nicht die Mildthätigkeit in allen Ländern, sie kann viel einzelnes Elend mildern, aber um das allgemeine Elend zu heben, reichen die größten Anstrengungen nicht aus. Wird die Noth größer, so werden die Mittel der Wohlthätigkeit kleiner, denn die Lasten drücken immer schwerer und am Ende muß der mildeste zuerst für sich und die Seinigen sorgen. Jeder verliert, der nicht Geschäfte macht im Krieg und für den Krieg. Eine Masse von großen Capitalien wird verloren und nicht wieder gewonnen, mit diesen aber gehen Unternehmungen, Einrichtungen, Anstalten und demnach unzählige Existenzen zu Grunde. Könnte man all' diese Verluste und Schäden einer Berechnung unterwerfen, so würden sich fabelhafte Summen ergeben. Von diesen Summen aber fällt der größte Theil immer auf den kleinen Mann und darum verarmen die Länder. Die Verarmung irgend eines Landes ist aber für jedes andere ein Unglück.

Du kennst wohl die Größe des unmittelbaren Aufwandes für den Krieg und dennoch würdest Du erstaunen, wenn ich Dir vorrechnen wollte, was ein einziges kleines Gefecht die Steuerpflichtigen kostet. Die Hunderte von Millionen werden verpufft, verschwinden in Rauch und Schutt; und auch dem Sieger sind die Verhältnisse gestört, wie groß die politischen Vortheile seien welche das Waffenglück ihm errungen.

Mit den Heeren ziehen erhaben und furchtbar die Engel des Todes, aber hinter ihnen schleichen der Hunger, die Seuchen, die Noth und alle die tückischen Feinde des Lebens. Von diesen werden die Meisten erwürgt, die kleinere Zahl ist durch die Waffen gefallen. Erst wenn die gelichteten Reihen der Krieger von der Mühseligkeit ihrer Arbeit ruhen, erst dann erreicht das Elend der Völker seinen höchsten Stand.

„Unter den Waffen schweigen die Gesetze“ (inter arma

silent leges) — das ist ein alter und männiglich bekannter Satz. Wo der Krieg weilt und tobt, da gibt es keine Autorität; da gilt nur die Gewalt der Waffen, aber auch weit von dem eigentlichen Schauplatze treten Ausnahmszustände an die Stelle der gesetzlichen Verwaltung. Nicht auf dem Schlachtfelde nur sind die Augenblicke kostbar, auch in der Behandlung bürgerlicher Geschäfte kann der Verlust eines Tages oder selbst einer Stunde ein Unglück herbeiführen, welches die größten Opfer nicht wieder gut machen können. In den Perioden des Kampfes dürfen nicht Collegien, dürfen nicht berathende oder gesetzgebende Körper die Fragen herumzerren deren glückliche Lösung Geheimniß und Schnelligkeit fordert. Je mehr von dem Krieg oder seinen unmittelbaren Folgen ein Staat berührt wird, um so mehr muß Verwaltung und Regierung sich den wechselnden Umständen fügen, sei es auch auf Kosten des bestehenden Rechtes. Die kriegführenden Mächte müssen jedes Verhältniß dem Zweck des Krieges unterordnen; sie müssen die Freiheit beschränken, sie müssen den Rechten der Körperschaften, der Person, des Eigenthums u. s. w. die Forderungen des Krieges voranstellen, und wenn dann die begründeten Forderungen übertrieben oder mißbraucht und unbegründete geltend gemacht werden, so ist das eben eine leidige aber nicht ungewöhnliche Erscheinung in dem Treiben der Menschen. Die Nothwendigkeit im Kriege schafft in allen Schichten die Willkür, eine jede steht unter der höhern, und die höchste wird nur zu oft von einer falschen Auffassung der Lage bestimmt.

Die Unterzeichnung des Friedensinstrumentes ist niemals auch das Ende der Ausnahmszustände. Gerade wenn der Donner der Geschütze verhallt ist, hört man die Klagen der zerstörten Existenzen und der Verarmung, und wenn Rauch und Dampf sich verzogen, so zeigt sich die Verheerung. Das Aufräumen der Brandstätte ist härtere Arbeit als das Löschen der Gebäude. Gerade nach Beendigung des Krieges ist die höchste Energie der Regierungen, sind die größten Opfer der

Bürger nothwendig, um wieder die Ordnung herzustellen aus welcher das neue Vertrauen erwachsen soll. Die Regierungen bedürfen immer noch ungewöhnlicher Mittel, noch immer fordern sie eine besondere Unterwerfung der Bürger, und wo die schrankenlose Willkür den Machthabern zur Gewohnheit geworden, da mußt Du von diesen nicht zarte Rücksichten erwarten. Glaubst Du, daß die Vernichtung der Freiheit in einigen Staaten gar nicht auf die andern wirke; glaubst Du nicht, daß jeder große Krieg einen gewaltigen Cäsarismus auf die Völker des europäischen Festlandes werfe welchem vielleicht eine Revolution die Freiheit wieder abringt?

Der Krieg, sagt man, stählt die Kräfte der Völker; nach einem Kriege arbeiten alle menschlichen Thätigkeiten mit größerer Energie als jemals zuvor; an der Stelle der zerstörten erheben sich neue Anstalten die weit mehr den Forderungen der Zeit entsprechen, und unzweifelhaft gehen die Fortschritte rascher. Gewiß ist viel Wahres in diesen Sätzen; ich werde später vielleicht die guten Folgen der Kriege besprechen, für jetzt aber gestatte mir einige bescheidene Bemerkungen die, den leeren Redensarten sich entgegenstellend, nicht ganz unnöthig seyn dürften, um unverständigen Anwendungen dessen zu begegnen was bedingungsweise nicht unwahr ist.

Die Zeit in welcher alle menschlichen Kräfte in angestrengter, fast fieberhafter Thätigkeit arbeiten; die Zeit in welcher jede Stunde den Einsatz des Lebens und all seiner Güter von Jedem verlangt, muß wohl die starkgebornen Charaktere stählen; solche Zeit muß wohl mannhafte Männer hervorbringen. Sicherlich gehörst Du nicht zu denjenigen die da im Ernste glauben, daß milde Volksfreunde, feste Rechtsmänner, fromme Minister und dergl. aus dem Getümmel des Krieges in den Frieden herausgehen. Nur selten hat man für Glauben, für Recht und Freiheit und für die allgemeine Wohlfahrt gefochten, man hat wegen ganz anderer Dinge des Volkes beste Jugend auf die Schlachtfelder geführt; wohl aber hat man fast immer die heiligen Worte auf die

geschrieben und man hat die höchsten Ideen mißbraucht
e Gegenwart, und um womöglich auch die Zukunft zu
n. Siehe Dich um in der Geschichte der Staaten und
irst finden, daß solche Kriege wohl rücksichtslose Herr=
brutale oder listige Machthaber und starre Knechte der
t erzeugt haben, aber keine Helden des öffentlichen
s. Hat ein Krieg dem Frieden je ehrenfeste Verthei=
der Volksrechte, der Freiheit und treue Förderer der
einen Wohlfahrt gegeben, so sind es seltene Kriege zur
endigen Vertheidigung der Freiheit und des Rechtes
n.
hat man auch oft gesehen, daß der Friede den Wohl=
einer Stadt oder eines Landes in kurzer Zeit wieder
ellt und auf die Stelle der Trümmer viel schönere Ge=
errichtet hat, so kann man auch Städte und Länder
t, welche niemals wieder den Wohlstand und die Be=
g erlangten die sie vor dem Kriege besaßen. Die Noth=
keit steigert freilich die Energie der Menschen, aber
arbeitet vergebens, wenn furchtbares Unwetter ihre
gebrochen und ihre Quellen in andere Kanäle ge=
hat. Die moderne Statistik behauptet, daß nach jedem
sich die Zahl der Geburten vergrößere, und daß so=
r nächsten Zukunft ein schöneres Geschlecht erwachse.
dagegen könnte man einwenden, daß viele einzelne Orte
anze Länder auf lange Jahre hinaus entvölkert worden
sei aber der Satz auch vollkommen wahr, so ist es doch
Zweifel, daß Jahrzehnte hergehen müssen, ehe die ver=
n Geburten einen kräftigen Theil der Bevölkerung her=
gen. — Jeder Aktion folgt nothwendig die Reaktion,

Festung Luxemburg der ungeheuern Opfer werth, welche ein Krieg verlangt hätte, und kein Mensch konnte die Ausdehnung desselben zum Voraus ermessen.

Die Abneigung gegen den Krieg liegt in den Massen der Völker, auch wenn sie tapfer und kriegerisch sind, denn die einfachsten Menschen empfinden, was die begabten und die unterrichteten einsehen. Die gute Mehrheit der französischen Nation ist einem Kriege sehr abhold gewesen, die Aufregung ist von politischen Parteien gemacht und das Kriegsgeschrei ist bezahlt worden von gewissenlosen Spekulanten, welche gerechnet haben auf guten Verdienst von den Kosten des Krieges und auf reichen Gewinn aus den eroberten Landen. Ehrgeizige Generale und Offiziere die es werden wollen, sind immer und überall für den Krieg. So ist das Geschrei der französischen Blätter fast betäubend geworden; die deutschen haben es nachgeschrien, und eben diese haben die französischen Rüstungen noch mehr als die Franzosen selbst übertrieben. Die französische Armee hatte in fernen Ländern viele Menschen verloren und viel Material; man hat den Abgang beider nicht eigentlich ersetzt und die schlechte Verwaltung des Marschalls Randon hat Alles noch mehr verkommen lassen. Dem Marschall Niel kam der Lärm recht gelegen; er benützte die Gelegenheit um das Heer wieder zu besserm Stand zu heben, und er muß die sogenannten Rüstungen noch lange fortsetzen, ehe der Zweck erreicht ist. Der Imperator selbst wollte durch das Geschrei auf die öffentliche Meinung drücken; aber er sah wohl die drohenden Gefahren und das Gespenst einer europäischen Allianz erschien ihm in seinen Träumen. Die Franzosen, glaube mir, sind erfreut über die Erhaltung des Friedens, und wenn sie auch nicht glauben, daß die Beschlüsse der Londoner Conferenz eine ewige Ruhe verbürgen, so meinen sie doch, es sei eine Zeit gewonnen, in welcher gar Vieles geschehen könne an das jetzt kein Sterblicher denkt.

Der Graf Bismark hat das Schlagwort von der „Integrität des deutschen Gebietes" sehr gut verwendet, aber

---

denn wir auf den Grund gehen, so hat das Wort für ihn einen Sinn, denn für ihn gibt es kein Deutschland. Wenn Preußens neuerworbene Größe in Frage stand, so konnte er doch nicht anstehen einen festen Platz aufzugeben, welchen er in besserer Lage und viel mächtiger mit einem Theil der erpreßten Kriegscontributionen ersetzen kann. Er konnte nicht das neue, noch wenig befestigte Gebäude des norddeutschen Bundes den furchtbarsten Wechselfällen aussetzen, wegen eines Ländleins welches dem Gebiete des zerstörten Bundes angehört hat, aber niemals dem Gebiete des preußischen Staates. Der pommersche Graf hat in der Luxemburger Geschichte bewiesen, daß er ein wirklicher Staatsmann ist — freilich wohl ein ausschließlich preußischer.

Daß die sogenannte „Realpolitik" den deutschen Empfindungen keine Folge geben kann: das ist eben das Unheil der Lage in welche wir getrieben worden sind durch Preußens gewissenlose Vergrößerungssucht, durch Oesterreichs schlechte Wirthschaft, durch Napoleons treuloses Schwanken und durch den Jammer der deutschen Kleinstaaterei.

In den nächsten Tagen die Fortsetzung.

Dein N. N.

III. Der Krieg als bedingte Nothwendigkeit.

Frankfurt 22. Juni 1866.

Hast Du, gegen Deine Gewohnheit, mein letztes Schreiben so schnell erwidert, nur allein um mir einen Gewissensspiegel vorzuhalten? — Der lange Aufenthalt in der Geldstadt, sagst Du, habe mich an die trockene Auffassung der Dinge gewöhnt, so daß ich der Empfindung jede Geltung in den großen Verhältnissen versage. Ich fürchte, sagst Du ferner,

eine Entwerthung meines Vermögens, ich liebe die Behaglichkeit und ich sei überhaupt zu alt, um im Felde noch etwas Ordentliches zu leisten. Darin, meinst Du, liege die eigentliche Erklärung meiner Predigt gegen den Krieg. — Ich will aufrichtig seyn. Von alledem was Du mir vorwirfst, muß ich manches eingestehen, dagegen sollst Du mir auch gewisse Beschränkungen gestatten.

Ich kann noch immer ein ordentliches Pferd reiten; ich könnte noch immer einen kräftigen Hieb führen; ich könnte schon noch eine Stellung erkennen oder einen Marsch einleiten und der ehemals so kräftige Körper könnte schon noch etwas ertragen, wenigstens einige Zeit lang. Bei alledem bin ich keiner von den Gecken, die ewig jung bleiben wollen. Das Kriegshandwerk fordert die volle Manneskraft und das Glück neigt sich zur Jugend; dieser gehört die That, und im Felde ist gar oft auch der Rath des bedenklichen Alters vom Uebel. — Meine Zeit ist vorüber. Als im April des Jahres 1859 man noch hoffte, daß Preußen sein System „der freien Hand" verlassen und einen deutschen Standpunkt einnehmen werde — da hat mein alter Chef, früher ein berühmter Kriegsmann, mit unverhaltenen Thränen mir geklagt, daß es ihm nimmer vergönnt sei für des Vaterlandes Sache den Degen zu ziehen. Müßten wir jetzt fechten für eine deutsche Sache, so könnt' auch ich nicht die bitteren Thränen zurückhalten; ich würde die Zeit meiner Kraft beklagen, ich würde die thatkräftige Jugend beneiden, aber ich würde rufen „auf zu den Waffen!" wie ich vor Jahrzehnten es gerufen hätte.

Du hast vollkommen recht; ich möchte — denn ich liebe eine gewisse Behaglichkeit des Lebens — nicht ein Bettler werden; wenn aber das Vaterland Opfer verlangte, so würde ich solche schon bringen und es bliebe wohl immer noch das Wenige übrig was die Fristung des fast abgelaufenen Lebens verlangte. Es ist mir sehr hart geworden, auf eine ehrenhafte Thätigkeit zu verzichten, aber da eine solche mir nun

einmal versagt ist, so wünsche ich dem Rest meiner Tage die Ruhe. Die ruhige Behaglichkeit einer Reihe von Jahren hat mich nicht zum trockenen Schildbürger gemacht, und die Auffassung der Weltverhältnisse ist mir nicht eingeschrumpft zur feigen Haushaltungspolitik. Allerdings hab' ich lange Zeit in der „Geldstadt" gewohnt, und ich habe mich wohl darin befunden, ich habe den Verkehr der Menschen und mit diesen die Bewegungen des Geldmarktes anders auffassen gelernt; ich habe verstehen gelernt, wie die verschiedenen Thätigkeiten in Ursachen und Wirkungen zusammenhängen, wie das Geld die fernsten Verhältnisse vermittelt — wie die Idee dem Gelde dient und das Geld der Idee. Der unmittelbaren Wirksamkeit entrückt, konnte ich unbetheiliget die Reibung der verschiedenen Interessen beobachten und in dieser Beobachtung hab' ich einen weitern Blick für die großen Verhältnisse gewonnen und eine gerechte Achtung für die kleinen. Hier erst ist es mir klar geworden, daß die Wohlfahrt der Völker am Ende doch nur aus dem Wohl der einzelnen Menschen erwächst. Begreifst Du nun, wie es kömmt, daß ich nicht auf den Wolken erhabener Anschauung sitzend, über die Erde hinausluge, sondern daß ich zu dem Wohl und dem Wehe der Einzelnen herabsteige, und auch nach den kleinen Folgen der großen Bewegungen frage?

Wenn von jetzt an ich in andern Tönen spreche, so sollst Du darin nicht die beschränkten Auffassungen eines verwitterten Kriegsknechtes hören; deßhalb, mein alter Freund, habe ich Dir die „Friedenspredigt" gehalten.

Es gibt eine Gefühlspolitik welche sich in großen Redensarten ergeht, welche statt gegebener Zustände überall nur ihre Phantasmen erblickt und an die Stelle unbefangener Urtheile nur Neigungen oder Abneigungen setzt. Ich hasse diese Gefühlspolitik; aber ich ehre das wahre Gefühl. Unglücklich die Regierung welche den edelsten Regungen des Menschen keine Geltung gestatten will in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. Ein wahres und bestimmt

ausgesprochenes Volksgefühl ist eine Offenbarung und eine Macht. Nicht Vernunftgründe und nicht realpolitische Betrachtungen, sondern Gefühle sind es welche die Thaten hervorgerufen haben seit dem Beginn der Zeiten. Was einzelne Menschen in ungeheurer Hingebung gethan, sie haben es nicht in der Rechnung der wahrscheinlichen Folgen gethan; die politische Rechnung bewegt uns nicht zur Opferung unserer theuersten Güter, stürzt nicht die lebensfrische Jugend in den Tod. Ideen stehen über allen materiellen Folgen; für Ideen hat man sich von jeher geschlagen; die erbärmlichsten Kabinets-Kriege wurden für gewisse Ideen geführt; mächtig aber werden nur solche, welche die Empfindung des Volkes erfaßt. Wohl meint der Einzelne, sein Gefühl sei die allgemeine Empfindung einer ganzen Nation; nicht selten erscheint als solche eine künstlich gemachte Aufregung; das Geschrei der Blätter wird für die Aeußerung des Volksgefühles genommen und, aufgestachelt und überreizt, verlangt dieses oft unmögliche Dinge. — Gewiß, mein alter Freund, mit Thatsachen und mit gegebenen Verhältnissen muß der Staatsmann rechnen, aber er wird falsche Ergebnisse herausrechnen, wenn er in seine Rechnung die Empfindungen der Völker nicht eingeführt hat. Der Staatsmann kann allgemeine Ideen zu bestimmten Gedanken ausbilden, er kann diesen praktische Folgen finden, aber die Empfindungen des Volkes kann er nicht für seine Gedanken erwecken, wenn das eigene Gemüth nur eine Rechentafel ist.

Ich glaube nicht an den ewigen Frieden, denn selbstständige Nationen haben für ihre Streitigkeiten keinen Richter und internationale Schiedsgerichte sind luftige Träume. Bestünden sie, so wäre der Vollzug ihrer Erkenntnisse eben wieder der Krieg. Nur eine Weltmonarchie wäre der äußere Friede, sie wäre aber auch die furchtbarste Zwangsherrschaft, sie wäre der Friede des Kirchhofes, nur zu oft gestört von den Gespenstern die aus den Gräbern der Freiheit emporstiegen. Im ununterbrochenen Frieden allerdings entwickelt

zu seiner höchsten Blüthe sich das Leben der Wissenschaften und Künste, gewinnen Industrie und Gewerbe die unermeßlichste Ausdehnung ihrer Bewegung, aber im langen Frieden werden die Völker weichlich und unmännlich, feig und der Freiheit unfähig. Du stellst mir die mannhaften Engländer entgegen, aber mit Unrecht. Wohl hat in England die Bewegung der materiellen Interessen ihre größte Ausdehnung, wohl besteht dort der bewegliche Reichthum in fabelhafter Größe; aber die Geschichte und die besondern Verhältnisse der Nation haben die überlieferte Sitte und mit dieser die bekannte Mannhaftigkeit des Volkes bewahrt; und dennoch kannst Du in jenem freien Lande unter dem mannhaften Volke überall die Wirkungen gewahren, welche der ungestörte Genuß des Reichthumes nothwendig hervorbringt.

Wissenschaft und Kunst, Industrie, Gewerbe und Handel, wie sehr wir deren Leistungen bewundern, fordern nicht alle Fähigkeiten, beschäftigen nicht alle Kräfte der Menschen, und ungenützt liegen die schönsten derselben. Im Krieg allein wirken alle menschlichen Kräfte, treten alle Talente und alle Fähigkeiten in Arbeit, erscheinen alle Leidenschaften, erscheint aber auch die strenge Beherrschung der Neigungen, erscheinen alle Laster aber auch alle Tugenden des Menschen und des Christen. Die heutige Kriegführung bedarf fast aller Wissenschaften, gar vieler Künste und der meisten Gewerbe. Nur im Krieg siehst Du die schnelle Auffassung, die rasche Entschlossenheit und das höchste Vertrauen auf die eigene Kraft, und Du siehst sie nicht nur bei den höhern Führern, sondern abwärts bis zum niedrigsten Trainknecht. In dem Getümmel des Krieges erscheinen wohl Scheusale in Menschengestalt, aber in demselben Getümmel wirken auch Helden der edelsten Menschlichkeit. Jene verschwinden wie die Ungeheuer einer frühern Erdperiode bei dem Eintritt einer neuen verschwanden, diese aber überleben die Epoche und gehen über in die neue Periode des Volkslebens. Der Friedenszeit, ich habe es oben bemerkt, liefert der Krieg als solcher freilich nicht

tiefe Staatsmänner und freisinnige Beamte, aber er erzieht Männer die stahlfest sind und dennoch milden Gemüthes. Siehe Dich um unter Deinen Bekannten, und Du wirst unter den sorgsamsten Familienvätern alte Soldaten finden, welche durch alle Gräuel und durch alle Schrecknisse des Krieges gegangen sind. Diese moralische Wirkung einer furchtbaren Periode, glaube mir, beschränkt sich nicht auf die Soldaten.

Nun aber, gerade weil alle Kräfte der Völker und ihrer Glieder in Thätigkeit, weil alle Leidenschaften und alle Fähigkeiten angespannt sind, so ist der Krieg eine Katastrophe, welche Alles zu Grunde richtet, wenn sie zu lange währt oder zu oft eintritt. Ist nun eine solche Katastrophe in gewissen Zeiten eine Nothwendigkeit, so ist der Staatsweisheit als höchste Aufgabe die Verhinderung der furchtbaren Katastrophe gestellt, so lange die Nothwendigkeit derselben nicht unabwendbar besteht. Das ist es, mein Freund, was mein letzter Brief vom 18. Juni eigentlich erweisen sollte und vielleicht auch erwiesen hat.

Ich höre mit diplomatischem Lächeln Dich sagen: ich solle doch einmal recht klar diese Nothwendigkeit und deren Kennzeichen angeben. Ach, mein lieber Freund, sei doch nicht hochmüthig in Deinen alten Tagen; ich kann so gut wie Du die legitimen Beweggründe für den „gerechten Krieg" in den Werken von Hugo Grotius, Binkershoek, Puffendorf u. s. w. und besonders in Eueren symbolischen Büchern von Vattel, Martens und Klüber nachlesen und ich weiß auch, daß die neuern Darsteller des Völkerrechtes die Kriegesfälle sehr kurz abthun und den Rechtsbegriff des Krieges, in streng juristischer Fassung, erklären als „die Anwendung des äußersten selbstvernichtenden Zwanges wider einen andern, zur Realisirung rechtlicher Zwecke bis zur Erreichung derselben" *). Ich

*) A. W. Heffter. Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. Berlin 1848. II. Buch. 2. Abschn. §. 113.

würde Dir recht albern vorkommen, wenn ich aufzählen wollte die Angriffe auf die Unabhängigkeit des Staates, auf die Freiheit des religiösen Glaubens und seiner Uebung, den Bruch feierlicher Verträge, die Mißachtung wohlerworbener Rechte u. s. w. Diese Dinge gehören wirklich in Dein besonderes Gebiet, aber über einige andere Gesichtspunkte mußt Du mir doch einige Worte gestatten.

Laß uns zuerst ein bischen von der sogenannten Staatsehre sprechen.

Die Ehre eines Staates besteht freilich wohl darin, daß er seine Unabhängigkeit wahre, daß er seine Rechte und die Rechte seiner Bürger schütze, daß er überhaupt seine Bestimmung erfülle; sie unterliegt aber noch andern Bedingungen, welche der Rechtsmann nicht aufführt, weil sie nicht bestimmten Rechten entsprechen. Die Ehre eines Staates kann fordern, daß er kräftig in die internationalen Verwickelungen eintrete, auch wo er nicht unmittelbar betheiliget ist; sie kann fordern, daß er seinen gebührenden Einfluß zur Geltung und Anerkennung bringe, damit die Nation unter den anderen Nationen die Stellung einnehme welche ihrer Macht gebührt, und von dieser kann die Ehre fordern, daß sie nicht die drohende Uebermacht eines Andern und nicht die Unterdrückung der Schwächeren dulde. Der unabhängige Staat ist eine eigennützige, aber er ist dennoch eine ritterliche Person und die Pflichten der Ritterlichkeit können der Forderungen gar viele aufstellen. Was dem einzelnen Menschen nicht ehrenhaft ist, das ist es nicht auch dem Staate; wohl mag der Eine den Begriff viel weiter als der Andere ausdehnen; aber für Jeden gilt der uralte Satz „Ehre verloren, Alles verloren.“ Die größte Geduld kann gezwungen werden alles Zeitliche dem Begriff der Ehre zu opfern; die größte Achtung für staatliche Gesetze und kirchliche Vorschriften kann manchmal eine Lage nicht hindern welche dem schwer verletzten Mann kein anderes Mittel übrigläßt, als einen ehrlichen Gang mit den Waffen. Weit mehr als der einzelne Mann muß ein Gemeinwesen die

Interessen berücksichtigen und die Möglichkeiten berechnen, aber selbst der schwache Staat kann genöthiget werden um der Ehre willen einen ungleichen Kampf zu beginnen, wenn auch auf die Gefahr seines Unterganges. Dagegen wird die heilige Idee nur zu oft mißbraucht, und oft genug macht man zur Ehrensache, was höchstens nur eine Verschiedenheit der Meinungen ist. — Unabhängigkeit, Recht, öffentliche Wohlfahrt und dergl. sind sehr dehnbare Begriffe, und darum wird im öffentlichen Leben ein Parteizweck oder irgend eine unlautere Absicht nur zu oft mit der Maske der Ehre bedeckt und Handlungen werden gerühmt die geradezu ehrlos sind. Mach Dir die Nutzanwendung selber; — ich muß mir jetzt einen andern Ausgangspunkt suchen.

Jahrzehnte, Jahrhunderte vielleicht konnten die Formen gesellschaftlicher und staatlicher Einrichtungen bewahren; auch der bessere Beobachter wurde von der scheinbaren Unveränderlichkeit der äußern sichtbaren Zustände getäuscht; aber plötzlich gewahrt er, daß unter der Decke der äußern Form der Kern angefault, das innere Wesen von der allmähligen Wirkung kleiner oder großer Ursachen theilweise zerstört ist. Da macht man dann Versuche zur Haltung des Unhaltbaren; aber während der unnützen Flickarbeit schreitet die innere Zerstörung vor mit stets zunehmender Geschwindigkeit. So hat die Entwickelung der Völker ihre Zeiten, in welchen die allmählige Veränderung der Verhältnisse unzweifelhaft hervortritt und mit unbesiegbarer Macht jedes Widerstreben erdrückt. Wegen der Gemeinschaftlichkeit der Interessen und der Lebhaftigkeit des Verkehres stehen mehr als früher die Verhältnisse eines Staates in Wechselwirkung mit den Zuständen anderer Nationen, und jede größere Neugestaltung der Dinge ruft internationale Entwickelungen hervor, auch wenn sie nicht einmal aus neuen Principien entstehen.

Treten solche Epochen nahezu gleichzeitig ein bei mehreren Nationen, so werden deren Beziehungen verwirrt. Heutzutage steht kein Staatswesen mehr vereinsamt, ist kein großes

Verhältniß mehr „lokalisirt“; heutzutage mehr als jemals müssen die Verhältnisse der Nationen und ihre Beziehungen festen Regeln unterliegen, ist eine feste äußere Staatenordnung eine dringende Nothwendigkeit.

Lassen wir poetische Menschen ungestört träumen; lassen wir sie in ihren Träumen den Frieden des Paradieses, lassen wir sie die Zukunft als goldenes Zeitalter erblicken — wir arme Alltagsmenschen wissen nur zu gut, daß in der Arbeit neuer Grundsätze ein Gegensatz alter Rechte, eine Reibung der Interessen und aus dieser Reibung unabwendbar jene Streitigkeiten entstehen welche die Völker feindlich gegeneinander stellen. Wir Alltagsmenschen wissen, daß die Kunst der Diplomaten fast immer nur dem Streit eine andere Frage unterlegt und daß die gerühmte Ausgleichung meistens nur einen Streit durch den anderen aufhebt. Dieses Verfahren mag vorerst die äußere Ruhe erhalten, mag eine kostbare Zeit den Völkern gewinnen, aber früher oder später muß es eben doch sein Ende erreichen, wie dem Verschwender, der mit großer Gewandtheit alte Schulden durch neue deckt, später oder früher die gefürchtete Katastrophe dennoch hereinbricht. „Jede große Frage des öffentlichen Rechtes wird auf dem Schlachtfeld entschieden“: das ist ein uralter Satz. Er ist vielleicht zu weit, er bedarf in unserer Zeit wohl mancher Beschränkung; aber jetzt und immer bleibt ein anderer gewiß: „Neue Grundsätze des internationalen Rechtes, neue Beziehungen und neue Anordnungen in dem System der europäischen Staaten werden durch blutige Katastrophen im Völkerleben festgestellt oder verworfen.“

Noch muß ich verschiedene Dinge beleuchten, ehe ich meinen eigentlichen Gegenstand anfassen kann. Mach Dich daher noch auf einige Episteln gefaßt.

Wie immer

Dein N. N.

XXIV.

Zeitläufe.

Der napoleonische Besuch in Salzburg und dessen Bedeutung.

Wer hätte das gedacht in den Tagen von Villafranca? Der Urheber des ungerechtesten und perfidesten Krieges der je gegen Oesterreich geführt wurde, stattet jetzt dem Kaiser von Oesterreich zärtlichen Besuch am Sitz des deutschen Primas ab. Zwölf Jahre lang hat Graf Cavour, wie er selbst gesagt, gegen das Haus Habsburg conspirirt, mehr als ein halbes Menschenalter vorher hat Louis Napoleon sich eidlich zu jeder Unternehmung verpflichtet, die geeignet wäre zum Untergange der österreichischen Weltstellung beizutragen: und jetzt begrüßen ihn die Flammenzeichen von siebenzig Salzburger Bergspitzen herab als den Freund und zukünftigen Retter der alten Monarchie. Welcher Umschwung der Dinge!

Als der Versucher in Villafranca vor Kaiser Franz Joseph hintrat, da antwortete der hohe Herr: „Ich bin ein deutscher Fürst". Wenn der schlaue Beherrscher der Tuilerien jetzt abermals demonstriren sollte, daß ja eigentlich die Interessen Frankreichs und Oesterreichs nur wohl verstanden zu werden brauchen, um sich nicht nur nicht zu widersprechen, sondern vielmehr auf allen Punkten zu berühren und brüder-

lich Hand in Hand zu gehen — wird dann der österreichische Kaiser abermals antworten können: „Ich bin ein deutscher Fürst“? Und thäte er es, würde darauf der französische Imperator nicht mit Recht erwidern: „Aber der Friede von Prag, mein Herr Bruder, und wo ist denn das Deutschland von dessen Fürsten Sie Einer seyn wollen?!“

Das ist die ungeheure Kluft, die Villafranca von Salzburg und das Jahr 1867 vom Jahre 1859 trennt. Deutschland ist inzwischen zu Grunde gegangen und Oesterreich hat seine Weltstellung verloren. Darum konnte das Haupt des napoleonischen Hauses den Freundesbesuch machen. Es wäre nicht möglich, weil zwecklos gewesen, wenn Oesterreich noch seinen Fuß in Oberitalien hätte, und wenn man in Wien noch moralisch und politisch verpflichtet wäre, als integrirender Theil des deutschen Ganzen unter allen Umständen zum Schutze jedes Flecks Erde aufzutreten der den deutschen Namen trägt. Die napoleonischen Interessen hätten sich dann auf keinem Punkte mit den österreichischen berührt. Aber — Preußen hat gewollt, daß dieß anders werde.

Die „Freiheit der Allianzen“ sei der große Gewinn aus den ungeheuern Ereignissen des Jahres 1866: so hat das berühmte Rundschreiben des französischen Ministers Lavalette vom 14. Sept. v. Js. gesagt. Herr Lavalette hat Recht. Die Allianz Oesterreichs war vor Sadowa nicht frei, jetzt ist sie frei; und um diese vollendete Thatsache zu constatiren — eine in ihren Folgen allerdings unermeßliche Thatsache — dazu weilte das französische Herrscherpaar am Fuß des Untersberges. In Berlin verkennt man augenscheinlich den Sinn solcher Höflichkeiten nicht.

Officiell erscheint der französische Besuch in Salzburg freilich nur als eine Beileidsvisite wegen des ermordeten Kaisers von Mexiko. Gewiß ein guter Vorwand und eine passende Gelegenheit. Aber wenn der Erzherzog Max von den liberalen Azteken nicht erschossen sondern als abgedankt nach Europa entlassen worden wäre, würde dann die persön-

liche Begrüßung der zwei hohen Herren vielleicht nicht stattgefunden haben? Ein Unterschied hätte dann allerdings stattgefunden; die Aufeinanderfolge wäre umgekehrt gewesen: erst der österreichische Kaiser in Paris, dann der französische Imperator in Salzburg. Das wäre die ganze Aenderung gewesen. Denn nicht die Flintenschüsse von Queretaro haben das französische Erscheinen in Salzburg möglich und nothwendig gemacht, sondern die preußischen Kanonen von Sadowa und die unvernünftige Ausbeutung des preußischen Sieges. Preußen hat es so haben wollen, daß die napoleonischen und die habsburgischen Interessen sich mit Naturgewalt berühren mußten.

Man streitet sich darüber, ob die Salzburger Begegnung eine politische Bedeutung habe oder nicht? Wie abgeschmackt! Wäre nicht das allein schon genug an politischer Bedeutung, daß die Reise der französischen Majestäten von Stuttgart bis Salzburg einem Triumphzuge glich. Wer zurückdenken will an die Stimmung welche gerade bei diesen süddeutschen Völkern im Jahre 1859 gegen den zweiten Bonaparte sich Luft gemacht hat, dem möchten allerdings die Haare zu Berge stehen über die Jubelberichte welche jetzt aus Stuttgart und Salzburg kommen, und über die beifälligen Commentare der nativistischen Presse in Bayern. Was vermögen dagegen die vereinzelten Pfiffe und Grunzer welche von der Fortschrittspartei zu Augsburg in Scene gesetzt worden sind? Diese Partei erschien als eine Handvoll isolirter Doktrinäre, als sie 1859 dem frechen Angriff Napoleons auf die österreichische Macht in Italien und der Revolutionirung der Halbinsel das Rauchfaß schwang; erst Graf Bismark hat dem maulfertigen Häuflein auf den grünen Zweig geholfen. Ebenso erscheint die Partei jetzt als eine Handvoll isolirter Doktrinäre, wenn sie gegen die hohen Reisenden aus Paris ihren scheelsüchtigen Ingrimm ausläßt. Die eigentliche Volksstimmung ist jetzt ebenso entschieden für die napoleonische Einmischung, als sie vor acht Jahren in namenlose Entrüstung

entbrannt war gegen die französische Einmischung; und dafür mag sich unsere Fortschrittspartei in Berlin bedanken.

Man möchte blutige Thränen weinen über das Verderben und die Schmach welche durch diesen Stimmungswechsel auf die deutsche Idee und Gesinnung fällt. Aber es ist einmal so, und es hilft nichts die Thatsache zu vertuschen; sie muß vielmehr jener heillosen Politik welche den traurigen Abfall verschuldet und mit Gewalt erzwungen hat, eindringlichst zu Gemüth geführt werden. Sie hat Deutschland unfindbar gemacht auf der Karte Europa's; wie will sie sich beklagen, wenn die deutsche Idee und Gesinnung verschwinden?

Als vor acht Jahren der Tuilerienhof durch bekannte Broschüren und Zeitungsblätter sich den Süddeutschen als erneuerten Protektor anbot, da war nur Eine Stimme zorniger Verachtung gegen die deutschgebornen Federn welche sich zu solchen „Hundeschriften" hergaben. Jetzt spielen dieselben Blätter welche sich damals am meisten ereiferten, mit Lust und Liebe die Rolle französischer Reise-Moniteurs. Welcher Sturm der Entrüstung brauste bei uns auf, als der hannover'sche Minister Borries die Aeußerung fallen ließ, daß die deutschen Mittelstaaten im Nothfall wohl noch eines fremden Beschützers sicher wären, und als dem verstorbenen König von Württemberg derselbe Gedanke in die Schuhe geschoben wurde! Nicht einmal in Bayern wagte man noch Rheinbunds-Gelüste zu verrathen; Niemand wollte die Schmach französisch gesinnt zu seyn auf sich kommen lassen. Und jetzt auf einmal steht die französische Partei erwachsen und gewappnet in Süddeutschland da, wie Minerva aus Jupiters Haupt gesprungen ist. Die Thatsache erleidet keinen Zweifel. Der Imperator hat das Faktum sofort erkannt, und siehe da, die einfache Reise nach Salzburg reichte hin das Prestige des „2. December" bei uns herzustellen, glänzend wie nie zuvor. Es ist ein gewaltiger moralischer Erfolg und die entsprechende Niederlage Preußens; beides aber verdankt der Imperator dem Grafen Bismark.

Man vergißt Ihm Alles was er gegen das Recht und die Gerechtigkeit massenhaft gesündigt. Man gedenkt nicht mehr des revolutionären Raubzugs über die Alpen. Man schweigt selbst von den namenlosen Thaten die er an dem heiligmäßigen Dulder auf Petri Stuhl verübt. Man will nichts mehr wissen von den unterirdischen Minen die er seit 1865 im liebseligen und hoffnungsvollen Bunde mit Graf Bismark gegen die österreichische Machtstellung abermals gegraben. Man ignorirt das (mindestens gesagt) unritterliche Benehmen gegen Kaiser Franz Joseph bei der Uebergabe Venedigs. Man deckt die tragikomische Geschichte wie er von dem mitverschwornen Grafen Bismark um den verdienten und versprochenen Liedlohn betrogen wurde, mit dem Mantel der Liebe zu. Alle seine Unthaten, Mißgriffe, Schläge in's eigene Gesicht sind vergessen. Denn die instinktive Ueberzeugung geht in Süddeutschland vor ihm her, daß er der natürliche Bundesgenosse Oesterreichs in dessen heutiger Lage und unser einzig noch möglicher Retter vor der unersättlichen Einverleibungs-Politik Großpreußens sei, daß die Bahn vor Bismark frei wäre, wenn er nicht als Prügel beim Hunde läge.

Es ist wahrlich ein erschreckliches Ende der sogenannten deutschen Bewegung, das sich uns in diesen Umständen der Salzburger Reise darstellt. Der Frankfurter Dom ist abgebrannt in denselben Tagen, das stolze Denkmal unserer alten Kaiserzeit; zu was sollte er auch fortan noch existiren? Der Napoleonide bürgt uns ja dafür, daß auch der Sieger von Sadowa sich die deutsche Krone nicht auf's Haupt drücken wird! Ein Stein möchte sich erbarmen über einen solchen Abschluß der Idee, die zwanzig Jahre lang und länger alle Herzen der deutschen Völker bewegt hat. Aber wer trägt die Schuld an dem deutsch-nationalen Untergang, der uns vor Augen liegt und aus dem nur Gottes Wunder uns noch herausreißen könnten? Denn nach aller menschlichen Berechnung wird die Fortdauer eines faulen Friedens nicht minder große Schmach auf uns häufen als der Krieg, und

der Sieg mit dem panslavistischen Russenthum würde Preußen nicht weniger theuer zu stehen kommen als für Oesterreich der Sieg mit dem romanischen Cäsarismus.

Wer trägt die Schuld? Niemand anders als Preußen. Wir haben dereinst zu den wenigen Großdeutschen gehört welche die rücksichtslose Parteinahme Oesterreichs in der schleswig-holsteinischen Frage entschieden mißbilligten. Die Zusammenkunft der zwei deutschen Monarchen und der Vertrag von Gastein (1864) hätte der ernstliche Schritt zu bedingungsweiser Cession der Herzogthümer an Preußen seyn müssen. Sonst war der gewaltsame Conflikt und die Einmischung Frankreichs gewiß. Das war unsere stete Rede seit dem Tode des dänischen Königs und sie ist nur allzu wahr geworden.

Preußen hat die Hülfe Frankreichs für den Fall der Niederlage vor Sadowa ausbedungen, Oesterreich hat es nach dem Schlage bei Sadowa gethan. Die beiden Mächte haben sich hierin nichts vorzuwerfen. Der Schleier der Verhandlungen von Biarritz ist hinreichend gelüftet, um alle Welt wissen zu lassen welche vaterlandsverrätherischen Zusagen Graf Bismark für den Fall gemacht hat daß Preußen der bewaffneten Vermittlung Frankreichs bedürftig würde. Andererseits ist es bekannt, daß der sächsische Minister von Beust eigens nach Paris eilte um dem Fürsten Metternich zur Hereinziehung Napoleons in den deutschen Conflikt behülflich zu seyn. Am 10. Juli kündigte die Wiener Abendpost mit aller Bestimmtheit an, daß „General Frossard in das preußische Hauptquartier entsendet sei, um die bewaffnete Mediation Frankreichs anzukündigen; es sei der ausgesprochene Wille des Kaisers der Franzosen Oesterreichs Machtstellung ungeschwächt erhalten zu sehen". Aber die bewaffnete Mediation blieb aus; und nun wäre es an Preußen gewesen seine Vergrößerungsgier der deutschen Pflicht und der politischen Klugheit unterzuordnen, um so Deutschlands Zukunft und Ehre sicher zu stellen. Daß die

Einmischung Frankreichs als eine permanente Drohung fortbesteht und daß diese Drohung in der Salzburger Reise einen so drastischen Ausdruck erhalten hat: dieß ist rein und ausschließlich Preußens Schuld.

Preußen brauchte nur nach dem Prager Frieden die deutsch-nationale Idee, wie es sie selber tausendmal verkündet und beschworen, zur Richtschnur seiner Politik zu machen; mit andern Worten, es brauchte nur nicht wortbrüchig und treulos zu werden. Alles stünde jetzt anders. Die süddeutschen Staaten lebten in vertrauensvollem Bündniß mit Preußen; sie hätten das verbindende Mittelglied zwischen dem norddeutschen Bunde und Oesterreich abgegeben; die habsburgische Monarchie hätte keine Ursache mehr gehabt eine Allianz mit Frankreich in Petto zu behalten, es hätte sich vielmehr zwischen ihr und dem norddeutschen Bunde bald ein freundliches Verhältniß ausbilden müssen. Frankreich würde sich unter solchen Umständen gehütet haben Preußen zu bedrohen. Der Imperator hätte sicher nicht einmal den holländischen Schacher wegen Luxemburg gewagt. Die Weltgeschichte wäre darum doch nicht stille gestanden, wenn Preußen es unterlassen hätte andere Krönlein von Gottes Tisch mit kühnem Griff in die seinige zu verschmelzen; und die „Vorsehung“ hätte gewiß auf König Wilhelm nicht gezürnt, wenn er dem Glücksfall von Sadowa etwas vorsichtigern Nachdruck gegeben hätte. In seinen und den deutschen Grenzen durch die eigene Kraft und die Treue der Bundesgenossen gesichert, hätte Preußen auch nicht mit der russischen Allianz zu liebäugeln gebraucht. Es hätte sich für die bevorstehende orientalische Krisis eine unbefangene Stellung bewahren können, und es hätte dadurch Deutschland und Europa für die unvermeidliche Krisis in der Türkei vor der schwersten Gefahr bewahrt. Denn es unterliegt keinem Zweifel: der bloße Verdacht eines preußisch-russischen Bündnisses bedeutet den fruchtbaren Keim einer österreichisch-französischen Allianz.

Um aber die deutsch-nationale Idee zur Richtschnur

der preußischen Politik machen zu können, hätte man in Berlin den verführerischen Dämon des Großpreußenthums abweisen und niederkämpfen müssen. Man hat das entschiedenste Gegentheil gethan; man hat diesen bösen Dämon sogar als den heiligen Geist proklamirt der die Weltgeschichte mache. So hat man deutsche Fürsten vertrieben und selbstständige deutsche Länder gewaltsam einverleibt trotz des ihnen gegebenen Worts. So verfährt man gegen die unterjochten Länder mit einer solchen Härte, daß selbst das Organ der bayerischen Fortschrittspartei von einer „blinden und tollen Prussifizirung" spricht. Die sogenannten Conservativen in Preußen welche ein solches Verfahren mit ihren Principien und mit der Legitimität verträglich finden, sind unter sich gespalten und als bloße Anbeter der erfolgreichen Gewalt allenthalben der verdienten Verachtung anheimgefallen. Jene Abtheilung der Fortschrittspartei aber welche die Identität der großpreußischen Politik mit der deutsch-nationalen Idee behauptet und darum dem Grafen Bismarck durch Dick und Dünn die Schleppe tragen zu müssen glaubt — diese sogenannte „national-liberale Partei" macht sich von Tag zu Tag mehr lächerlich. Denn kein Unbefangener kann verkennen, daß diese großpreußische Politik der schnurgerade Gegensatz der deutsch-nationalen Idee ist.

Das rächt sich auch vor Allem in der auswärtigen Politik. Preußen hat von seiner deutsch-nationalen Idee stets versprochen: daß sie Deutschland kräftiger und geachteter gegen das Ausland dastehen machen werde. Anstatt dessen ist es jetzt in Berlin ständige Uebung geworden die französische Empfindlichkeit und Eifersucht mit dem Hinweis zu beschwichtigen, daß ja Deutschland nunmehr viel schwächer sei als vorher wo es als geeinigte Macht von 70 Millionen dagestanden; und daß diese Vertröstung mehr ist als eine Phrase, das hat sich in der Luxemburger Sache allerdings schlagend bewiesen. Der deutsche Bund hätte nie und nimmer die wichtige Grenzfestung noch einen andern deutschen Landestheil verloren und an das Ausland verrathen. Preußen

hat einst versprochen und seine deutsch-nationale Idee dem Volke damit empfohlen, daß deren Durchführung die Erleichterung der drückenden Militär-Rüstung erlauben und zur Folge haben werde. Auch hierin ist es gerade umgekehrt gekommen. Preußen hat seine Militärlast auf ganz Norddeutschland ausgetheilt, aber indem es dieselbe zugleich auf's höchste anspannt. Die ganze Finanzkunst des norddeutschen Bundes geht in dem Streben auf immer neue Mittel zu finden für den enormen Aufwand der Kriegskasse. Und dennoch die demüthigende Capitulation von Luxemburg; dennoch nur das steigende Gefühl der Unsicherheit innerhalb der preußischen und deutschen Grenzen!

Wäre wirklich die deutsch-nationale Idee von Preußen zur Richtschnur seiner Politik gemacht worden, so müßte wenigstens die Aussicht vorhanden seyn auf eine von allen fremden Mächten unabhängige, völlig selbstständige Stellung Preußens. Die norddeutsche Monarchie bedurfte ja auch im ehemaligen Bundesverhältniß keiner Allianzen, und dieses stolze Selbstgenügen mußte durch jede annähernd richtige Lösung der deutschen Frage nothwendig gesteigert werden. Bei dem neuen Preußen ist es gerade umgekehrt. Man macht dem Imperator begütigend den Hof, und wie gerne hätte man seinen Gegenbesuch auf preußischem Boden empfangen, während man sich in angeblich deutscher Gesinnung über den Besuch in Salzburg scandalisirte! Denn das neue Preußen fühlt sehr wohl, wenn der Imperator unversöhnlich wäre, und wenn Rußland und Italien es im Stiche ließen, so hätte die Bismarkische Herrlichkeit die längste Zeit gedauert. Wer zweifelt daran? Daraus folgt aber, daß schon deßhalb, weil in Berlin auf Rußland und Italien als die unentbehrlichen Stützen der großpreußischen Herrlichkeit Bedacht genommen werden muß, der innerste Kern der Politik Neupreußens gar nicht anders seyn kann als principiell österreich-feindlich.

Das Liebäugeln mit der ungarischen Revolutionspartei, wie es sich in der allerdings verläugneten Depesche des preußischen Gesandten in Wien ausdrückt, versteht sich darum

von selbst. Es ist doch so, mag nun die fragliche Depesche ächt seyn oder nicht. Wer ferner auf die Allianz, wenn auch nur auf das Neutralitäts=Bündniß, des Hofes von Florenz zu reflektiren hat, der muß in Gedanken auch schon Süd=Tyrol, Triest, Istrien, Görz, Dalmatien an Italien verschenkt haben. Endlich ist das heutige Rußland nicht mehr das Moskowiterreich des Czaren Nikolaus. Schon damals hätte der Bund Preußens mit Rußland die unverantwortlichste Preisgebung der deutschen Interessen in der Orient=Frage zur Voraussetzung gehabt; wenn aber das heutige Preußen die Sicherung seiner Zukunft in der Allianz mit der Großmacht des Panslavismus sucht, dann genügt die Preisgebung der Türkei weitaus nicht mehr. Dieses Preußen muß dann unbedingt Hand in Hand mit Rußland auf den Untergang Oesterreichs spekuliren. Ohne dieß gibt es heutzutage keine russische Allianz.

Es ist unfraglich, wenn Preußen fortfährt auf dem bisherigen Wege, so ist es dem legitimen Königthum katexochen gelungen den Revolutions=Kaiser zu übertrumpfen. Darum sucht dieser jetzt eine „conservative“ Allianz gegen die preußisch=russische Umsturzpolitik, er sucht das Einverständniß mit — Oesterreich. Denn der Untergang Oesterreichs durch solche Gegner wäre der seinige.

Wenn aber die Dinge so stehen, wie kann man dann vernünftigerweise zweifeln, daß auch Oesterreich das Bedürfniß haben muß sich mit dem französischen Herrscher zu verständigen und für künftige Fälle zu arrangiren? Und wenn die beiden, sich gleicherweise bedroht fühlend von demselben Dritten, sich verständigen wollen, dann werden sie es auch sehr leicht können. So ist es leider, und daß es so ist, das ist wie gesagt Preußens Werk. Preußen hat Oesterreich seiner deutschen Stellung ganz und gar beraubt, und Preußen hat Oesterreich seiner Stellung in Italien berauben helfen. Damit sind die Hindernisse gefallen die in der österreichischen Weltstellung jedem Zusammenspiel mit Frankreich unübersteiglich entgegenstanden. Seitdem — nur die auf den höh=

mischen Feldern so hart gestrafte Gefühlspolitik kann es läugnen — seitdem ist es leider wahr, daß die Interessen Oesterreichs und Frankreichs auf Hauptpunkten sich nicht nur nicht widersprechen sondern nur allzu nahe sich berühren. Preußen hat den Imperator nach Salzburg eingeladen; seine unselige Politik hat den Versuch des österreichisch-französischen Einvernehmens leicht, die Rückwirkung der gesammten europäischen Lage aber auf den Orient hat die Verständigung zur dringenden Nothwendigkeit gemacht.

Ich wiederhole: Preußen hätte es anders haben können und, wenn es anstatt des großpreußischen den nationaldeutschen Maßstab angelegt hätte, auch anders haben müssen. Selbst der Prager Friede wäre einer bessern Wendung noch nicht absolut entgegengestanden. Ich will nicht urtheilen, ob nicht sogar jetzt noch, in der zwölften Stunde eine Umkehr in Berlin möglich wäre und demnach eine Aenderung der europäischen Situation. Aber wie die Dinge jetzt stehen, so brauchte der Imperator in Salzburg nur auf die natürlichen Consequenzen der preußischen Politik für die Existenz des Kaiserstaats hinzuweisen, er brauchte insbesondere nur das Wort „Orient" auszusprechen, um den unfehlbaren Vergleichspunkt auf dem Tisch auszubreiten.

So wäre also, wird man fragen, die Verständigung der zwei Monarchen in der That der Krieg, während officiell versichert wird, daß der Weltfriede eine neue Bürgschaft durch die Salzburger Zusammenkunft erhalten werde? Ich antworte: beides zumal. Der Friede nicht weniger als der Krieg wird aus den Salzburger Besprechungen hervorgehen. Das Ob und Wann aber wird von Preußen und Rußland abhängen. Ohne Zweifel ist es nicht an Dem, daß bei der Salzburger Conferenz ein geheimer Allianzvertrag niedergeschrieben wurde zwischen Oesterreich und Frankreich. Aber beide Mächte werden nunmehr genau wissen, bis zu welchem Punkte sie die Willkür des Großpreußenthums dulden wollen, und wie sie der Maulwurfsarbeit Rußlands zu begegnen gedenken.

Man scheint in Preußen darauf zu pochen, daß die innere und namentlich die finanzielle Lage Oesterreichs die beste Friedensbürgschaft sei, weil die habsburgische Monarchie nicht Krieg führen könne und der Imperator ohne Allianz nicht losbrechen werde. Wir halten dieß für einen falschen Trost. Allerdings hat Oesterreich bei einem neuen Kampf Alles zu verlieren, aber auch Viel zu gewinnen. Zwei große Niederlagen haben das Reich in seine unermeßlichen Schwierigkeiten im Innern gestürzt, aus denen es keinen andern Ausweg gibt als einen großen Sieg. Die Geschicke Oesterreichs sind nun einmal seit Jahrhunderten aufgegangen in seiner auswärtigen Politik: der Wiener Liberalismus mag dagegen salbadern was er will. Nocheinmal soll und muß Habsburg in Europa den Ausschlag geben; das ist eine Lebensfrage für Oesterreich und in solcher Lage findet ein großer Staat immer die Mittel. Ohnehin ist an den österreichischen Finanzen nichts mehr zu verderben. Wären aber auch wirklich die Machthaber in Wien von einer förmlichen Friedenswuth besessen, so brauchte ja nur in der Türkei eine russische Flinte zu früh loszugehen, und die schönsten Friedenspläne an der Donau haben ihr nothwendiges Ende. So wird denn Rußland nicht weniger als Preußen ein starker Fürsprecher der französischen Vorstellungen in Salzburg gewesen seyn.

Auch der Imperator steht vor einem unabänderlichen politischen Muß. Er muß Preußen im Zaume halten. Das französische Volk muß sich thatsächlich überzeugen können, daß Frankreich noch immer die erste Macht auf dem Continent ist und seinen Daumen auch der Berliner Politik fest auf's Auge drückt. Die Tuilerien haben den Pariser Besuch des preußischen Königs absichtlich bagatellmäßig behandelt, der Moniteur hat gegen ihn sogar die französische Höflichkeit bei Seite gesetzt. So muß es bleiben. Frankreich darf sich nichts mehr bieten lassen von Berlin her, sonst ist es um das durch die Salzburger Reise mühsam aufgefrischte Prästige des Imperators abermals und zum letztenmale geschehen. Die

Frage stellt sich also sehr einfach: Europa wird Frieden haben, wenn Preußen sich demüthigt und unter die französischen Forderungen sich beugt. Wo nicht, nicht.

Es sind allem Anscheine nach nicht vage Zumuthungen sondern ganz bestimmte Punkte an denen sich die Demüthigung Preußens zeigen und vollzogen werden soll. Diese Punkte betreffen die ehrliche Ausführung des Prager Friedens, und es wird um so weniger schwer gewesen seyn die Zustimmung Oesterreichs dafür zu gewinnen. Der Imperator tritt als Anwalt des Vertragsrechts auf! Er hat als Urheber der Präliminarien von Nikolsburg, wie Graf Bismark selber den französischen Herrscher bezeichnet hat, Preußen an seine völkerrechtliche Verpflichtung in Bezug auf Nordschleswig erinnert, und er wird daran erinnern daß der Prager Friede die „unabhängige internationale Existenz" der süddeutschen Staaten unbedingt verlangt. Die beiden Clauseln hat Frankreich als Vermittler des Prager Friedens aufgestellt, und daher datirt es das Recht sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen.

Offenbar könnte nun Preußen nach Allem was vorgegangen ist, nicht ohne äußerste Beschämung sich den französischen Anforderungen unterwerfen. Die Volksabstimmung in Nordschleswig würde ohne Zweifel auch die Rückabtretung von Düppel und Alsen an Dänemark kosten; jedenfalls besteht man in Kopenhagen auf dieser Consequenz. Die elendeste Zerfleischung des alten Herzogthums wäre auch ohnedieß das Schlußresultat des glorreichen Befreiungskrieges für Schleswig-Holstein. Zudem müßte sich jeder Vernünftige fragen, warum denn Preußen sich nicht mindestens die Blamage erspart und der fraglichen Bedingung des Prager Friedens früher und ungezwungen nachgekommen sei, wo es sich auch noch Dänemark hätte zum Freunde machen können. Die Demüthigung wäre unsäglich. — Aber noch gefährlicher wäre die zweite Forderung. Sie würde offenbar die Handhabe zur permanenten Einmischung Frankreichs in die deutsch-preußischen Angelegenheiten bieten. Man würde in Paris zu bestimmen

haben, welche „nationale Verbindung" des Südens mit dem deutschen Norden erlaubt sei oder nicht; und wir hätten im Wesen der Sache neben der Mainlinie den veritablen Rheinbund, ob die süddeutschen Staaten nun wollten oder nicht. Die preußische Weltgeschichte aber würde dann erst recht stillestehen, und daß der Stillstand nicht in Krebsgang überginge, darüber müßte der norddeutsche Bund mit einem Kriegsbudget für 800,000 Soldaten wachen. Wahrlich ein sauberer „Weltberuf"!

Aber wird denn Preußen sich fügen und die Demüthigung über sich kommen lassen? Blickt man auf die erstaunliche Behandlung der Luxemburger Frage von Seite Preußens zurück, so läßt sich wahrlich Alles erwarten. Welche stolze Sprache hat sich am Anfange der Verwicklung aus dem Ministerhotel zu Berlin vernehmen lassen! Luxemburg dürfe um keinen Preis aufgegeben werden, schon aus dem Grunde weil dann Frankreich mit dem gleichen Rechte die Räumung von Mainz und Gott weiß was noch fordern könnte; das Besatzungsrecht Preußens in Luxemburg sei ganz undiskutirbar; man müsse diese deutsche Festung behaupten nöthigenfalls auch gegen den Willen der Bewohner; hoffentlich aber werde keine fremde Macht die unzweifelhaften Rechte Preußens antasten. So entschlossen bis zum Krieg lautete die Sprache Preußens; und kaum war die Form des Londoner Possenspiels gefunden, so war Luxemburg geopfert. Man kann auf diese Geschichte nicht oft genug hinweisen; denn wenn hier Preußen unter ungleich günstigeren Bedingungen — Frankreich war ja damals noch nicht gerüstet — den Kampf für „unzweifelhafte Rechte" scheute, warum sollte es den Kampf jetzt aufnehmen, wo nichts weiter von ihm verlangt wird als die ehrliche Erfüllung der Verpflichtungen welche es selbst im Prager Frieden übernommen hat?

Graf Bismark hat am 20. Dez. v. Js. in der Kammer erklärt und zwar mit besonderer Beziehung auf Art. 5 des Prager Friedens: Preußen habe damals die französische Redaktion annehmen müssen, um nicht als waghalsiger Spieler

Alles nocheinmal auf's Spiel zu setzen. Luxemburg scheint zu beweisen, daß diese Vorsicht noch immer der beste Theil der preußischen Tapferkeit ist. Immerhin darf man nicht vergessen: wenn sich die Gewalthaber in Berlin den französischen Bedingungen in Beziehung auf Nordschleswig und Süd-Deutschland fügen, wäre auch hier die Räumung von Mainz und dort die Rückabtretung von Düppel-Alsen sammt den preußischen Heldengräbern mitverstanden — so würde sich zwar das deutsche Gefühl dagegen empören, keineswegs aber das großpreußische.

Freilich würde sich damit das Gelöbniß der preußischen Thronrede vom 24. Februar schwer vereinigen lassen, „den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meer die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwicklungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat." Auch das ist nicht zu läugnen, daß es unserer Fortschritts-Partei entsetzlich schwer werden müßte, noch länger die Identität der preußischen Politik mit der deutsch-nationalen Idee zu behaupten, und immerzu in Abrede zu stellen daß man in Berlin zwar Preußen groß mache, aber Alles nur kein Deutschland. Allein Großpreußen könnte sich damit trösten, aufgeschoben sei ja nicht aufgehoben; und es würde sich dann nur fragen, wie lange das verzweifelnde, moralisch angeekelte Volk mit dem leeren Trost sich hinhalten ließe.

Unter solchen Bedingungen kann Deutschland Frieden haben, einen bewaffneten freilich und provisorischen längstens bis zum Zusammenbrechen der Türkei. Sonst erübrigt nur der Appell an's Schwert, wenn es Preußen nicht in der zwölften Stunde noch gelingt Oesterreich auf seine Seite zu ziehen trotz Salzburg und Moskau. Das Mittel dazu läßt sich kurz bezeichnen: Rückkehr von der großpreußischen zur national-deutschen Idee. Wir werden nun sehen!

XXV.

Studie über den Kaiser Karl V.*)

(Schluß.)

V.

Es erweckt ein schmerzliches Gefühl bei den modernen Halbwissern, die sich Geschichtschreiber nennen weil sie Aktenstücke lesen können, die Anklage zu vernehmen, daß der Stolz und der Fanatismus den spanischen Karl gehindert habe in einen Religionsfrieden zu willigen. Ja freilich, dieses eine letzte Wort klingt so schön, und jene anderen so herb! Allein warum doch erzeigen diese Ankläger dem Kaiser, den sie tadeln, nicht die Gerechtigkeit auch dasjenige zu hören, nicht was Andere von ihm, sondern was er selbst über sich gesagt hat. Wo die eigene Rechtfertigung oder der Versuch dazu von einer solchen Persönlichkeit vorliegt wie von dem Kaiser Karl V.: da muß zuerst und vor allen Dingen dieser Versuch geprüft werden, um so mehr wenn, wie hier, das ausdrückliche eigene Zeugniß des Kaisers vorliegt, daß er in der Sache rede und handle ohne fremden Rath, weil die Verant-

*) Von einem protestantischen Forscher.

wortlichkeit eines solchen Rathes Niemand auf sich nehmen wolle.

Karl war das Oberhaupt der Gesammtheit der Deutschen, der berufene Schutzherr der Rechte Aller und jedes Einzelnen. Der sogenannte Friede den man von ihm forderte, die Anerkennung des Besitzstandes, konnte nur gemacht werden zu Gunsten derer die ihn überfallen, auf Kosten derer die friedlich gesessen. Nicht bloß von seinem eigenen Rechte als Oberhaupt sollte Karl etwas nachlassen: er der als das höchste Ziel der weltlichen Regierung immer die Rechtspflege empor gehalten, sollte nun freigebig seyn mit den Gütern kirchlicher Stiftungen, die das Recht hatten auf seinen Schutz! Er der als Kaiser gelobt und geschworen, die Kirche zu schützen und zu vertheidigen, sollte nun anerkennen, daß den Fürsten des Reiches das Recht zustehe von ihren Unterthanen, ob willig ob unwillig, ein Religionsbekenntniß zu fordern nach ihrem eigenen Sinne! Und das Alles sollte er thun, weil einige dieser Reichsfürsten alle Bande der Ehre, Pflicht und Treue zerrissen, weil sie ihn und das Reich an den auswärtigen Feind verrathen, ihm selber nach Leben und Freiheit getrachtet — er sollte es thun, nur damit sie ihn nicht mehr hinderten das Reich und sie selber mit auf seine Kosten und durch seine Mittel zu vertheidigen gegen den Feind welchen sie gerufen, welchem sie die Thore des Reiches geöffnet, welcher selbst sie für ihren Treubruch gegen den Kaiser bezahlte.

Hören wir den Kaiser selbst, wie er die Lage der Dinge auffaßt und wie er persönlich seinem Bruder über seine eigene Stellung Rechenschaft gibt*).

„Ich verzichte gern darauf, sagt der Kaiser, von diesen Fürsten Hülfe zu fordern zum Schutze von Deutschland gegen Frankreich. Auch will ich Anderes nachgeben. Allein man verlangt von mir noch mehr. Man verlangt nicht bloß die Frei-

*) Lanz III. 319, vom 21. Juni 1552.

lassung des Landgrafen: man verlangt auch, daß ich die Klagen am Reichskammergerichte gegen ihn niederschlage. Ich kann es nicht; denn es ist gegen die Ordnungen des Reiches. Ueberhaupt ist das der Grundzug dieser Forderungen an mich: die Partei verlangt von mir, daß ich mit absoluter Gewalt verfahre gegen die Ordnungen und Abschiede des Reiches, in soweit nämlich ein solches Verfahren ihnen beliebt, ihrem Partikularinteresse auf Kosten des Gemeinwohles entspricht. So ist es namentlich mit ihrem Verlangen in Betreff der Religion. Die Beilegung des Streites derselben soll verwiesen werden auf den nächsten Reichstag. Damit bin ich einverstanden. Allein man macht den Zusatz, daß auch im Falle der Nichteinigung der Stillstand bleiben solle. Und dieses kann ich nicht gewähren."

„Es ist nicht meine Absicht, Krieg gegen sie zu erheben. Auch habe ich ja gegenwärtig dazu nicht die Mittel. Ja sie sehen, daß ich, ungeachtet des Schimpfes den sie mir angethan, noch nicht die Waffen gegen sie ergriffen habe. Und ich möchte sogar ihr Verfahren entschuldigen, wenn ich das irgendwie vermöchte. Dennoch kann ich, wie immer die Dinge liegen, nicht in den Zwang einwilligen, daß ich niemals das Heilmittel versuchen soll. Eine solche Einwilligung wäre wider meine Pflicht. Sie würde ohne Rücksicht auf die Reichsstände, welche dabei hoch betheiligt sind, die Abschiede der beiden letzten Reichstage umstürzen. Ich habe dazu nicht das Recht. Und auf keinen Fall und für nichts in der Welt werde ich, wie ich Euch so oft gesagt und geschrieben, etwas wider Pflicht und Gewissen thun, noch dasjenige halten was in meinem Namen so versprochen würde; denn es wäre wider meinen Willen und würde mich zu nichts verbinden. Aber damit jene Stände ersehen, daß nicht ich bei irgend einer Gelegenheit in Deutschland einen Krieg erregen will: so bin ich bereit mich auf jede Weise welche sie verlangen mögen, in der Religionssache zu allem zu verpflichten was auf dem nächsten Reichstage beschlossen wird. Ueberhaupt ist dieß das einzige Mittel. Die Versammlung in Passau hat nicht das Recht sich über den Reichstag hinwegzusetzen. Was von meinem Willen allein abhangt, das werde ich thun, und zwar ohne Zorn gegen diejenigen welche mich persönlich gekränkt haben."

„Ich sehe freilich wohl, daß die Mehrzahl bemüht ist die kaiserliche Autorität zu schwächen. Wenn sie denn untergehen soll — und dieß ja ist das Ziel auf welches sie steuern trotz aller ihrer Worte — so will ich doch nicht, daß es geschehe unter mir."

„Aber ich will gern jegliche Sicherheit geben und versprechen, wie ich es genau erfüllen will, daß wenn Jemand etwas gegen mich hat, ich ihn auf dem nächsten Reichstage von jetzt an in sechs Monaten bereitwillig hören, und ihm Rede stehen will auf das was man mir zur Last legt. Ich werde in allem was sie mir vorwerfen wollen, so handeln, daß sie anerkennen sollen: ich sei mehr bemüht um das Gemeinwohl des heiligen Reiches und die Wohlfahrt der Stände desselben, als um mein besonderes Interesse."

„Das Verhalten der geistlichen Reichsstände, wie Ihr es in Passau bei den Vermittlern seht, entspricht dem bisherigen. Die Erfahrung hat mir bewiesen, daß ich von ihnen eine Hülfe gegen die Rebellion nicht zu erwarten habe. Ihre Vermittelung ist zu Gunsten des Moritz und seiner Partei."

„Ich möchte nicht, daß Ihr von mir dächtet, meine Weigerung gehe hervor aus der Abneigung dieser Partei das Unrecht gegen mich zu verzeihen, und dadurch mir das Verdienst zu erwerben welches Ihr mir ausmalt. Ihr sagt, das Nachgeben sei keine Schande für mich. Gewiß, ich versichere Euch, wenn es sich nur um die Schande handelte: so würde ich, wenn dafür der innere Friede von Deutschland zu erlangen wäre, sie zu überwinden wissen, und um des Gemeinwohles willen das mir persönlich angethane Unrecht verzeihen. Aber hier ist mehr als Schande: hier ist Beschwerung des Gewissens, die ich nicht auf mich nehmen kann."

„Auch ist es nicht so leicht wie Ihr sagt, daß ich durch die Annahme dieses Artikels volle Freiheit erhalte mich gegen den König von Frankreich zu wenden und ihn zu züchtigen. Ich erkenne an, daß dieß das beste Heilmittel wäre; denn er ist der Urheber aller unserer Verwirrungen. Allein meine Macht reicht nicht aus. Eher erkenne ich an, daß der Vertrag Euch vortheilhaft seyn würde für die Befreiung Eurer Königreiche und Länder von den Türken. Um diesen Preis könnte ich mich

darein ergeben die Schande hinunter zu schlucken. Allein dann wieder tritt es mir vor die Seele, daß er wider Pflicht und Gewissen ist. So wie er ist, kann ich ihn nicht annehmen. Lieber noch will ich die geringe Macht die mir zu Gebote steht, um mich sammeln und mit derselben die Gegner aufsuchen. Und wenn ich nicht so viele zusammenbringen kann, daß mit Grund auf einigen Erfolg zu hoffen ist: so will ich lieber Deutschland verlassen und nach Italien oder Flandern gehen. Vielleicht werden sie in meiner Abwesenheit zur Vernunft kommen. Denn, ich wiederhole es, ich will mich nicht verpflichten die Religionssache für immer rettungslos zu lassen."

Dann jedoch erneuert der Kaiser seinem Bruder die Vollmacht. „Wenn Ihr aber glaubt um Eurer eigenen Angelegenheiten willen den Vertrag so annehmen zu müssen wie er ist: so stelle ich Euch anheim Euch der gegebenen Vollmacht zu bedienen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung meinerseits, daß ich nicht weiter als bis auf den nächsten Reichstag gebunden seyn will."

Der Brief, aus dem wir dieß entnommen, ist einer der wichtigsten die der Kaiser Karl V. geschrieben. Er selbst zeichnet hier in der deutschen Cardinalfrage seine Politik, nicht ein Anderer, und nicht beeinflußt durch fremden Rath. Denn er fügt dem langen Schreiben, das mehrfach dieselben Gedanken wiederholt, mit eigener Hand die Bitte um Entschuldigung hinzu, daß er nicht alles selbst geschrieben, und zugleich die Betheuerung, daß kein Wort anders sei als seinem Sinne entsprechend. Er sagt ausdrücklich, daß weder Granvella noch ein Anderer es habe auf sich nehmen wollen, ihm in dieser Sache zu rathen.

Im gleichen Sinne wie seinem Bruder Ferdinand antwortet der Kaiser den zu Passau anwesenden Ständen des Reiches. „Ich berufe mich, sagt er*), auf meine ganze Laufbahn. Ich fordere Euch alle zu Zeugen, mit welcher väterlichen Liebe

---

*) Lanz III. 334.

und Neigung ich je und allewege das heilige Reich deutscher Nation, mein geliebtes Vaterland, auf Kosten meiner Erbkönigreiche und Länder, mit Gefahr und Wagniß meiner eigenen Person, gemeint und bedacht, wie ich für des Reiches Ehre, Nutzen und Aufnehmen keine Mühe, keine Arbeit, keine Kosten gespart. So auch ferner zu handeln, ist mein Entschluß, mein Wille. Dann wieder rufe ich Euch alle zu Zeugen, wie ich in dem verflossenen Winter um des Friedens willen mich abgemüht, wie geduldig ich dann während dieser Handlung mich benommen, in der Hoffnung, daß die Urheber der Empörung und der Spaltung dadurch zum Frieden bewogen würden. Nun aber ist es billiger Weise an Euch, nicht bei mir Euch zu bemühen, daß ich nachgebe, sondern daß sie ablassen von ihrer ungerechten Forderung, damit ein wirklicher und wahrer Vertrag abgeschlossen werden könne, der dem Reiche den Frieden und die Ruhe wieder gibt, damit man nicht unter dem Scheine eines Vertrages und eines Friedens in der Unruhe und der Empörung stecken bleibe, oder vielmehr gar für die Zukunft noch größerem Jammer das Thor eröffne."

So der Kaiser Karl an die Reichsstände. Wir sehen, wie seinem ahnungsvollen Blicke sich der Jammer der künftigen Zeiten aufthut, wie er es durchschaut, daß das Princip, dessen Anerkennung man von ihm forderte, der Quell alles Unheiles für Deutschland seyn werde. Aber nur seinem Blicke allein lag diese Einsicht offen.

Die Reichsstände zu Passau gaben ihm das Zeugniß, zu welchem er sie erfordert. „Ew. Majestät, antworten sie*), haben bisher jederzeit das heilige Reich deutscher Nation mit väterlicher Treue gemeint, auch in dieser gegenwärtigen Unruhe und Empörung sich ganz geduldig erwiesen, damit sie nicht weiter greifen und der Friede wiederkehren könne." Allein eben darum hofften sie, der Kaiser werde auch dießmal nachgeben und den Vertrag bewilligen.

*) Lanz III. 345.

Der Grund, weßhalb auch die Kirchenfürsten zu Passau mit in die Forderung der Genehmigung des Vertrages einstimmten, lag nicht fern. Es war die Furcht. Moritz und die Seinen standen gerüstet da. Der französische König steigerte sein Angebot des Soldes. „Kommt der Vertrag nicht zu Stande", melden dem Kaiser die Räthe Seld und Reze, „so stehen die geistlichen Fürsten in der Gefahr gänzlicher Verheerung ihrer Länder." „Wir vermögen nicht die Grundsätze Ew. Majestät anzugreifen", sagen diese Räthe; „aber die Sache ist höchst gefährlich. Die protestirenden Fürsten haben die Vorschläge der Vermittler angenommen. Wenn Ew. Majestät sie verwerfen, so ist von keinem ein Beistand zu erwarten."

Die dreifache Gefahr von Osten, von Westen, in der Mitte des Reiches, schwoll an. Jene Meldung der Räthe war vom 6. Juli. Inzwischen kam eine andere Nachricht von der Königin Maria vom 4. Juli. Sie meldet die höchste Bedrängniß der Niederlande, der Erblande des Kaisers. Ihre Hoffnung steht auf einen Vertrag zwischen Karl und Moritz. „Denn für die Erhaltung dieser Erblande", also schließt sie ihren Hülferuf, „ist die persönliche Gegenwart Ew. Majestät dringend nothwendig." Karl hatte noch kein Heer. Die Rüstungen, die Schwendi in Böhmen betrieb, schritten langsam vor. Karl selber war in Villach, krank und matt. Dahin eilte Ferdinand von Passau aus.

Die beiden Brüder verhandelten. Ferdinand legte den Nothstand dar. „Ich bin bereit, erwiderte der Kaiser, alles zu bewilligen, was nicht gegen Pflicht und Gewissen ist. Allein die indirekte Anerkennung eines Rechtes der Reichsstände zur kirchlichen Spaltung für immer, ist wider meine Pflicht und mein Gewissen. Ich kann sie nicht gewähren. Und ferner will ich in Betreff der Reichsbeschwerden, abgesehen von dem was mich persönlich angeht, vor meinen Nachfolgern am Reiche nicht den Vorwurf auf mich laden, daß ich das Thor geöffnet hätte zur Verringerung ihrer Ehre,

Würde und Hoheit, und sie dem absoluten Urtheil derer unterworfen über welche sie regieren sollen." — „Abgesehen von diesen beiden Punkten, sagt der Kaiser, nehme ich den Vertrag an. Und da sie die Waffen nicht niederlegen aus Furcht daß ich sie mit Krieg überziehen würde: so gebe ich ihnen die Versicherung, daß weder ich noch ein Anderer in meinem Namen sie angreifen werde, sondern daß ich sofort meine ganze Mannschaft abführen will gegen den Reichsfeind. Von dort her werde ich zur bestimmten Zeit zum Reichstage wiederkehren, waffenlos und friedlich, um so die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches zu berathen, um jedem Rede zu stehen auf seine Klagen, und zu einer Vergleichung in der Religionssache zu gelangen. Wohl uns Allen, wenn es gelingt! Wo nicht, so werde ich nach Spanien übersiedeln, weil der Zustand meiner Gesundheit einen längeren Aufenthalt hier nicht verstattet."

Dieß ist der Standpunkt, auf welchem der Kaiser Karl V. bleibend verharrt. Es ist die Ueberzeugung, daß die Worte mit denen man den Kern der Sache zu verhüllen strebte, nämlich daß die Anerkennung des Landeskirchenthumes dauern solle bis zur endlichen Vergleichung in der Religion — daß diese letzten Worte eben nur Worte, daß die Spaltung eine endlose sei, daß es eben so viele deutsche Kirchenthümer geben werde wie Territorien. Ebenso fest aber stand in Karl die Ueberzeugung, daß die kirchliche Zerklüftung auch die weltliche nach sich ziehen werde. Seine Ahnungen gingen noch weiter, gingen hinaus über diese Consequenz. „Wenn die Hand Gottes nicht hilft, sagt er seinem Bruder*), wenn nicht er den Fürsten und Ständen des Reiches die Augen öffnet: so möchte man urtheilen, daß sie selbst ihren eigenen Untergang sich bereiten wollen." Es liegt hier, wie es scheint, eine ähnliche Anschauung zu Grunde wie die welche

*) Lanz III. 674.

Nikolaus von Kusa ein Jahrhundert vor Karl V. in die Worte kleidete: „Die Fürsten suchen das Kaiserthum zu zertreten. Aber wenn es ihnen gelingt: so wird über sie die Demokratie kommen und wird sie zertreten.“ Den Fürsten des neuen Kirchenthumes mochte diese Ansicht des Kaisers Karl nicht einleuchten. Denn augenscheinlich fiel der nächste Gewinn des Zuwachses an Macht nicht der Demokratie zu, sondern ihnen selbst. Was dem Reichsadel, den Bauern fehl geschlagen war, die Ausnutzung des neuen Evangelii durch die Sprengung der bisherigen kirchlichen Bande, das war den Reichsständen gelungen, den Fürsten und Stadtmagistraten. Ueber dieß Gelingen vergaßen sie, durch welche Mittel das geschehen sei: durch den Bruch des Rechtes und der beschworenen Pflicht nach innen, durch die doppelte Hülfe der Fremden von Osten und von Westen. Das Mittel war sanktionirt durch den Erfolg. Es konnte ferner angewendet, es konnte angewendet werden bis zur Zertrümmerung der kaiserlichen Macht, die schützend sich ausbreitete über Alle. Es konnte dann angewendet werden von dem Einen gegen den Anderen, von dem Stärkeren gegen den Schwächeren, und so fort bis die Schwächeren nicht mehr da waren, bis nur noch der Stärkste übrig blieb, erwartend daß wieder über ihn eine stärkere Macht komme und mit ihm verfahre nach der Gebühr.

Mit der Erhebung des Principes von Passau durch die Gewalt des Moritz und seiner Bundesgenossen war die schiefe Ebene beschritten. Sie führte abwärts. Ob nach Jahrzehnten, ob nach Jahrhunderten, war eine Frage der Zeit, nicht des Rechtes.

Endlich kam nach langen Mühen des Kaisers Karl und seines Bruders, des Königs Ferdinand, der verabredete Reichstag von Augsburg zu Stande. Es scheint mit Sicherheit angenommen werden zu dürfen, daß der Kaiser Karl, wenn seine physische Kraft es ihm verstattet hätte in Augsburg zu seyn, das Princip des Landeskirchenthumes, das Princip der kirchlichen Spaltung von Deutschland für immer, nicht be-

willigt haben würde. Für Ferdinand lag die Sache etwas anders. Der Grundzug seiner kirchlichen und politischen Gesinnung war derselbe wie bei dem Kaiser Karl. Ob sein Blick so weit hinausreichte in die Zukunft wie derjenige seines Bruders, dürfte eher fraglich seyn. Allein zugleich war Ferdinand persönlich bedrängt. Um der Türkennoth willen hatte er persönlich drei Jahre zuvor den Fürsten zu Passau den einen Satz zugestanden, den Karl dann hinwegstrich: den Satz, daß der Friedstand dauern solle auch wenn eine Vergleichung nicht erreicht würde. Dieselbe Forderung ward nun in Augsburg wieder vorangestellt. Jene Noth des Königs Ferdinand dauerte fort. Er sprach dem Kaiser seine schmerzlichen Klagen aus. „Die Türken, sagt er*), achten des Stillstandes nicht. Sie verletzen ungestraft mein Gebiet. Die dringende Noth der Meinigen ruft mich heim. Und hier habe ich zu thun mit der Hartnäckigkeit der Reichsstände, ihrer Gesandten und Räthe, mit ihrer Gleichgültigkeit gegen das Gemeinwohl, mit ihrer Langsamkeit. Sie verhandeln Wochen und Monate und kommen zu keinem Beschlusse." Ferdinand wiederholt dem Kaiser: ihn dränge die äußerste Noth; der Kaiser möge entscheiden was zu thun sei.

Karl gab sich noch der Hoffnung hin, daß die Entscheidung sich verschieben lasse auf einen anderen Reichstag, auf welchem alle Fürsten persönlich erscheinen sollten. Ferdinand verneint dieß. Er fürchtet eher, sagt er am 20. August, daß, wenn nicht eine Bewilligung erfolge, man wieder zu den Waffen greifen werde. Schon gehen solche Drohungen um. Die Söhne des ehemaligen Kurfürsten Johann Friedrich werben Söldner.

Stärkeren Eindruck noch als auf Ferdinand machten solche Reden auf den altkirchlichen Theil der Reichsstände, auf die Erzbischöfe und Bischöfe. Die Furcht vor Albrecht

---

*) Lanz III. 664 u. f.

von Brandenburg war in ihnen noch sehr lebendig. Daß er von Frankreich aus seiner Stunde lauere, war selbst in Wittenberg bekannt. Wenn es abermals zum Kriege kam, so mußten sie, wehrlos wie immer, denselben bezahlen. Es ist die zu allen Zeiten wiederkehrende Schlaffheit der conservativen Richtung. Hier freilich trat noch mehr hinzu. Die geistlichen Herren waren von ihrem Standpunkte aus nicht minder partikularistisch, als die neukirchlichen Stände von dem ihrigen des Angriffes. Diese suchten für sich ein Princip zu ertrotzen auf Kosten des Gemeinwohles. Jene suchten zu behalten was sie hatten, und um den Preis dieses Zugeständnisses waren sie bereit das Princip ihres positiven Rechtes hinzugeben, diesem Rechte selber mit die Axt an die Wurzel zu legen. Ferdinand meldete seinem Bruder, daß die geistlichen Herren aus Furcht vor irgend welcher Ungelegenheit bereit seien alles nachzugeben. Er bat um die Entscheidung des Kaisers.

Karl verweigerte sie von Brüssel aus am 19. September 1555. „Ich übersehe die Angelegenheiten, die Stimmungen dort nicht im einzelnen. Und ferner wiederhole ich, daß ich um des Gewissens willen Scheu trage in den Religionspunkt mich zu verwickeln. Ich kann nicht. Ihr selbst müßt entscheiden.“ Der König Ferdinand fügte sich in das Unvermeidliche. „Ich habe mich gezwungen gesehen, sagt er am 24. September, endlich den Schritt weiter zu thun und abzuschließen. Ich habe dem Andringen der Reichsstände einerseits, und andererseits der Erwägung der Türkengefahr weichen müssen.“

Heben wir mithin kurz die Sachlage hervor. Der Religionsfriede von Augsburg, die Wurzel und der Quell des späteren Unheiles für Deutschland, ist nur zu einem Theile die Frucht der Rebellion, zu welcher der Kurfürst Moritz und seine Gesinnungsgenossen in den Stand gesetzt wurden durch das Geld des Königs von Frankreich. Eine nicht minder bedeutende Mitursache war der französische Angriff selbst.

Die entscheidende Thatsache aber war die Bedrängniß von Deutschland durch die Türkengefahr.

Es ist das Gelingen des seit Jahrzehnten betriebenen Planes, den Melanchthon wiederholt charakterisirt hat. Wir erinnern an sein Wort von 1544. „Ich kenne dieß Verfahren, sagt er damals. Wir machen es wie bei einem Kauf-Contrakte. Wie man dort um den Preis handelt, so wollen wir erst um den Frieden handeln, bevor wir unsere Mithülfe versprechen zu unserer eigenen und der allgemeinen Rettung. Dieß Markten hat allen Rechtschaffenen immer mißfallen.“

Der Augsburger Religionsfriede enthielt die reichsrechtliche Anerkennung der Lösung der bisherigen kirchlichen Bande, die Anerkennung der kirchlichen Autonomie der Reichsstände, die Preisgebung der Unterthanen derselben an ihren Absolutismus auf kirchlichem Gebiete. Indem der römische König Ferdinand I. diese Forderung bewilligte, verzichtete er dadurch für sich und seine Nachfolger auf das Recht und die Pflicht der Herstellung der kirchlichen Einigkeit im Reiche.

Bis dahin war für diejenigen welche sich in diesen Territorien schweigend der weltlichen Gewalt in kirchlichen Dingen gefügt hatten, noch die Hoffnung eines Besserwerdens geblieben. Nach dem Reichstage von Augsburg mußten sie auf diese Hoffnung verzichten. Wer nicht die Mittel oder die Kraft zu einer damals sehr schweren Auswanderung besaß, mußte sich fügen unter die Kirchenlehre die der Landesherr vorschrieb. Eine andere ward nicht geduldet.

Man hat oft gesagt, daß die Reformationsbewegung in Deutschland wenigstens moralisch reiner sei, als die englische. Der Unterschied würde dann hauptsächlich in der Person des Königs Heinrich VIII. beruhen. Allein es möchte doch vielleicht schwer seyn, die höhere moralische Qualifikation des Landgrafen Philipp von Hessen, oder gar des Kurfürsten Moritz über Heinrich VIII. darzuthun. Indessen wie dem auch sei, nicht ein Mehr oder Minder der moralischen Schlechtigkeit der einzelnen Persönlichkeiten entscheidet, son-

dern das Princip selbst. Und dieses war auf der einen Seite ebenso revolutionär wie auf der anderen.

Aber das Landeskirchenthum in Deutschland that, zum Zwecke seiner dauernden Befestigung, einen wichtigen Schritt, der in England das Princip des Cäsareopapismus nicht in gleicher Weise durchführte. Das deutsche Landeskirchenthum band an sich das gesammte Schulwesen, nicht bloß das hohe sondern auch das niedere. Es organisirte aus den Mitteln welche es nicht selber dafür hergab, sondern aus den Stiftungen der alten Kirche sich angeeignet hatte, ein Netz des Unterrichtswesens im eigenen Dienste gegen die alte Kirche.

Dieß ist ein Faktor in unserer deutschen National-Entwickelung, der selten im vollen Maße gewürdigt worden ist und der doch unzertrennlich mit der Begründung des neuen Landeskirchenthumes zusammenhängt. Denn eben die Sorge für die Jugend war es welche Martin Luther bewog nach dem Bauernkriege an seinen Fürsten die nachdrücklich wiederholte Aufforderung zu richten, daß er sich der Kirche und Schule annehmen möge gleich wie der Brücken, Wege und Stege.

Es ist unzweifelhaft, daß diejenige Macht welche das Schulwesen in ihrer Hand hat, eben dadurch auf die Anschauungen der kommenden Geschlechter den nachdrücklichsten Einfluß übt. Die damaligen Inhaber des Landeskirchenthumes haben dieß sehr wohl verstanden. Sowohl für die Universitäten welche sie aus dem alten Kirchenthume mit hinüber nahmen, als für diejenigen welche sie aus den an sich genommenen Stiftungen und Mitteln der alten Kirche begründeten, galt in jedem einzelnen als Gebot, daß jeder Lehrer das Bekenntniß zu beschwören hatte welches der Wille des Landesherrn als das richtige anerkannte. Bei der Concordienformel später ging man bis auf die Dorfschulmeister hinab, und stellte ihnen das Entweder-Oder. Sie unterschrieben. — Diesem Eide gemäß lehrte man, und mußte man lehren. Die Wirksamkeit dieses Systemes erhielt volle Kraft dadurch daß

auch der Besuch dieser Schulen obligatorisch wurde. Die Freiheit des Unterrichtes hörte auf. Darum mußte nach wenigen Jahrzehnten in den Ländern des neuen Kirchenthumes die Erinnerung an die alte Zeit völlig verschwinden. Die neue Zeit konnte sich nur noch verneinend, feindselig gegen dieselbe verhalten. Eine wahre Freiheit der Erkenntniß wurde unter solchen Verhältnissen sehr schwer, vielfach unmöglich.

Es bildete sich demgemäß über jene Zeiten der Spaltung eine Tradition, deren Wesen nicht ist die Gerechtigkeit. Diese Tradition wandte sich feindlich gegen den Kaiser Karl V., den Schützer des Rechtes. Sie wandte sich freundlich gegen Moritz und vergaß, daß die Zeitgenossen desselben sein Thun verwerflich gefunden hatten.

Und wiederum trat dann dasselbe Verhältniß ein bei den späteren Haupt-Repräsentanten derselben Richtung welche zuerst Moritz eingeschlagen hatte, bei Gustav Adolf von Schweden, bei Friedrich II. von Preußen. Ihr Thun stand moralisch mit demjenigen des Moritz auf gleicher Höhe, oder wenn der Ausdruck gestattet ist, in gleicher Tiefe. Wie er, schritten sie, eisern und blutig, zermalmend hinweg über die alten Ordnungen. Wie er, luden sie auf sich den Fluch ihrer Mitwelt. Allein nachdem der Erfolg ihr Thun gekrönt, bildete die Nachwelt über sie eine Tradition, analog derjenigen über Moritz, und das obligatorische Schulwesen ließ diese Tradition sich bewurzeln.

Denn im Laufe der Zeiten trat der Unterschied ein, daß die Institution, welche ursprünglich dem Partikularismus Vieler gedient hatte, nur demjenigen zu gute kam welcher am folgerichtigsten das Princip der Auflösung und Spaltung vertrat, dem es dann endlich sogar gelang, das in der Wirklichkeit negative Princip zu verhüllen durch ein scheinbar positives und dadurch viele zu bethören.

Die Erkenntniß dieses Ganges der Entwickelung war nicht immer in voller Klarheit vorhanden; aber selbst auch

da wo die volle Erkenntniß fehlte, brachte die Consequenz des Beharrens auf dem einmal gegebenen Wege in praktischer Weise den Mangel der Erkenntniß.

Namentlich dauerte, wenn auch oft fast nur instinktiv, die Meinung fort, daß bei einem Ringen mit gleichen Kräften, bei völliger Freiheit der Bewegung das Institut des Landeskirchenthumes auf die Dauer wieder weichen müsse vor dem alten Kirchenthume. Wir haben gesehen, wie die Fürsten und Theologen des neuen Kirchenthumes von Anfang an dieser Ueberzeugung huldigten, daß nur der Zwang der Ausschließung des alten Cultus den neuen lebensfähig erhalte. In ganz ähnlicher Weise hat zweihundert Jahre später der vor allen Anderen energische und consequente Repräsentant der negativen Richtung geurtheilt, der König Friedrich II. von Preußen. Als an diesen von der Seite der sogenannten Philosophie aus, welcher er persönlich selber angehörte, die Mahnung herantrat, den Religionsunterricht als eine Waffe des Aberglaubens aus den Schulen zu verbannen und nur noch Moral lehren zu lassen, erwiderte der König mit richtigem Scharfblicke: „daß die Schulmeister auf dem Lande den jungen Leuten Religion und Moral lehren, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen." Der zu Grunde liegende Gedanke schimmert klar herdurch. Der König weiß sehr wohl, daß das Religionsbedürfniß des Menschen unaustilglich ist. Er ist nicht der Meinung, daß, wenn die Religion aus den Schulen des Staates verbannt werde, sie darum untergehen müsse. Aber er fürchtet dann den Untergang desjenigen Kirchenthumes welches geworden ist als die dienstwillige Magd des Absolutismus. Denn das Religionsbedürfniß der Menschen werde sie dann, wenn es sich völlig frei bewegen könne, auf die Dauer dem Katholicismus wieder zuführen. Ueberhaupt erscheinen jene Worte des Königs in mancher Beziehung sehr lehrreich.

Halten wir uns daran, daß sie, dem Grundzuge nach, übereinstimmen mit jener Ansicht der Fürsten und Theologen des neuen Kirchenthumes bereits von 1529.

In diesem Grundzuge stimmte mit ihnen auch der Kaiser Karl V. überein. Nur die Consequenz war verschieden. Denn eben deßwegen verlangten jene in ihrem Partikular-Interesse den Zwang, und eben deßwegen verlangte der Kaiser Karl V. kraft seines Rechtes und seiner Pflicht für die Allgemeinheit, im Interesse ferner der menschlichen Freiheit, die Aufhebung des Zwanges, die gleiche Berechtigung. Er sah voraus daß, wenn nur erst sein sehnlichstes Verlangen und Streben erfüllt und demgemäß die hauptsächlichsten Schäden beseitigt wären, die alte Kirche bei freier Bewegung binnen wenigen Jahren alle Abgewichenen wieder an sich ziehen würde. Darum so viel er auch sonst nachgab, niemals eine rechtliche Anerkennung der Spaltung.

Er glaubte dem Ziele nahe zu seyn im Jahre 1551. Da brach über ihn die Coalition der drei Mächte: von innen der Rebellion, von Osten und von Westen des äußern Feindes. Er, der Vorkämpfer der wahren menschlichen Freiheit, stand ihnen gegenüber allein. Dennoch gab er nicht nach, beugte er sich nicht. Aber seine eigenen Kräfte versagten ihm den Dienst. Da ergriff Karl das äußerste Mittel. Er legte die Sache auf das Gewissen seines Bruders, der in diesem Punkte gleiche Pflichten hatte mit ihm. Ferdinand entschied sich für das Nachgeben.

In Folge dessen gestaltete der Kaiser Karl den längst gehegten Gedanken des freiwilligen Rücktrittes zum Entschlusse. Wenige Wochen nach jenem Abschlusse des sogenannten Religionsfriedens von Augsburg versammelte er in Brüssel um sich die Stände seiner Niederlande. Er kündigte ihnen seinen Entschluß an. Er warf einen Rückblick auf seine Laufbahn. Er wiederholte, was er erstrebt. Er legte dar, was ihn daran gehindert. Seine Worte sind wie eine Ablage der Rechenschaft seines Thuns. Und darum erfordert die Gerechtigkeit

gegen den Kaiser, bei dem Urtheile über sein Thun hauptsächlich seine Abschiedsworte von 1555 zu vergleichen mit seinen Antrittsworten von 1521.

Hätte der Kaiser Karl V. in völliger Freiheit zu handeln vermocht, so würde seine Nachwelt das nicht kennen was man heute die orientalische Frage nennt. Die Franzosen von damals wußten das sehr wohl. „Glaubt denn ihr Türken — sagte *) vier Jahre später ein kecker Franzose, der Gesandte Lavigne in Constantinopel zu dem Vezier Mustan — glaubt denn ihr Türken, daß ihr Ofen, Gran, Stuhlweißenburg und die übrigen Städte in Ungarn durch eure eigene Kraft gewonnen habt? Wahrlich ihr täuscht euch. Wenn nicht Frankreich beständig Zwietracht und Krieg mit dem Hause Habsburg unterhalten hätte: so wären nicht bloß jene Oerter nicht in eurem Besitze, sondern ihr wäret vor dem Kaiser Karl V. auch in Constantinopel nicht sicher gewesen.“

Mit ebenso großem und noch größerem Rechte hätte ein Wort ähnlichen Inhaltes von Seiten der französischen Politik gerichtet werden können an die Inhaber des deutschen Landeskirchenthumes. Es war die Politik der französischen Herrscher aus dem Geschlechte Valois. Der intelligente Theil der französischen Nation, der Adel und die Geistlichkeit, hat diese Politik nie gebilligt **).

Wir Deutsche aber haben für unser Urtheil über den Kaiser Karl V. ein hauptsächliches Gewicht zu legen auf dasjenige Melanchthons, als eines der ersten Repräsentanten der Wissenschaft, als eines durch eigene Thätigkeit und eigene Erfahrung in den Wirren jener Zeiten kundigen, als eines bei allen Schwächen und Verirrungen dennoch rechtschaffenen Mannes, als eines deutschen Patrioten endlich den keine

*) A. G. Busbequii omnia quae extant. Lugd. Bat. ex off. Elz. 1633. p. 320.

**) Relationi degli Amb. Venet. Serie I. T. 2. p. 284.

Bande der Furcht oder der Dankbarkeit an diesen Kaiser fesselten.

Am Ende des Jahres 1558 hält Melanchthon Rundschau über die Ereignisse desselben, und legt darüber seine Gedanken nieder. „Am 20. September in diesem 58 Jahre, sagt Melanchthon*), ist Karl V., römischer Kaiser und König in Spanien, nachdem er große Dinge ausgerichtet, seliglich entschlafen in Spanien im Kloster, darin er Ruhe halben entwichen, und fast zwei Jahre mit Beten und Lesen zugebracht hat, wie er denn sonderlich gern im Bernhardo gelesen."

„Im Jahre 1521 forderte er die deutschen Fürsten gen Worms. Damals sagte sein Kanzler Mercurinus, ein weiser und vortrefflicher Mann, zu dem Kanzler des Herzogs und Kurfürsten Friedrich von Sachsen: die deutschen Fürsten haben wohl daran gethan, daß sie Karl zum Kaiser gemacht haben; denn es wird ein weiser und frommer Herr werden. Daß aber diese, eines solchen Mannes Worte, nicht aus Heuchelei, sondern aus der Wahrheit und wohlbedachtem Gemüthe hergeflossen sind, hat der Ausgang bezeuget."

Melanchthon berichtet dann das Verhalten des Kaisers gegen den König Franz von Frankreich und gegen den Papst. Er faßt sein Urtheil darüber zusammen in die Worte: „Diese Handlungen, darinnen sich der Kaiser gar bescheiden gehalten, zeigen genugsam an, daß er ein weiser, glimpflicher und gutthätiger Herr gewesen ist."

Melanchthon erörtert dann das Verhalten des Kaisers in den kirchlichen Angelegenheiten, namentlich gegenüber dem Papste. Er lobt den hohen Verstand und großen Muth des Kaisers. Er hebt mit Nachdruck hervor, daß es von Anfang an der Wille des Kaisers gewesen sei, die Sache gütlich auf einem Concile zu vertragen. Dann faßt er zum Schlusse

*) Corp. Ref. IX. 708.

seine Ansicht zusammen. „Dieß habe ich an dem Orte von dem Kaiser Karl anzeigen wollen, dieweil es in anderen Historien ausgelassen ist“ (nämlich bei Sleidan). „Es sind viel herrlicher großer Tugenden in ihm gewesen. Denn für sich selbst war er ein eingezogener mäßiger Herr. Im Regimente aber sind viele Anzeichen einer hohen großen Weisheit. Und daß er in der Regierung Gerechtigkeit und Gelindigkeit lieb gehabt und gebraucht, weiset seine ganze Historie aus, als daß er so viele gefangene Fürsten hat wieder losgelassen, nämlich Franz König von Frankreich, Papst Clemens, Herzog Johann Friedrich Kurfürsten von Sachsen, und Philipp Landgrafen von Hessen.“

Fügen wir zu diesen Worten von Melanchthon als der Richtschnur des deutschen Urtheiles über den Kaiser Karl V. noch die Worte hinzu, die er selber denjenigen erwiderte welche ihm als Sieger im schmalkaldischen Kriege das Beispiel des Julius Cäsar als nachahmungswerth empfahlen. Denn man müsse Siege nicht nur erfechten, sondern auch verfolgen bis zur völligen Vernichtung des Gegners. Der Kaiser entgegnete: „die Alten hatten nur Ein Ziel vor Augen: die Ehre; wir Christen haben deren zwei: die Ehre und das Gewissen.“

Das ist der Maßstab des Kaisers Karl V.

XXVI.

Künstlerkämpfe nebst einem Wort über Kirchen-Restauration.

(Umrißskizze aus der Mappe eines Betheiligten.)

„Sie reiten ein schwieriges Terrain in leichter Gangart", sagte ich zu dem Schreiber der nachfolgenden Blätter, die ich — ein paar der obersten — aus seiner reichen Mappe gekramt und stehenden Fußes gelesen hatte. Und: „„Nur heraus damit!"" war die Antwort: „„der Galopp paßt nicht für den ernsten Vorwurf, ist seiner nicht recht würdig; ich ritt ihn auch nur, um mir selber Bewegung zu machen, und allenfalls einigen Freunden zur Schau; du hast deine Lust gebüßt, also rasch wieder in die Mappe!"" Er solle dennoch einmal hinausreiten, meinte ich: die eigenartige Ausführung, deren spärliche Striche fast zuviel Stoff umschließen und ihn doch dem Kundigen ganz anschaulich kraftvoll zusammenhalten, werde ihr eigenes Gute stiften in einer Zeit und Frage, da kein rechtes Wort verloren gehen dürfe; während ein Schock nach dem anderen machtlos wider seine und der Seinen reguläre Cadres pralle, werde man erfahren, daß er auch reiten könne, wenn's seyn müßte auch eine ganz ordentliche Attaque, und möge sich vorsehen; und jedenfalls habe die Aeußerung eines Künstlers, nicht pro domo, aber pro aris et focis ge-

sprochen, so ernst bei aller Flüchtigkeit, Gewicht genug zu interessiren und anzuregen nach allen Seiten. **Audiatur et altera!** „Wenn du glaubst, so sei's drum", ist die lakonische Vollmacht, in der ich — Widerruf fürchtend — eile, Ihnen Darstellung und Votum eines der ältesten Triarier zu senden. Sie werden mein Consurgite nicht verfrüht und auch dieser Stimme einen Platz in der Zeitschrift finden, „welche künftigen Geschichtsschreibern von Deutschland durch so viele Hinterlagen von Wichtigkeit seyn wird."

Mehr zum Troste derer die auf anderen Gebieten klagen, wie wenig man darauf rechnen dürfe, hier auf Erden unangefochten zu bleiben, wenn man die Absicht hat nach dem Maße seiner Einsicht im Interesse der Sache auch nur irgendwie über das alltäglich Hergebrachte sich zu erheben oder nach dem Maße seines Könnens zum Nutzen und Frommen seiner Nebenmenschen zu wirken, als zu polemischen Zwecken — sei uns vergönnt in folgender Skizze einige der Kämpfe zu zeichnen, welche die Künstler im 19. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu bestehen hatten; wobei zu bemerken, daß, wenn die flüchtige Feder bisweilen etwas anzüglich zu werden scheint, nur eine augenblickliche Laune sie dazu verführte.

Als vor beinahe zwei Menschenaltern die Männer, welche man ziemlich allgemein als die Wiedererwecker der neueren Kunst zu bezeichnen pflegt, in ihrem jugendlichen Eifer den Muth hatten dem verrotteten akademischen Unwesen, dem verblaßten Neuheidenthum mit seinen schwächlichen und langweiligen Nachäffungen der Antike, seinen frostigen Allegorien, seinen widerlich üppigen Nymphen, seinen Faunen, Amoretten und weichlichen Idyllen Valet zu sagen, und diesen Morast verließen um eine festere Bahn zu betreten: da konnte es nicht fehlen, daß es den Freunden und Anhängern jener unsauberen Welt, die bisher mit so viel

Behagen in diesem Kreise sich bewegt hatten, unheimlich zu Muthe ward. Sie fühlten wohl, es rege sich da ein Leben welches sie längst als todt und abgethan betrachtet hatten, eine Erscheinung vor der sie zurückbebten wie vor einem vom Grabe erstehenden Gespenst; und da sie zeitig genug die Gefahr erkannten, welche in dem neuen Beginnen ihnen drohte, so ermannten sie sich um es zu bekämpfen und, wo möglich, im Entstehen zu erdrücken. — Haben wir deßhalb, so klagten sie wohl, unter dem Schutz des Olympes die Kunstwelt beherrscht, um uns nun auf so schmähliche Art von einigen Neulingen, die diese Autorität mißachten, das Scepter entreißen zu lassen? Was soll aus unserer heiteren Götterwelt werden, aus den süßen Geheimnissen ihres Dienstes, aus unseren Liebhabereien und Steckenpferden, wenn jene Finsterlinge fortfahren dürfen in ihrem Treiben sich gegen uns zu empören? Noch sind es nur wenige, noch dominiren wir und beherrschen den Geschmack, noch sind wir die anerkannten Gewalten, Günstlinge des himmlischen Hofs und der Musen; wir können nicht dulden, daß man uns trotze und daß die Zahl jener langhaarigen Nazarener sich mehre. Auf, laßt uns sie bekämpfen in Broschüren, Satiren, in Reden, Programmen, Kunstaufgaben und Preisvertheilungen! Zeus Kronion und die rosige Aphrodite werden in ihrer eigenen Sache uns schützen und helfen. — So ertönte der Ruf. Die Stimme der gefeierten Koryphäen weckte Viele, die auf akademischen Lehrstühlen in behaglichem Kunstdusel sich dehnten, und der Kampf um das Leben rüttelte sie aus dem Schlaf. Es geschah Mancherlei in feindseligem Sinne. Aber da die schützenden Götter sich, wie vorauszusehen, unzuverlässig zeigten und in ihrer Ohnmacht selbst des Schutzes bedurften, so erlahmte der Streit bald, und die Vorkämpfer, am Siege verzweifelnd, zogen es vor, statt ferner fruchtlos zu hadern, sich in ein verachtendes Schweigen zu hüllen, die gefürchteten Rebellen vornehm zu ignoriren und — ihrer Zeit zu harren. Die Neuerer indessen folgten bescheidentlich zwar, doch un-

bekümmert ihrem Berufe und achteten der Pfeile nicht, die noch hin und wieder in der Luft schwirrten ohne zu verwunden. Sie waren ihrer Sache zu gewiß, um sich beirren zu lassen; und da es ihnen von anderer Seite her an Beifall und Ermunterung nicht fehlte, so durften sie unverdrossen und hohen Muthes die ihnen gewordenen Aufträge vollführen. Und es ward Morgen und Abend, der erste Krieg.

Zu näherer Erläuterung desselben diene noch dieses. Wohl hatte die Empörung gegen den alten Schlendrian schon in Deutschland begonnen, und mancher der Rebellen wurde deßhalb auf den dortigen Kunstakademien nicht eben sanft behandelt. Aber erst in Italien gedieh sie zu einiger Reife, und zwar in Rom selbst, diesem Mittelpunkt aller Künste, wo von jeher die begabtesten Geister und gebildetsten Hände zur Verherrlichung der Kirche und Verschönerung des Lebens gewirkt hatten. Jene alten Meister namentlich, welche den Ernst mit der Milde vereinigen, die Großheit mit der Anmuth, eine ruhige Würde mit der freieren Bewegung, den traditionellen Typus mit dem lebendigen Ausdruck, und die dabei ein fromm gläubiges Herz, ein tief inniges religiöses Gefühl in allen ihren Werken offenbaren, waren es welche ihnen den richtigsten Fingerzeig für ihre eigenen Bestrebungen zu bieten schienen; und es ist natürlich, ja es konnte nicht anders seyn, als daß unsere jugendlichen Kunstjünger, ganz umgeben von solchen Herrlichkeiten, in den Meisterwerken der altitalienischen Kunst den Anknüpfungspunkt suchten und fanden, an den sich lehnend und von welchem ausgehend sie ihrem Ziele fortschreitend zustreben könnten. Fröhlichen Sinnes glaubten sie, den abgerissenen Faden so wieder aufnehmend daß sie in gelehriger Selbstthätigkeit ihn liebevoll weiterspännen, das Rechte getroffen zu haben; und trotz gelegentlicher Verirrungen, welche Einige aus ihrer Mitte in ein Extrem führten welches sie auch das Unschöne zum Muster nehmen ließ, Andere, hingerissen durch den Zauber der vene-

tianischen Farbenpracht, nur hierin das Heil suchen hießen, werden doch die in jener Zeit entstandenen Werke das redliche Streben bekunden und die siegreiche Hoffnung, einen Weg eingeschlagen und eine Bahn eröffnet zu haben, auf denen die Kunst ein gedeihliches Leben entfalten werde.

Sie gingen muthig voran, das hohe Ziel fest im Auge, sich gegenseitig ermunternd und helfend. Vom ersten Feinde ertönte nur noch ein dumpfes Murren ob der vielen Ueberläufer die seine bleiche Fahne verließen; und es schien den Kunstgenossen die Morgenröthe eines heiteren Tages zu leuchten, als eine kleine Wolke sich bildete, die den Horizont einigermaßen trübte. Es entstand eine Art von Abfall oder Trennung, und zwar im deutschen Vaterlande, deren Beginn in ihrem Gründer sich indessen schon in Rom hatte errathen lassen. Sie trat in ziemlich entschiedener Opposition auf, obwohl sie dieß nicht Wort haben wollte, beanspruchte für sich ein ausschließliches Monopol und zog durch den großen Erfolg, welchen sie hatte, viele Talente (in einem und anderem Sinne) zu sich hin: eine etwas zwitterartige Vermischung von Modernität und Stil, Sentimentalität und Ernst, Natur und Ideal, Gliedermann und Phantasie, von Altem und Neuem in bestechlicher Form und sauber ausgeführter Vollendung. Es war nicht ganz das Falsche, allein ebensowenig ganz das Rechte, gefiel aber vielleicht gerade deßhalb so sehr, zumal in jener Zeit, und ward gepriesen, bejubelt und auf alle erdenkliche Art bevorzugt und gefördert. Es hatte das Verdienst eine Schule zu seyn, in der viele Kräfte thätig waren; allein es verfiel durch die gleichmäßige Anwendung eines Kunstreceptes, welches für Alle und für jeden Gegenstand passen sollte, in eine fabrikartige Monotonie, von der nur sehr Wenige sich frei hielten. Religiöse Bilder, die aus dieser Schule hervorgingen, nannte Jemand boshaft genug die „Stunden der Andachts-Malerei“, was wohl nur als ein karrikirendes Witzwort aufzufassen ist. Manches Schöne schuf sie, nebenbei aber manches traurig Düstere und Me-

lancholische. Ein verwitterter Thurm auf zerklüfteter Felshöhe ließ schon ahnen, daß unheimliche Nachtvögel aus ihm hervorschwirren würden; und als vollends wildfanatische Hussiten in Masse erschienen, da ward es dem Haupte der Schule selber leid, solche Kukuksgeier ausgebrütet zu haben, und auch dieser Nebel verzog sich allmählig: freilich nur um giftigen Dünsten zu weichen.

Es war dem Häuflein der Treuen kein Friede gegönnt, keine Zeit der Ruhe, festen Fuß in der Heimath zu fassen. Der neue Feind trat auf, dann und wann wollte es den Künstlern vorkommen, als sei er ein alter Bekannter, bewaffnet mit einem tintespritzenden Hinterlader — eine bösartige Erfindung die den Gegner anschwärzte — Zirkel und Richtscheit als Seitengewehr, wallende Straußenfedern auf der das Haupt bedeckenden Kappe, übrigens in Tricot. Er kam im Namen des Fortschritts und der Aufklärung (semen lycopodii) aus dem Lande der „anerkannten Unschuld", und von ihm mußten die Künstler, welche an der Quelle geschöpft hatten um daheim die dorrenden Felder zu befruchten, sich bitterböse Worte gefallen lassen. Da hieß es, sie seien nur ein Hemmniß für die freie Entwickelung, nur in der Verblichenheit alter, längst beseitigter und verschollener Elendsgestalten, „alter Reliquien von anno Schwartenleder" suchten sie das Heil, ihr ganzes Bestreben sei wie auch das der Pfaffen und als deren mittelalterlich höriger Schildknappen nur auf die gewaltsame Rückwärtsverdummung des zum „vollen Lichte" vorangeschrittenen Volksgeistes gerichtet — und solch alberner Tiraden mehr. Als Specimen dieses Gekrächzes diene ein damals in einem deutschen Blatt erschienener Artikel, welcher so beginnt: „Sie ist nicht für unsere Zeit, jene abgeblaßte todtenfarbige Richtung, der wir den Skandal des Overbeck'schen Religionsgemäldes (im Städel'schen Institut zu Frankfurt am Main) verdanken! Als Lionardo da Vinci lebte, da schuf er was seiner Zeit als lebensfrisch erschien; diejenigen welche zu ihm zurückkehren

möchten, glauben Lionardo's glückliche Schüler zu seyn, wenn sie violette Heiligengesichter auf die Leinwand bringen. Aber Lionardo malte mit ebenso hohem Incarnat wie heute die Niederländer, die Zeit nur hat seine Farbe verblaßt oder verdunkelt!" Dann heißt es mit speciellem Bezug auf Ph. Veit, der damals als Direktor der genannten Anstalt die Fahne des „alterthümelnden christkatholischen Kunstgeschmackes" am Maine hoch hielt: „Es ist endlich einmal Zeit, daß das Institut unter die Leitung eines Mannes komme der in der Gegenwart steht, der, wie auch M. Angelo, wie Rafael in ihren Tagen gethan, sich dem heiteren Leben in treuer Auffassung zuwendet, der nicht mit magerer Zeichnung und karger Farbe das Höchste zu erreichen vermeint, der nicht mit frommen Principien die Kunst, dieß freie Kind des Geistes, fesseln möchte, dem geniale Zeichnung, reiche Färbung und jene Technik deren Tradition am besten bei den Niederländern erhalten ist, das beste Ziel für die Schüler dünkt, und dem es nicht einfällt die ewig ruhige, ewig herzbewegende Kunst zur religiösen Polemik zu verwenden." — Das war doch gewiß recht artig und nett gesagt und konnte nicht verfehlen die Künstler zu veranlassen, mehr Zinnober und Incarnat auf die Palette zu nehmen, um den lebensfrischen Forderungen der Gegenwart und ihrer „gesunden Sinnlichkeit" zu genügen. Im Ernst, sie hatten solche Plattheiten erwarten dürfen und konnten sie sammt ihrer ganzen Spiegelfechterei ruhig übersehen. Ist es ja doch der guten Deutschen Unsitte und fast nur ihre, wie sie sich im Kriege stets selbst bekämpfen, so auch im Frieden sich gegenseitig herabzuwürdigen, indem sie gierig Alles bequängeln und bemäkeln, was in ihrer Mitte emporstrebt: eine Beschuldigung, welche Alle bestätigen werden die muthig genug waren und auch das Zeug besaßen, statt des breitgetretenen Philisterpfades einen besseren zu beschreiten, und muthig genug sind ihre Erfahrungen an ihren lieben Landsleuten zu bekennen. Das Wort: „Es ist nicht weit her!" bleibt für dieselben bezeichnend genug. Auch ist

ja von jeher Alles, was nur entfernt nach Christenthum aus-sieht, den Heiden eine Thorheit; den modernen Heiden, welche mit der vielförmigen aber leichtfertigen Bildung des Götzen-dienstes die ganze stockige Verbissenheit eines durch und durch unwahren Pharisäismus zum leidenschaftlichsten Antichristen-thum verbinden, ist es Thorheit und Aergerniß zugleich. — Und es ward Morgen und Abend, der dritte Krieg.

Wiederum wechselte die Scene und mit ihr die Waffen. Neue Gegner traten auf die Bühne; und während jene nach den Fleischtöpfen Egyptens Lüsternen nur aus heimlichem Versteck ihre stumpfen Bolzen schossen, erschienen diese wohl-bewehrt und festgepanzert in schwerer mittelalterlicher Rü-stung, griffen mit Lanze und Schwert von vorne an, oft mit ganz offenem Visir; und um so bedrohlicher mußte der An-griff sich für unsere Künstler gestalten, als er von einer Seite erfolgte welche sie als neutrales, und da Neutralität hier im Grunde nicht möglich, sogar als befreundetes Gebiet hatten betrachten dürfen, je weniger sie deßhalb darauf ge-faßt waren. Es waren die Ritter der Gothik, die in ihrer Begeisterung und erstem Feuereifer ohne Quartier zu geben Alles und Jedes niederkämpften, das nicht im Spitzbogenstil war. Die altitalienische Kunst konnte ihnen selbstverständlich nicht gothisch genug seyn, paßte also ihrer Ansicht nach weder in ein Wohnhaus, noch viel weniger in eine Kirche. Die Bestrebungen und Leistungen der neueren Künstler, die kirch-lichen nicht ausgenommen, meinten sie, seien doch immer noch zu akademisch, sogar etwas zopfig; und so, obwohl sie ihr Leben daran gesetzt hätten den Zopf zu bekämpfen, was in Anbetracht des löblichen Willens anerkannt werde, sei es ihnen doch nicht gelungen, und ohne daß sie ihn sehen wollten: „So wie es stund, es annoch steht, der Zopf, der hängt ihm hinten.“ — Viele, auch Künstler, gesellten sich ihnen zu und zwängten sich mit Mühe in die gothische Form; und soweit verstieg sich der Fanatismus — denn so kann man wohl die Kühnheit jener gothischen Helden

bezeichnen — daß für sie Christenthum und Gothik ein und dasselbe war, letztere allein die einzig richtige Form des ersten. Nur durch eine strenge und ausschließliche Aneignung dieser Form sei folgerecht auch für die Kunst noch ein Gedeihen zu hoffen; und da sie als Männer von Einsicht die spätere Ausartung der Gothik in welke Wucherschlingen und schnörkelhafte Künstelei weder übersehen noch billigen konnten, so waren sie, um consequent zu bleiben, gezwungen, diese einzig richtige Form sowohl des Christenthums als der Kunst auf eine kurze Spanne Zeit von etwa 60 bis 80 Jahren zu beschränken und so dem in der Kirche stets lebendig fortwirkenden Geist einen verhältnißmäßig sehr geringen Zeit- und Spielraum congruenter Ausgestaltung anzuweisen. Das mußte freilich nachgerade ihnen selbst bedenklich werden. Und als nun gar in Folge ihrer unaufhörlichen, unermüdlichen exclusiven Lobpreisungen der Gothik die Kirchen mit den schwächlichsten gothisch seyn sollenden Möbeln und Fabrikaten überschwemmt wurden; als sie sich zu füllen begannen mit unzähligen Exemplaren hölzerner Spitzbögen, schwindsüchtiger Fialen und Knäufchen, unverstandenen Nachahmungen älterer Muster und hier und dort gestohlenen Originalen, mochten sie passen oder nicht, genug wenn sie nur den blöden Blick eines Nichtkenners täuschten der auch Zuckerbäckereien für ächt gothisch halten konnte; als der ausgestreute Samen in Haus und Hof und allen Ecken so hinderlich üppig in's Holz schoß: da ward es denn doch den Besten aus ihnen selbst zu arg; sie erkannten Etwas heraufbeschworen zu haben, was sie nicht mehr zu bemeistern im Stande waren; sie begannen gelindere Saiten aufzuziehen, die Friedensfahne auszustecken und selbst einigen der erwähnten Künstler freundschaftlich die Hand zu bieten; „die ich rief, die Geister werd' ich nun nicht los" . . . . .

So ging denn auch dieser Sturm leidlich gut vorüber, und schon durfte man sich der freudigen Hoffnung getrösten, die Zeit eines friedlich ruhigen Lebens und Wirkens sei

endlich eingetreten. Aber noch einmal war dieß nur Täuschung, und der eigensinnigste, bitterste und unversöhnlichste Feind von allen sollte noch kommen. Er kam, und zwar in der seltsamen Tracht eines byzantinischen Hoftrabanten aus der Zeit des bilderstürmenden Kopronymus; selbst das goldene Horn, man wußte nicht, trug er es als Schmuck, Feldzeichen oder Waffe, mußte an Konstantinopel erinnern; und mit ihm ein aus Geistlichen und Laien gemischtes Gefolge von Anhängern und Adepten. Auch war die Verkleidung nicht übel gewählt. Man würde sie für ächt gehalten und sich als vor einem Revenant bekreuzt haben, hätten nicht einige unbeachtete Lücken in der byzantinischen Umhüllung die Modernität und den Compatrioten schalkhaft verrathen. Immerhin waren die Künstler nicht wenig verblüfft über diese ungewohnte Erscheinung, und noch mehr wurden sie es, als der Anführer dieser neuen Phalanx von Gegnern die Stimme erhob und sie folgendermaßen apostrophirte: „O ihr Verblendeten, die ihr in euerem Dünkel wähnt die Kunst gehoben und gefördert zu haben; die ihr nicht einsehen und begreifen wollt oder könnt, daß ihr eigentlich Werke hervorbringt die als ganz unkirchlich die Tempel bloß entweihen und die sammt allen Unthaten eures sinnlichen Rafael, eures fleischlichen Michel Angelo und all der so mit Unrecht gepriesenen alten Italiener auf den Kunstindex gehörten, gäb' es dergleichen, wie aber wir ihn errichten werden, sobald unsere heilige Sache triumphirt! Euere Werke sind lauter Kinder der Sünde; und wenn ihr nicht strenge Buße thut, all euere gerühmte Kunstfertigkeit und luxuriose Geschicklichkeit ablegt, Alles was ihr bisher gelernt habt vergeßt, den ganzen Kram eurer so brillirenden Kenntnisse als unnützen Ballast (um nicht mehr zu sagen) über Bord werft und wenigstens zehn Jahre nach dem Berge Athos Wallfahrten anstellt, um dort die strenge Disciplin der Kunst in Fasten und Nachtwachen zu erlernen: so seid ihr nicht zu retten. Ein Handlanger, ein ABC-Schütze von dort weiß

mehr als ihr, die ihr noch immer flunkert, man dürfe, ja müsse auch die Natur befragen. Die Natur — horribile dicto! — diese eigentliche Feindin und Zerstörerin christlicher Kunst, der ihr, dem verabscheuungswürdigen akademischen Treiben wie ihr faselt entrennen, doch ein Hinterpförtchen offen haltet, sie mit Allem, dem ihr entsagen wolltet, wieder einzulassen! Fort mit euch und mit eueren frivolen Kunst-Schöpfungen! Wir allein sind berufen, den rechten Weg zu zeigen; wir allein besitzen den unfehlbaren Codex sammt der Kunst ihn zu lesen und der Kraft ihn zu üben: unserer Autorität, und wenn sie euch vernichten muß, habt ihr ohne Widerwort euch demüthig zu beugen.“ — So ungefähr die Orakelsprüche dieser neu auftauchenden byzantinisch antiquarischen Zeloten, die es auf nichts Geringeres absehen, als der armen bedrängten Kunst die archäologische Zwangsjacke anzulegen. Nun sollte man nach solchen Expekterationen meinen, die äußere Erscheinung dieser Kunstbußprediger müsse auch im gewöhnlichen Leben und an Werktagen ihrer an's Leben greifenden Lehre einigermaßen entsprechen, sie müßten etwa aussehen wie St. Ephrem der Syrer. Aber keineswegs; das geschieht nur bei feierlichen Anlässen, und wie gesagt auch dann nicht recht; sonst gehen sie einher wie andere Menschen auch, in Rock und Pantalon u. s. w. Sie dürften auch wohl, um nicht gar zu augenfällig inconsequent zu seyn, wenn sie selbst ein Werk der Oeffentlichkeit übergeben, darauf Bedacht nehmen, etwas dem Charakter ihrer Lehre in äußerer Ausstattung nicht ganz Widersprechendes zu liefern: aber nein! das thut sich nicht; da ist Alles ganz modern elegant und weicht nicht im geringsten von der neuesten Façon ab. In Allem wissen sie sich zu akkommodiren; aber die Künstler, ja die sollen sich ihnen zu Dienst und Gefallen in ihren Arbeiten als byzantinische Asketen verkleiden, sie allein sollen eine Maske vornehmen und wie gut exerzirte Komödianten eine eingelernte Rolle spielen. — Das ist doch wohl die barockeste, weitestgehende Forderung die je gestellt

wurde! Man bedauere den Künstler, der darauf eingeht! Sei die Rolle noch so fleißig einstudirt und durch den besten Souffleur unterstützt, immer wird sich die mangelhafte Theatergarderobe bei jeder Wendung zeigen, das Licht der Sonne erträgt der Lampenflitter gar nicht, und die ernsteste Scene kann zur Posse werden. Ja, wenn es damit gethan wäre, daß man bei der Darstellung eines Heiligen etwa dessen Namen mit griechischen Lettern auf beiden Seiten von oben nach unten zeichnete, die Falten der Gewandung nur durch schwarze Striche andeutete, und dergleichen Seltsamkeiten mehr! Es steht nicht zu erwarten, daß Jemand durch solche äußerliche Absonderlichkeiten sich täuschen lasse; nur zu leicht sieht man hinter die Coulissen; und die nachgeahmte Form altgriechischer Bilder, die in ihrer ursprünglichen Treuherzigkeit ehrwürdig sind und ihrer Zeit angemessen, wird hier zu einem widerwärtigen Zerrbild. Das hindert indessen jene Männer nicht, ihre Caprice durchsetzen zu wollen um jeden Preis und gegen Alles zu polemisiren was ihr widerstrebt; und so befangen sind sie in dieser ihrer Idee, daß der so nahe liegende Gedanke sie noch nie belästigt zu haben scheint, das Volk (und für wen anders malen wir?) werde diese ihm so fremdartigen Gestaltungen, deren Deutung dem Griechen des 8. Jahrhunderts wohl geläufig war, ohne weitläufigen Commentar gar nicht verstehen und, weit entfernt durch sie erbaut zu seyn, werde es nur davor erschrecken und zum Troste lieber zu einem ihm wohlvertrauten Andachtsbilde seine Zuflucht nehmen, sei dieses auch nichts weniger als griechisch. In der That, daß die Bilder in der Kirche nichts Anderes seyn sollen, als eine sichtbare Predigt; daß aber diese aus so weiter Ferne und einer längst verschollenen Zeit hergeholten Bilder dem schlichten Volke denselben Eindruck machen müßten, wie eine griechische Homilie gesprochen vom Herrn Domprediger in diesem Jahre: das scheint ihnen gleichgültig oder sie ignoriren es absichtlich — sie, die Apostel der Selbstvernichtung und des „kirchlichen“ Gehorsams in

mehr als ihr, die ihr noch immer flunkert, man dürfe, ja müsse auch die Natur befragen. Die Natur — horribile dictu! — diese eigentliche Feindin und Zerstörerin christlicher Kunst, der ihr, dem verabscheuungswürdigen akademischen Treiben wie ihr faselt entronnen, doch ein Hinterpförtchen offen haltet, sie mit Allem, dem ihr entsagen wolltet, wieder einzulassen! Fort mit euch und mit eueren frivolen Kunst-Schöpfungen! Wir allein sind berufen, den rechten Weg zu zeigen; wir allein besitzen den unfehlbaren Codex sammt der Kunst ihn zu lesen und der Kraft ihn zu üben: unserer Autorität, und wenn sie euch vernichten muß, habt ihr ohne Widerwort euch demüthig zu beugen." — So ungefähr die Orakelsprüche dieser neu auftauchenden byzantinisch antiquarischen Zeloten, die es auf nichts Geringeres absehen, als der armen bedrängten Kunst die archäologische Zwangsjacke anzulegen. Nun sollte man nach solchen Expektorationen meinen, die äußere Erscheinung dieser Kunstbußprediger müsse auch im gewöhnlichen Leben und an Werktagen ihrer an's Leben greifenden Lehre einigermaßen entsprechen, sie müßten etwa aussehen wie St. Ephrem der Syrer. Aber keineswegs; das geschieht nur bei feierlichen Anlässen, und wie gesagt auch dann nicht recht; sonst gehen sie einher wie andere Menschen auch, in Rock und Pantalon u. s. w. Sie dürften auch wohl, um nicht gar zu augenfällig inconsequent zu seyn, wenn sie selbst ein Werk der Oeffentlichkeit übergeben, darauf Bedacht nehmen, etwas dem Charakter ihrer Lehre in äußerer Ausstattung nicht ganz Widersprechendes zu liefern: aber nein! das thut sich nicht; da ist Alles ganz modern elegant und weicht nicht im geringsten von der neuesten Façon ab. In Allem wissen sie sich zu akkommodiren; aber die Künstler, ja die sollen sich ihnen zu Dienst und Gefallen in ihren Arbeiten als byzantinische Aszeten verkleiden, sie allein sollen eine Maske vornehmen und wie gut exerzirte Komödianten eine eingelernte Rolle spielen. — Das ist doch wohl die barockeste, weitestgehende Forderung die je gestellt

wurde! Man bedauere den Künstler, der darauf eingeht! Sei die Rolle noch so fleißig einstudirt und durch den besten Souffleur unterstützt, immer wird sich die mangelhafte Theatergarderobe bei jeder Wendung zeigen, das Licht der Sonne erträgt der Lampenflitter gar nicht, und die ernsteste Scene kann zur Posse werden. Ja, wenn es damit gethan wäre, daß man bei der Darstellung eines Heiligen etwa dessen Namen mit griechischen Lettern auf beiden Seiten von oben nach unten zeichnete, die Falten der Gewandung nur durch schwarze Striche andeutete, und dergleichen Seltsamkeiten mehr! Es steht nicht zu erwarten, daß Jemand durch solche äußerliche Absonderlichkeiten sich täuschen lasse; nur zu leicht sieht man hinter die Coulissen; und die nachgeahmte Form altgriechischer Bilder, die in ihrer ursprünglichen Treuherzigkeit ehrwürdig sind und ihrer Zeit angemessen, wird hier zu einem widerwärtigen Zerrbild. Das hindert indessen jene Männer nicht, ihre Caprice durchsetzen zu wollen um jeden Preis und gegen Alles zu polemisiren was ihr widerstrebt; und so befangen sind sie in dieser ihrer Idee, daß der so nahe liegende Gedanke sie noch nie belästigt zu haben scheint, das Volk (und für wen anders malen wir?) werde diese ihm so fremdartigen Gestaltungen, deren Deutung dem Griechen des 8. Jahrhunderts wohl geläufig war, ohne weitläufigen Commentar gar nicht verstehen und, weit entfernt durch sie erbaut zu seyn, werde es nur davor erschrecken und zum Troste lieber zu einem ihm wohlvertrauten Andachtsbilde seine Zuflucht nehmen, sei dieses auch nichts weniger als griechisch. In der That, daß die Bilder in der Kirche nichts Anderes seyn sollen, als eine sichtbare Predigt; daß aber diese aus so weiter Ferne und einer längst verschollenen Zeit hergeholten Bilder dem schlichten Volke denselben Eindruck machen müßten, wie eine griechische Homilie gesprochen vom Herrn Domprediger in diesem Jahre: das scheint ihnen gleichgültig oder sie ignoriren es absichtlich — sie, die Apostel der Selbstvernichtung und des „kirchlichen“ Gehorsams in

necessariis, dubiis, omnibus et quibusdam aliis! Nun, immerhin! Mögen die neueren Kunstarchäologen ihre gespenstischen Phantasmagorien durchsetzen! Die Unwahrheit scheint jetzt zeitgemäß; „die Lüge ist eine europäische Macht!“ hat einer der genialsten Zeitgenossen gesagt. Male, schmiede, ciselire man denn altgriechische Bilder! Es werden ja auch altgriechische Münzen genug fabrizirt, die das Auge des Nichtkenners bestechen. Wann auch diesem Kriege der Abend dämmert, wissen wir freilich nicht; aber so gewiß die Wahrheit überall das letzte Wort haben wird, auch diese Woge wird vorübergehen wie die anderen! Es ist doch am Ende nicht viel mehr, als ein mit alten Lappen aufgestutztes Flickwerk, welches wie jede Mode wieder einer anderen, vielleicht noch bizarreren weichen wird. Kunst und Künstler aber mögen ferner ihren Principien und ihrer Eingebung folgen und wegen solcher Zumuthungen am wenigsten den Weg verlassen, den sie als den rechten erkannt und gegen andere Feinde behauptet haben ihr Leben lang.

Das ungefähr sind die Kämpfe, welche die „Wiedererwecker“ zu bestehen hatten und noch bestehen. Man sieht, wie verschiedenartig die Angriffe waren. Den Einen gingen sie zu weit zurück, den Anderen lange nicht weit genug. Den Einen schufen sie nur vertrocknete Gestalten des finsteren Mittelalters, den Anderen waren selbst diese noch ein Aergerniß von Modernität, und wie von dem tollgewordenen Prinzen in der Reise nach dem guten Geschmack sollten die Coulissen des Stückes weiter und noch viel weiter von ihnen zurück geschraubt werden. Und so wiederholt sich trefflich die alte Fabel von den Bauern mit ihrem Esel, die es Keinem recht machen konnten. Wiederholen wir uns zum Troste, was der Infant Don Juan Manuel in seinem Conde Lucanor dazu ersonnen:

„Um der Menschen Lob und Tadel
Sollst du nimmer blöde zaudern;
Ist dein Thun von rechtem Adel,
Führ' es aus und — laß sie plaudern!“

Nicht alle Angriffe waren gleich gefährlich, die letzten Gegner aber unbedingt die schlimmsten. Und da dieselben schon deßhalb im Vortheil sich befinden, weil sie Kunst und Künstler ohne weiteres aus dem Wege räumen wollen, während diesen — die Gründe liegen auf der Hand — nicht gestattet ist mit jenen ein Gleiches zu thun, die Schlacht auch noch hinüber und herüber wogt, so möge die etwas spöttische Art mit welcher sie eingeführt, und der gehobenere Ton in dem sie bekämpft wurden, als eine kleine Rache angesehen werden, ohne einer weiteren Entschuldigung zu bedürfen.

Der Kampf der, schon von den Gothikern eröffnet, durch sie hauptsächlich aufgenommen wurde und nicht ohne Erbitterung geführt wird, berührt überdem eine sehr wichtige Frage, von so größerer Bedeutung, als sie nicht nur die Kunst im Allgemeinen, sondern auch ganz speciell ihre Stellung in der Kirche betrifft. Es ist die bisher in so verschiedenem Sinne aufgefaßte und noch immer nicht vollständig gelöste Frage der Restauration einer alten Kirche. Und da jetzt hierin so Vieles, nicht immer gleich Glückliches geschieht, so dürften nachträglich einige kurze Bemerkungen auch über diesen Gegenstand vielleicht am Platze seyn.

In früherer Zeit ward an eine Kirchenrestauration im heutigen Sinn, abgesehen von nöthig gewordenen Reparaturen und Ergänzungen, nicht gedacht. Jedes Jahrhundert schmückte die Kirche ganz in der Art und Weise aus, wie es in ihm hergebracht und gebräuchlich war, und es ward von den dazu berufenen Künstlern nicht verlangt, daß sie in anderer Art als der ihnen eigenthümlichen bilden und malen sollten. Man grübelte nicht über den zu befolgenden Stil, und der Gedanke, eine Kirche in dem der ursprünglichen Bauart analogen Stil zu verzieren oder gar architektonisch und dekorativ zu restauriren und sie so in einen ästhetisch abgerundeten Kunsttempel zu verwandeln, lag ganz fern. Nur bei Neubauten konnte dieß allenfalls geschehen. Immer war man vielmehr bedacht, dem Volke verständlich zu bleiben und nicht

im Interesse theoretischer Consequenzmacherei der historischen und psychologischen Wahrheit irgend Fremdartiges einzuführen. Und da die Andacht bisweilen andere Formen annahm oder sich einem neuen Gegenstande der Verehrung zuwandte, die älteren aber aus Pietät unangetastet blieben, so kommt es, daß man in einer alten Kirche die heterogensten Formen und Gestaltungen als ganz gleich berechtigt, friedlich nebeneinander stehend erblickt. Man sieht Basiliken mit Altären aus der Renaissance, Statuen und Bilder alter und neuer Epochen, neben musivischen Werken andere von modernem Gepräge, romanische und gothische Kirchen die Zeugnisse aller Entwicklungsphasen ihres Stils — wenn nicht gar beider — am Leibe tragend und angefüllt mit den verschiedenartigsten Produktionen jeder Periode; und der Beschauer durchlebt gewissermaßen in der Betrachtung einer solchen Reihenfolge sinnbildlicher Darstellungen und christlicher Monumente eine ganze Kunst- und Kirchengeschichte. Dieß konnte auch in seiner Art recht lehrreich und erbaulich seyn; und wenn auch manches Geschmacklose sich einmischte, das dem geläuterten Kunstsinn nicht entsprach, sei es in einem Altarbild oder in der Figur eines Heiligen welche dem Volke lieb geworden, so ist doch gewiß nicht zu läugnen, daß der leitende Gedanke, die Andacht aller Zeiten in ihrem bildlichen Ausdruck zu respektiren, als ein ächt katholischer nicht so kurzweg zu verwerfen war.

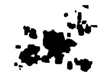
Anders die Ansicht der modernen Kirchenrestauratoren. In ihren Augen ist das Alles nur unberechtigte Eigenmacht und ein Gräuel. Sie gehen von dem Grundprincip aus, daß der erste Plan die unabweichliche Richtschnur für alle nachfolgenden Jahrhunderte zu verbleiben das geborene und unverjährbare Recht gehabt, daß darum der ursprüngliche Stil der Kirche ganz allein die Norm abgeben dürfe, wie dieselbe baulich und bildnerisch „wiederherzustellen" sei. Diesem Princip zu Folge wird vor Allem damit begonnen, tabula rasa zu machen, und es muß Alles und Jedes beseitigt, ab-

gebrochen und fortgeschafft werden was nicht mit ihm in vollem Einklang ist. Altäre frommer Stiftungen, aus den Pfennigen der Armen oder dem Gelöbniß eines Vermögenden bestrittene Bilder und Statuen, Chorstühle, Kanzeln rc., alle spätere Ausstattung muß unbedenklich, ohne Schonung dem leitenden Grundsatz weichen; nur mit Widerstreben läßt man Einiges stehen, lediglich weil es nicht ohne große Kosten oder ohne Gefahr zu zerstören ist: und so steht denn die arme Kirche nackt und bloß da, all ihrer Zierde beraubt und, wenn man recht consequent war, meist geradezu ruinos. Das arme Volk kennt sie kaum wieder und fühlt sich nicht mehr heimisch in ihr; höchstens erfreut sie noch den kundigen Architekten und jenes Geschlecht das — seine Beute wittert. Das Wunderlichste dabei ist, daß selbst Geistliche, von denen am meisten man Schonung des zu Recht Bestehenden erwarten sollte, bei solchen Renovationen oft am gründlichsten zu Werke gehen und, nachdem die bei ihnen so lange grassirende Epidemie des Anweißens (auch eine Verwüstung in ihrer Art) etwas abgenommen hat, nun in ihren eigenen Kirchen nicht genug aufräumen können.

Soweit ging denn auch Alles ziemlich leicht und rasch von statten. Das Einreißen ist keine große Mühe und der Schutt läßt sich fortschaffen. Allein, was nun? Man kann und will die Kirche nicht leer stehen lassen und muß sie stilgerecht von Neuem verzieren. Hier hebt die Schwierigkeit erst an. In einem Punkte natürlich ist man mit sich und Anderen einig, daß nämlich, wie ein griechischer Tempel nicht anders als antikisch dekorirt werden dürfe, eine Pagode nicht anders als chinesisch, was gar nicht zu bestreiten, so folgerichtig ein romanischer Bau nur byzantinisch, ein gothischer altdeutsch in der inneren Ausschmückung zu vollenden sei. Freilich wird dabei nur übersehen, daß jene etwas Todtes repräsentiren, das Christenthum aber ein stets Lebendiges ist. Jene strenge Forderung steht nun aber einmal als unumstößliches Axiom fest. Wo also findet man den so gewandten Künstler,

den Proteus, der mit einer solchen Elasticität des Geistes und selbst der Hände begabt ist, daß er mit Leichtigkeit in diese uns mehr oder minder fremd gewordenen Formen sich hinein- und sie unverfälscht aus sich herauslebte? Beim besten Willen wird es Keiner können, Jeder wird von dem Seinigen hinzuthun, und um so sichtbarer, je bewährter, je geschickter er sonst ist. Nie wird Einer sich selbst so gänzlich zu verläugnen vermögen, daß seine und seiner Zeit Eigenthümlichkeit nicht störend überall durchblickte; je tüchtiger er ist, wir wiederholen es, um so größer die Gefahr! — Ganz richtig denn im Sinne jenes nun einmal fest angenommenen Grundsatzes und durchaus consequent gehandelt ist es von Jenen die sich an die Spitze stellen, um die Restaurirung eines kirchlichen Gebäudes zu leiten, wenn sie von der Berufung eines Künstlers bei einem derartigen Unternehmen einfach abstehen. Man könne ja füglich und werde weit zweckdienlicher ihn entbehren; auch ohne seine Hülfe würden sich wohl noch Entwürfe combiniren, Figuren zusammenstellen lassen, alte Muster und stilgerechte Schablonen, die man dann viel klüger einem untergeordneten Handwerker, einem geschickten Dekorationsmaler unterbreite, der sie als blindes Werkzeug eben nur ganz mechanisch nachzufahren brauche, nur dieß verstünde. Genug Kupferwerke jeden Stiles seien ja jetzt vorhanden, aus denen man nicht nur einzelne Figuren und Ornamente, sondern ganze Compositionen mit geringen Veränderungen entnehmen könne; warum diese so reichlich dargebotenen Mittel nicht benutzen? warum statt an der Quelle weit unten aus dem Strome schöpfen, wo Schmutz und Nebenwässer aller Art die ursprüngliche Welle bis zur Ungreifbarkeit versetzt haben? „Willst du immer weiter schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!"

Das wäre nun in der That die richtig aufgefundene Lösung der Schwierigkeit; und die welche sie fanden, würden vielleicht befriedigt auf diese Weise ihren Plan durchgeführt, das Werk der wiederherstellenden Gerechtigkeit vollendet sehen.



Aber man irre sich nicht! Viel und Mancherlei vermag die Kunst, nur Eines nicht: sie kann nicht lügen! Ihrer Natur nach ist sie so fein und durchsichtig, daß auch eine bloße Copie, und wäre sie noch so getreu, den Copirenden erkennen läßt, daß selbst eine Durchzeichnung die Hand dessen verräth welcher sie machte. Alle Ehrfurcht vor dem Gothischen, wie vor dem Byzantinischen! Wer vermöchte diese großartigen Erscheinungen in ihrer wunderbaren Bedeutsamkeit nicht zu würdigen? Und bedarf es noch einer solchen Verwahrung? Aber eine mechanische Nachahmung wird nie und nimmer denselben Eindruck machen können. Sei sie noch so sorgfältig und treu nach alten Mustern, immer wird sich unsere Zeit in ihr spiegeln, um so empfindlicher, wenn sie von Jemand versucht wird der das Schöne nicht fühlt und das Häßliche vielleicht noch übertreibt; und da es doch hier nur auf eine Täuschung abgesehen seyn kann, so ist und bleibt die Nachahmung nichts Anderes und nichts Besseres als eine Lüge, eine bewußte und gewollte Lüge für Jeden dessen Auge noch klar genug ist, eine mechanische Theaterdekoration von der gewachsenen Natur, von einem ächten frei geschaffenen Kunstwerk zu unterscheiden.

Soll nun mit all dem gesagt seyn, daß man, da dieser Weg als der rechte nicht anzuerkennen ist, die Kirchen stehen lassen möge wie sie nun einmal sind, ohne sie restaurirend zu berühren? Ja! Das ist allerdings die Meinung; so lange wenigstens, als man noch immer planlos umherschweift, von einem Extrem in das andere verfällt und noch keine richtige Ansicht darüber festgestellt ist, was zu erhalten, was zu verwerfen und wie das Fehlende zu ersetzen sei. Wenn wahr ist, was jener große Charakteristiker sagt, daß nichts der lebendigen Ueberzeugung besser gleiche, als schlechter Eigensinn, so bewährt sich ja auch hier bis heute und wird sich stets bewähren, was dicht dahinter kommt, daß Eigensinn und Ueberdruß sich auf der Ferse folgen. Bloße Liebhabereien und einseitige Kunstansichten genügen hier nicht; geradezu vermessen ist da das bekannte „kurze Gedärm" der Schiller's-

schen Sonntagskinder; und besser in jedem Fall ist schützendes Zögern, als zerstörender Vandalismus. Und außerdem ist die unmaßgebliche Meinung, daß es doch wohl gerathen seyn dürfte, die Leistungen neuerer Künstler nicht deßhalb in blindem Eifer und übertriebenem Purismus verächtlich wegzuwerfen und aus den Kirchen verbannen zu wollen, koste es was es wolle, weil sie vielleicht nicht so ganz im Sinne jener Puristen sind und den Fesseln ihres Radikalismus sich nicht anbequemen. Wie sie auch sonst seyn mögen, diese Leistungen, sie lügen wenigstens nicht, sie wollen nicht täuschen, sondern — wo möglich — erbauen, mit aufrichtigen Mitteln. Wahrheit über Alles!

Daß übrigens ein Künstler — und dieses Wort ist zu betonen, denn Pfuscher gibt es ja auch: Priester und Pfaffen der Kunst — wenn ihm eine solche Aufgabe würde, etwas ganz Heterogenes schaffen werde, ist gar nicht zu befürchten und längst thatsächlich widerlegt. Er wird sie vermöge eines gebildeten Sinnes richtiger auffassen, als der mechanische Nachahmer. Vor Allem wird er sich die dargebotenen Räumlichkeiten betrachten und sich mit ihnen vertraut machen. Der Charakter des architektonischen Stiles und die großartigen Verhältnisse des Baues werden so mächtig auf ihn einwirken, daß er wie ganz von selbst in ihren Geist eindringt und von ihm gesättiget gleichsam gezwungen wird, in seinen Schöpfungen sich ihnen anzuschließen. Es wird ihm gar nicht möglich seyn anders zu verfahren oder ganz Unpassendes auch nur zu denken. Der Plan, eine ehrwürdige romanische Metropole in eine Porträt-Gallerie der Kurfürst-Erzbischöfe zu verwandeln die — Heilige und Unheilige — auf ihrem Stuhl gesessen, wird auf seinem Acker nicht wachsen. Dieses Eingehen in den Geist des Baustiles ist die erste Bedingung seiner Thätigkeit, und es ist deßhalb von Wichtigkeit, daß nicht nach eingesandten Plänen, Grundrissen und architektonischen Aufnahmen allein die Entwürfe gemacht werden, wie das so häufig geschieht, sondern nach eigener oft

wiederholter Anschauung des Gebäudes selbst. So wird er es lieben lernen und in dieser Liebe auch die rechte Form für die Ausführung finden, wie es auch gewiß so und nicht anders in früheren guten Zeiten von den Künstlern geschah, die ein solches Werk zu unternehmen berufen wurden.

So aufgefaßt, wird es doch wohl noch möglich seyn, in versöhnlichem Geiste eine Frage zu lösen, die so eminent wichtig ist und bei starrköpfigem Beharren auf einem anderen Wege immer schwieriger, dunkler und verworrener werden muß. Schließlich vergesse man nicht, daß jedes falsche Princip der Saturn ist der seine eigenen Kinder frißt, und daß ein folgendes Zeitalter an den Puristen des unserigen zuverlässig das Wort exerciren wird: Worin einer sündigt, darin wird er auch gequält werden. Wer in Gefangenschaft führt, wird in Gefangenschaft gehen; wer im Schwerte tödtet, muß mit dem Schwerte getödtet werden. Halte man auch hier etwas mehr am Katechismus: Was du nicht willst, daß man dir thue, thue du keinem Andern; denn mit demselben Maße, mit dem ihr ausgemessen, wird euch zurückgemessen werden, und noch besser!

Es werden diese wenigen Worte von gegnerischer Seite wohl nur als eine Nothwehr der Künstler ausgelegt und so beurtheilt werden, als verföchten sie nur eine höchstpersönliche Sache, indem sie sich zurückgesetzt fühlten und wo möglich von einem Gebiet ausgeschlossen, dessen Betretung auch ihnen — wie sie wähnten — gebühre. Wenn selbst, so ist solchen Angriffen gegenüber die Nothwehr wohl gerechtfertigt. Uebrigens soll mit dem Gesagten nur der Ansicht entgegengetreten werden, als sei die ganze christliche Kunst nur auf eine scharf und eng begrenzte Form zu beschränken und Alles, was außerhalb dieser Form liege, deßhalb nicht mehr christlich. Ohne willkürlichen und maßlosen Ausschweifungen, die gerechten Tadel verdienen, das Wort reden zu wollen, beansprucht man nur auch für sich und sein, man sollte glauben, nicht unbewährtes Wollen und Können Freiheit und Spielraum zu

einiger Thätigkeit, und nichts weiter. Ist ja doch überhaupt die ganze bildende Kunst in der Kirche, ohne ihre Bedeutung zu unterschätzen, nur eine auf die Stufen des Altares niedergelegte Blüthe, die verdorrt durch eine neue frische sich ersetzt, ohne der dahingewelkten die ihr als einer ehrwürdigen Reliquie immer noch gebührende Liebe und Achtung, auf die sie selber hofft, zu verweigern. Nur glaubt sie, daß auch die Dahlie und Aster des Herbstes in ihrem Leben des Altars noch würdiger sei, als gebackene Rosen oder die Veilchenmumie eines Herbariums, künstlich aufgefrischt. Sie versagt es sich gern, auf den Beschauer bloß als Kunstgenuß zu wirken; denn sie trägt die Begeisterung einer höheren Aufgabe und weiß, daß ein zu einer christlichen Kirche umgewandelter Heidentempel, der Besuch einer fast schmucklosen alten Basilika oder ein Gang in die Katakomben ebensowohl gute Gedanken und würdige Gefühle erwecken können, als eine im reichsten Kunstschmuck prangende gothische oder romanische Kirche, wie ganz Nebensache und verschwindend bescheidene Zugabe die bildende Kunst in jenen Räumen auch ist.

Tantum.

XXVII.

Zur Reiseliteratur.

Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. Von Seb. Brunner. Wien bei Braumüller 1866. Zwei Bände.

Nachdem wir Herrn Sebastian Brunner bereits zweimal auf seinen Fahrten in Italien begegnet *), finden wir auch die Resultate einer dritten Reise in dem vorstehend genannten zweibändigen Werke berichtet, welches in zweihundert größeren und kleineren Abschnitten eine willkommene Fülle von heiteren Bemerkungen, bitteren Beobachtungen und neuen Entdeckungen bietet.

Herr Brunner polemisirt durchgängig gegen die faden Kunstschwätzer und gegen die belletristischen oder in wissenschaftlicher Bildung machenden Commisvoyageurs aus dem großen Hause der Aufgeklärtheit, welche plattköpfig auf der breiten Straße alltäglicher Vorurtheile daherfahren und mit überfließender Breitmäuligkeit das abgebrühte Wasser ihrer Weisheit dem durstigen Pöbel in Verleit geben. „Der Haß

---

*) „Kennst Du das Land? Heitere Fahrten durch Italien" (Wien 1857) und „Aus dem Venediger- und Lombardenland. Für Hinreiser und Heimbleiber" (Wien 1860) 2. Aufl.

ist ihre Brille, er kann sich zum Wahnsinn steigern. Gutzkow hatte noch nicht das Unglück gehabt in die Nacht des Wahnsinns zu verfallen, als wir über seinen Zauberer von Rom (und er reiste nach Italien, um in diesem Roman seinen Haß ablagern zu können) schon aussprachen: Das ganze Machwerk ist ein Wahnsinn. Roman ist eben Roman, die Lüge hilft der Tendenz nach, wo der Haß die Tendenz ist. Aber auch Jene die der Wissenschaft zu dienen vorgeben, scheuen sich nicht, geradewegs den Haß als das Endziel einer Reise nach Italien auszusprechen." So ein Exemplar ist der Leipziger Theologie-Professor Fleck, der eine vierbändige „wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien" herausgegeben hat, in welcher er sich als Nachtreter Luthers hervorhebt, der seinen Haß gegen Papstthum und Glaubenstyrannei gleichfalls einer Romfahrt verdanke! Herr Fleck gibt aber auch sonst spaßhafte Blößen, wenn er am Zeug flickt; so sah der genannte Ehrenmann in S. Domenico zu Bologna an der Stelle des vielbewunderten Steinsarges des heil. Dominikus — das Grabmal des Thomas von Aquin, was vor ihm noch Niemand zu Bologna entdeckt hatte. Solchen und andern schreibseligen Touristen jeden Schlages ist Sebastian Brunner scharf auf den Fersen und verfehlt nie am geeigneten Platze die seichte Oberflächlichkeit mit humoristischen Peitschenhieben abzuwandeln.

Der weitaus größere Theil dieser „Studien" ist positiven Inhalts. Man findet hier, wenn auch oft nur flüchtig hingeworfene Andeutungen über Werke und Meister, von welchen die neueren fabrikmäßig producirten kunsthistorischen Compendien und Reisehandbücher nicht die leiseste Ahnung haben. So befindet sich z. B. in S. Petronio zu Bologna an einem Pfeiler die berühmte astronomische Uhr, von welcher schief durch die Kirche, am Boden derselben die Mittagslinie geht. „Es ist bekannt, mit welcher neidischen Parteisucht Alles entweder ganz verschwiegen oder nur mit Entstellungen berichtet wird, was in Wissenschaft und Kunst von Genossen

katholischer Orden geleistet worden ist. Der Urheber dieser ersten Mittagslinie wird entweder gar nicht genannt oder es wird Giovanni Domeniko Cassini als derselbe bezeichnet. Nun wurde aber diese vielgerühmte Mittagslinie von einem der ersten Mathematiker und Astronomen, Ignazio Danti im J. 1575 gezogen, der ein Dominikanerpriester und zu jener Zeit Professor der Mathematik an der Universität Bologna war, und Cassini hat die Linie in der Folge nur verlängert. Dieser Danti (geb. 1537 in Perugia) war auch einer der ersten Geographen seiner Zeit, er stellte Theorien zur Anfertigung von Sonnenuhren auf. Die zwei seiner Zeit renommirtesten in Florenz an der Kirche Maria Novella sind sein Werk. Die 53 Landkarten aller Länder Europa's, noch im Palazzo Vecchio in Florenz zu sehen, sind die vollkommenste Arbeit seiner Zeit; sie standen nach dem Zeugniß des Vasari bis auf seine Tage unübertrefflich da. Der erste Geograph Italiens neuerer Zeit, Marmocchi nennt sie Wunder von Gelehrsamkeit und Schönheit und erklärt Danti mit Mercatore und Ortelio für die Begründer der modernen Geographie. Die Gebirge sind perspektivisch, die Wälder sogar je nach Laub- oder Nadelholz angezeigt. Die Galleria geographica (200 starke Schritte lang) im Vatikan rechts und links mit mächtigen Karten von der Decke bis zum Boden herab bemalt, das Großartigste was je in Kartographie geleistet worden, ist durchgehends ein Werk Ignazio Danti's, der es um 1580 unter Gregor XIII. anfertigte. Er bekam damals den Titel päpstlicher Mathematiker und war einer der ersten Arbeiter an der Herstellung des heutigen Kalenders, respektive der neuen Zeitrechnung. Noch ist auf der Urkunde, welche die Einführung der neuen Zeitrechnung festsetzte, seine Unterschrift zu lesen. Die letzten drei Jahre seines Lebens war er Bischof von Alatri und nun verlegte sich der Astronom, Mathematiker, Architekt (verschiedene monumentale Bauten sind auch sein Werk) und Geograph mit allem Eifer auf sein Hirtenamt. Im J. 1586 wurde er von

Sixtus V. nach Rom berufen und mußte mit seinem Rath beistehen, als man die schwierige Aufstellung des großen Obelisken von St. Peter eben unternehmen wollte. Danti hatte für die Basis eine die Aequinoktien und Solstitien anzeigende Sonnenuhr angefertigt. Er kehrte krank nach Alatri zurück und beschloß sein der Wissenschaft und in den letzten Jahren dem Hirtenamte geweihtes Leben am 9. Oktober 1586."

In Florenz ist es das vom alten Cosmus von Medici gestiftete (1437) und von Michelozzi gebaute Kloster von San Marco, welchem Herr Brunner einen längeren Besuch widmet. Hier wo einst der heiligmäßige Erzbischof Antonin (dessen ehemalige Zelle noch erhalten ist) die Religion, der feurige Savonarola die strenge Sitte und die Liebe zum Vaterlande, der unvergleichliche Fra Angelico und der milde Bartolomeo della Porta die Kunst in würdigster Weise repräsentirten, wurden in jüngstvergangener Zeit — piemontesische Soldaten einquartirt und die Fresken Angelico's im Corridor mit Brettern zugedeckt. Welch' zarte Schonung! Die Bretter werden herabgerissen und verbrannt und selbst wenn sie bleiben, wird der durchbringende Tabaksqualm die Bilder ruiniren. Wenn so etwas zu Frankfurt, Weimar oder Jena in einem Göthe- oder Schillerhause passiren würde — welch' einen Randal würde die gesinnungstüchtige Journalistik erhoben haben! Nun ist die Einquartirung wieder beseitigt, man ließ sogar großmüthig sechs Mönche im Kloster, doch ist der Eintritt in alle Räume nur mit ministerieller Erlaubniß gestattet, das gewöhnliche Publikum der Reisenden erhält bloß den Anblick des Klosterhofes und einiger Gänge zugestanden.

In San Marco gab es früher große zentnerschwere Chorbücher, mit lederüberzogenen Holzdeckeln, welche mit Miniaturen von Fra Beato Angelico's Hand geschmückt sind. „Man hat es hier mit den ersten Blüthen zu thun, die aus der jungfräulichen Seele des Künstlers aufgesproßt sind. Was

für eine wunderbare, tief ergreifende Arbeit! Man kann diese Christus- und Madonnenbilder, diese Engel, diese Apostel und Heiligengestalten nicht ohne innige Rührung anschauen. Da hat kein Unterricht, keine Akademie mitgeholfen, das hat rein nur eine unschuldige Seele in überquellender Frömmigkeit, im Bunde mit dem Genie hervorgebracht. Es gibt nichts Zweites. Es sind die ersten Rosenknospen einer gnadenreichen Liebe, die in solcher Innigkeit noch kein Maler in seinem Herzen getragen. In prächtigen Formen ist Angelico von manchem Genius der späteren Zeit überflügelt worden, im heiligen Ausdruck der Unschuld und reinen Gottesliebe steht er schon in dieser seiner Jünglingsarbeit unerreichbar da. Diese kleinen Bilder sind Gebete in Farben; sie entflammen die Andacht, sie erwecken den Glauben, denn sie sind nur im Glauben, im Gebet, in der Andacht zu Stande gekommen." Welche Zelle Angelico in S. Marco bewohnt hat, ist in der Tradition verloren gegangen; doch mag man sich in jeder Zelle an ihn erinnern, in welcher Bilder von ihm zu finden sind, er hat mehr dort gewohnt wo er gemalt, als dort wo er geschlafen hat. Dagegen werden Savonarola's Zellen noch gezeigt: „Zwei sehr kleine Zimmer in einer Ecke des Klosterhofes, jedes hat nur vier Schritt im Gevierte, und ein kleines, wenig über zwei Schuh hohes, oben gerundetes Fensterlein!" In einem Gemach neben der Sakristei werden einige Reliquien von Savonarola aufbewahrt. „Sie bestehen in einem Stück von dem Pfahl (un pezzo di furca), an dem Savonarola erwürgt wurde und den Feuertod erlitt. Das Stück Holz, etwa über einen Schuh lang und 2½ Zoll dick, ist an einer Seite angebrannt. In einem Kästchen wird Mantel, Cilicium und Unterkleid, welche Savonarola auf dem Weg zur Marterstätte getragen, hergezeigt" *). In der

*) Vergl. dazu die schöne Schilderung Savonarola's in Brunner's früherem Buche: Die Kunstgenossen der Klosterzelle (1863) S. 217 und Histor.-polit. Blätter Bd. 52, S. 456 ff.

Kirche von S. Marco ist auch das Grab des Grafen Pico da Mirandola, jenes Wunderkindes, der immerdar noch auf einen ebenbürtigen Biographen wartet; hier liegt der Philosoph Angelo Polizian begraben, der Geschichtschreiber des Hauses Medicis und der Dichter Geronimo Benevieni: alle drei intime Freunde und Anhänger Savonarola's.

Ueber die neue Regierung und die damit verbundenen Erscheinungen ist der Verfasser natürlich nicht gut zu sprechen. In den hohen Hallen des Klosters S. Maria Novella waren piemontesische Soldaten einquartirt. „Sechshundert Jahre lang sind die Dominikaner im Besitz ihres Klosters. Die Kirche haben die zwei Dominikaner Fra Sisto und Fra Ristoro gebaut; Michel Angelo Buonarotti nannte sie seine Braut und erkannte in ihr eine der schönsten Monumentalbauten christlicher Zeit. Die piemontesische Regierung kommt, jagt die Dominikaner davon und macht aus den Zellen zuerst Kasernenzimmer, dann Ministerial-Schreibwerkstätten. Das große Refectorium muß als eine Volksschule herhalten; die Wandgemälde sind, um die Jugend nicht zerstreut zu machen, mit Tüchern verhangen." — Die neueste Malerei macht sich mit Tagesfragen zu schaffen und führt gleich der Journalistik einen förmlichen Krieg gegen den Papst: „Die Kunstausstellungen neuer Bilder in Bologna und in Florenz athmen einen widerlichen Servilismus gegenüber Piemont. Genre- und historische Bilder werden für die gegenwärtige Zeitströmung adjustirt." (Beispiele dafür S. 81 ff.) Die Schmutz-Literatur hat die frechste Aufdringlichkeit erfunden. „Sie begrüßt dich auf Bahnhöfen, sie bietet sich dar bei jedem Tabakkrämer, sie läuft dir in Gestalt zerlumpter schäbiger Jungen in's Kaffeehaus nach; jede Broschüre, die du bei irgend einem fliegenden Buchhändler auf irgend einem Bahnhofe vom Brette nimmst, ist Schmutz und Skandal. Es ist constatirt, daß bei dieser Schmutzliteratur die gebornen Feinde des Christenthums auch in Italien die Hand mit im Spiele haben. In einer dieser Broschüren werden die Päpste be-

schimpft, in einer zweiten wird die Beicht angegriffen, in der dritten die Klöster, in der vierten hat die nackte Unzucht ihren Markt aufgeschlagen. Es existirt eine ganze Bibliothek, eine Reihenfolge von schlechten Büchern, um das Volk zu verderben. Sie heißt Biblioteca enciclopedica popolare, und erscheint in Livorno. Davon behandelt z. B. ein kleines Büchlein im Westentaschenformat, 250 Seiten stark, die Geschichte des Papstthums. Schon die Vorrede zu diesem Pamphlet beginnt mit den Worten: „„Das Papstthum begreift die Geschichte aller Uebel in sich, welche Europa getroffen haben."" Die größten Päpste werden mit 20 bis 30 Zeilen, einem Conglomerat von Schimpfworten, abgethan." In jedem Cafe werden sogenannte Witzblätter verkauft: „In jedem ist der Papst der Gegenstand des gemeinsten Hohnes. So werden ihm z. B. von Garibaldi auf einem dieser Bilder Fußtritte ertheilt. So weit ist der Witz in dem vereinten Königreich fortgeschritten." Freilich, es ist Methode in dem Wahnsinn!

Nachdem der Verfasser die Gräber Michel Angelo's, Galilei's und Machiavelli's besucht (auf letzterem steht das stolze Wort: „Einem so großen Namen ist kein Lob genügend!"), charakterisirt er die wissenschaftlich-künstlerischen Bestrebungen der Medizäer in treffendster Weise. „Was unter Kaiser Julian mit brutaler Gewalt versucht wurde: das verrottete Heidenthum wieder an die Stelle des Christenthums zu setzen, das sollte unter den Medizäern durch Wissenschaft und Kunst in Scene gesetzt werden. Glänzende Geister, große Gelehrte betheiligten sich an dieser Arbeit — oft mit dem besten Willen; sie wollten das Christenthum mit dem Heidenthum versöhnen, um der Gegensätze in Wissenschaft und Leben durch eine versuchte Ausgleichung derselben Meister zu werden; freilich schlug Wissenschaft und Leben abschüssig in's Heidenthum hinab." Die Consequenzen davon zeigten sich bald. „Es bildete sich eine Classe von Pamphletisten, welche allen Haß und Ingrimm gegen die Mönche und Klöster ausspieen und

deren mitunter handgreifliche Lügen noch heutigen Tages von kirchenfeindlichen Schriftstellern mit einer unverwüstlichen Glaubenskraft als historische Zeugnisse angeführt werden. Je lüderlicher und schlechter diese Gesellen selbst waren, um so lüderlicher und schlechter suchten sie die Mönche zu machen. Es war damals in Italien wie heutzutage in ganz Europa." Das pantheïstische Princip des Heidenthums stieg in alle Schichten nieder; die Träger der durch Simonie erkauften höheren Kirchenstellen konnten keinen Damm entgegenstellen; die eigentlichsten Hauptthähne aber waren die sogenannten humanistischen Philologen, geistlose Wortmacher und Phrasendrechsler, des aufgeblähtesten Dünkels voll, die sich gegenseitig beräucherten und zu einer schwindelnden Höhe hinaufschraubten — ganz die Vorläufer jener glorreichen Perrücken des 17. Jahrhunderts und ebenso jener congenialen Genies, welche im 19. Jahrhundert ein wissenschaftliches Monopol zu behaupten wagen. Alle waren durch das Netz der Akademien verbunden, welche alsbald in ganz arkadische Schafzucht überschlugen, denen unsere heutige Manie für populärgemachte „wissenschaftliche" Vorträge und endlose Vorlesungen ebenmäßig zur Seite steht. Herr Brunner ist weit entfernt, den wahren Aufschwung von Kunst und Wissenschaft herabzusetzen, „es handelt sich aber auch darum, die Blüthen jener Bestrebungen vollkommen zu würdigen und auch die Nachtheile der ganzen Richtung auf das christlich sociale Leben nicht zu übersehen."

In Mailand und zu Neapel haben die Engländer, wie anderwärts *), einen Bibelladen aufgerichtet; aber das angli-

*) Auf dem Pariser Marsfeld hat das „christliche Albion" sich gleichfalls etablirt, am Fuße des englischen Leuchtthurms hat die brittische Central-Bibel-Gesellschaft ein Häuschen gebaut, welches bis an das Dach mit Bibeln und Traktätlein in mehreren Sprachen angefüllt ist. Die Vertheilung derselben wird mit einer solchen Verschwendung und so ohne alles Ansehen der Person betrieben „daß Einem bei-

kanische Apostolat macht schlechte Geschäfte. „Der Italiener ist nicht der Mensch der sich hinsetzt und sich aus der Bibel ein blasses Christenthum herausspintisirt. Entweder ist er ein guter Katholik und glaubt und lebt nach dem Glauben, oder er ist ein schlechter Katholik und zweifelt und führt ein zweifelhaftes Leben, oder er wirft Glaube und Sitte zusammen über Bord und ist ein verzweifelter moderner Heide. Für dieses letztere Heidenthum wird nun das Volk durch eine im schmutzigsten Schlamm herumplätschernde Journalistik und Broschürenliteratur gewonnen; Bilder mit Schmähungen auf Papst und Klerus und Bilder mit den gemeinsten Obscönitäten — das ist jetzt ein guter Markt, derlei Gegenstände werden viel angefertigt und viel verkauft. Von der bodenlosen Nichtsnutzigkeit in Neapel ist es schwer eine Schilderung zu geben. Gute Katholiken sehen mit Entrüstung, wie das Volk absichtlich verführt, sein sittlicher Ruin allenthalben gefördert wird. Aber auch die Radikalsten werden durch die weiteste Indulgenz der Regierung gegen Sittenlosigkeit für diese Regierung noch nicht gewonnen." Natürlich arbeitet das Theater mit unsinnigen Tendenzstücken — je abgeschmackter die Lüge und Verläumdung, desto bereitwilliger wird sie beklatscht — wacker mit; eine Probe davon wird (I. 243 ff.) dem Leser aufgetischt. Uebrigens ist dem ächten Neapolitaner das piemontesische Regiment keineswegs angenehm, sondern verhaßt. „Die tausend armen Leute die man unter dem weiten Brigantenvorwand todtgeschossen, die endlosen Steuern, die Rekrutirungen, die Unsicherheit, die Ueberladung mit Militär, die rohe Behandlung von Seite sämmtlicher Behörden, die vollen Kerker, das Genügen einer De-

---

nahe das schöne Papier leid thut." Vergl. Ebeling: Die Wunder der Pariser Weltausstellung (Köln 1867) S. 120. Die Bibel- und Traktätlein-Vertheiler feiern selbst an den Sonntagen nicht, wo doch England alle Maschinen der Exposition ruhen läßt und den übrigen Nationen mit dem Beispiele der Sonntagsfeier vorangeht.

nunciation um Einen in's schändlichste Gefängniß zu bringen, die rohe Tölpelei mit welcher die Regierung gegen alle äußeren Abzeichen des katholischen Bekenntnisses förmlich wüthet — das sind lauter Thatsachen, welche die schlechte Stimmung gehörig begründen" (I. 276). Wenn König Franz II. aus dem Schlosse fuhr, theilte er Geld unter die Armen aus, die sich um den Wagen sehen ließen. Victor Emmanuel warf, als er in Portici war, auch einige kleine Münzen aus, aber sie wurden ihm von den umstehenden Armen mit Schimpfworten der beleidigendsten Art in den Wagen zurückgeworfen; Niemand wollte von ihm etwas nehmen. Die Einspänner in Neapel zahlten früher nichts, jetzt monatlich 4 Franken Steuern. Für jede Namensfirma oder einem Kaufladen sind monatlich 10 Franken zu zahlen; nun löschen die Kaufleute ihre Firmen aus und ziehen vor, lieber nichts oder dem Laden verzeichnet zu haben. Haussteuer gab es auf dem Lande gar keine, jetzt jährlich 12 Carlin. Alles Mögliche ist besteuert; wer sein ehrliches Wappen am Wagen führen will, muß dafür eine Steuer bezahlen; für jeden Livree-Bedienten wird eine Steuer erhoben. Das ist also eine Adel- und Luxussteuer. Den armen Leuten geht es aber gerade so, die Besitzer kleiner Bottegen, Handwerker, Fruchthändler, Speck- und Wurstkrämer waren früher frei, jetzt zahlt jeder 9 Ducati*). Schon 1861 hat der Herzog von Maddaloni der Deputirtenkammer zu Turin über das Walten der Piemontesen in Neapel eine Denkschrift (am 20. Nov.) übergeben, in welcher auf 50 Seiten die schwersten Anklagen gegen die Regierung verzeichnet sind. Zwei Ortschaften, Pontelandolfo und Casalduri, erstere 5000, die zweite 10,000 Bewohner zählend, wurden von den piemontesischen Soldaten mit haarsträubender Grausamkeit rein niedergebrannt, Frauen zogen den Flammentod vor, um unbefleckt zu sterben. Officiöse

---

*) 1 Dukaten = 10 Carlin, 1 Carlin = 12 Kreuzer rheinisch.

Journale meldeten bloß, daß gegen die beiden Orte „Gerechtigkeit geübt wurde." Die gewöhnliche Zeitungsliteratur geht über solche Thatsachen natürlich stillschweigend hinweg.

Ein eigener Abschnitt ist den Grabeshallen unter dem St. Petersdom in der ewigen Stadt gewidmet. Die interessante Geschichte des Grabmals Kaisers Otto II. hat Sighart in seinem anziehenden Büchlein „Reliquien aus Rom" (S. 89 ff.) ausführlich behandelt. In diesen Krypten wird auch der Sarg Alexanders VI. von den Führern standhaft hergezeigt, aber um des zu bezweckenden geheimnißvollen Schauders willen nicht erwähnt, daß sein Leib nicht mehr darinnen liegt: dieser wurde nämlich auf Befehl Julius II. in die Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli gebracht, und nachdem diese verfiel, 1605 in die Kirche S. Maria de Monseratto übertragen. Eine satanische Freude und ein Hohngelächter der Hölle lassen in der Regel vor dem Sarge dieses Papstes vorzüglich jene Herren an sich merken, denen es ein Trost und ein Vergnügen ist, hinter den steinernen Deckel desselben ihr eigenes Treiben zu verschanzen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Parteileidenschaft Alexander VI. noch viel schwärzer gemacht hat, als er in der That gewesen ist. Selbst Gregorovius als Protestant und nicht absonderlicher Freund der Päpste nimmt manche Anschuldigung, die gegen Alexander VI. gemacht wurde, mit Bedenken an ihrer Aechtheit auf. So sagt er in seinen Grabmälern römischer Päpste (S. 118): „Alexander soll an Gift gestorben seyn, welches er einem Cardinal hatte einflößen wollen, wenn diese Nachricht mehr als eine Fabel ist." Sogar einiges Lob läßt ihm dieser Autor in den Worten angedeihen: „Vom Glück war dieser Papst weniger reich beschenkt als von der Natur, ein glänzender Kopf; klug, sehr beredt, ein vollendeter Diplomat, nicht ohne Sorgsamkeit für das Wohl Roms." Ferner: „Die Anspielung auf ein schändliches Verhältniß zu seiner Tochter Lucrezia rechtfertigt kein Dokument."

Der zweite Band von Brunners Studien und Kri-

tiken enthält eine wahre Fundgrube von interessanten Bemerkungen über verschiedene römische Zustände, von denen jener Abschnitt „Was in Rom für die Armen geschieht" gewissen Statistikern mit Zahlen in's Gewissen redet. Besondere Aufmerksamkeit hat Herr Brunner der wissenschaftlichen Thätigkeit gewidmet. Die kleinste Stadt, mancher von der neuesten Kunstgeschichte oft immer noch vergessene Dom hat seine umfangreiche, quellenmäßig gearbeitete, häufig sogar vielbändige Monographie aufzuweisen; der Herr Verfasser zieht ebensowohl kostbare alte Werke hervor und gibt uns mit derselben Umsicht von den neueren und neuesten Werken Kunde, welche in Deutschland vielleicht zum erstenmale genannt werden. Die Gesinnungstüchtigkeit wird ihn hiefür freilich ignoriren, desto mehr Grund für uns, ihm hiefür Dank zu wissen, zumal auch dafür daß er es in so anziehender und pikanter Form geboten hat.

XXVIII.

Zur Geschichte der Philosophie.

I. Geschichte der Philosophie des Mittelalters von Dr. Albert Stöckl. Dritter Band: Periode der Bekämpfung der Scholastik. Mainz bei Kirchheim 1866. 688 S.

Sowohl den verehrten Lesern dieser Blätter als auch dem Autor glauben wir verpflichtet zu seyn den vorliegenden dritten Band der Geschichte der Philosophie des Mittelalters, wodurch das umfangreiche Werk seinen Abschluß erhalten hat, zur Anzeige zu bringen. Die schnelle Aufeinanderfolge der drei seitenreichen Bände hat uns fast einige Verwunderung

abgenöthigt, wenn wir auf das mannigfache Material, welches darin verarbeitet werden mußte, Rücksicht nehmen. Es läßt sich selbstverständlich erwarten, daß der Plan und die Grundanschauung, welche wir in den beiden ersten Bänden gefunden haben, auch in diesem Schlußbande beibehalten ist. Dieselben Voraussetzungen wie dort sind auch hier; ebenso kehren dieselben Einseitigkeiten und Härten, wie wir sie dort gefunden, auch hier wieder. Wir können darum den Leser, der an der Sache wirkliches Interesse findet, auf die frühere Besprechung (Bd. 58 S. 1 ff.) verweisen. Es scheint uns demnach eine möglichst kurze Skizze des überreichen Stoffes des vorliegenden letzten Bandes zu genügen.

Mit Recht nennt der Hr. Verfasser den Zeitraum, welcher der Gegenstand dieses dritten Bandes ist, „die Periode der Bekämpfung der Scholastik.“ Unter den mannigfachen Faktoren, welche das Zeitalter der Renaissance und der Reformation herbeigeführt haben und daraus hervorgegangen sind, macht die Philosophie nicht den geringsten aus. Man müßte nur dem blinden Zufall in der Geschichte Thür und Thor öffnen, oder keine Ahnung haben von dem inneren Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen sowohl auf dem Gebiete des geistigen als auch des physischen Lebens, wollte man sich etwa der Meinung hingeben, daß Ereignisse wie wir sie z. B. im 15. und 16. Jahrhundert beobachten, bloß so über Nacht geworden seien. So sehr man über derartige Dinge empört seyn mag: wer vermag es zu ermessen, wie viel oder wie wenig Verantwortung hier auf den Einzelnen fällt? Wir sind der Meinung: nur Der, der da Herz und Nieren prüft. So sehr wir den Faktor der menschlichen Freiheit sei es im Guten oder Bösen in der Geschichte anerkennen, ebenso werden wir auch genöthigt seyn ein Gesetz, eine historische Nothwendigkeit als Grundlage einer allgemeinen Geistergährung anzunehmen. Stöckl's Arbeit trägt dazu bei auf diese tieferen Grundlagen der Geschichte hinzuweisen. In der Vorrede zum vorliegenden dritten Bande

bemerkt der Verfasser mit Grund: „Die Bewegungen der Renaissance und des Zeitalters der sogenannten Reformation sind so tief eingreifend, sie führen eine derartige Umwälzung des Bestehenden mit sich und sind so bedeutungsvoll und einflußreich für die Zukunft, daß ein tieferes Eingehen in diese Bewegungen unumgänglich nothwendig ist, um den Uebergang von der mittlern in die neuere Zeit und den Charakter der letztern selbst wiederum zum rechten Verständniß zu bringen. Dieß gilt, wie überall, so auch auf dem Gebiete der Philosophie."

In der Einleitung gibt Stöckl eine kurze Uebersicht der Hauptmomente des kirchlichen, politischen und socialen Lebens, welche zusammenwirkend den Bruch mit den mittelalterlichen Traditionen herbeiführten. Ein Abgrund ruft dem anderen; ein Extrem folgt auf das andere: dieß dürfte wohl der Grundgedanke dieser Skizze seyn, welche nicht auf Ausführlichkeit Anspruch macht und darum auch nicht im Einzelnen gepreßt werden darf. So z. B. was S. 10 über die Einheit der christlichen Völkerfamilie im Mittelalter und die Sonderbestrebungen der einzelnen Staaten beim Beginne der neueren Zeit; ebenso S. 4 über das Verhältniß der Päpste zu den Kaisern 2c. gesagt ist. Der Autor gliedert seine vielfach disparaten Stoffe in zehn Hauptabschnitte: 1) die Cusanische Schule, zu welcher außer Nikolaus von Cues Carolus Bovillus und Giordano Bruno gerechnet werden (S. 23 bis 135). 2) Der Platonismus, welchem Gemisthius Plethon, Bessarion, Marsilius Ficinus, Johannes Pico von Mirandula, Franziscus Patricius und Thomas More zugehören (S. 136 — 201). Es folgt darauf 3) der antischolastische Aristotelismus eines Leonicus Thomäus, Alexander Achillinus, Petrus Pomponatius, Augustinus Niphus, Andreas Cäsalpinus, Jakob Zabarella und Cäsar Cremonius (S. 202 bis 275). 4) Die antischolastische Dialektik der Philologen Laurentius Valla, Rudolf Agricola und Ludwig Vives, des Nizolius und Petrus Ramus (276—305). 5) Die Restau=

ration des Stoicismus und Epicuräismus durch Justus Lipsius, Petrus Gassendi und Claudius Berigard (S. 306 bis 328). 6) Die Naturphilosophie des Bernardinus Telesius, Thomas Campanella (329—366). 7) Die Skeptiker: Montaigne, Charron, Franz Sanchez (367—393). 8) Die cabbalistische Theosophie in den mannigfachsten Färbungen bei Reuchlin, Cornelius Agrippa, Franz Zorzi, Paracelsus, Cardanus, Helmont rc. Zu dieser rechnet Stöckl auch die Reformatoren Luther, Melanchthon, Taurellus, Valentin Weigel, Jakob Böhme (S. 394—607). 9) Den Socinianismus bringt er unter die Kategorie des empiristischen Rationalismus (S. 608—627). Zum Schlusse weist er 10) auf den Fortgang der Scholastik während dieser Periode bei den Spaniern Soto, Vasquez, Suarez und das Verhältniß der neuen Scholastik zum Jansenismus hin (S. 628—685).

Als Pendant zur deutschen Theosophie und spanischen Scholastik wäre vielleicht die Schilderung der spekulativen Grundideen der spanischen Mystiker sehr am Platze gewesen; sintemalen sich meiner Meinung nach in den Schriften einer Teresa da Jesus, eines Johannes vom Kreuz u. s. w. nicht bloß „Erbauliches“, sondern die tiefsten metaphysischen Probleme finden. Diese gotterleuchteten Naturen haben in ihren Schriften, die allerdings für uns nicht selten einer tiefdunkeln Nacht gleichen von Geistesblitzen durchleuchtet — nicht bloß die dunkle Nacht der Seele geschildert, sondern sie haben wie jener Altvater mit Gott selber gerungen, es sind ihnen darum auch jene geheimnißvollen Tiefen göttlichen Lebens geöffnet worden, die uns Sterblichen verschlossen sind. Das höchste Ziel das die Menschenseele hienieden ersehnt, die ethisch-pneumatische Vereinigung der Creatur mit Gott in Christo haben sie in der kühnsten und großartigsten Weise geschildert. Es haben darum Manche darin so Manches mißverstanden, als ob damit ein natürliches Gotteinsseyn ausgesagt wäre. Die Kirche hat nie daran Anstoß genommen. In neuerer Zeit haben selbst Protestanten, z. B. Zöckler,

Wilkens, Möller (vgl. Hilgenfelds Zeitschrift 1862 S. 185; 1866 S. 21; Theologische Studien und Kritiken 1866. 2) darauf hingewiesen. Vielleicht wäre es hier dem Verfasser eher gelungen ein tieferes Verständniß von dem Wesen der christlichen Mystik überhaupt zu gewinnen, das wir im Allgemeinen bei ihm vermissen; weil ihn fast immer die heimliche Furcht vor Häresie oder „Pantheism" oder dem „Zusammenziehen von Gott und Welt" begleitet, weßhalb allerdings diese Wege für ihn „schlüpferige" sind (S. 25) und die besagte Angst ihm selber manchmal „fatale Streiche" (S. 59) spielt (S. 67, 81 2c.). Wir verweisen nur auf das, was wir über diesen Punkt gelegentlich der früheren Besprechung bemerkten. Die hier angezogene Parallele wäre recht geeignet die dortigen Behauptungen bis in's Kleinste zu erhärten. Soviel über diesen Punkt im Vorbeigehen. Ueber die angezogene Abtheilung und Unterordnung ließe sich vielleicht manche gegründete Gegenbemerkung machen. Wir wollen aber keineswegs daran nergeln; da wo so viele geistige Strömungen sich durchkreuzen und mischen, kann man nicht jeden Wassertropfen classificiren. Im Ganzen ist die große Masse der so mannigfachen und heterogenen Elemente gut geordnet.

Im Allgemeinen stimmt Recensent gerne mit dem was über den großen Cardinal Nikolaus Cusanus gesagt ist, überein; aber nichtsdestoweniger glaubt er bemerken zu dürfen, daß es sehr leicht zu großen Mißverständnissen führen kann, wenn das alte: si duo dicunt idem, non est idem, besonders bei so originellen und großartigen Systemen, wie das des Cusanus ist, nicht beachtet wird. Wenn Cusanus S. 25 von der garrula logica redet, und gegen die „aristotelische Sekte" auftritt, so ist darunter noch keineswegs die ganze „aristotelisch-scholastische Philosophie und Theologie" über den Haufen geworfen. Nicht gegen die spekulative Scholastik überhaupt, sondern gegen den Abfall von derselben von Seite der Terministen und Nominalisten wendet er sich. Wer nur ein paar von den Conclusionen des Centiloquium eines Occam

angesehen hat und die tendenziöse Sucht, Widersprüche auf-einander zu häufen ohne jeglichen spekulativen Ernst sie zu lösen, kennt — der wird den Charakter dieser „geschwätzigen Logik“ bei Cusanus richtig gezeichnet finden. Wenn S. 35 bemerkt wird: „Die Tragweite des Glaubens wird somit hier offenbar weiter ausgedehnt als recht ist, weil dem Verstande ohne den Glauben die Erkenntnißfähigkeit abgesprochen wird; aber eben dadurch wird auf der anderen Seite die reine Uebernatürlichkeit des Glaubenslichtes sehr beeinträchtigt, wenn nicht geradezu aufgehoben“ — so wäre dieses Argument ganz richtig, wenn Cusanus von dem Unterschiede des intellectus und der fides in dem bestimmten Sinne des heil. Thomas sprechen würde. Das ist aber eben nicht der Fall. Wenn Cusanus den Glauben als Anfang der Erkenntniß bezeichnet (De docta ignorant. III, 11 etc.), so versteht er etwas ganz Anderes darunter als etwa Thomas und Bonaventura unter der fides als lumen supernaturale verstehen. Der Hr. Verfasser sollte also hier das erste Gesetz der Hermeneutik — einen Autor aus sich selber zu erklären — angewendet haben, statt mit einem anderen und fremden Maßstab denselben zu hofmeistern. Es ist ja doch einem Kenner der Scholastik kein Geheimniß, daß die Begriffe innerhalb der Scholastik selber eine mannigfache Geschichte und eine reiche Nüancirung durchgemacht haben; und daß Jeder in's Blaue greift, der dieses Gesetz der Bewegung mißkennend diese Termini als homonym gebraucht. Wenn dieses Gesetz schon für zwei Männer einer und derselben Gedankenrichtung gilt, um wie viel mehr für so heterogene Erscheinungen wie etwa ein Aristoteliker des 13. Jahrhunderts und Cusanus es sind?

Es ist allerdings nicht leicht diese feinen Unterschiede überall zu verfolgen: wo es aber unterlassen wird, geht der eigentliche rothe Faden des Organismus, der auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens jede Mannigfaltigkeit einer höheren Einheit unterordnet, verloren; und statt der concreten That-

sachen und Begriffe bleiben dem Geschichtsschreiber bloße Worte und allgemeine Schablonen. Auch das möge bemerkt seyn, weil uns nicht allwärts bei dem Verfasser dieser so nothwendige feine Takt der Distinktion begegnet. So wird z. B. Cusanus meistens mit einem fremden Maßstab gemessen, bis auch hier „der Pantheismus“ wie gewöhnlich alle Räthsel löst (S. 67). Recensent ist der Meinung, daß das was wirklich Pantheismus ist, von Cusanus am gründlichsten widerlegt worden ist. Wem es darum zu thun ist sich selbst ein Urtheil zu verschaffen, den verweise ich nur auf die scharfsinnige Apologia doctae ignorantiae (p. 63 — 72). Es fehlt aber außerdem nicht an ganz klaren Auseinandersetzungen bei Cusanus. So de docta ignorantia l. I. c. 7 über das Verhältniß der alteritas zur aeternitas. De docta ignorantia l. I. c. 23. II. c. 3. Dialog. de Posset p. 251 etc.

Scharpff und Düx haben in ihren Schriften über Cusanus recht gut das Wesen und den Geist dieses tiefsinnigen Mannes dargestellt. Clemens hat das nicht durchweg verstanden; er urtheilt wie Denzinger (Vier Bücher der relig. Erkenntniß I. 356) nicht selten „nur nach den Worten“, nicht nach dem Zusammenhang des Ganzen. An diese Methode hält sich auch manchmal unser geehrter Autor. Staudenmaier (Dogmatik, III. S. 318 ff.) hat dagegen ein sachliches Urtheil über Cusanus gefällt, auch Recensent hat sämmtliche Fragepunkte, die hier in Betracht kommen, an Ort und Stelle von rein objektivem Gesichtspunkte aus erörtert. Man wird mir vielleicht nicht mit Unrecht erwidern, wie das der Verfasser (S. 111, 134) selber thut, daß der offene Pantheismus des Girardano Bruno „aus den Prämissen des Cusanischen Systems“ sich herausgebildet habe. Ich frage aber dagegen: welche Systeme haben sich denn im Verlaufe der Kirchengeschichte nicht „aus den Prämissen“ der heiligen Schrift herausgebildet? Wollen wir die Sünden eines ungerathenen Sohnes dem Vater imputiren? Steht denn Bovillus, über den wir durch Veranlassung des sel. Deutinger

von H. Dippel eine treffliche Arbeit haben, dem Cusanus nicht näher, sowohl der Zeit als dem Geiste nach? Trotzdem Bovillus mehr eine logisch reflektirende als intuitive Natur ist, hat er niemals über den „pantheistischen Anstrich" der Philosophie Cusa's (S. 106) Augenweh bekommen.

Doch davon genug, um mir nicht etwa den Anschein zu geben, als ob es mir nach Art jener Kritiker die an dem morbus cholericus kränkeln, nur darum zu thun sei Widersprüche zu suchen: so bemerke ich ausdrücklich, daß diese meine Ansichten ich Niemand aufdringen will. Damit soll auch nicht im geringsten das große Ganze dieses so mühevollen Werkes in Schatten gestellt seyn. Ich betone darum ausdrücklich, daß im Allgemeinen die Darstellung eine objektive und gründliche ist. Wenn auch nicht in allen Details sich eine ursprüngliche Auffassung zeigt, sondern die Urtheile Anderer, wie z. B. Ritters, Rixners u. s. w. gegeben sind: so ist doch ein reiches Quellenmaterial hergeschafft und vielfach gründlich verarbeitet.

Es ist, ohne den gemessenen Raum über Gebühr zu überschreiten, nicht thunlich, unseren Lesern auch nur ein flüchtiges Bild dieser bunten Mannigfaltigkeit der Geistesrichtungen zu geben, wie sie uns der gelehrte Autor gibt. Wir verweisen auf die oben angeführte Eintheilung.

Man mag über die Systeme eines Gemisthius Plethon (S. 140), eines Bessarion (S. 149), eines Joh. Pico von Mirandula (S. 167) ganz kalt und ruhig urtheilen, das Streben mit den Trümmern altehrwürdiger Geistestempel ein neues Gebäude aufzurichten, ist doch ein großartiges. So hat die Philosophie eines Franz Patrizius eine großartige Anlage, so armselig der Ausbau ist (S. 180 ff.). Manche ironische Schlaglichter auf unsere socialen Zustände und Gebrechen finden sich in der Schrift des Thomas Morus „von der neuen Insel Utopia", die bekanntlich schon im Jahre 1516 geschrieben ist. Ganz mit denselben Argumenten wie neulich ein bayerischer Kammerredner indirekt den Staat als

Ursache des Todtschlages und Mordes hinstellt, thut es schon Morus bezüglich des Diebstahls (De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia ed. Basil. 1518 p. 35 ss.) Auch Morus plaidirt in seiner Utopia für Aufhebung der Todesstrafe. Woher kommt der Diebstahl? Antwort: von der großen Noth; ergo ist der Staat verpflichtet die Noth aus der Welt zu schaffen. Wodurch? Antwort: durch Gütertheilung. Bis jetzt haben die Engländer den gutgemeinten Rath des ehrwürdigen Morus nicht befolgt. Neben vielen anderen Vortheilen haben die Utopier auch volle Religionsfreiheit. „Jeder Utopier darf glauben was er mag" (l. c. p. 144). Unsere modernen Utopier kämpfen aber meistens deßhalb für Religionsfreiheit, nicht in dem Sinne wie das der erste große advocatus ecclesiae Tertullian gethan, nämlich „weil das Wesen der Religion freie Hingabe an Gott ist": sondern meistens um keine Religion zu haben, wie das z. B. in Belgien nicht selten der Fall ist, daß sich Einer officiell zu keiner Religion bekennt.

Die aristotelischen Antischolastiker, unter denen Pomponatius und Leonicus Thomäus (S. 204 ff.) die bedeutendsten sind, werden kurz und bündig charakterisirt. Das alte Heidenthum tritt hier in philosophischem Gewande wider die christliche Lebensanschauung auf mit dem bescheidenen Auskunftsmittel, daß etwas theologisch wahr und philosophisch falsch seyn könne und umgekehrt: womit also die Grundlage alles vernünftigen Denkens, daß es nur Eine Wahrheit gibt, und zugleich das Fundament des Glaubens, daß Gott die Wahrheit ist, in Trümmer geht. Die heidnischen Aristoteliker der Gegenwart gehen allerdings auch von der Theorie des Pomponatius aus, aber nur mit etwas mehr Gründlichkeit. Wenn wir die gelehrte Arbeit Prof. Prantl's nach dieser Seite hin nicht mißverstanden haben, so darf es kein einziger Autor, der wirklich Christ ist, wagen auch Philosoph seyn zu wollen (Geschichte der Logik Bd. III. S. 208 ꝛc.). Das soll keiner wagen, wenn ihm nicht (ibid.

S. 9) das Anathema der „Unfähigkeit einen Gedanken bis an sein Ende (?) folgerichtig hinauszudenken“, an den Kopf geschleudert werden soll. Die Theologie ist im Grunde doch nichts anderes als „theologisches Gezänke“ (ib. S. 181, 373). Die „Sympathien aller Unbefangenen“ kann nur der beanspruchen und „volle Unbefangenheit in religiöser Beziehung“ hat nur der, der „auf theoretische Begründung des Dogma's verzichtet“ (S. 328, 108, 202) und die Absurdität des Glaubens als ersten Grundsatz unterschreibt. Wenn freilich Prantl meint, daß sich bei Duns Scotus „wieder einmal die Richtigkeit des augustinischen credo quia absurdum zeige“ (S. 202): so sind wir ihm sehr verpflichtet, wenn wir erfahren können, wo denn Augustinus diesen Grundsatz ausgesprochen habe; vielleicht ist angespielt auf das Tertullianische prorsus credibile est, quia ineptum est... certum est, quia impossibile est, nämlich die Thatsache der Kreuzigung und Auferstehung Christi, und nicht das Dogma des Christenthums meint Tertullian (De carne Christi 5. 434 ed. Oehler). Auch ohne es uns zu versichern, hätten wir dem Herrn Prof. Prantl auf Grundlage seiner gelegentlichen Blitzstrahlen es geglaubt, daß er vollkommen „in der glücklichen Lage“ ist (S. 181) „alles theologische Gezänke“ „ohne Neid“ (S. 373) Anderen überlassen zu haben; wenn er es als ersten Grundsatz, ähnlich wie jene „strengeren Zeloten“ (S. 10, 202) ausspricht, daß Theologie und Logik sich nicht vertragen, und daß „Albertus Magnus und Thomas von Aquin und hundert Andere ihre Unfähigkeit dadurch beweisen, daß sie zugleich Aristoteliker und zugleich trinitätsgläubig seyn zu können vermeinten“ (S. 9). — Wenn der gelehrte Hr. Verfasser der Geschichte der Logik sich geneigt fühlt „die Größe des Magens der Kirche zu bewundern“, und darüber staunt „wie viel heidnische Literatur seit Albertus all jene frommen Männer verschluckten, ohne hierüber die geringsten Beschwerden zu verspüren“ (S. 179): so wundert es Referenten gar nicht, daß dem modernen Autor die geringste Dosis Theologie

stets „Beschwerden" machen muß. Destruktive Naturen haben gleich den Nagethieren scharfe Schneidezähne, aber niemals die Fähigkeit selber etwas Positives zu produciren. So sehen wir in den verschiedensten Richtungen hin zur Zeit des Umsturzes der positiven mittelalterlichen Wissenschaft ein System das andere vernichten (Stöckl III. 223 ff.). Die Geschichte der Philosophie erschöpft sich in allen Möglichkeiten, die Thatsache der Religion und ihr Verhältniß zum Denken zu erklären. Sie muß darum auch alle möglichen Thorheiten der früheren Jahrhunderte bei diesem Suchen verzeichnen, welche die Späteren unter den gleichen Voraussetzungen immer wieder begehen. Dieß sehen wir auch in der schalen Anticipation des Naturalismus und Deismus (S. 232 ff.) im 15. Jahrhundert.

Wäre nicht Eile unsere erste Pflicht, so ließe sich gerade an den genannten Erscheinungen zeigen, wie die Glaubenslosigkeit bei jedem Schritt, mit dem sie das Christenthum hinter sich zu haben meint, in Unsinn verfällt auch ohne „einen Gedanken bis an sein Ende hinauszudenken!" Wir können nur auf Stöckl's Schilderung dieser Partien hinweisen. Wenn man es jetzt als etwas Komisches ansieht, daß weiland Pomponatius (S. 235 ff.) die Selbstständigkeit der menschlichen Freiheit dadurch zu wahren versuchte, daß er die Vorsehung Gottes nur bis an die Mondsphäre reichen ließ: so glaubt man etwas ganz Neues zu hören, wenn man, um die Selbstständigkeit der Wissenschaft zu wahren, die Logik nicht bis über die Nase des Logikers hinaus — jedenfalls nicht auf Gott und göttliche Dinge — reichen läßt. Und doch wollte Pomponatius durch diese Grenze nur die „Verquickung" von Philosophie und Theologie verhindern; ganz einfach indem er die Welt mit einer Bretterwand versicherte. Für unsere Gegenwart fehlt noch diese Bretterwand, wodurch das „Bereich der Logik" von der Theologie geschieden wird. Hier liegt die große Aufgabe des „selbsteigenen Denkens" für die nächste Zukunft!

Der sogenannte hausbackene „gesunde" Verstand hat in Ramus einen prächtigen Patron. Interessant finden wir besonders von S. 306 ff. an die Schilderung des Abfalles von aller Spekulation und die bloße Repristination des alten Epikuräism, Stoicism ꝛc.; wie in Lipsius, Gassendi, Berigard. Wohlthätiger dagegen muthen uns die wie Pilze aufschießenden Hypothesen der neuen Naturphilosophie seit Telesius (S. 326) an. Ueberall fängt man von vorne an; darum gleicht die Kosmologie des Telesius und die eines modernen Sensualisten sich auf ein Haar. Telesius so gut wie Darwin sind uns den Beweis schuldig wie aus dem anorganischen das organische, aus dem bloß physischen das geistige Daseyn sich entwickelt habe (S. 339). Dasselbe ist bei Campanella der Fall (S. 343). Durch all diese Erscheinungen hindurch zeigt sich nur Unbefriedigendes, ein dunkles Gähren und Suchen nach Neuem, abortive Geistesgeburten und häufige Rückfälle in längst antiquirte Standpunkte: ehemals wie heute die Charakteristik einer Uebergangszeit. Die Skepsis eines Montaigne (S. 367), Franz Sanchez (S. 384), der Eckel vor solch unverdaulichen Dingen ist etwas ganz Naturgemäßes. Zu den Dingen selber, der puren Greifbarkeit flüchtet sich in solcher Lage der Verstand (S. 393); und das ist gut, weil immer das Wissen sich an der Wirklichkeit zu orientiren hat — schlimm nur insofern, als die ganze Rohheit des ungeschulten Denkens die Wirklichkeit lediglich mit dem Maße der eigenen Beschränktheit mißt. Die andere Möglichkeit und ein nothwendiges Extrem der einseitig materialistischen Denkrichtung ist die Cabbalistik (S. 394). An die Stelle der logischen Gesetze und der positiven Offenbarung tritt die phantastische Exaltation, die dennoch den Kern einer tieferen Ahnung der Wahrheit in sich trägt (S. 407). So bei Agrippa von Nettesheim (S. 419), Reuchlin (S. 423), Zorzi und dem deutschen Magus Paracelsus (S. 430).

Wir übergehen absichtlich das folgende, um zum Schlusse des Verfassers Ansicht über die Beziehung der reformatorischen

Theologie zur Philosophie etwas in's Auge zu fassen. Um dabei das audiatur et altera pars zu beachten, ziehen wir als Parallele die jüngste Darstellung über diese Punkte in der „Geschichte der protestantischen Theologie von Dr. J. A. Dorner" (München 1867) herbei.

Was uns bei Stöckl als ein vollkommen berechtigter Gedanke erscheint, ist der Versuch, die Genesis der sogenannten reformatorischen Theologie nach ihrer erkenntnißtheoretischen Seite zu schildern (S. 477 ff.). Die Theologie als Wissenschaft, sei es nun die kirchliche oder außerkirchliche, ist ihrem Wesen nach Bewegung, und will eben als solche verstanden werden. Axiome und Resultate einer bestimmten Zeittheologie, die an sich gar nicht erklärlich wären, werden das, sobald wir die Geschichte der jeweiligen Erkenntnißlehre in's Auge fassen. Diesen Grundsatz wendet Stöckl auf die Theologie Luthers, Melanchthons mit vollem Rechte an. Während nun Dorner Luthers Leben und Wirken in dem verklärtesten Lichte darstellt (S. 78 ff.) und der Ansicht ist, daß sämmtliche Faktoren welche die neue Zeit herbeiführten, „die Weihe zum wahren Segen der Menschheit nur in der Reformation erhalten", sogar auch „die Erfindung des Schießpulvers" (S. 66): kommt Stöckl fast nur zu negativen Resultaten. Er subsumirt die wissenschaftliche Form lutherischer Theologie unter „die cabbalistische Theosophie in dogmatischer Form mit altgnostisch = manichäischer Färbung" (S. 477). Es ist sehr schwer zu dieser Subsumtion ja oder nein zu sagen. Etwas Wahres enthält sie sicher, darum aber glaube ich noch nicht daß sie sich durchweg als wahr erweisen läßt. Wir vermissen ungern, daß Stöckl die Theologie des Staupitz ganz übergangen, die meisten Elemente lutherischer Auffassung liegen hier im Keime. Wenn wir von dem psychologischen Proceß der Persönlichkeit Luthers absehen, in welcher eben doch der Hauptschlüssel seiner oft so disparaten Lehrmeinungen liegt; weßhalb er auch vor dem Ende seines Lebens noch wie ein zweiter Saturn fast

all seine geistigen Kinder verschlingen möchte: so ist es bei ihm gerade am schwersten einen logischen Zusammenhang seiner jeweiligen Lehre mit irgend einer der vorliegenden sich durchkreuzenden Geistesrichtungen nachzuweisen, weil wir bei ihm Alles, nur keine logische Einheit, keinen wissenschaftlichen Zusammenhang finden. Nicht bloß theosophische Elemente (S. 502) und die deutsche Mystik (S. 511) üben auf ihn einen Einfluß aus; sondern auch ebenso die Scholastik in der Form des sich selbst zersetzenden Nominalismus. Das ist nicht bloß bei Melanchthon der Fall, wie Stöckl meint (S. 531), sondern auch bei Luther. Wenn Melchior Canus (loc. theol. l. VIII. c. 1) auch Recht hat, daß Luther „die Schule" verlassen, so ist das wahr in Beziehung auf die spekulativen Scholastiker Thomas, Bonaventura, Duns Scotus: nicht aber in Beziehung auf die nominalistische Scholastik eines Occam, Gabriel Biel, Peter d'Ailly; bewußt und unbewußt war er ein Schüler dieser Schule, nämlich der sich selbst zersetzenden Scholastik. Dafür haben wir nicht bloß direkte Zeugnisse bei Luther (De captivitate Babylonica ed. Viteberg. 1551 T. II. f. 67) und Melanchthon (Historia de vita et actis Lutheri. Viteberg. 1549. fol 5): sondern seine Lehre vom Abendmahl ist wesentlich aus Occam herübergenommen (vgl. Studien und Kritiken 1839 S. 73 ff.); seine Lehre von dem freien Willen Gottes, d. h. der göttlichen Willkür in Beziehung auf Rechtfertigung und Prädestination ist bei Occam und d'Ailly schon da, u. s. w. Die Protestanten selber, wie z. B. Lange in Herzogs Reallexikon u. a., erkennen ausdrücklich Occam als den Vater der formellen dogmatischen Lehre der lutherischen Kirche an, und haben dazu ein gewisses Recht. So ist Luther auf der einen Seite excessiver Realist, auf der anderen überschwänglicher Nominalist — und oft beides mit Einem Schlag. Und er steht nicht ganz allein in diesem sonderbaren Widerspruch. Etwas Aehnliches ist ja auch bei Gerson, dem berühmten Kanzler der

Fall. Man braucht gar nicht die „elasticita di pensiera“ zu haben, wie sie Tosti (Storia del Conc. di Costanza I. p. 72) beansprucht, um diese Parallele nach dieser Seite wahrzunehmen. Sie liegt ganz einfach darin, daß beide die Kinder ihrer Zeit waren. So sehr Gerson sich gegen die nominalistische Dialektik, die in oft ekelhafter Weise die Mysterien des Christenthums zum frivolen Spiele macht, erwehrt: sobald er theoretisch als Theologe spricht, kann er sich der ihn allumgebenden Atmosphäre Occam's und d'Ailly's nicht entledigen. Hätte Stöckl den theologischen Begriff der acceptatio divina wie er seit Duns Scotus in dem Nominalismus des Durandus, Occam, Gabriel Biel, Peter d'Ailly &c.*) dahin ausgebildet wird, daß jede sittliche Thätigkeit des Menschen in dem Processe der Rechtfertigung dagegen verschwindet, näher beachtet: so hätte er Luthers Lehre von der „reinen Passivität“ des Menschen (S. 499) nicht bei den persischen Ssufis, der Cabbalah, den Begharden und bei den „deutschen Mystikern“ zu suchen gebraucht.

Ein positives Gesammtbild der Wissenschaft Luthers haben wir bei Stöckl ebensowenig zu erwarten, als er es ja nicht intendirt (S. 477). In gleicher Weise entbehrt die Dorner'sche Geschichte der protestantischen Theologie durchweg des tieferen Verständnisses des katholischen Lebens und der katholischen Lehre. Es ist da der Grundfehler jeder Partei-Auffassung nicht vermieden, daß zwischen dem Dogma der Kirche und dem sittlichen oder unsittlichen Charakter ihrer Glieder nicht unterschieden wird.

---

*) Vgl. z. B. was D. Scotus In Sentt. op. Oxon. III. d. 20. qu. un. n. 8. p. 428 ss. sagt; ebenso Occam In Sentt. IV. qu. 9. ad. dub. 1. R. ib. I. d. 1. qu. 2. qu. 4. etc. Gabriel Biel Collectorium circa IV. Sentt. libb. l. I. dist. 42. qu. un. a 3. dub. 1. E. Petrus de Alliaco Super libros Sentt. l. I. qu. 12. D. etc.

Was Hr. Prof. Stöckl über Taurellus, Valentin Weigel, Jakob Böhme, den Socinianismus sagt, können wir des Raumes wegen nicht einer Besprechung unterziehen. Kurz und bündig ist seine Darstellung der Wiederbelebung der Scholastik (S. 629 ff.). Werners breite Auseinandersetzungen in seiner Geschichte des Thomismus und über Franz Suarez bilden hier die Grundlage. Damit schließen wir unsere Besprechung und scheiden von dem gelehrten Buche mit dem aufrichtigen Wunsche, daß das Werk vieler Mühe zum gründlicheren Studium der Philosophie und Theologie bei Vielen reiche Früchte tragen möge, und daß der sehr geehrte Autor unsere abweichenden Meinungen so annehme wie sie geschrieben sind, nämlich in Liebe zur Wahrheit.

Dr. Bach.

XXIX.

Zeitläufe.

Ein neues Programm bayerischer Politik.

München macht wieder einmal Lärm in der Welt. Man kann sogar sagen, daß in der jetzt lebenden Generation noch niemals ein so allgemeines Aufsehen von München ausgegangen ist wie eben in diesem Augenblicke. Bayern ist in Aller Mund, und daß wir so plötzlich in den Vordergrund des europäischen Gukkastens getreten sind, das haben wir Herrn Dr. Julius Fröbel zu verdanken und dem Programm der Zeitung welche er vom 1. Oktober an in München erscheinen lassen will. Am Tage vorher soll nämlich unser kranker Mann — wenn es anders erlaubt ist von der „Bayerischen Zeitung" ein männliches Prädikat zu gebrauchen — aufhören das Publikum unverantwortlich zu langweilen, und Herrn Fröbel's „Süddeutsche Presse" soll als Ersatz eintreten.

Allerdings soll die neue Zeitung nicht in der Weise anerkanntes Regierungsorgan seyn wie die abgelebte „Bayerische" es war. Der letztern hing der bureaukratische Zopf vorne und hinten; ihre Redakteure waren weiter nichts als die

Bedienten der ministeriellen Preßleiter. Daß ein Mann wie Fröbel unter solchen Bedingungen seine Feder nicht herleihen würde, war zu erwarten. Das Blatt wird darum auch nicht wie seine Vorgängerin den Behörden zur Anschaffung aus Regiemitteln befohlen sondern bloß empfohlen. Aber dieser Unterschied der Abhängigkeit hindert natürlich nicht, daß die Fröbel'sche „Presse“ die Aufgabe hat im Ganzen und Großen ihrer Auffassung den Regierungsgedanken auszudrücken. Deßhalb war die politische Welt Europa's so sehr gespannt auf Herrn Fröbel's Programm. Denn wußte vorher eigentlich Niemand, was in Wahrheit und Wirklichkeit jetzt die bayerische Politik sei, so war seit der Kaiser-Begegnung in Salzburg natürlich Jedermann um so begieriger das Geheimniß zu erfahren. Und gerade in dem Moment der höchsten Spannung hat Hr. Dr. Fröbel geredet.

Vorerst ist ihm nach auswärts nur von Einer Seite her ein beifälliger Wiederhall zu Theil geworden. Nämlich von Seite — Frankreichs. So ziemlich alle Beurtheiler des Auslands stimmen darin überein, daß das Fröbel'sche Programm eine Politik aufstelle die in Bayern schon einmal dagewesen sei; aber nur in Paris freut man sich darüber. Gewiß eine bedeutsame Thatsache! In Berlin, soweit die dortige inspirirte Presse es erkennen läßt, schüttelt man bedrohlich den Kopf über die neue Ausstaffirung der alten „bayerischen Großmachts-Politik“. In Wien spricht man geringschätzig von einem wieder aufgewärmten Von der Pfordten; die Organe der öffentlichen Meinung in der Kaiserstadt versichern jenes „treulose Schaukelsystem“ noch nicht vergessen zu haben, welches die wesentliche Schuld trage an der Katastrophe des vorigen Jahres; und nachdem die österreichischen Augen einmal aufgegangen seien über den eigentlichen Charakter dieser Mittelstaaten-Politik, glaubt man in Wien für alle Zeit seinen Spiegelberg zu kennen. Mit Einem Wort: nur die Tuilerien zeigen ein vergnügtes Gesicht. „Spät kommen

sie, doch sie kommen!" so versteht man an der Seine die Proklamation des Herrn Fröbel.

Was nun unser eigenes Urtheil betrifft, so gedenken wir nicht ein so complicirt ausgedachtes und fein angelegtes Schriftstück wie das Fröbel'sche Programm, in dem jedes Wort von schwerer Bedeutung ist, kurz und von oben herab abzuthun. In unsern Augen verdient schon der Muth in der jetzigen Lage Bayerns überhaupt mit einem nicht bloß negativen Programm aufzutreten, alle Achtung. Aber so viel wird allerdings auf den ersten Blick klar, daß die hier aufgestellte Politik Bayerns in der That schon dagewesen ist: denn der Grundgedanke derselben ist ganz und gar identisch mit der Richtung welche in der gesammten Regierungsperiode Königs Max II. die bayerische Politik im Innern und Aeußern beherrscht hat. Freilich hat damals die deutsche Bewegung und die Rücksicht auf den Bund eine völlig offene Sprache nie recht aufkommen lassen; man hatte sich darum an gewisse ständige Phrasen gewöhnt, um die eigentliche Tendenz zu verdecken. Aber was damals die geheime Richtschnur aller Regierungsmaßregeln des verstorbenen Königs war, das spricht Hr. Fröbel jetzt offen als Programm der neuen officiösen Zeitung aus. „Großmachtspolitik" und „Schaukelsystem" zwischen den zwei Großmächten des ehemaligen Bundes: dieß ist abermals des Pudels Kern.

Was soll man dazu sagen? Es ist für alle Unbefangenen eine ausgemachte Sache, daß eben diese Politik des verstorbenen Königs das grenzenlose Unglück des Jahres 1866 herbeigeführt hat und mit Nothwendigkeit herbeiführen mußte. Und dieselbe Politik — nur daß sie fortan von dem Makel der Zweideutigkeit frei wäre, weil sie offen eingestanden wird — soll nunmehr das neue Evangelium des Bayerlandes seyn und uns wieder auf den grünen Zweig helfen von dem wir so kläglich herabgefallen sind. Was soll man dazu sagen? Zunächst, denke ich, weiter nichts, als daß es eben keinen

bessern Beweis für die Hoffnungslosigkeit der neuen Wendung gibt, welche von Herrn Fröbel angekündigt wird. Den nämlichen Weg auf dem wir schon einmal in die abscheulichste Sackgasse gerathen sind, räth er uns abermals zu betreten; nachdem wir mit der ganz gleichen Politik Ehre und Ansehen bei Andern, das Selbstvertrauen und die Achtung vor unserer eigenen Staatsmannschaft verloren haben, ja nachdem die Unmöglichkeit des Gelingens zum Theil sogar traktatmäßig verbürgt ist — sollen wir nun denselben Versuch von vorne wiederholen. Und was das Traurige unserer Lage vollends charakterisirt: einen solchen Rath gibt uns Herr Fröbel nicht etwa weil es ihm willkürlich so beliebt, sondern weil er gar nicht anders kann und weil er beim besten Willen schlechthin nichts Anderes zu sagen wüßte, wenn er weder den Anschluß an Preußen noch das französische Protektorat empfehlen will. Preußisch, französisch-österreichisch oder die Fröbel'sche Isolirung: es gibt in der That keine andere Wahl mehr.

Man muß der preußischen Partei in Bayern angehören oder man muß zur Fahne der französischen Partei in Bayern schwören; will man aber weder das Eine noch das Andere, so bleibt nichts übrig als die ganze Hoffnungslosigkeit des Fröbel'schen Programms zu unterschreiben. Ich sage: die Hoffnungslosigkeit dieses Programms. Ist es möglich, daß der Verfasser selbst sich Täuschungen hingibt? Ich meine: gerade daß Dr. Fröbel so und nicht anders spricht, macht seine Sache wo möglich noch hoffnungsloser als sie an sich ist.

Fröbel war seit langer Zeit ein publicistischer Hauptvertreter jener großdeutschen Richtung, welche vom Standpunkte der ehrlichen Trias die deutsche Frage zu lösen suchte. Ich sage: der ehrlichen Trias; denn das deutsche Moment war ihm die Cardinalsache, die Dreitheilung nur das Mittel zum Zweck. Am bayerischen Hofe von dazumal wurde die Trias bekanntlich umgekehrt verstanden; hier sollte die Drei-

theilung Deutschlands der Selbstzweck seyn, wodurch die dynastische Erhöhung Bayerns zur Großmacht unter dem Titel und Deckmantel der deutschen Frage erzielt werden könnte. Man hat an den Höfen von Stuttgart, Darmstadt und Karlsruhe die Absicht gemerkt und wurde verstimmt für immer; nichts hat mehr zu unserm Ruin beigetragen und insbesondere den ersehnten „Süddeutschen Bund" unmöglich gemacht als eben diese Zweideutigkeit der bayerischen Trias-Politik. Hr. Fröbel selbst würde sich damals mit Händen und Füßen gegen eine partikularistische Täuscherei solcher Art verwahrt haben. Jetzt aber gründet er ein Blatt um im Wesen derselben Politik das Wort zu reden. Und er thut es nicht weil er will, sondern er thut es weil er muß. König Max II. von Bayern hätte es anders machen können, nach ihm kann es keiner mehr. Weil der verstorbene Monarch Oesterreich haßte, darum haben wir für unsern Standpunkt jetzt die Wahl zwischen Preußen, Frankreich und der blauen Luft.

Um sein Programm zu schreiben, mußte Herr Fröbel seine ganze publicistische Vergangenheit als verlorene Mühe und Arbeit hinter sich werfen. Als großdeutscher Vertreter hat er zu Wien unter Schmerling ein officiöses Organ redigirt und als ehrlicher Triasmann hat er sich in Stuttgart an der Redaktion des „Staatsanzeigers" betheiligt. Beides in kurzen Jahren hintereinander und jedesmal hat er auf Grund einer philosophischen Weltanschauung seine Ansicht sozusagen als metaphysische Nothwendigkeit hingestellt. Um jetzt die „Süddeutsche Presse" in München zu unternehmen, mußte er auf beide Standpunkte völlig verzichten. Mit der deutschen Idee hat es nach ihm definitiv ein Ende; er sagt ausdrücklich: der leitende Gedanke der bayerischen Politik müsse künftig der seyn, „daß es im Gange der Geschichte liege ein in sich geschlossenes europäisches Staatensystem an die Stelle des zerstörten deutschen zu setzen." Herr Fröbel fürchtet selber, daß einer solchen bayerischen Politik „der Vorwurf

eines undeutschen Charakters vielleicht nicht erspart bleiben werde." Aber die klare Erkenntniß eines richtig erkannten Zieles dürfe sich durch den Tadel nicht irren lassen. Mit Einem Worte: Bayern braucht sich um die deutsche Frage ferner nicht zu kümmern, denn dieselbe ist ein pures Nichts, es ist aus und Amen damit.

Zweitens muß Herr Fröbel zugestehen, daß auch die Einigung eines dritten Deutschlands, die sogenannte Trias nicht weniger ein Schattenbild und Hirngespinst sei als die Einigung Gesammtdeutschlands, für welche die populäre Bewegung in Mitteleuropa zwanzig Jahre lang Himmel und Erde in Aufruhr gesetzt hat. Die deutsche Frage hat sich nach ihm „mit ihrem ganzen Inhalt in eine süddeutsche zusammengezogen." Aber „die Gründung eines süddeutschen Bundes ist nicht gelungen und hat auch ferner wenig Aussicht auf Erfolg." Die Großmachts-Idee des Königs Max II. hat die verfassungsmäßige Führung Bayerns in Süddeutschland zur Voraussetzung gehabt. Damit sei es nichts: sagt Herr Fröbel; aber er will dennoch die Politik des verstorbenen Königs wieder aufgenommen wissen. Eigentlich will er also eine Politik ohne ihr Ziel. Gerade durch das Scheitern des süddeutschen Bundesplans, sagt er, sei die politische Bedeutung Bayerns erhöht worden; und aus der ganzen europäischen Situation gehe unter diesen Umständen für Bayern „eine hohe Aufgabe" hervor, „deren Erkenntniß geeignet sei gebrochenes Selbstgefühl wieder aufzurichten."

Hr. Fröbel wird sehr dunkel an diesem Punkt. Er behauptet wiederholt, daß nach dem Scheitern der deutschen Frage und des Trias-Planes „der europäische Beruf Süd-Deutschlands sich in der bayerischen Politik zusammendränge." Aber er begeht zunächst den Fehler mit keinem Wort sich über die vorhandenen Mittel und Kräfte zu äußern. Als eine thatsächliche Aeußerung dieser Art erscheint freilich die Ankündigung der „Süddeutschen Presse" selber. Bayern braucht

ein lesbares Blatt welches dem Regierungsgedanken am nächsten stehen soll. Wer wird das Blatt gründen und redigiren? Drei Fremde, zu dem Zwecke aus dem Auslande herbeigerufen. Wir kennen die Heimath des Herrn Dr. Fröbel nicht genau, er hängt wenigstens durch seine hochachtbare Gemahlin mit dem Lande zusammen welchem er ein Quasi-Regierungs-Organ zu geben berufen ist. Musikmeister Röckel, der zweite Redakteur, stammt aus Dresden. Der dritte Redakteur, ein sicherer Herr Borges, kommt aus Wien, als Theaterkritiker, wie man sagt, und speciell zu dem Zwecke aufgestellt um die Zukunftsmusik Richard Wagners in dem neuen Organ zu verherrlichen. Diese drei Herren aus der Fremde sind also berufen für die neue specifisch bayerische Politik ein correktes Organ zu schaffen. Unter den Landeskindern fehlen die Kräfte für diese wie für jede andere geistige Leistung. Armes Bayern!

Noch curioser und in aller Welt unerhört gestaltet sich die Sache, wenn man die politischen Antecedentien der betheiligten Personen und Lagen allseitig und vergleichend in's Auge faßt. Ein tieferer Blick in das vorliegende Programm verbunden mit einem Rückblick auf die letzten zwanzig Jahre der bayerischen Geschichte lehrt sofort, daß die Politik welche Hr. Fröbel hier verkündet, genau der Standpunkt war auf dem um das Jahr 1848 die conservative Partei in Bayern stand. Diese Partei wollte nichts wissen von der anwachsenden „Deutschthümelei"; denn das engere Vaterland ging ihr über das weitere, und Bayern schien ihr im europäischen Gesammtsysteme, um mit dem vorliegenden Programme zu reden, eine historische Stellung zu besitzen und sich selber genügen zu können. So dachten damals die Conservativen oder, wenn man will, die Ultramontanen in Bayern. Die beiden Männer hingegen welche jetzt dem bayerischen Regierungsgedanken ein Organ schaffen sollen, schwammen damals mit den höchsten Wogen der Revolution oder, wenn das

besser lautet, der deutschen Bewegung. Herr Fröbel wurde in Wien als Mitglied der Parlamentsgesandtschaft an die Aula zur Seite Robert Blums gefangen und kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt. Herr Röckel erfuhr als einer der Hauptleiter des Dresdener Aufruhrs mit seinem musikalischen Freunde Richard Wagner dasselbe Schicksal, und er saß viele Jahre lang im Zuchthaus zu Waldheim.

Ich sage das nicht, um einen Stein auf die zwei Männer zu werfen. Haben ja die betreffenden Dynastien selbst ihnen längst thatsächliche Abbitte geleistet, und ist es ja mit der politischen Moral soweit gekommen daß im Grunde Niemand mehr weiß, wer in jener bewegten Zeit der Sünder oder der Gerechte war. Aber das muß doch Jedermann sagen: Fröbel und Röckel als Redakteure der wiedergebornen Bayerischen Zeitung zeugen von einer ungeheuren, schlechthin unausfüllbaren Kluft zwischen den Zuständen Bayerns im Jahre 1847 und im Jahre 1867. Wenn diese Männer heute genau die Politik im Sinne der Regierung vertheidigen, welche vor zwanzig Jahren von ihren conservativen Gegnern, unter harten Verfolgungen und bittern Schmähungen von Seite der sogenannten deutschen Partei, im Munde und im Herzen geführt wurde — dann dürfte doch wohl Niemand Lust haben zu läugnen, daß seitdem Viel, sehr Viel anders geworden ist bei uns und in aller Welt.

Vor zwanzig Jahren ist der Volksglaube an Bayerns Kraft und Macht noch unerschüttert gewesen. Daß Bayern eine historische Stellung besitze im europäischen Gesammtsysteme und daß es sich selber genügen könne: das wagten nur Wenige offen zu läugnen. Es gab damals in der That noch eine conservative öffentliche Meinung in Bayern, auf deren mannhafte Entschlossenheit eine weise und unparteiisch rechtliche Regierung sich unbedingt hätte verlassen können. Heute ist das Land in wahnsinnig erbitterte Parteien bis in's Innerste zerrissen, das Vertrauen ist auf allen Seiten dahin und selbst

die Frage der Existenz wird unverholen diskutirt. Und kein Wunder! Denn seit zwanzig Jahren sind nicht weniger als alle Lebensbedingungen Bayerns total andere geworden. Wo ist das europäische Gesammtsystem von damals? Wenn überhaupt noch ein solches System besteht, so hat es sich aus einer Schutzwehr des öffentlichen Rechts in eine Räuberbande von Kaisern und Königen verwandelt. Wo ist die historische Stellung Bayerns? Was die Buhlerei des verstorbenen Monarchen mit dem gehässigsten Liberalismus etwa davon übriggelassen hat, das ist auf den böhmischen Feldern verloren gegangen. Wenn uns Herr Fröbel jetzt dennoch sagt, daß Bayern sich selber genüge um eine wichtige Rolle in Europa zu spielen, so dürfte er wenig Gläubige finden. In seinem Herzen wenigstens denkt doch ein Jeder entweder an den Anschluß an Preußen oder an das schützende Veto Frankreichs. Wer weiß, ob der Gedanke an die Zweikaiser-Gespräche in Salzburg nicht Herrn Dr. Fröbel unwillkürlich selber beschleicht. Nahe genug liegt der Gedanke.

Wer heute von einer selbstständigen Politik im europäischen Staatensystem spricht, die in München etablirt sei oder etablirt werden solle, der darf doch wohl vor Allem den 22. August des vorigen Jahres nicht vergessen. Herr Dr. Fröbel datirt sein Circular vom 22. August 1867, aber er berührt mit keiner Sylbe den Vertrag welchen der bayerische Minister von der Pfordten am 22. August 1866 in Berlin abgeschlossen hat. In Wahrheit liegt da ein uns platterdings unbegreifliches Versehen vor. Sache des Programms zur neuen Zeitung wäre es ja doch in erster Instanz gewesen zu untersuchen, ob ein Staat der vertragsmäßig verpflichtet ist im nächsten besten Kriegsfall seine Militärmacht nicht nur einem bestimmten andern Staat zu Hülfe zu schicken sondern sie auch unter den Oberbefehl dieses andern Staates zu stellen — ob ein solcher Staat überhaupt noch freier Herr seiner politischen Entschließungen sei. Daß nämlich ein Staat

ohne die volle Freiheit seiner politischen Entschließungen weder zum Vermitteln noch zum Verhüten noch zu irgend einer Stellung im europäischen Staatensystem, abgesehen vom bloßen Vegetiren, taugen kann, darüber dürfte doch wohl kein Streit seyn. Nach dem Inhalt des vorliegenden Programms müßte man also schließen, daß der berüchtigte Vertrag vom 22. August für die bayerische Regierung nicht mehr existire, während doch der Herr Ministerpräsident öffentlich versichert hat, daß Bayern unter allen Umständen den Verträgen seine Treue bewahren werde. Sind das nicht unglaubliche Widersprüche und unlösbare Räthsel?

Dr. Fröbel legt uns selbst ein schlagendes Beispiel nahe von der absoluten Lähmung, zu welcher der Vertrag vom 22. August die bayerische Politik verdammt hat. Er sagt: im Ganzen des europäischen Staatensystems theile Bayern in diesem Augenblicke mit — Italien den Vorzug einer Stellung von wesentlichem Einfluß auf den Gang der Dinge. „Wie Italien insbesondere zur Verhütung eines Bruches zwischen Frankreich und Preußen beitragen kann, so Bayern zur Verhütung eines abermaligen Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich." Ist das wahr? Uns scheint der Vergleich sehr übel gewählt und das gerade Gegentheil zu beweisen. Oder frage man sich nur: wenn Italien, so wie Bayern gegen Preußen, vertragsmäßig zur Heeresfolge Frankreichs verpflichtet wäre, würde dieß nicht einen französischen Angriffskrieg gegen Preußen sehr wesentlich fördern? Jedermann wird das zugeben. Unsere bayerische Stellung hätte also nur dann Aehnlichkeit mit der italienischen, wenn wir noch die Freiheit besäßen in Berlin eventuell mit dem Anschluß an Oesterreich und seine Bundesgenossen zu drohen, wie man zu Florenz diese Freiheit dem Imperator gegenüber wenigstens im Princip allerdings besitzt.

Aber das ist ja bei uns nicht mehr der Fall. Der Prager Friede hat uns von dem benachbarten Kaiserstaat

rein abgeschnitten; er hat dem Hause der alten deutschen Kaiser das beispiellos freche Verbot auferlegt irgendeine nationale Verbindung mit Deutschland überhaupt und mit Süddeutschland insbesondere zu suchen, und überdieß hat der Vertrag vom 22. August Bayern politisch willenlos an Preußen geschmiedet. Von einer europäischen Stellung kann da für uns schlechthin keine Rede mehr seyn. Hr. Fröbel sagt: „das deutsche Nationalinteresse habe für jetzt nichts Höheres zu erwarten, als daß im europäischen Gesammtsysteme Oesterreich wieder sich mit Norddeutschland und Süddeutschland zusammenfinde.“ Sehr richtig und ganz auch unsere Meinung. Aber Bayern hat zu diesem Zwecke nur leere Bitten, keine zwingenden Gründe mehr, so lange der Vertrag vom 22. August besteht. Will Preußen nicht, so muß Bayern sich bescheiden; das hat zu allem Ueberfluß die Sendung des Grafen Taufkirchen sonnenklar bewiesen.

Der Vertrag vom 22. August ist abgeschlossen worden zum Schutze der deutschen Integrität gegen das Ausland. Wenigstens auf unserer Seite konnte die Intention gar keine andere seyn. Nun aber hat Preußen in Luxemburg die deutsche Integrität unter den fadenscheinigsten Vorwänden selber preisgegeben. Deßgleichen steht Graf Bismark im Begriff, das Spiel in Nordschleswig zu wiederholen; wenn Schleswig wirklich „deutsch ist bis zur Königsau“, dann wird er dort der Nationalehre die zweite brennende Schmach zufügen. Nach Alldem zu schließen, wird es die Berliner Politik niemals um Deutschland zu einem Kriege kommen lassen, sondern nur um Großpreußen. Verpflichtet nun der Vertrag vom 22. August auch unter solchen Umständen unser Land zur preußischen Heeresfolge? Das ist die Hauptfrage und über diese Hauptfrage wird hoffentlich die neue Zeitung selbst sich möglichst bald und klar aussprechen. Das Programm berührt wie gesagt dieses entscheidende Rechtsverhältniß

mit keinem Wort, obwohl sich die dringendste Veranlassung hiezu von allen Seiten aufdrängt.

Hr. Fröbel setzt selber den Fall, daß die Gruppe der drei deutschen Glieder im europäischen Gesammtsysteme nicht zu Stande komme, und vielmehr „der Kampf einer Coalition von Mittelmeerstaaten gegen die Ziele einer verbundenen preußisch-russischen Politik“ entbrenne. Er bezeichnet diesen Fall als „viel unglücklicher“ im Vergleich mit der faktischen Zerreißung Deutschlands, weil ihm scheint, daß dadurch „der mitten durch Deutschland gehende Riß zwischen Süd- und Nordeuropa für die Zukunft unheilbar gemacht würde.“ Offenbar verräth diese Aeußerung nicht viel Vertrauen auf den preußisch-russischen Sieg. Trotzdem gibt das Programm nicht die leiseste Andeutung über das Verhalten Bayerns im Angesicht der nur allzu wahrscheinlichen Katastrophe. Es kann und darf eben nicht mit klaren Worten sich aussprechen, weil der Vertrag vom 22. August als Nolimetangere dazwischen liegt. Also stellt sich Hr. Fröbel lieber an, als wisse er nichts von dem großen Stein des Anstoßes.

Solche zarte Rücksicht verdient alle Achtung. Nur passen dazu nicht die hochtrabenden Worte: die deutsche Frage habe sich in eine süddeutsche zusammengezogen; der europäische Beruf Süddeutschlands aber dränge sich zusammen in der bayerischen Politik; und die so auf Bayern concentrirte süddeutsche Frage „bezeichne einen Knotenpunkt der Geschichte, in welchem sich entscheiden wird, ob das europäische Staatensystem einer Erneuerung fähig ist, oder ob es der fortschreitenden Zersetzung und Selbstentfremdung mit ihren inneren und äußern Folgen anheim fallen soll.“ Solche Worte mögen gewisse Ohren kitzeln, aber sie stehen mit der Wirklichkeit in schneidendem Widerspruch. Allerdings hat Baron von der Pfordten vor dem Ausbruch des leichtsinnig herbeigeführten und achselträgerisch geleiteten Kriegs vor der Kammer erklärt: die Regierung werde „aus dem allgemeinen

Schiffbruch wenigstens die Selbstständigkeit Bayerns retten.“ Aber gerade dieses höchste Gut eines Staats hat er uns verspielt, und der Verlust ist bis jetzt in keiner Weise wieder eingebracht.

„Ideale Leistungen insbesondere sind in neuerer Zeit der Ruhm Bayerns.“ So sagt Hr. Fröbel am Schluß seines Programms. Deutlicher gesprochen heißt das: der zeitgenössische Schwindel aller Art hat, von König Max II. herbeigerufen, in unserm guten Lande sein Eldorado gefunden und gierig das Mark unseres Volkes angefressen. Das müßte vor Allem anders werden. So lange wir uns nicht im Innern auf uns selbst besinnen, so lange werden wir auch in der auswärtigen Politik unsern Fuß nicht auf realen Boden zu setzen vermögen. „In die Ecke, alte Besen, seid's gewesen“: so müßte der Wahlspruch eines bayerischen Regenerators lauten. Davon aber finden wir nichts in dem Fröbel'schen Programm und außerhalb auch nicht.

XXX.

War Shakespeare Katholik?

Dritter Artikel *).

In dem vorhergehenden zweiten Artikel über die vorliegende Frage waren wir zu folgendem Ergebniß gelangt: William Shakespeare's Eltern waren Katholiken, soweit man in der damaligen Zeit der Katholikenverfolgung unter Eduard VI. und der Königin Elisabeth dieses seyn konnte. Er wuchs in einer katholischen Familie auf und erhielt, so viel die Umstände es damals erlaubten, in der Heimlichkeit des Hauses eine entsprechende katholische Erziehung und katholische Jugend-Eindrücke. Aus seiner spätern Lebenszeit sind keine entscheidenden Thatsachen bekannt, welche hinsichtlich seines persönlichen, innern Verhältnisses zu der katholischen Kirche einen bestimmten Aufschluß geben.

Es bleibt uns jetzt für diesen dritten und letzten Artikel die Aufgabe übrig, einen Blick auf seine schriftstellerischen Werke zu werfen, um zu sehen, was sich etwa hier zur Aufhellung dieser Frage findet.

Zuerst sind hier in Betracht zu ziehen die Gedichte

*) Vergl. Bd. 54, S. 81 ff. Bd. 59, S. 322 ff.

Shakespeare's, in welchen die eigene Person des Verfassers unmittelbar hervortritt, und nicht wie in seinen dramatischen Werken hinter die von ihm geschaffenen Personen und Charaktere zurücktritt. In jener ersten Classe von Shakespeare's poetischen Erzeugnissen wird man zwar vergeblich Stücke oder einzelne Stellen suchen, in welchen der Dichter ein ausdrückliches Zeugniß oder eine bestimmte Kundgebung über sein religiöses oder kirchliches Bekenntniß niedergelegt hätte; doch fehlt es daselbst nicht an charakteristischen Aeußerungen sittlicher und religiöser Grundsätze, Gefühle und Anschauungen, welche auf die Anlagen und Stimmungen des Dichters auf diesem Gebiete hindeuten und wenn auch indirekt, doch immerhin in einigem Zusammenhang mit der uns hier beschäftigenden Frage stehen.

Das erste in der Reihe von Shakespeare's Gedichten*), Venus und Adonis, stellt sich dem Leser beim erstmaligen Ansehen dar lediglich als ein reizendes Gemälde der Liebeswerbung der Göttin um den schönen, kaum zum Jüngling herangereiften Adonis; voll sinnlicher Gluth und Leidenschaft, ausgeführt mit großer dichterischer Begabung und mit großer Virtuosität des poetisch-rhetorischen Ausdruckes. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber bei diesem Inhalte und Charakter des Gedichtes, und ungeachtet desselben, eine ernst gemeinte sittliche Tendenz, so daß man dasselbe mit Fug und Recht ein episch-didaktisches Gedicht nennen könnte. Diese letztere Seite des Gedichtes, welche meistens übersehen wird, zeigt sich in den Reden welche Adonis und der Göttin selbst in den Mund gelegt werden, offenbar zu dem Zweck um das Ungenügende, überhaupt die ganze Schattenseite der bloß auf sinnlicher Begierde und Leidenschaft beruhenden Liebe zu zeigen und um dadurch zu einer höhern, geistigen Liebe hin-

*) Shakespeare's Poems. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nikolaus Delius. Neue Ausgabe. Elberfeld 1864.

Der Dichter läßt Adonis den leidenschaftlichen [Be]werbungen der Göttin entgegen in einer längern [Re]de also sagen:

O nenn es Liebe nicht: Lieb ist entwichen
Zum Himmel, seit man Wollust Liebe heißt.
Als Liebe kommt die Mörderin geschlichen,
Und schändet noch dazu was sie zerreißt.
Der Schönheit Frische pflegt sie zu berauben,
Wie Raupen einen jungen Baum entlauben.

Die Lieb erquickt wie Sonnenstrahl nach Regen;
Wollust ist Sturm nach kurzem Sonnenschein.
Ein ewig junger Lenz der Liebe Segen;
Der Wollust Winter läßt im Sommer schnei'n.
Liebe hält Maß, Wollust hat nie genug;
Lieb ist getreu, doch Wollust nichts als Trug.

Es liegt der Gedanke unabweisbar nahe, daß der Dichter [den j]ungen Freund, den Grafen Southampton dem das [Gedicht] gewidmet ist, durch die dem Adonis in den Mund [gelegten] Worte vor den Gefahren und Verirrungen der sinn[lichen L]iebe warnen und davon zurückhalten wollte. Darauf [deutet] sogar ganz deutlich eine Anspielung hin an einer [Stelle], wo Adonis die Jugend des Sittenpredigers hervorhebt:

Wohl wüßt ich mehr, doch weiter jetzt kein Wort!
Der Text ist alt, allein der Redner grün.

Shakespeare war nur um wenige Jahre älter als sein [junger] Gönner und Freund Southampton. Wir wissen nicht [genau] wann das Gedicht Venus und Adonis verfaßt worden [ist, se]lbst aber wenn es nicht lange vor der ersten Heraus[gabe] (1593) verfaßt wäre, so wäre Shakespeare noch ein [junger] Mann in den Zwanzigen gewesen und für so strenge [sittl]iche Grundsätze immerhin noch ein junger Lehrmeister. [Ab]er auch Venus selbst, nachdem durch den traurigen

---

[C]all it not love etc. Delius S. 32. Shakespeare's Gedichte deutsch von Simrock S. 197. Strophe 116.

Tod ihres Lieblings die Hitze ihrer Leidenschaft abgekühlt ist, muß dem Dichter ihre Stimme leihen, um das unbefriedigte Treiben und die Widerwärtigkeiten der sinnlichen Liebe und Leidenschaft darzuthun. Er läßt sie sagen*):

> Weil du mir starbst, sei Leid der Liebe Frucht.
> So will ich es und Niemand mag es wenden;
> Begleitet soll sie seyn von Eifersucht,
> Selig beginnen und unselig enden,
> Nur hoch und tief und nie auf gleichem Grund,
> Sei ihr viel Leid und wenig Wonne kund. U. s. w.

Es bringt in diesen didaktischen Stellen des Gedichtes überall ein ernster sittlicher Eifer durch, um den Leser, also zunächst den jungen Freund dem das Gedicht gewidmet ist, vor den Ausschweifungen der sinnlichen Lust zu bewahren oder ihn aus den Schlingen und Banden derselben loszureißen. Zugleich muß es als ein origineller gewiß nicht unglücklicher Gedanke gelten, einem vornehmen jungen Manne so ernste Lehren, die er in direkter Mittheilung wohl kaum hätte an sich herankommen lassen, in dieser reizenden Umrahmung beizubringen.

So wie in Venus und Adonis die Leidenschaft der sinnlichen Liebe von Seiten des Weibes dargestellt wird: so gibt das gleichfalls dem Graf Southampton gewidmete Gedicht „Lucretia" (1594) die entsprechende Darstellung der Gefahren und Verirrungen dieser Leidenschaft von Seiten des Mannes. Auch dieses Gedicht hat neben der Beschreibung und Erzählung mit einer ähnlichen poetisch-rhetorischen Virtuosität des Vortrags, wie jenes erste, zugleich ein reflektirendes und didaktisches Element mit derselben Tendenz.

*) Since thou art dead etc. S. 44 bei Delius. Strophe 173—177, S. 216 Simrock. Alle Widersprüche, Qualen und Verkehrtheiten der leidenschaftlichen, sinnlichen Liebe werden in diesen Strophen geschildert, so wie sie nur schildern kann wer sie selbst durchlebt hat.

uweilen tritt dieses Element nur in zu großer Ausdehnung
id zum Nachtheil der poetischen Darstellung hervor, wie
imentlich in der langen Rede Lucretia's, wodurch sie Tar-
inius von seiner Freventhat abzuhalten sucht (Poems S.
)—72, Delius). Außer einer Anzahl sentenziöser Stellen
hört zu diesem didaktischen Elemente des Gedichtes beson-
rs das Selbstgespräch Tarquin's ehe er die Frevelthat be-
nnt, in welchem er alle vernünftigen und sittlichen Gründe
h selbst vorhält die ihn davon zurückhalten sollten (Strophe
—31, Simrock); und dann nach der Vollendung der Fre-
lthat die Vorwürfe des Gewissens, die Stimmung voll
:berdruß und Unzufriedenheit, welche mit so lebendiger An-
)aulichkeit geschildert werden (Str. 99—106). Sehr be-
:chnend und für ein edleres männliches Gemüth gewiß nicht
ne Eindruck ist der Ausspruch über die größere Verant-
)rtlichkeit des Mannes bei schuldhaften Verirrungen der
mlichen Leidenschaft *):

Der Mann ist Marmor, weiches Wachs die Frau;
Drum bilden sich die Frauen nach dem Mann.
Das Unterdrückte zeigt das Bild genau,
Das es durch fremde Kraft und List gewann.
Drum klagt die Frau um keinen Fehler an:
Dem Wachs thut Unrecht, wer das weiche schilt,
Weil sich ihm aufgedrückt des Teufels Bild.

Das ganze Gedicht aber zeigt in Lucretia die Verherr-
lung der weiblichen Tugend und Keuschheit, welche Shake-
:are in seinen Dramen in so vielen edeln und reizenden
auengestalten mit ebenso tiefem sittlichen Gefühl als poe-
cher Kunst zur Erscheinung bringt.

Die Lust und Qual der leidenschaftlichen sinnlichen Liebe,
lche uns der Dichter in den beiden erwähnten Gedichten
ildert, indem er dabei zugleich auf eine höhere geistige

*) For men have marble, woman waxen minds; etc. S. 90, Delius.
Str. 178, S. 282 Simrock.

Liebe hinweist welche die Seele besser befriedigt — diese Lust und Qual des in den Banden der sinnlichen Liebe und Leidenschaft gefesselten menschlichen Herzens und das Ringen sich aus denselben zu befreien und zu erheben, macht den größern Theil des Inhaltes der Sonette Shakespeare's aus.

Hier hat man sich aber zuerst über die Vorfrage zu entscheiden, ob der Inhalt dieser Sonette sich auf eigene Erlebnisse des Dichters bezieht, oder nicht. Im Allgemeinen hielt man bisher diese Sonette, welche theils (Nr. I—CXXV) eine schwärmerische Freundschaft für einen jungen Mann zum Inhalt haben, theils ein Liebesverhältniß zu einer Frau (Nr. CXXVI—CLIII), für die Frucht eigener Erlebnisse des Dichters, und man sah in dem schwärmerisch geliebten Freunde den Grafen Southampton, wenn auch alle nähern Umstände über die Entstehung der einzelnen Sonette ganz unbekannt sind. In der neuesten Zeit hat Delius dagegen die Behauptung aufgestellt und in einer eigenen Abhandlung*) zu begründen gesucht, daß diese Sonette weder Beziehungen auf bestimmte Personen, noch Anspielungen auf wirkliche Erlebnisse des Dichters enthalten, sondern freie Erzeugnisse seiner dichterischen Phantasie seien, welche die Verhältnisse erst fingirte, um sie dann in diesen Gedichten poetisch zu behandeln. Es ist nicht dieses Ortes, auf eine nähere Prüfung dieser Behauptung einzugehen. Mag Delius auch beweisen, daß die Hypothesen Browns über die persönlichen Bezüge Shakespeare's zu den einzelnen Sonetten nicht begründet sind; mag er auch Beispiele anführen von ähnlichen poetischen Fiktionen: man wird kein Beispiel finden, daß ein wahrer und rechter Dichter, ein Dichter wie Shakespeare auf solche poetische Stilübungen sich eingelassen habe. Diese Entstehungsart der Shakespeare'schen Sonette wäre ebenso gegen

---

*) In dem Jahrbuche der deutschen Shakespear-Gesellschaft, herausgegeben von Bodenstedt. Berlin 1866. S. 18 ff.

die Natur des poetischen Genius, wie wenn man die lyrischen Gedichte Göthes für solche bloße Fiktionen und poetische Uebungsstücke hielte. Ueberdieß tragen die Sonette einen so ausgeprägten individuellen Charakter, daß sie ihre Veranlassung und Entstehung aus ganz concreten Verhältnissen als unzweifelhaft erscheinen lassen, mögen uns diese Verhältnisse selbst im Einzelnen noch so unbekannt seyn.

Wir nehmen also, und wie wir glauben mit Fug und Recht an, daß die Sonette innere Seelenstimmungen, Gefühle und Gedanken unseres Dichters selbst enthalten. Wenn diese Gedichte auch keinerlei solchen Inhalt haben, welcher in direkter Beziehung zu der hier von uns zu behandelnden Frage stehen, so enthalten sie doch ein Stück Geistesleben Shakespeare's und bilden ein Glied in dem Ganzen seiner geistigen Entwicklung. In der einen Gruppe der Sonette, an den Freund, zeigt sich eine Feinheit und Reizbarkeit der Empfindung bis zur Schwärmerei; dabei ein ethisches Element in dem wiederholten und drängenden Rathe, den er dem jungen Freunde gibt, zur Ehe und zur Gründung einer Familie sich zu entschließen. An einer Stelle (Sonett CVIII) zeigt der Dichter, daß ihm die Wirkung des Gebetes und der täglichen Wiederholung desselben nicht fremd ist; er vergleicht damit die stete Wiederholung derselben Worte der Freundschaft und Liebe an seinen jungen Freund*):

— Und doch wie fromm Gebet
Sag ich dir stets auf's Neu das wundersame,
Mir nimmer alte Lied: Du mein, ich dein!
Wie da zuerst mir scholl dein süßer Name.

In der zweiten Gruppe der Sonette, welche an die Geliebte gerichtet sind, zeigt sich die Lust, die Qual, die Erniedrigung welche die bloß sinnliche Leidenschaft der Liebe mit sich bringt. Der Dichter fühlt auf das lebhafteste, daß die

*) Simrock S. 110.

Geliebte seiner nicht würdig ist; und doch fehlt ihm die Kraft sich loszureißen. Es tritt in diesen Sonetten hervor der Kampf der gemeinern und der höhern Liebe (Sonett CXLIV); das peinliche Gefühl des Ungenügenden und Unbefriedigten, was bei dem bloß sinnlichen Genusse unvermeidlich ist (CXXIX), und das Ringen und Streben nach einem höhern geistigen Aufschwunge (CXLVI). Es ist also hier ein ähnlicher Kreis von Gedanken, wie derselbe in den beiden episch-didaktischen Gedichten „Venus und Adonis" und „Lucretia" an so vielen Stellen zu Tage tritt.

In den übrigen Gedichten die Shakespeare's Namen tragen (A lovers Complaint und The passionate Pilgrim) finden sich Stellen welche mit der hier vorliegenden Frage in Beziehung zu bringen wären. In der „Klage einer Liebenden" kommt eine Stelle vor, welche man beim ersten Lesen vielleicht als einen unfreundlichen Seitenblick gegen die Frauenklöster auffassen könnte; man wäre aber dabei im Unrecht. Es wird nämlich dort *) der treulose Geliebte des unglücklichen, verlassenen Mädchens redend eingeführt, wie er von einer vorher frommen, heiligmäßigen Nonne erzählt die aus Liebe zu ihm aus dem Kloster floh. Es geschieht aber diese Erwähnung ohne jede tadelnde Nebenbemerkung gegen das klösterliche Leben, sondern lediglich nur um zu zeigen, wie unwiderstehlich die äußern Vorzüge und die leidenschaftlichen Bewerbungen des Mannes seien. Wir werden weiter unten sehen, daß Shakespeare gerade dem Institute der Frauenklöster eine besondere Aufmerksamkeit und wohlwollende Anerkennung zuwendet.

Wir gehen nun zu dem Haupttheile unserer Aufgabe über, nämlich zur Betrachtung der dramatischen Werke des Dichters, um zu sehen, ob Etwas und Was aus denselben über die persönlichen religiösen und confessionellen Anschau-

---

*) Poems. Delius S. 201. Simrock S. 326, Str. 34—38.

ungen und Ueberzeugungen Shakespeare's wahrgenommen oder erschlossen werden kann.

Dem Einblick und Durchblick der Dramen Shakespeare's von dem angegebenen Gesichtspunkte aus müssen wir aber zwei Vorbemerkungen allgemeiner Art vorausschicken. Die eine bezieht sich auf das Wesen und den Charakter der dramatischen Poesie; die andere auf den Zustand des englischen Theaters zur Zeit Shakespeare's. Man kann nämlich die Frage aufwerfen: können sich in Werken der dramatischen Poesie, wo der Dichter mit seiner Person ganz zurücktritt hinter die von ihm geschaffenen Charaktere und Situationen, dennoch dessen persönliche Anschauungen, Grundsätze und Ueberzeugungen erkennen lassen? Allerdings kann man dieses, selbst wenn die in den Dramen dargestellten Personen und Handlungen durch Sage oder Geschichte gegeben und keine Selbsterzeugnisse des Dichters sind. Wer wird läugnen, daß man in den Stücken des Aeschylus, Sophokles, Euripides die verschiedene poetische Individualität nicht bloß, sondern auch die Weltanschauung und Denkweise dieser Dichter und ihr Verhältniß zur Religion ihres Volkes erkennen kann? Dasselbe gilt von den großen dramatischen Dichtern der modernen Literaturen, und muß also auch von Shakespeare gelten. Die persönliche geistige Individualität des Dichters mit ihrer Lebensanschauung und ihren Grundsätzen im Ganzen und Großen kann sich aber in seinen dramatischen Erzeugnissen auf eine dreifache Weise abspiegeln: nämlich in der Wahl des Sujets und der Gesammt-Tendenz der Behandlung derselben; ferner in den Charakteren, Handlungen, Institutionen welche von dem Dichter mit besonderer Vorliebe dargestellt und geschildert werden; endlich in solchen einzelnen Stellen die nicht aus dem Charakter und der Situation der sprechenden Personen mit Nothwendigkeit hervorgehen, sondern auf der freien Willkür des Dichters beruhen und dabei von ihm mit einer gewissen tendenziösen Absichtlichkeit angebracht werden. Nach diesen drei eben angedeuteten Rubriken

werden wir die Shakespeare'schen Dramen von unserm hier genommenen Standpunkte aus überblicken.

Ehe dieses aber geschieht, ist es nöthig, daß man von den öffentlichen Zuständen, von dem Volksgeiste und von dem Zustande des Theaters in der Zeit, in welcher Shakespeare als Theaterdichter und als Schauspieler (welche beide Berufsarten damals häufig verbunden waren) lebte und wirkte, ein wahres und anschauliches Bild gewinne. Es ist ein Verdienst des Buches des Herrn Rio, dazu einen wesentlichen Beitrag zu geben. Unsere deutschen Schriftsteller über Shakespeare vergessen und mißkennen, sei es absichtlich oder unabsichtlich, nur zu sehr die damaligen wirklichen Zustände. Indem sie von einer idealen Auffassung der Reformation ausgehen und den jetzigen rationalistischen Protestantismus an die Stelle des damaligen Protestantismus setzen, sprechen sie von „dem Lichte des modernen Selbstbewußtseyns, das mit der Reformation erwacht sei", und setzen in diesen modernen Geist das Charakteristische Shakespeare's; oder sie erklären unsern Dichter für die Incarnation dieses modernen Geistes und des strengen Gegensatzes des mittelalterlichen Geistes *). Selbst der bekannte „Realist", welcher sonst in so mancher Beziehung die Betrachtung und Beurtheilung Shakespeare's aus dem Gebiete willkürlicher Abstraktionen auf den Boden der Wirklichkeit zurückgeführt hat — selbst Rümelin behauptet gerade in dieser Beziehung nicht genug seinen realistischen Standpunkt und gibt der bisher bei uns vorherrschenden idealisirenden und dadurch irrthümlichen Auffassung des damaligen englischen Protestantismus zu viel nach. Wir können uns hier begreiflicher Weise nicht auf eine ausführliche Darstellung des englischen Protestantismus, seines Einflusses auf das Volksleben

*) So Vehse, Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog, Dichter (Hamburg 1851) Bd. I. S. 61; andere deutsche Kritiker in andern mehr oder minder ähnlichen Wendungen. Auch das Werk von Gervinus geht im Ganzen von diesem Standpunkte aus.

und auf die Volksbühne einlassen, sondern müssen uns auf eine Skizze in wenigen charakteristischen Zügen beschränken. Einiges hierher Gehörige ist auch schon oben in dem zweiten Artikel (Bd. 59, S. 330) bemerkt worden. Den Einfluß der englischen Reformation auf Leben, Sitten, Theater behandelt Rio in dem zweiten Capitel: Shakespeare à Londres *).

Gewiß fehlte es in England so wenig wie in Deutschland an Solchen welche die damaligen Neuerungen in einem tiefern sittlichen Sinne auffaßten und bei sich zur Durchführung brachten; aber bei der großen Masse war dieses nicht der Fall. Man weiß dieses aus eigenen Aeußerungen und Klagen der deutschen Reformatoren hinsichtlich der Zustände Deutschlands; und in England war es nicht viel anders. Ein großer Theil des Volkes war unzufrieden mit dieser Neuerung und entzog sich so viel als möglich ihrer Wirkung; der andere nicht so gestimmte Theil folgte passiv dem von oben her gegebenen Anstoß. Die meisten von diesen, der althergebrachten Lebensordnung und der religiösen Leitung entbunden, mußten sich selbst überlassen nur zu leicht einer gewissen Verwilderung preisgegeben werden. Die blutigen Hinrichtungen bei der grausamen Katholikenverfolgung unter der Königin Elisabeth mußten zur Verhärtung und Verwilderung der Gemüther beitragen. Die alten kirchlichen Volksfeste und Feiertage hörten großentheils auf, und damit der erheiternde und milde Einfluß derselben auf die Stimmung der Gemüther. Es entstand dadurch eine Lücke im Leben des Volkes, die durch gröbere und wildere Genüsse ausgefüllt wurde. Um die Erinnerungen an die alte katholische Zeit möglichst aus dem Bewußtseyn des Volkes zu tilgen, wurde schon unter Heinrich VIII. streng verboten, die alten Reime, Lieder und Balladen zu singen, und durch ein Statut der Königin Elisabeth wurden die Balladensänger mit den Vaga-

*) p. 49—100. Uebers. S. 44—91.

bunden und Schelmen auf gleiche Linie gesetzt, durch Einsperrung und Auspeitschung bestraft. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam nach des Historikers Camden Zeugniß bei den Engländern, welche bis dahin unter den nordischen Völkern die mäßigsten waren, die Trunksucht in einem vorher nicht gekannten Grade auf und verbreitete sich als ein endemisches Uebel in der ganzen Nation*). In den mittlern und höhern Ständen, in welchen so viele Familien an der Plünderung des Kirchengutes Theil genommen, ging vor allem das Hauptbestreben dahin diese Beute zu behalten und zu sichern; im übrigen waren sie bereit jede von oben her diktirte Religion anzunehmen, wenn dieses ihr Interesse nicht gefährdet wurde. So schildern Noailles, Renard und der venetianische Botschafter in ihren Depeschen den damaligen englischen Adel und höhern Bürgerstand**).

So geartet war die Masse des englischen Theaterpublikums zur Zeit als Shakespeare anfing sich der Bühne zu widmen. Die religiösen Wirren, die confessionelle Polemik, die Verfolgung und Unterdrückung der katholischen Kirche — alles das übte einen beherrschenden Einfluß auf die Schaubühne aus. Die theologische Polemik hatte nicht bloß die Kanzel, sondern auch das Theater zu ihrem Kampfplatze. Schon unter Heinrich VIII. und Eduard VI. wurden Verordnungen gegeben und Maßregeln getroffen um zu verhüten, daß nicht die öffentliche Ruhe dadurch gestört würde***).

---

*) Rio p. 91, Uebers. S. 83 gibt diese Anführung aus Camdens Annalen. Eine Hindeutung auf dieses Laster der damaligen Trunksucht kann auch aus Shakespeare angeführt werden Othello Akt II. Sc. 3 in den Worten Jagos: J learned it in England, where indeed they are most potent in potting: your Dane, your German and your sway-bellied Hollander are nothing to your English.

**) Lingard, Geschichte von England, übers. von Salis VII. S. 202.

***) Die nähern Nachweise darüber gibt Malone, Historical account of the english stage p. 29. 44. Ed. Basil. 1800.

Zur Zeit der Elisabeth diente das Theater gleichfalls polemischen Zwecken. Es wurde als Mittel gebraucht die alte Religion und Kirche möglichst herabzuwürdigen und zu verspotten.

Die zweite allgemeine charakteristische Eigenthümlichkeit der englischen Bühne besteht in der übertriebenen Schmeichelei für die Königin Elisabeth, welche die Theaterdichter überall in ihren Stücken mit der größten Verschwendung anzubringen bemüht waren. Denn „die große, kluge und gelehrte Königin Elisabeth war zugleich die eitelste, eingebildetste Frau. Dieß nahm mit ihrem Alter zu. Um ihr zu gefallen bedurfte es eines Aufgebotes von Schmeicheleien, wie dergleichen heutzutage von jeder halbwegs verständigen Fürstin, und wäre sie noch so schön, als Narrheit belächelt oder als Beleidigung bestraft werden würde“ *).

Von welchem sittlichen und ästhetischen Gehalte die Theaterdichter gewesen seyn müssen, welche von dem Beifalle eines solchen Theaterpublikums abhingen und nach dem Beifall einer solchen Königin strebten, läßt sich denken. Die talentvollsten unter diesen Zeit- und Berufsgenossen Shakespeare's waren unstreitig Christoph Marlow und Robert Green. Gerade diese beiden hervorragenden Repräsentanten ihrer Berufsgenossen zeigen aber in ihren dramatischen Werken, neben den unverkennbaren Zügen ihres großen Talentes, in auffallendem Grade die Rohheit und Verwilderung des Geschmackes und des sittlichen Geistes der damaligen englischen Bühne; ganz besonders aber zeigen sie in ihrem eigenen Leben eine Schauder erregende innere Zerrissenheit, ein Leben voll Ausschweifung, Laster und Elend. Der urkundliche Beweis davon liegt uns vor in einer Schrift Robert Green's die nach seinem Tode im Druck erschien:

---

*) So äußert sich Bodenstedt, Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. III. Bd. S. 12.

„Ein Groschen-Werth Witz erkauft durch eine Million Reue" *). Diese Schrift enthält die Erzählung von einem reichen Wucherer der zwei Söhne hatte, Lucanio und Robert. Der erstere setzte das Geschäft seines Vaters fort, der letztere studirte und wurde ein Gelehrter. Darauf folgt der ausführlichere Bericht über den Lebenslauf Roberts. Er wird Theaterdichter; stürzt sich in alle Ausschweifungen und Laster; macht seine tugendhafte Frau unglücklich und stirbt im Elend. Am Schlusse legt dann der Verfasser das Geständniß ab: dieser Sünder sei er, Robert Green, selbst. Darauf folgen noch Ermahnungen an seine Collegen, die Schauspieldichter, daß sie von ähnlichen Verirrungen sich abwenden und sich bessern sollen.

Auch Marlow führte nach dem Berichte von Zeitgenossen ein sittenloses, ausschweifendes Leben und gab sich als entschiedener Atheist zu erkennen. Er starb eines gewaltsamen Todes, erdolcht von einem seiner Bekannten. Sehr bemerkenswerth ist, daß ein solcher Mann, von solchen Grundsätzen und von einem solchen Lebenswandel, die katholische Religion für empfehlenswerther als die neue Lehre erklärte. Außerdem daß er die wirksamen moralischen Früchte bei dieser Religionsänderung vermißte, mochte er auch vielleicht an sich und andern die Erfahrung machen, daß die Mittel der strengern moralischen Zucht, aber auch der Stärkung welche der alte Glaube für seine Bekenner habe, für die meisten Menschen wohlthätiger sei als eine größere Ungebundenheit. Marlow äußerte einmal: „wenn es einen Gott oder irgend eine

---

*) Groats-Worth of wit bought with a Million of repentance. London 1621. Auch hat man eine früher erschienene Autobiographie von ihm: The repentance of Robert Green. London 1592. Die Echtheit der Autobiographie wird von Bodenstedt (l. c. III. 57) angezweifelt, weil der Inhalt dieser Schrift ungefähr derselbe sei, wie in Green's „Pamphlet" (so nennt es Bodenstedt) Groats-Worth of wit.

gute Religion gebe, dann sei diese Religion bei den Papisten; die Protestanten seien heuchlerische Esel"*). Um Marlow und mit ihm lebte eine Gesellschaft von ähnlich gearteten Schauspieldichter=Collegen: außer Robert Green, Peele, Nash u. a.

Bodenstedt sucht jene ungünstigen Berichte von Zeitgenossen über damalige Theaterdichter möglichst zu mildern und abzuschwächen. Das mag man sich noch gefallen lassen. Dagegen weiß man nicht recht, welche Richtschnur für seine Beurtheilung Bodenstedt nimmt, wenn er die Reue Green's über seine frühern Verirrungen mit folgenden Worten verwirft: „Alle frühern Sünden seines ausschweifenden Lebens wären ihm eher zu verzeihen als die letzte: daß er seine Freunde förmlich als lüderliche Menschen und Atheisten öffentlich denuncirte" (S. 167). Dennoch gelangt auch Bodenstedt zu folgendem gewiß nicht sehr günstigen Gesammturtheil über das englische Theater und die englischen Theater=Dichter zur Zeit Shakespeare's: „Der Wurm des Verderbens lag schon in der Knospe des altenglischen Drama's. Von vornherein war das Interesse am Stoff überwiegend und die strengern Forderungen der Kunst traten mehr und mehr in den Hintergrund . . . Das Theater stand nicht hoch genug im Ansehen, um als nationale Bildungsanstalt gewürdigt zu werden. Die gedrückte Stellung der Schauspieldichter wirkte nachtheilig auf ihr Schaffen wie auf ihren Charakter ein. Da sie nach außen keinen Halt hatten, verloren sie auch den innern Halt, und der Beifall der Menge, die einzige Quelle ihrer Anregung und Belohnung, wurde zugleich die Quelle ihres Verderbens."

---

*) That yf ther be any God, or good religion, then it is in the Papists; . . that the Protestants are hipocriticall asses. Marlows Works Ed. Dyce 1858. Append. II. p. 389. So wird die Stelle angeführt von dem englischen Recensenten Rio's in Edinburgh Rev. p. 164.

Was die hier angedeutete „gedrückte Stellung der Schauspieldichter“ betrifft, so muß man sich vergegenwärtigen, daß letztere damals in der Regel dem Stande der Schauspieler angehörten; daß die Schauspieler aber damals eine rechtliche Existenz oder vielmehr polizeiliche Duldung nur hatten unter dem Titel als Bediente vornehmer Cavaliere und des Hofes; jedenfalls nur als zur Dienerschaft der Cavaliere und des Hofes gerechnet.

Es ist begreiflich, daß eine bessere und edlere Natur wie die Shakespeare's, bei solchen Zuständen des Theaterpublikums, des Theaters und der Theaterdichter, und in diesem Medium lebend, sich nicht glücklich fühlen konnte, und daß er den Beruf dem er sich gewidmet hatte und von dem er sich nicht los machen konnte, ohne seine äußere Existenz aufzuopfern, zuweilen tief beklagen mußte. Diese Empfindungen spricht er in einigen der an seinen edeln jungen Gönner und Freund gerichteten Sonette aus*); dazu fügt er den Gedanken, daß nur diese Verbindung mit dem jungen Freunde ihn tröste und aufrecht halte; er hält aber auch sehr darauf, daß sein vornehmer Freund nicht seine Standesehre vor der Welt compromittire durch einen offenen Umgang mit ihm, dem Schauspieler und Theaterdichter.

Shakespeare hatte zwar einen bessern Geschmack und ein besseres sittliches Gefühl vor der Gesammtheit der damaligen Schauspieldichter voraus, vor Allem aber seinen hohen poetischen Genius, in welchem diese genannten Vorzüge wurzelten. Ungeachtet dessen konnte aber auch er, so wenig als irgend ein damaliger dramatischer Dichter, von seiner Zeit und ihren Fehlern ganz unberührt bleiben. Dahin gehören z. B. manche zu freie, selbst rohe Spässe, mit denen er sein Theaterpublikum zu belustigen hatte, und jener bekannte sogenannte Euphuismus, jene verschrobene, nach Witz haschende Ausdrucksweise

*) Sonett XXIX. XXXVI. CXI. CXII.

damals in der Conversation der vornehmen Welt Mode
... Dabei aber zeigt Shakespeare, abgesehen von seinem
...ischen Genius der ihm eine ganz besondere Stelle an-
..., eine specifisch verschiedene Richtung im Vergleich zu den
...igen Bühnendichtern seiner Zeit. Die beiden am meisten
...vortretenden charakteristischen Eigenschaften der damaligen
...glischen Theaterdichter waren doch, wie oben bemerkt: die
...lemik gegen die katholische Kirche und die übertriebene
...hmeichelei für die Königin Elisabeth. Wenn sich Shake-
...are durch eine höhere Stufe der ästhetischen und morali-
... Anlage und Bildung vor seinen Collegen auszeichnete,
...hätte dieses an und für sich nicht gehindert, daß er hin-
...lich der beiden bezeichneten charakteristischen Züge der-
...en Richtung hätte folgen können. Seine Polemik gegen die
...olische Kirche wäre dann nur milder, gemäßigter gewesen,
... schmeichelhaften Aeußerungen für die Königin wären
..., wenn auch ebenso reichlich, doch mit besserm Geschmack
... ihm angebracht worden; sie hätten sich mehr auf ihr
...dienst als Regentin beschränkt, und nicht ihre Schönheit
... Jungfräulichkeit gepriesen. Nun finden wir bei Shake-
...are diese Richtung nicht. Es findet sich bei ihm jene
...lemik gegen die alte Kirche nicht, im Gegentheil eher an
...nchen Stellen eine gewisse Sympathie für dieselbe, so viel
... Zeitumstände dieses erlaubten; und andererseits eine nüch-
...e Enthaltung von den damals allgemeinen Schmeicheleien
... Bühnendichter für die Königin Elisabeth, wenn auch
...ige wenige, verhältnißmäßig nicht bedeutende Complimente
... ihm vorkommen. Beweise dafür, daß Shakespeare sich in
...er Weise von den damals allgemein herrschenden Ten-
...zen der englischen Bühne frei gehalten hat, werden weiter
... folgen.

Diese specifische Verschiedenheit Shakespeare's von den
...rigen Bühnendichtern seiner Zeit muß ihren bestimmten
...und haben. Dieser Grund ergibt sich von selbst, wenn
...ir zugeben, was sich nach unserer früher begründeten Ansicht

kaum wird zurückweisen lassen, daß der Dichter das Kind einer katholischen Familie war, welche ungeachtet des Druckes und der Verfolgung unter denen die katholische Kirche damals in England litt, dennoch ihren katholischen Glauben zu bewahren suchte; wenn er von dieser Abstammung und von seiner häuslichen Erziehung her Eindrücke erhalten hatte und auch in seinem spätern Leben nicht verlor, welche bei ihm Sympathie für die katholische Kirche und Abneigung gegen die grausame Unterdrückerin der Katholiken erzeugten und fortwährend unterhielten. Diese Jugendeindrücke konnten bei Shakespeare dennoch fortwirken, wenn er auch von allem kirchlichen Leben als Katholik durch die Gewalt der Umstände abgeschnitten, vielleicht selbst nur sehr mangelhaft in der Religion seiner Väter unterrichtet, in seinem äußeren Leben dem herrschenden Protestantismus sich beugte, und wenn er auch weit entfernt von dem Willen und der Kraft eines katholischen Martyr's, durch die Leidenschaften und die Zerstreuungen der Jugend, durch seinen Beruf als Bühnenkünstler und durch die allgemeinen Zeitverhältnisse einem ungebundneren Lebenswandel und religiösem Indifferentismus zutrieb.

Wenn wir mit einiger Vollständigkeit die Beweise und Andeutungen aus Shakespeare's dramatischen Werken zusammenstellen und eine genauere Vergleichung Shakespeare's mit den andern Theaterdichtern seiner Zeit-zu dem bezeichneten Zwecke geben wollten, so wäre dazu der Raum eines Buches und nicht einer Abhandlung von der Ausdehnung wie die vorliegende ist, nöthig. Wir beschränken uns deßwegen hier darauf, unter steter Berücksichtigung des Werkes von Rio welches sich vorzugsweise diese Aufgabe gesetzt hat, einige der dort behandelten, entweder besonders treffenden oder von den Kritikern mit Unrecht bestrittenen Punkte der Untersuchung hervorzuheben, und einiges Neue, wie wir hoffen, hinzuzufügen. Dabei werden wir die oben schon angedeutete Eintheilung beibehalten und den Stoff nach diesen drei Abschnitten behandeln, nämlich: 1) Gesammttendenz

einzelner Dichtungen, welche für die hier vorliegende Frage von Bedeutung sind; 2) Auffassung und Darstellung einzelner katholischer Charaktere und Institutionen von Seiten Shakespeare's; 3) einzelne Stellen aus Shakespeare's dramatischen Werken, welche für die Entscheidung der vorliegenden Frage von Bedeutung sind.

1) Tendenzstücke im strengen Sinne des Wortes, d. h. solche dramatische Stücke welche nicht in einer poetischen Anregung und Conception des Dichters ihren Grund haben, sondern welche lediglich und von Anfang an mit kalter Berechnung darauf angelegt sind, einen abstrakten Gedanken oder eine praktische Bestrebung durch das darüber geworfene poetische Gewand geltend zu machen — solche Tendenzstücke wird man bei Shakespeare ebensowenig wie überhaupt bei andern ächten Dichtern finden. Wenn Shakespeare übrigens auch etwas Aehnliches hätte unternehmen wollen, so hätten ihm die Zeitumstände es jedenfalls unmöglich gemacht, eine dem Katholicismus günstige Tendenz deutlich und mit Nachdruck hervortreten zu lassen. Wenn man aber Tendenzstücke in dem oben angegebenen Sinne bei Shakespeare nicht findet, so steht doch nichts im Wege, es ist vielmehr nur natürlich, daß sich auch bei ihm, wie bei andern Dichtern, in seinen dramatischen Werken Ansichten und Stimmungen des Dichters über große politische oder religiöse Zeitfragen abspiegeln.

Unter den apokryphen Stücken, welche den Namen Shakespeare's tragen, sind solche welche eine unverkennbare confessionelle Färbung haben, einige im protestantischen Sinne (wie „Leben und Thaten Cromwells"; „der lustige Teufel von Edmonton" und „Sir John Oldcastle"), andere im katholischen Sinne (wie „der Londoner verlorne Sohn", „Arden von Feversham" und die „Geburt Merlins"). Da aber dieses eine kritische Frage für sich ist, und weder von Rio noch von seinen Beurtheilern diese Frage in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen wird, so übergehen wir sie hier der Kürze wegen.

Unter den ächten und unzweifelhaften Stücken Shakespeare's sind es zwei, wo von einer confessionellen Gesammttendenz die Rede seyn kann, wie sie auch von Rio in seinem Werke über Shakespeare behauptet worden ist, nämlich: König Johann und König Heinrich VIII.

König Johann, ein durch Despotismus, Falschheit, Ausschweifungen gebrandmarkter Charakter, Mörder seines Neffen der als der Sohn eines ältern Bruders König Johanns nähern Anspruch an den Thron hatte, ist in der englischen Geschichte vorzugsweise durch zwei Handlungen bekannt: durch seine Streitigkeiten mit Papst Innocenz III., bei welchen er nachzugeben sich genöthigt sah, das Königreich dem römischen Stuhl übergab und von ihm wieder zu Lehen nahm; und ferner durch den großen Freiheitsbrief, die Magna Charta, welche seine Barone dem Könige abdrangen, und welche man als das Fundament von Englands politischer Freiheit anzusehen pflegt. Die Geschichte des Königs Johann wurde, wie die Geschichte anderer Könige, frühe dramatisirt auf die englische Bühne gebracht. Es gehören hierher die drei Stücke: König Johann von dem schon oben einmal genannten Bale, dem anglikanischen Bischof von Ossory in Irland; ferner The first and second part of the troublesome raigne of John King of England, gedruckt erschienen 1591; endlich Shakespeare's König Johann.

In keinem dieser drei Stücke wird auf die Ertheilung der Magna Charta durch diesen König Rücksicht genommen; dieses doch für England wichtige Faktum wird in keinem derselben auch nur genannt. Den Hauptinhalt derselben bilden, außer dem Kriege Johanns gegen König Philipp August von Frankreich und den Zerwürfnissen mit den englischen Baronen, ganz besonders seine Beziehungen zu Papst Innocenz III. Man sieht daraus, daß bei der Wahl dieses Stoffes vorzugsweise die dadurch gegebene Gelegenheit für confessionelle Polemik in Betracht kam, wie sie jener Periode der englischen Bühne eigenthümlich war. Wie mußte nun von dem englisch-

protestantischen Standpunkt aus in der Dramatisirung der Geschichte König Johanns die Polemik gegen die katholische Kirche zu führen seyn? Man kann sich wohl diese Frage stellen: denn an und für sich war die Geschichte nicht so recht dazu angethan. Das Papstthum triumphirte ja über einen Gegner der ein sehr unwürdiger Repräsentant der Staatsgewalt war, und der sich überdieß der damals fast allgemein anerkannten Autorität des Papstes über das religiöse und moralische Verhalten der Fürsten freiwillig unterworfen, sein Königreich dem heiligen Stuhle zum Eigenthum übergeben und von dem Papste wieder als Lehen zurückerhalten hatte. Dieses letztere war nach den Einrichtungen und Ideen der damaligen Zeit nicht so auffallend als es uns erscheint. Es gab viele Lehensträger, welche höher und mächtiger waren als ihre Lehensherrn; es gab Könige und mächtige Fürsten, welche Theile ihres Territorialbesitzes von Bischöfen und Aebten zu Lehen trugen. Doch die politische und kirchliche Partei-Polemik kümmert sich wenig um die historische Wahrheit. Das Mittel wodurch die protestantische Polemik die Geschichte König Johanns ausbeutete, konnte nur darin bestehen: sie mußte die Schlechtigkeit dieses Gegners des Papstes möglichst mildern oder verbergen; dann mußte sie dessen anfänglichen Widerstand gegen den Papst und seine Klagen über die päpstliche Herrschsucht, sowie auch damalige Mängel im Zustande der Kirche zur Hauptsache machen.

So ungefähr ist das älteste dieser drei Stücke gehalten, das von Bale. Das personificirte England, als eine unglückliche Wittwe, klagt über ihren unglücklichen Zustand, an welchem nur die Priester, Mönche, Cardinäle, vor Allem der Papst Schuld ist. In dessen Dienst wirken die drei allegorischen Personen: Empörung, Verrath und Heuchelei gegen König Johann; dieser selbst wird als untadelhaft und als vollständig in seinem Rechte gegen den Papst dargestellt*). — Das zweite

*) Rio p. 144. Uebers. 131.

Stück, The troublesome raigne of John, ist schon von etwas anderer Art. Es enthält sehr starke Aeußerungen gegen das Papstthum und für die volle Unabhängigkeit der regierenden Fürsten von dem römischen Stuhle; nicht minder lobende Anspielungen auf die künftigen protestantischen Herrscher Englands. Auch wird die Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen, die Philipp Faulconbridge, der Bastard Richards Löwenherz, auf Befehl des Königs Johann säkularisirt, in scandalosen Scenen auf die Bühne gebracht. Aber Johann selbst wird nichts weniger als untadelhaft dargestellt, vielmehr in einem höchst ungünstigen Lichte, als der intellektuelle Urheber des Todes seines Neffen, als verhaßter Despot und als durch eigene Gewissensbisse gefoltert. Dadurch sowie durch den Umstand daß jene kirchen- und papstfeindlichen Aeußerungen vorzugsweise nur dem König Johann und dem Bastard Faulconbridge in den Mund gelegt, von anderen Personen des Stückes aber widersprochen werden, wird zwar der polemische Charakter des Stückes nicht ganz aufgehoben, aber doch bedeutend modificirt. Tieck scheint sich daher zu stark auszudrücken, wenn er von diesem Stücke in der Einleitung zu seiner Uebersetzung desselben sagt: „die Gehässigkeit des Papstthums bilde den Mittelpunkt auf welchen alle Figuren hinweisen" *).

Das Stück von Shakespeare stimmt mit dem oben genannten Stück im Ganzen überein was den Gang der Handlung, die Personen und Charaktere, und den größern Theil des Dialogs betrifft. Aber die antikatholische Polemik ist darin beseitigt, und Aeußerungen in diesem Sinne sind nur in soweit gelassen als sie nach dem Charakter Johanns und Faulconbridge's, sowie nach der dramatischen Situation unerläßlich sind. So läßt also Shakespeare aus dem ältern Stücke ganz hinweg die possenhafte und scandalose Scene

*) Tieck, Altenglisches Theater. Berlin 1811. I. Bd. S. XVII.

zwischen Faulconbridge und den Mönchen (Akt III. Sc. 1); die dort auf der Bühne vorgehende Vergiftung des Königs im Kloster Swineshead (Akt V. Sc. 3) läßt er nur kurz erzählen; die stärksten Stellen gegen den Papst (Akt III. Sc. 3, IV. 3) und die Prophezeiung auf den Sturz der päpstlichen Macht durch König Heinrich VIII. (Akt IV. Sc. 2) streicht er. Es ist also der König Johann von Shakespeare eine Umarbeitung, eine Correktur jenes ältern Stückes und zwar im Sinne einer Abschwächung der protestantischen Polemik und in einem der katholischen Kirche weniger feindseligen Sinne.

In der obigen Auseinandersetzung haben wir im Wesentlichen nur Rio's Darstellung und Urtheil wieder gegeben, woraus er den Schluß zieht, daß sich daraus die katholische Gesinnung Shakespeare's und in Verbindung mit anderen Beweisen und Anzeichen aus seiner Familienabstammung, seinem Leben und Werken die katholische Confession Shakespeare's ergebe. Dabei nimmt Rio an, Shakespeare habe die bestimmte Absicht gehabt dem Bühnenstücke Bale's entgegenzutreten; und in der gleichen Absicht, die Feindseligkeit gegen die katholische Kirche bei dem englischen Theaterpublikum zu bekämpfen, habe er das ältere nicht von ihm, sondern von einem Andern herrührende Stück Troublesome raigne umgearbeitet.

Die beiden Kritiker Rio's scheinen das Stück Troublesome raigne of King John gleichfalls Shakespeare abzusprechen, wenigstens bemerken sie nichts dagegen. Dafür haben sie aber andere Einwendungen gegen die oben mitgetheilte Ansicht Rio's über das Verhältniß dieser drei Stücke zueinander zu machen. Sowohl der Kritiker der Edinburgh Review als Bernays behaupten auf das entschiedenste*), Shakespeare könne seinen König Johann dem Stücke Bale's nicht entgegengesetzt haben; das letztere sei zu Shakespeare's Zeit

*) Ed. Rev. p. 171. Bernays S. 262.

veraltet gewesen; Shakespeare habe es wahrscheinlich gar nicht gekannt; die dramatischen Stücke Bale's seien schon 1537 gedruckt erschienen. Wenn die beiden Kritiker gesagt hätten: Rio habe nicht urkundlich oder sonst evident bewiesen, daß Shakespeare bei der Abfassung seines Königs Johann gerade Bale's Stück vor Augen gehabt und als Ziel der Bekämpfung sich vorgesetzt, so hätten sie nicht unrecht. Aber daß Shakespeare dabei gar nicht an Bale's Stück dachte, ja gar keine Kenntniß von demselben hatte: das haben die beiden Kritiker ebensowenig bewiesen, und nach der Lage der Sache ist dieses viel unwahrscheinlicher als Rio's Hypothese. Dramatische Werke Bale's wurden allerdings schon 1537 gedruckt; also um ein Menschenalter früher als Shakespeare geboren war, und ein halbes Jahrhundert früher als Shakespeare sich mit dem Theater beschäftigte. Aber das Stück „König Johann" ist nicht unter jenen gedruckten Stücken, sondern ungedruckt geblieben bis es erst 1838 von Collier in den Schriften der Camden Society publicirt wurde. Bale aber (geb. 1495) lebte bis 1563 und konnte sehr wohl dieses Stück in seinen spätern Lebensjahren unter König Eduard VI., wo die Theater-Polemik gegen die Katholiken besonders lebhaft betrieben wurde, oder selbst noch unter der Königin Elisabeth verfaßt und zur Aufführung gebracht haben. Wenn das Stück dem englischen Publikum sehr gefiel, wie anzunehmen ist, so kann es wohl noch 10—20 Jahre lang nachher zuweilen zur Aufführung gekommen seyn, und Shakespeare kann es dann in seiner Jugend von einer wandernden Schauspielertruppe oder auch selbst noch zu London haben aufführen sehen. Rio hat die chronologischen Daten nicht außer Acht gelassen; nur hat er, da man die Zeit der Abfassung dieses Stückes von Bale nicht genauer kennt, angenommen, dieser habe es in seinen letzten Lebensjahren geschrieben.

Eine andere Einwendung von Bernays besteht darin: die Aenderungen welche Shakespeare mit dem ältern Stück

(Troublesome raigne) vorgenommen habe, beruhen lediglich auf ästhetischen Motiven und seien ganz außerhalb des confessionellen Kreises. Ein solches ästhetisches Motiv könnte obgewaltet haben bei der Weglassung der Scene mit den Mönchen und Nonnen. Bei der Ersetzung der Vergiftungs-Scene mit einer kurzen Erwähnung ist sogar ein theatralischer Effekt aufgeopfert worden. Aber wie kann man die Abänderungen und Auslassungen des ältern Stückes, welche lediglich auf das weltliche Supremat sich beziehen, aus ästhetischen Motiven erklären? So streicht Shakespeare die Prophezeiung im Munde König Johanns (IV. Akt 2. Sc.):

Zu sündhaft bist du, um der Mann zu seyn,
Den Papst und seine Herrschaft hier zu stürzen;
Allein auf diesem Stuhl, sagt mir mein Geist,
Herrscht einst ein König, der sie niederreißt.

Ebenso ist dieselbe noch stärker ausgedrückte Vorhersagung des Königs Johann kurz vor seinem Tode gestrichen (V. Akt 3. Sc.):

Seit sich Johann dem Priester Roms ergab,
Hat er, die Seinigen kein Glück auf Erden;
Fluch ist sein Segen, Segen nur sein Fluch.
Doch wenn mein sterbend Herz mich nicht betrügt,
Entsprießt ein Königszweig aus diesen Lenden,
Deß Waffen rühren an die Thore Roms,
Deß Fuß den Stolz der Hure niedertritt,
Die auf dem Stuhle sitzt von Babylon.

Ferner sind ausgelassen bei Shakespeare die Worte, welche in dem ältern Stücke Faulconbridge zu den vom König Johann abfallenden englischen Lords spricht (IV. Akt 3. Sc.):

Und darf ein Papst, ein Pfaff, ein Mann des Stolzes
Das Leben feil rechtmäß'ger Könige bieten?
Jedweder der für euern Glauben stirbt,
Verkauft die Seele ewig währ'nder Pein.

Deßgleichen ist von Shakespeare gestrichen ein längerer starker Ausfall gegen den Papst (III. Akt 3. Sc.), welcher mit den Worten schließt:

Weh daß die Könige vergang'ner Zeiten
Blind andächtig dem Stuhle Roms ergeben,
Sich so in tausendfache Schande stürzten!

Ferner die Aenderung der Stelle II. Akt 3. Sc. des ältern Stückes, wo die geistliche Suprematie des Königs von England auf das bestimmteste und stärkste betont wird:

„Kein italien'scher Priester soll je aus England Zehnten, Zoll, noch Abgaben erheben, sondern wie ich König bin, so will ich nur unter Gott regieren, Oberhaupt im Geistlichen und Weltlichen."

Dafür steht in Shakespeare's Stück (III. Akt 1. Sc.) viel limitirter, nur auf das Zeitliche beschränkt:

Füg dieß hinzu noch, daß kein welscher Priester
In unserm Reich verzehnten soll und zinsen.
Wie nächst dem Himmel wir das höchste Haupt,
So wollen wir auch diese Oberhoheit
Nächst ihm allein verwalten.

Diese Auslassungen und Abänderungen haben gewiß kein ästhetisches Motiv, sondern offenbar die Tendenz die protestantische Polemik gegen die katholische Kirche möglichst zu beseitigen und zu mildern.

Nur eine Stelle bleibt in dem Shakespeare'schen Stücke noch übrig, welche auf den ersten Anblick mit dieser Tendenz in Widerspruch zu stehen scheint, und von welcher auch der Recensent Rio's in der Edinburgh Review nach dem Vorgange eines andern englischen Kritikers*) sagt: diese Stelle könne kein Katholik geschrieben haben. Es sind Worte die nicht dem Könige Johann oder dem Bastard Faulconbridge in den Mund gelegt werden, zu deren Charakteristik Feindseligkeit gegen das Papstthum und die katholische Kirche gehört, sondern dem Cardinal Pandulpho, dem Legaten des Papstes, da wo er dem König Johann die Excommunikation verkündigt (Akt III. Sc. 1):

Jede Hand soll man verdienstlich heißen,
Kanonisiren und gleich Heil'gen ehren,
Die durch geheime Mittel aus dem Weg
Dein feindlich Leben räumt.

*) Hunter Illustrations of Shakespeare. Vol. II. p. 14.

Diese Aufforderung zum Meuchelmord in dem Munde eines päpstlichen Legaten sieht allerdings ganz darnach aus, als könne sie nur ein eifriger, selbst fanatischer Protestant geschrieben haben, um die katholische Kirche herabzuwürdigen. Da aber die ganze übrige Haltung des Stückes nicht diese Tendenz zeigt und da Cardinal Pandulpho in dem Stücke Shakespeare's überall sehr würdig und maßvoll auftritt, so glaube ich nicht, daß diese Stelle für sich allein von dem Gewichte seyn kann, welches ihr der englische Recensent beilegt. Diese immerhin sehr auffallende Stelle läßt sich erklären entweder aus einer Art von Versehen, indem Shakespeare diesen Gedanken, der auch in dem ältern Stücke vorkommt, ohne nähere Ueberlegung in seiner neuen Umarbeitung desselben beibehalten hat; oder er hat nach einer unbestimmten verschwommenen Kenntniß oder Erinnerung drohender schreckender Formeln des römischen Curialstiles diesen furchtbaren Gedanken als zur Excommunikationsformel gehörig angesehen. Denn wenn auch Shakespeare in der Verborgenheit des elterlichen Hauses und im Geheimen in dem hochverpönten katholischen Glauben auferzogen und daher Sympathie für die katholische Kirche bewahrte, so kann er doch dabei, jeder Theilnahme an dem katholischen kirchlichen Leben beraubt und ohne Gelegenheit durch Lektüre und Studium sich zu belehren, und als Laie über manche Punkte der Lehre und Verfassung der katholischen Kirche gar nicht oder nur sehr unvollkommen unterrichtet gewesen seyn.

Als Resultat alles bisher Gesagten über Shakespeare's König Johann wird fest stehen, daß dieses Stück in Vergleich mit den zwei ältern desselben Sujets keine solche antikatholische, protestantische Polemik zeigt, sondern einen viel mildern, die katholische Kirche viel mehr schonenden Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

XXXI.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

IV. Die Vergleichspunkte der socialen Zustände.

Frankfurt 30. Juni 1867.

Zu gewissen Zeiten erscheinen Krankheiten der Gesellschaft; erscheinen moralische Zerrüttungen der Völker; sie sind Ursache und Wirkung der Störungen im staatlichen Leben und immer die Vorläufer gewaltiger Katastrophen. Arme Völker sind gesund geblieben in ihrer Armuth, und wurden sie unterjocht, so sind sie der Uebermacht erlegen als langer Widerstand ihre Mittel erschöpft hatte. Reiche Staaten sind meistens durch die Wirkungen des Reichthumes zerfallen.

Zu allen Zeiten waren die Güter ungleich vertheilt, zu allen Zeiten hat neben unermeßlichem Reichthum die bittere Armuth gestanden. Reiche Leute erwarben die Macht, von ihnen wurden nicht nur die Armen, sondern alle diejenigen abhängig, welche die Macht derselben schützte oder welche deren Verschwendung ernährte. Die Völker wurden in Parteien zerrissen und das Staatsleben wurde ein fortwährender Kampf um die Gewalt. Die siegende Partei wollte immer die besiegte vernichten und diese nahm grau-

same Rache, wenn die Reihe an sie kam. In solchem Leben sah keiner die Macht des Gesetzes, er gewahrte nur die Person mit ihrer Gewalt, und der Begriff der gesetzlichen Autorität ging ihm verloren. Es gab kein Vaterland mehr, der Einzelne gehörte nur noch seiner Partei, der Sinn und das Verständniß für die öffentliche Wohlfahrt verschwand, und was die Menschen „Freiheit“ nannten, das war nur die Zügellosigkeit, welche die Herren für ihren eigenen Vortheil erlaubten.

Die Reichen und die Mächtigen versanken in den Schlamm ihrer Lüste; mit der Wollust geht immer die Grausamkeit, und Jeder welcher den Besitz der Gewalt errang, war auch ein scheußlicher Despot. Die Sitten des Volkes wurden verdorben; es verlor den Glauben, es verlor den Sinn für Recht, wie sehr auch die Gesetzgebung zugespitzt und das formelle Recht ausgebildet seyn mochte.

So erschien denn eine begabte und gesegnete Nation als eine Heerde ohne Glauben, ohne Sitten, ohne Liebe zum Vaterland, ohne Gefühl für das Recht und ohne Verständniß für das Gute; eine Heerde von Menschen, rührig nur für ihre Genüsse, unterwürfig nur der bestehenden Gewalt, grausam und feig — für immer unfähig der Freiheit. Alle Hülfsmittel und alle Kräfte des Staates dienten nur den Anforderungen der Gewalthaber, Verwaltung und Regierung waren nur noch Handlungen ihrer schrankenlosen Willkür, ihre Politik anmaßend, feig, ohne Treue und Würde. Jahrhunderte lang konnten solche Staaten ihren äußern Bestand noch fortschleppen, zuletzt aber wurden sie doch immer die Beute gesunder und kräftiger Völker.

Das alles hab' ich in einem großen Brief umständlich ausgeführt, mit Beispielen belegt und mit schönen Citaten geschmückt. Du hättest selbst sagen müssen, ich sei zum Professor nicht ganz verdorben gewesen; aber ich habe das lange Geschreibsel nicht abgesendet, weil ich zum Voraus Deine Erwiderung wußte.

Ich werde, so hättest Du gesagt, doch keine Folgerungen für die Gegenwart ziehen, denn ich habe das Alterthum oder doch sehr weit hinter uns liegende Zeiten im Auge gehabt, und dabei gänzlich übersehen, daß alle Verhältnisse anders geworden, und so habe ich mit erklecklichen Uebertreibungen Zustände geschildert, welche heutzutage gar nicht mehr eintreten können. Die Civilisation des 19. Jahrhunderts, hättest Du gesagt, verhindere die bittere Armuth ganzer großer Classen des Volkes und gestatte dem Reichthum nicht die Erwerbung gesetzwidriger Macht. Unmöglich sei die wechselnde Schreckensherrschaft thatsächlicher Gewalten, unmöglich die feige Unterwerfung, unmöglich sei die widerstandlose Ausübung solcher Herrschaft, und unmöglich sei die innere Zerrissenheit in welcher Nationen untergehen und große Staaten zerfallen. Die Civilisation, würdest Du ferner sagen, habe die Sklaverei und Hörigkeit, und mit diesen noch viele Reste der rohen Sitten aus dem Leben der Gesellschaft geworfen und unsere Zeit habe die Gleichheit der Bürger zum Gesetz und zur Thatsache gemacht.

Ich bin immer bereit, Alles anzunehmen was mir als wahr und begründet erscheint, selbst auf die Gefahr daß meine schönsten Erörterungen in den leeren Raum zerstieben und daß meine besten Schlüsse kläglich zu Boden fallen. Sicherlich hat die neue Zeit auch neue Verhältnisse, andere Auffassungen und andere Sitten geschaffen, und unter Vorbehalt einiger Beschränkungen will ich in der Hauptsache zugestehen, was ich Dir in den Mund gelegt habe. Du aber vergiß nicht, daß in allen Zeiten die Menschen von denselben Leidenschaften getrieben und von der gleichen Selbstsucht bestimmt worden sind; vergiß nicht, daß die Selbstsucht viel besser als ein edler Trieb sich den Verhältnissen anschmiegt und in diesem Anschmiegen ihren Absichten die Mittel findet, welche die Zeit und ihre Sitte darbieten oder gestatten. Viel besser als der alte Soldat weiß der Mann der Höfe und Salons, weiß der Diplomat, daß die Gleich-

heit vor dem Gesetze noch lange nicht die Gleichheit in der Gesellschaft bedeutet. Ob aber die Gleichheit vor dem Gesetz im Leben und nicht nur auf dem Papier besteht, das wäre erst noch die Frage. Solang es Menschen gibt, sind immer dieselben Kräfte thätig, aber in verschiedenen Zeiten müssen sie mit verschiedenen Werkzeugen arbeiten; die Wirkungen gehen andere Wege, aber immer zu demselben Ziel. Was man früher gesehen das erscheint auch jetzt, nur in anderen Gestalten.

Die Zustände der Gegenwart, die Kräfte unserer Zeit und deren Wirkungen möcht ich bezeichnen. Du hast es von mir gefordert und darum folge geduldig einer langathmigen Erörterung, auch wenn sie oft nur bekannte Dinge vorführt. Wenn ich nun zuerst von den gesellschaftlichen Zuständen spreche, so muß ich an mich halten, um nicht ein Buch statt eines Briefes zu schreiben. Du wirst, die Selbstbeschränkung anerkennend, nicht tadeln, daß ich nicht einzelne bestimmte Thatsachen vorführe und daß noch weniger ich Namen nenne. Daß ich aber meine Schilderungen nicht aus dem Blauen herabhole — das kannst Du getrost voraussetzen ohne Beunruhigung Deines Gewissens.

Unsere Zeit ist die Zeit der materiellen Interessen; der Cultus derselben hat alle Geistesthätigkeiten in Anspruch genommen und am Ende ist er eben doch nur das Jagen nach Reichthum. Der Reichthum, durch Krieg, durch Eroberung, durch gewaltsames Verfahren erworben, hat allerdings einen anderen Charakter als jener welchen Handel und Gewerbe errungen. Die französischen Marschälle welche Länder ausgeplündert, Millionen erpreßt und ungeheure Dotationen mit geraubten Gütern erzwungen, waren immer andere Männer als die heutigen Börsenkönige, die Baumwollenspinner und die Aktienfabrikanten; aber wie dem auch sei — die nahen und fernen Wirkungen des Reichthumes sind immer dieselben; nur erscheinen sie, ich habe es eben bemerkt, in den Gestaltungen welche ihnen die Zeiten und deren Verhältnisse geben.

Der nutzbare Boden eines Landes kann sich nicht zu größerer Fläche ausdehnen, nur hie und da kann bessere Cultur und leichterer Absatz den Werth des Grundbesitzes wirklich erhöhen. Die Steigerung desselben durch Sinken des Geldwerthes ist aber lediglich nur scheinbar und wenn man daher von dem Wachsen des Wohlstandes spricht, so ist mit wenigen Ausnahmen immer nur die Vermehrung der beweglichen Güter gemeint.

Fragen wir: in was besteht der bewegliche Reichthum? so wird man mit jeder Civilgesetzgebung uns antworten: in den Inventarien von Fabriken, Manufakturen, Werkstätten und Industrie-Anstalten jeglicher Art, in mancherlei Nothwendigkeiten des Lebens, in Gegenständen des Luxus, in Vorräthen von Waaren, in Geld oder in sog. Effekten, seien es nun Verschreibungen der Staatsschulden oder sogenannte Industriepapiere oder Schuldverschreibungen von Privaten, und in tausend verschiedenen Dingen welche nicht fest an ihrem Orte und der Hauptsache nach nicht unzerstörbar sind. In unserem Sinne wird man den Begriff des beweglichen Gutes viel weiter als die Civilgesetzgebung ausdehnen müssen. Solches Vermögen ist großen Schwankungen unterworfen selbst in gewöhnlichen Zeiten. Die Fabriken können stille stehen, deren Einrichtungen können unbrauchbar werden; die Preise der Waaren können sinken, der Curs der Effekten kann durch kleine Ursachen herabgedrückt werden; große Ereignisse dagegen können die beweglichen Güter ganz oder theilweis entwerthen. Bittere Erfahrungen haben uns von diesen Schwankungen unterrichtet. Industriepapiere in ungeheurem Betrag sind so gut als gänzlich entwerthet und Verschreibungen großer und mächtiger Staaten sind unter die Hälfte ihres Nennwerthes gesunken um sich nicht wieder zu heben. — Was würde man bei großen Erschütterungen erleben?

Ihrer Natur nach gehen die beweglichen Güter von Hand zu Hand; sie vermehren sich dort wo schon namhafte Massen liegen, und darum häufen sie sich in wenigen Händen.

denn nun in irgend einem Lande oder selbst in einer grö-
ren Stadt die Gesammtsumme der beweglichen Güter
ch fortwährend erhöht, so schaffen diese doch keinen allge-
einen Wohlstand, sie vergrößern nur die Vermögen einer
wissen Anzahl von Bürgern und die fortgesetzte Bewegung
ihrt zu dem Zustand welcher die ganze Gesellschaft in zwei
lassen scheidet — in Reiche und in Arme. Der Unter-
hied zwischen reich und arm ist allerdings eine Ordnung
r Natur, aber in ihrem ganzen Reich hat die Natur die
hroffen Gegensätze durch viele Abstufungen vermittelt. Wenn
an nun sagt und mit Recht sagt, daß die Kraft und die
Wohlfahrt einer jeden Nation in einem wohlhabenden Mittel-
and liege, so muß man doch zuerst feststellen was man denn
gentlich unter dem „Mittelstande" verstehe.

Wer ist reich, wer ist arm? Wo hört der Reichthum
uf, wo fängt die Armuth an? — Ich bin, Du weißt es
hr wohl, eben kein großer Freund der schulmeisterlichen
Wortklauberei, aber „doch ein Begriff muß bei dem Worte
yn" läßt Meister Göthe den natürlichen Verstand des
Schülers sagen. Reich nennen wir Denjenigen welcher
ehr einnimmt, also auch mehr ausgeben kann, als nach der
Sitte des Landes eine von seiner Bildung und seiner gesell-
haftlichen Stellung geforderte Art des Lebens verlangt.
Arm ist Derjenige welcher ohne festen Besitz sich und seine
Familie nur allein durch die Mühen seiner Tagesarbeit er-
ährt. Reichthum und Armuth sind daher Begriffe welche
ie Vergleichung der Verhältnisse bestimmt. Ein Vermögen
welches Reichthum wäre für den kleinen Handwerker, ist für
en Mann in hoher Lebensstellung fast bittere Armuth. Wer
hon für reich gilt in einer mittleren deutschen Stadt, der
ann sich in London noch nicht einmal zu den Wohlhabenden
ählen, und wer in einem Landstädtchen schon stolz ist auf
ein Vermögen, der darf nicht so weit gehen um zu den sehr
kleinen Leuten" gerechnet zu werden. Was man in Eng-
and ein mittleres Vermögen nennt, das wäre Reichthum

auf dem größten Theile des Festlandes; aber der Arme in diesem ist darum nicht ärmer als der Arme auf der brittischen Insel. Damit ist nun freilich der Begriff noch nicht mit Schärfe bestimmt, aber wenn Du durchaus eine schulgerechte Definition haben willst, so sage ich: der Mittelstand ist die Gesammtheit der Menschen oder der Familien, welche nicht reich nach dem oben bestimmten Begriff, aber dennoch nicht ohne Besitz, welche bei eigenem Vermögen oder bei selbstständigem nicht fabrikmäßigen Gewerbe unabhängig d. h. ohne irgend eine Dienstbarkeit und ohne Beihülfe von andern leben und zwar nach der landesüblichen Art. Selbstverständlich gibt es gar viele Abstufungen die einerseits dem Reichthum und andererseits der Armuth sich nähern. Der Staatsdiener als solcher gehört immer zu irgend einer Abstufung des Mittelstandes, denn sein Amt ist sein Besitz, sein Amt weist ihm seine Stelle an.

Ich weiß sehr gut, daß das Vermögen auch hier nicht allein bestimmt; ich weiß daß noch mancherlei Verhältnisse in Betracht kommen; ich weiß daß man einen Mann von feiner Erziehung oder von vornehmer Familie nicht in den untersten Schichten einreiht, auch wenn er gar nichts auf Gottes Erde sein nennen kann. Wollte ich nicht streng mich in dem Kreis meiner eigentlichen Betrachtungen halten, so könnte ich darüber wohl Allerlei sagen.

Je mehr große Kapitalien sich bilden, um so mehr werden Handel und Industrie in größeren Verhältnissen nach allen Richtungen sich ausdehnen, und naturgemäß die kleineren Gewerbe verschlingen. Je mehr die Kapitalien in verhältnißmäßig wenigen Händen sich sammeln, um so größer wird der Abstand von dem Reichthum zur Armuth und um so mehr vermindern sich die Zwischenglieder an Zahl und an Stärke. Darum kann man, allerdings mit einiger Uebertreibung, sagen, daß die Bewegung des beweglichen Reichthumes den Mittelstand allmählig vernichte. In den meisten der sogenannten Culturländer kann man diesen Prozeß sehr gut beobachten.

Von allen europäischen Ländern ist es England in welchem der größte bewegliche Reichthum neben ungeheurem untheilbaren Grundbesitz steht. In keinem anderen Lande ist der Abstand zwischen Reichthum und Armuth so groß, aber in keinem anderen Lande sind die Abstufungen zwischen beiden so zahlreich. Freilich hat man in Altengland einen anderen Maßstab als in den meisten Ländern auf dem Festland; denn was man hier Luxus nennt, das ist dort nur gewöhnlicher nothwendiger „Comfort". Bedeutende Grundeigenthümer, Handelsleute und Fabrikanten, Familien welche von dem Ertrag schöner Güter oder von den Renten großer Vermögen mit allem erdenklichen Comfort leben — der Engländer rechnet sie zu seinem Mittelstand, im Fall nicht Geburt und andere Verhältnisse sie darüber erheben. Kleine Handwerker und Krämer werden schon zu den Armen gezählt; denn das größere Gewerbe kann nur als Fabrikbetrieb bestehen. Allerdings ist zwischen beiden der Abstand sehr groß.

Frankreich ist ein reiches Land, aber sicherlich ist die Gesammtmasse des beweglichen Reichthums weit nicht so groß als jenseits des Kanals; und er ist ohne Zweifel auch weniger in einzelnen Händen angehäuft. Frankreich geht aber immer mehr den englischen Zuständen entgegen, denn jetzt schon findet man sehr große Vermögen und neben solchen ein sehr großes Proletariat welches die Entwickelung der Industrie und die Theilung der Güter beständig vermehrt. So wird immer kleiner der Mittelstand welcher wohlhabend, bescheiden und ehrbar selbst noch in den größten Städten besteht. In den deutschen, besonders in den nördlichen Ländern gewinnt die Industrie eine immer größere Ausdehnung. Obwohl aber die Untheilbarkeit der großen Bauerngüter sehr beschränkt und die Fideicommisse da und dort aufgehoben werden, so wird es wohl noch lange Zeit anstehen bis, besonders im Süden, das Fabrikwesen ganz und gar das kleine Gewerbe überwuchert. Ueberall sind noch die Elemente eines kräftigen Mittelstandes

vorhanden, aber überall wird auch an deren Zerstörung gearbeitet.

Entschuldige die lange, vielleicht kaum nöthige Erörterung und gestatte, daß ich übergehe zu dem eigentlichen Gegenstand meiner Betrachtung.

Wo der Gelderwerb das höchste Ziel des Lebens geworden, da ist es bald nur der Besitz welcher Achtung und Bedeutung gewährt; darum wollen auch Leute mit geringen Mitteln für reich gehalten werden und daher der Schwindel, der leere Schein und nur zu oft in den Familien die innere Zerrüttung. Dem Reichthum wird eine götzendienerische Verehrung gewidmet und nothwendig folgt daraus der Hochmuth Derjenigen welche reich sind, und Derjenigen welche für reich gelten wollen. Der Geldstolz ist nirgend angenehm, aber viel weniger widerwärtig ist der Hochmuth bei wirklich colossalen Vermögen, weil diese sich an große Verhältnisse knüpfen. Wer in die fernsten Länder anderer Welttheile hinüberreicht; wer sein Haus mit königlichem Aufwand unterhält; wer Hunderttausende einnimmt und ausgibt: der ist ganz anders und erscheint ganz anders als wer mit wenig Tausenden sich aufbläht. Aber gerade bei diesem wirst Du die Herrlichkeiten des Geldbrotzen in schönster Entwickelung finden. Willst Du diese, willst Du den lächerlichen Dünkel so recht kennen lernen, so gehe in die kleineren Städte und sieh' die ungeheure Selbstüberschätzung und die plumpe Anmaßung der Menschen welche im größeren Leben spurlos in der allgemeinen Masse verschwänden. Sieh', wie selbstbewußt sie die Eleganz und den Luxus zur Schau stellen welche in größeren Städten noch nicht einmal gewöhnlicher Comfort sind.

Der reiche Spießbürger beugt demüthig sich vor Demjenigen welchen er für reicher hält, aber unwillkürlich, fast unbewußt scheut er einen Jeden welcher in anderen Dingen als dem Vermögen ihn überragt. Er hat eine entschiedene Abneigung gegen die Männer von Talent und von Wissen, beiden gegenüber fühlt er sich sehr unbehaglich, weil Kennt-

nisse und höhere Bildung ihm fehlen. In seinem Inneren haßt er den Adel, weil jede Begegnung ihm zeigt, daß in all den Manigfaltigkeiten des gesellschaftlichen Lebens er auch dem herabgekommenen Adeligen zurücksteht. Bei alle dem rühmt der Geldmann sich gar zu gerne seiner Bekanntschaft mit berühmten oder mit vornehmen Leuten und er ist glücklich, wenn ein „hochgestellter" Herr mit ihm redet oder wohl gar bei ihm speist oder den Thee trinkt. Der reiche Mann der kleinen Städte hat kein Urtheil über den Werth eines Menschen; am meisten gefallen ihm die Charlatans jeglicher Art und die leeren Köpfe die unverschämt sind und gewandt. Ein Mann von europäischem Ruf kann Jahre lang unter seinen Augen herumgehen, er kennt ihn nicht, er achtet ihn nicht, wenn nicht etwa die Tagesblätter, aus welchen er seine Weisheit schöpft, oder einige Geld-Autoritäten oder gar die Loge ihn anerkannt, d. h. ihn gepriesen haben. Bemüht er sich ohne solche Empfehlung einem geistig ausgezeichneten Mann schön zu thun, so thut er es nicht weil er ihn versteht und hochschätzt, sondern weil er ihn gebrauchen will oder weil er ihn fürchtet.

Das ganze Wesen erscheint am meisten ausgeprägt bei den Frauen. Vor Allem legen sie gar großen Werth auf ihren Putz und äffen Manieren nach die sie gar nicht verstehen. Sie meinen damit gar elegant und vornehm zu seyn, und sie würden rasend werden oder sie würden verächtlich über den „ungebildeten Neidhart" lachen, wenn er unvorsichtig merken ließe, daß in der großen Gesellschaft sie eben doch nur als steif herausgeputzte Kleinstädterinen erscheinen und mit ihrer Vornehmheit aus Krähwinkel oder mit ihrer Verlegenheit sich lächerlich machten. Besonders werfen diese, in mancher Beziehung sehr achtungswerthen Frauen sich in die Brust, wenn der Mann oder der Vater ein Gemeinderath, ein Abgeordneter oder etwas Aehnliches ist, oder gar wenn sie in selbsteigenem Einspänner fahren. Kein Altadeliger spricht so viel von dem „Stand" wie sie, die früher

vielleicht in der Backstube gesessen, in einem Putzgeschäft gearbeitet oder im kleinen Kramladen Kaffeebohnen oder Bänder verkauft hat. Mit ungemeinem Selbstgefühl sehen diese Frauen und ihre Töchter herab auf das „niedere Volk“, sie halten den Abstand für unermeßlich und glauben sehr christlich oder edel zu seyn, wenn sie mit irgend einem Menschen dieses niedern Volkes ein freundliches Wort reden. Selbstverständlich müssen sie auch Gesellschaften geben, aber diese sind nicht etwa anspruchlose Vereinigungen in welchen man, traulich um den Theetisch sitzend, allerlei interessante Dinge bespricht. In den Salons der großen Städte sammeln sich immer ausgezeichnete Männer und Frauen, und der rege Verkehr welcher in diesen sich herstellt, ist unendlich anziehend für einen Jeden welchen der Umgang mit gebildeten Menschen erfrischt; in den Salons der vermöglichen Kleinstädter aber ist keinerlei geistiger Verkehr, kaum jemals ein ordentliches Gespräch. Man trinkt Thee, weil es einmal so Sitte ist, man spielt Whist, man sitzt einige Stunden lang an überladener Tafel und geht fort, sehr froh daß die Langeweile überstanden ist. Ihren Töchtern zu lieb, wenn diese heirathsfähig sind, geben sie auch Bälle; und ist der nothwendige Raum nicht vorhanden, so werden Möbel und Betten verstellt und unbarmherzig die Zimmer ausgeräumt. Alte und junge Damen sind geputzt und geschniegelt; sie fühlen sich sehr erhaben, wenn sie Toiletten von Paris kommen lassen; die feine Sitte und den guten Geschmack können sie nicht verschreiben.

Jetzt habe ich mich müde geschrieben, in den nächsten Tagen die Fortsetzung.

Dein N. N.

V. Die steigende Schwäche der Gesellschaft.

Frankfurt 4. Juli 1866.

Du erhältst die Fortsetzung meines Junius-Briefes schneller als ich es selber gedacht, und weil ich enden will, so gehe ich rasch in das Zeug. Eine Einleitung wirst Du gewiß nicht vermissen.

Man spricht gar viel von der hohen Bildung unserer Zeit — mir ist sie immer sehr zweifelhaft gewesen. Alle die Wissenschaften, welche den materiellen Interessen dienen, haben unermeßliche Fortschritte gemacht in ihren Anwendungen; aber nicht so in sich selber. Denn eben weil sie vorzugsweise den materiellen Interessen dienen, so ist eine gewisse trockene Plattheit in das geistige Leben gekommen, und wie vor einem halben Jahrhundert ein krankhafter Idealismus die positive Forschung verhöhnte, so hat jetzt die materielle Richtung das ideelle Streben verdrängt.

Was die Literatur unserer Zeit unstreitig Gutes geleistet — ich schätze es hoch, so weit ich es kenne. Aber ein furchtbares Unheil stiftet sie dadurch, daß sie sich verwenden läßt, um die Sinnlichkeit aufzuregen und um jene falsche Aufklärung zu verbreiten, mit welcher der „gebildete" Bürger Parade macht und in der Loge Geltung erwirbt. Diese Literatur dient der Halbwisserei, welche mit grenzenloser Unverschämtheit über Dinge urtheilen will, wovon sie die Spur nicht versteht. Die Halbwisser scheuen sich nicht, wirklich gebildeten Männern ihre Schlagwörter und ihre eingelernten Redensarten entgegenzuwerfen, und sich selbst über sie zu stellen mit den Dingen die sie aus Romanen, aus Zeitungs-Feuilletons, und wenn es hoch kommt aus kleinen Conversationslexikons mit kurzen Artikeln geschöpft haben. Daß ein wirklich gebildeter Mann ihre Schalheit verlacht, wenn er den Aerger über die Unverschämtheit verschluckt, das läßt sie ihr Hochmuth nicht ahnen. Aus diesen Leuten, mein Freund,

besteht jetzt die „Elite des Volkes"; solche Leute bestimmen Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung, von solchen Leuten erwartet der moderne Staat Wohlfahrt und Heil.

Die Zukunft der Gesellschaft liegt in den Frauen und darum muß man wohl fragen, wie die vermöglichen Familien ihre Mädchen erziehen. Nun, die ganze Erziehung der Mädchen ist berechnet auf die schale Vornehmthuerei; die jungen Geschöpfe sollen eben Salonsdamen werden, und da wird ihnen dann ein Abhub verschiedener Doktrinen eingetrichtert. Die Fräuleins lernen eine oder zwei fremde Sprachen radbrechen — das ist die Grundlage der feineren Bildung. Man gibt ihnen die Namen einer gewissen Anzahl von Dichtern und andern Schriftstellern, das heißt Literatur. Sie lernen die Jahreszahlen für einige Weltbegebenheiten und hören eine verdrehte Erzählung und eine falsche Auffassung derselben — das nennt man Geschichte. Man unterrichtet sie, daß die Luft schwer ist, daß der Thermometer die Wärme anzeigt, daß die Erde um die Sonne geht zum Trotz „der Einsprachen der römischen Inquisition" — das nennt man Physik und Astronomie; sie müssen eine „reine Vernunftreligion" d. h. die Verachtung des positiven Christenthums lernen — das ist Philosophie. Und endlich erhalten sie noch in gewissen Anstalten einige Redensarten über Staatsverfassung, Selbstregierung, Nationalreichthum, Vertretung und Autorität u. s. w. — das Alles ist nun die „wissenschaftliche Bildung." Damit aber auch die künstlerische nicht fehle, müssen sie auf einem Klavier trommeln, spielen sie im Liebhaber-Theater und haben elegante Mappen in welchen steife Copien liegen woran der Lehrer das meiste gemacht hat. Mit großer Anmaßung kommen dann die niedlichen jungen Dinger aus ihren Pensionen, die natürliche Einfachheit haben sie gegen einige Formen ausgetauscht und mit diesen halten sie sich wirklich für sehr gebildet und vornehm. — Ich bin, Du weißt es mein Freund, von jeher ein großer Verehrer gebildeter Frauen; aber die mit sich selbst zufriedene, anmaßende

Selbstüberhebung ist mir besonders bei jungen Damen immer sehr widerwärtig oder sehr lächerlich gewesen.

Wo Reichthum ist, so sagt man, da blüht die Kunst. In unserer gesegneten Zeit sind Kunstwerke freilich wohl nothwendige Luxusartikel der Reichen. Die Künstler, wenn sie dem Geist und dem Geschmack dieser Reichen zu schmeicheln verstehen, werden glänzend bezahlt; sie werden auch auf eine fast lächerliche Weise gehoben und gehätschelt. Aber die Kunst ist nicht mehr aufgefaßt als die bildliche Offenbarung der Heiligthümer im Menschen. Man sucht Kunstwerke aus der frühern Zeit, man zahlt ungeheure Summen selbst für kirchliche Bilder, aber sie sind, wie ich erwähnt habe, nicht Mittel zur Hebung des Geistes und Gemüthes, sie sind nur Bedürfnisse der Prahlerei und der Verschwendung. Der offene Cynismus, die Ueppigkeit und die Liederlichkeit neuer Bilder, wie ich sie in Oberitalien gesehen, ekelt mich noch weniger an als das gemachte Kunstgeschwätz und die schöngeisterische Heuchelei der sogenannten guten Gesellschaft. Auch der minder Vermögliche muß „Kunstsinn“ beweisen — und mit großer Selbstzufriedenheit zeigt er das mittelmäßige Zeug mit welchem er die Wände seiner Zimmer behängt.

Die Kunst der Schauspieler ist recht eigentlich die Kunst des 19. Jahrhunderts. Jedes kleine Nest will seinen dramatischen „Kunsttempel“ haben. Jeder ernste Mann muß angeekelt werden vor dem ewigen Geschwätz über ihre kleinen Theater, aber keinem kann der ungeheure Einfluß entgehen, welchen sie ausüben und zwar auf alle Schichten der Gesellschaft. Du kannst nicht in Abrede stellen, daß heutzutage die Bühnen Anstalten sind in welchen man die Menschen verblendet und die Sitten lockert. Das Schauspielwesen erzeugt und befördert eine gewisse Weichlichkeit des Volkes und die allgemeine Theatersucht ist eine Erscheinung derselben. Ich bin niemals ein grundsätzlicher Feind des Theaters und noch viel weniger der Schauspieler gewesen; aber für eine Kunst

im höheren Sinn habe ich die mimische niemals gehalten; denn der beste Schauspieler kann eben nur darstellen was ein dichterischer Genius geschaffen. Der Bildhauer verwendet Thon oder Holz oder Stein für seine Werke; der Schauspieler macht sich selbst zum Material seiner Darstellung, und zur Unterhaltung der müssigen Menschen muß er sich in fremde Situationen hineinlügen. Das war mir immer widerlich, noch widerlicher aber ist mir die Abgötterei die man treibt mit Helden und Prinzessinen des Theaters. Es ist Mode geworden, daß hochgeborene und reiche Männer ihre Frauen von der Bühne holen, und man muß gestehen daß sie die großen Damen sehr gut spielen solang die Kunst und „Bühne" außer Frage bleiben. In ihrer Eitelkeit wünschen die weiblichen Größen des Theaters neben ihrem „Künstlernamen" auch einen historischen zu führen, und um solchen zu erhalten beglücken sie oft ganz arme Männer mit ihrer Hand. Wenn nun ein vermögensloser Adeliger seinen Namen für ein sorgenfreies üppiges Leben verkauft, und den Hof- und Reisemarschall einer „gefeierten" d. h. einer hochbezahlten Sängerin oder Schauspielerin macht, so mag eine gemeine Auffassung das wohl natürlich und sehr praktisch finden; aber die höhere Auffassung wird darin den Untergang des *adeligen Sinnes* als eine traurige Erscheinung unserer gesellschaftlichen Zustände beklagen. Du sagst: vornehme Engländer haben auch schon Schauspielerinen oder Sängerinen geheirathet. Es ist wohl manchmal vorgekommen, aber mit der Verlobung hatte dann auch der Künstler-Beruf sein Ende.

Der Luxus, jeder Schüler kann Dir es sagen, ist eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit und der Industrie ist die Aufgabe gestellt diesem Luxus immer neue Gegenstände, den reichen Leuten neue Genüsse und neue Bedürfnisse zu schaffen. Unsere größten Städte haben die Ueppigkeit der Römer und Byzantiner vielleicht noch nicht erreicht, aber immer ist sie so groß, als sie nach dem Falle beider in Europa niemals gewesen, und deßhalb sehen wir auch so häufig jene Leerheit

der Uebersättigung, aus welcher der gelähmte Menschengeist niemals zu einer sittlichen Idee sich erhebt. Diese geistige Versunkenheit kannst Du bei den Löwen der Gesellschaft finden, welche Sinn und Gefühl und Interesse haben nur für ihre Genüsse, solang eben die verbrauchten Körperkräfte noch ausreichen. Wo aber die sittliche Empfindung erstorben ist, da gewinnt das Laster die Herrschaft. — Die Unsittlichkeit der höchsten Classen der Gesellschaft liegt weniger darin, daß sie das Schlechte thun, als darin daß sie keine Pflicht anerkennen, deren Erfüllung eine Entbehrung oder nur eine Ueberwindung der Begierde verlangt, und daß sie alle die Anstalten verhöhnen auf welchen die Gesellschaft beruht. Ich bin kein Splitterrichter, aber was ich höre und sehe von dem Leben der höhern Gesellschaft, das erfüllt mich mit Betrübniß und Ekel, und ein Trost für die Zukunft liegt nur darin daß gerade in den größten Städten wie z. B. in Paris und London noch viele vornehme und reiche Familien in strenger Sittlichkeit leben. Aber nicht an der Chaussee d'Antin findest Du diese Familien sondern in den alten Hotels des Faubourg St. Germain. Neben dieser hohen Gesellschaft steht noch ein ehrbarer und wohlhabender Mittelstand der seine Familien rein erhält. Diese Vornehmen, diese mittleren Leute sind es welche dem heillosen Treiben sich entgegenstemmen. Denk' an die Eingabe des Maire von St. Etienne an den Senat.

Die Ueppigkeit der obern Classen wirkt sehr unglücklich auf die untern; denn der Anblick der Verschwendung, er muß nothwendig die berechtigten Wünsche der minder Wohlhabenden und der Armen zu thörichten Ansprüchen steigern. Werden diese niemals befriediget, so werden die Menschen mißmuthig, in sich zerfallen und von der Entbehrung zu dem Haß gegen die Besitzenden getrieben welcher die Gesellschaft zerreißt, und zu der Gewissenlosigkeit welcher für die Erwerbung eines Vortheiles oder einer Annehmlichkeit oder eines Genusses kein Mittel zu schlecht ist. Da zeigt sich dann die byzantinische Verkommenheit des Volkes. Haben doch die Wiener geschwelgt,

getanzt und gejubelt, als das österreichische Heer fast bis zur Vernichtung geschlagen und der Feind an den Thoren gewesen.

Du kennst den argen Zwingherrn unserer Zeit — er heißt Kapital. Dieser Tyrann bedarf einer Masse besitzloser Arbeiter, wie der Reichthum der alten Völker der Sklaven und wie die mittelalterliche Feudalherrschaft der Hörigen bedurfte. Sicherlich verschlingt die große Industrie viele kleinere Gewerbe, aber immer wird es noch Handwerker geben, denn die nächsten Bedürfnisse der Gesellschaft können sie nicht entbehren. Diese kleinen Handwerker, wenn sie der großen Industrie nicht als Arbeiter zufallen, müssen kümmerlich sich durch ein mühseliges Leben plagen, aber wenn irgend einem ein etwas größerer Gewerbsbetrieb möglich geworden, so zählt er sogleich in der Reihe der Bourgeois, von welchen ich oben geschrieben. Das Selbstgefühl des ehrbaren Handwerkers war die Grundlage des ächten Bürgersinnes; an die Stelle des Bürgersinnes tritt die charakterlose Spießbürgerei, unterwürfig gegen diejenigen von welchen sie Nutzen erwartet, hochmüthig gegen den ärmeren Bürger und gegen Alle die sie glaubt nicht brauchen zu müssen, und besonders noch stolz auf ihre „Bildung". Wohl gibt es noch viele ehrbare und wohlhabende Handwerker, in welchen der rechte Sinn sich erhalten hat, und ich ehre hoch einen jeden von ihnen, besonders auch weil sie immer seltener werden. Ich freue mich sehr wenn ein solcher gedeiht, aber wenn viele Handwerker sich zu größeren Gewerbsleuten erheben, so werden noch viel mehr der Classe der abhängigen Arbeiter zufallen, und so wird der Kern des Volkes allmählig zerstört. Polen wäre nicht untergegangen, hätte es ein Bürgerthum geschaffen.

Die furchtbarste Zerrissenheit der modernen Gesellschaft erscheint in der sogenannten Arbeiterfrage. Du kennst besser als ich Alles was da geschrieben worden ist über diese Frage. Es ist jetzt eine kaum widersprochene Wahrheit, daß

die Löhne, nach Angebot und Nachfrage sich richtend, nur die Bedürfnisse des armseligen Lebens decken; und mit Recht hat ein Bischof geschrieben: der Zustand, welcher die Familie den natürlichen oder künstlich herbeigeführten Schwankungen des Arbeitsmarktes unterwirft, sei der Sklavenmarkt des heutigen Europa's. Die Arbeiter wissen das wohl; sie wollen nicht mehr die Hörigen der Fabrikherren seyn, sie wollen sich der grausamen Herrschaft des Kapitales entziehen, und weil dieses den frühern dritten Stand allmählig vernichtet, so wollen sie sich einigen zu einem vierten Stand. Wer kann läugnen, daß in diesen Arbeitern eine ungeheure Kraft der Nation liegt, daß sie, die Träger dieser Kraft, kümmerlich ihr nacktes Leben fristen, und daß nur selten einer von ihnen sich in eine bessere Lage hinaufzuarbeiten vermag? Die Arbeiter wissen sehr wohl, daß ihre Arbeit und ihr Elend den Unternehmern die Mittel zur Ueppigkeit schafft; und mit dem geheimen Haß erwacht ein drohendes Selbstgefühl. Dächten die hochmüthigen Geldmänner daran, sie würden trotz aller Frivolität ihren Gewinn und ihre Ansprüche beschränken; sie würden das lächerliche Vornehmthun bleiben lassen und sie würden aus ihrer Flachheit zu einer höhern Auffassung des Lebens hinaufsteigen.

In der Flachheit der modernen Gesellschaft befinden sich am meisten wohl jene Menschen welche ohne Studium, ohne gründliche Kenntnisse und ohne Urtheilsfähigkeit ihre Sentenzen abgeben über alle Dinge im Himmel und auf Erden. Solche „Gebildete" sind das rechte Material der Logen; für solche „Gebildete" sind Bücher wie das von Renan und Genossen ganz besonders geschrieben, von diesen werden sie angestaunt und doch nicht verstanden, denn nur ihre Verneinung wird aufgefaßt, niemals was noch an idealer Anschauung geblieben. Für diese „Gebildeten" in der modernen Gesellschaft ist die Lehre des Materialismus so recht eigentlich gemacht. Sie sehen die Formen des Christenthums, aber nicht faßbar ist ihnen sein Geist; sie lesen und hören die Ver-

getanzt und gejubelt, als das österreichische Heer fast bis zur Vernichtung geschlagen und der Feind an den Thoren gewesen.

Du kennst den argen Zwingherrn unserer Zeit — er heißt **Kapital**. Dieser Tyrann bedarf einer Masse besitzloser Arbeiter, wie der Reichthum der alten Völker der Sklaven und wie die mittelalterliche Feudalherrschaft der Hörigen bedurfte. Sicherlich verschlingt die große Industrie viele kleinere Gewerbe, aber immer wird es noch Handwerker geben, denn die nächsten Bedürfnisse der Gesellschaft können sie nicht entbehren. Diese kleinen Handwerker, wenn sie der großen Industrie nicht als Arbeiter zufallen, müssen kümmerlich sich durch ein mühseliges Leben plagen, aber wenn irgend einem ein etwas größerer Gewerbsbetrieb möglich geworden, so zählt er sogleich in der Reihe der Bourgeois, von welchen ich oben geschrieben. Das Selbstgefühl des ehrbaren Handwerkers war die Grundlage des ächten Bürgersinnes; an die Stelle des Bürgersinnes tritt die charakterlose Spießbürgerei, unterwürfig gegen diejenigen von welchen sie Nutzen erwartet, hochmüthig gegen den ärmeren Bürger und gegen Alle die sie glaubt nicht brauchen zu müssen, und besonders noch stolz auf ihre „Bildung". Wohl gibt es noch viele ehrbare und wohlhabende Handwerker, in welchen der rechte Sinn sich erhalten hat, und ich ehre hoch einen jeden von ihnen, besonders auch weil sie immer seltener werden. Ich freue mich sehr wenn ein solcher gedeiht, aber wenn viele Handwerker sich zu größeren Gewerbsleuten erheben, so werden noch viel mehr der Classe der abhängigen Arbeiter zufallen, und so wird der Kern des Volkes allmählig zerstört. Polen wäre nicht untergegangen, hätte es ein Bürgerthum geschaffen.

Die furchtbarste Zerrissenheit der modernen Gesellschaft erscheint in der sogenannten Arbeiterfrage. Du kennst besser als ich Alles was da geschrieben worden ist über diese Frage. Es ist jetzt eine kaum widersprochene Wahrheit, daß

die Löhne, nach Angebot und Nachfrage sich richtend, nur die Bedürfnisse des armseligen Lebens decken; und mit Recht hat ein Bischof geschrieben: der Zustand, welcher die Familie den natürlichen oder künstlich herbeigeführten Schwankungen des Arbeitsmarktes unterwirft, sei der Sklavenmarkt des heutigen Europa's. Die Arbeiter wissen das wohl; sie wollen nicht mehr die Hörigen der Fabrikherren seyn, sie wollen sich der grausamen Herrschaft des Kapitales entziehen, und weil dieses den frühern dritten Stand allmählig vernichtet, so wollen sie sich einigen zu einem vierten Stand. Wer kann läugnen, daß in diesen Arbeitern eine ungeheure Kraft der Nation liegt, daß sie, die Träger dieser Kraft, kümmerlich ihr nacktes Leben fristen, und daß nur selten einer von ihnen sich in eine bessere Lage hinaufzuarbeiten vermag? Die Arbeiter wissen sehr wohl, daß ihre Arbeit und ihr Elend den Unternehmern die Mittel zur Ueppigkeit schafft; und mit dem geheimen Haß erwacht ein drohendes Selbstgefühl. Dächten die hochmüthigen Geldmänner daran, sie würden trotz aller Frivolität ihren Gewinn und ihre Ansprüche beschränken; sie würden das lächerliche Vornehmthun bleiben lassen und sie würden aus ihrer Flachheit zu einer höhern Auffassung des Lebens hinaufsteigen.

In der Flachheit der modernen Gesellschaft befinden sich am meisten wohl jene Menschen welche ohne Studium, ohne gründliche Kenntnisse und ohne Urtheilsfähigkeit ihre Sentenzen abgeben über alle Dinge im Himmel und auf Erden. Solche „Gebildete" sind das rechte Material der Logen; für solche „Gebildete" sind Bücher wie das von Renan und Genossen ganz besonders geschrieben, von diesen werden sie angestaunt und doch nicht verstanden, denn nur ihre Verneinung wird aufgefaßt, niemals was noch an idealer Anschauung geblieben. Für diese „Gebildeten" in der modernen Gesellschaft ist die Lehre des Materialismus so recht eigentlich gemacht. Sie sehen die Formen des Christenthums, aber nicht faßbar ist ihnen sein Geist; sie lesen und hören die Ver-

Reichen reicher zu machen. Diesen stehen mancherlei Mittel zu Gebot, um auf mehrere Generationen hinaus die Theilung ihres Grundbesitzes zu hindern, und so entsteht mehr und immer mehr neben großem Grundbesitz ein ländliches Proletariat. — Ich habe diesen Gang der Dinge besonders in Frankreich gesehen.

Jetzt muß ich einem Vorwurf zuvorkommen. Ich habe keine Abneigung gegen die Classe der Gesellschaft von der ich gesprochen, zu derselben gehören Freunde die ich achte und liebe. Ich spreche von der Classe und nicht von einzelnen gewissen Personen. Unter der sogenannten Bourgeoisie findet man hochbegabte und vortrefflich erzogene Leute, aus ihr sind Charaktere hervorgegangen und große Talente und Frauen von Bildung und Anmuth, um welche Fürstinen sie hätte beneiden können. Im Allgemeinen aber steckt geistige Leerheit hinter dem Hochmuth, und doch bedarf der anmaßende Reichthum immer und überall talentvoller Leute, die aus irgend einer Ursache seinem Wesen sich anschließen und, wo es Ernst wird, ihre Sache verfechten.

Wie jede Partei, so will auch die Bourgeoisie ihre Lehren verbreiten oder sie will vielmehr das Volk für ihre Lehren und ihre Zwecke erziehen; und außer der dienstbaren Literatur und den bezahlten Tagesblättern verwendet sie zu dieser Erziehung die Schulen. In mehreren deutschen Staaten hat man die Volksschule aus der natürlichen und geschichtlichen Verbindung gerissen, welche gar wohl mit dem begründeten Aufsichtsrecht des Staates hätte bestehen können. In England und in vielen andern Ländern wird die Religion als die Grundlage des Volksunterrichtes betrachtet, in den erwähnten Musterstaaten hat man sie zu einem kümmerlichen, höchstens nur geduldeten Gegenstand des Unterrichts und den Pfarrer zum bloßen Fachlehrer gemacht. Die Schulmeister aber hat man für das System recht eigentlich hergerichtet. Man hat sie in alle möglichen Wissenschaften hineingucken lassen; man hat in denselben die Meinung erzeugt, daß sie

von diesen Wissenschaften wirklich etwas wissen, dadurch diese Menschen zu lächerlichen Ansprüchen an den Staat und an die Gesellschaft gesteigert und sie zu rührigen Werkzeugen der herrschenden Partei gemacht. In einigen Ländern spielen die „Volksbildner" auch wirklich eine Rolle. Nach den verkehrten Schulordnungen sollen sie den Kindern schlichter Handwerker oder Bauern alle möglichen Wissenschaften von welchen sie selber gehört, eintrichtern, um dadurch sie von den ererbten Vorurtheilen zu befreien. Damit nun ist diesen Schulmeistern Veranlassung und Gelegenheit geboten, die Religion und ihre Gebräuche zu verhöhnen, den Glauben zu zerstören und eine verderbliche Freigeisterei zu verbreiten. Nicht die Geistlichen allein, ruhige vernünftige Männer jeden Standes, besorgte Eltern und selbst die bessern Volkslehrer klagen darüber; denn schon zeigen sich die nothwendigen Folgen dieses Wesens. Frage die Pfarrer, frage ehrenhafte Beamte oder andere Männer, und sie werden Dir fast schauderhafte Dinge erzählen von der Unsittlichkeit der Jugend. Siehe in die Zeitungen und frage die Gerichtsbeamten, und Du wirst von beiden erfahren, wie in den untern Volks-Classen mit der Zunahme der Unsittlichkeit die Verbrechen und die Selbstmorde sich mehren, und zwar in Ländern die früher solches niemals gesehen. Nicht die einzelnen Vergehen, nicht die einzelnen Verbrechen sind das furchtbarste in dieser Zerrüttung; die grausigste Erscheinung ist der zunehmende Mangel der sittlichen Empfindung, ist die Mißachtung Alles dessen was sonst dem Menschen heilig gewesen — ist das unaufhörliche Verlangen und Streben nach dem Genuß. Mit natürlichem Neide sieht der arme Arbeiter die Ueppigkeit der reichen Leute und da sagt er sich: man hat mir die Aussicht auf den Himmel genommen, man ist mir Glück und Genuß schuldig auf der Erde. Die praktische Anwendung solchen Satzes wird sich gewiß einstellen, vielleicht ehe noch ein Menschenalter vergeht.

Mit allen Lobrednern der heutigen Zeit und ihrer Zu-

stände hältst Du mir verschiedene Einwürfe entgegen. Wer arbeiten wolle, sagst Du, der könne, mit fast verschwindenden Ausnahmen, auch lohnende Arbeit finden; das Sinken des Geldwerthes schädige nicht den Arbeiter, denn wenn die Bedürfnisse theurer werden, so werden die Löhne höher, wie man dieses sehen könne in den verschiedenen Theilen eines jeden nicht allzu kleinen Landes. Ferner sagst Du: für die gleiche oder entsprechende Summe Geldes sei heutzutage viel mehr zu haben als früher, und der ärmere Mann könne viel besser leben als in früherer Zeit. Am Ende meinst Du, seien sowohl durch Zusammenwirken der Aermeren, als durch die Beiträge der Wohlhabenden allerlei schöne Anstalten gegründet, welche auch die Arbeitsunfähigen in bitterer Noth nicht umkommen lassen.

Gestatte mir einige Worte der Erwiderung.

Das Sinken des Geldwerthes hat vor allem andern seine Ursache in der fabelhaften Vermehrung papierner Zahlungsmittel, und diese ist wohl ein sehr zweifelhaftes Glück für die Gesellschaft. In großer Anzahl müssen alle jene Leute welche von unveränderlichen Renten leben, sich einschränken, und was diese sich versagen, das wird größtentheils der Landwirthschaft und den kleinen Gewerben entzogen. Das behagliche Leben eines bescheidenen Wohlstandes Vieler wird nimmer ersetzt durch den größern Aufwand der wenigen Reichen. Es wäre sehr die Frage, ob das was durch das Sinken des Geldwerthes an wirklichem Wohlstand verloren geht, nicht von der Papierwirthschaft verschlungen, mittelbar Jenen zufällt welche die Papiere ausgeben und umtreiben. Siehst Du, mein Freund, eine günstige Wirkung darin, daß der kleine Mann jetzt viel größere Summen Geldes in Händen hat, ohne damit mehr ausrichten zu können? Glaubst Du nicht, daß der Sinn für Sparsamkeit abnimmt wenn dieser kleine Mann das Geld niedriger schätzt?

Sicherlich gestattet die Entwickelung der Industrie auch dem ärmeren Manne gewisse Annehmlichkeiten des Lebens,

elche früher nur der Wohlhabende sich zu verschaffen ver-
ochte. Männer und Frauen, die früher sich mit schlechten
toffen bedeckten, gehen jetzt in guten Kleidern; in der Woh-
ung des kleinen auch sparsamen Handwerkers erscheint ein
scheidener Comfort, selbst die Kammer des besitzlosen ehr-
.ren Arbeiters entbehrt nicht einer gewissen zierlichen Rein-
hkeit. Wer wird sich darüber nicht freuen? Frägt man aber
lche die mit diesen Leuten in genauer Berührung sind, so
gen sie, daß gerade die Wohlfeilheit der Luxusartikel die
utzliebe und die Genußsucht erwecke und fördere, daß be-
nders bei Frauen und Mädchen immer größere Wünsche
id Ansprüche entstehen, und die Befriedigung derselben nicht
en der Sittlichkeit nütze. Daß auch in den untern Classen
ie gewisse Weichlichkeit erzeugt werde, das wirst Du nicht
ugnen. Siehe die jungen Leute an, wie bei mäßiger Kälte
: in Ueberwürfe sich stecken und Kopf und Schultern in
laids einhüllen. Haben wir in unsern Kinderjahren solches
sehen? Als auch die reichen Bauern in ihren selbstge-
achten guten Zwilchröcken gingen, da gab es viel kräftigere
länner im Volke und vielleicht auch schönere Frauen.

Es ist gewiß, daß durch mancherlei Anstalten viel Gutes
wirkt wird und daß noch mehr bewirkt werden könnte,
:nn sie alle auf wirkliche und wahre Gegenseitigkeit ge-
ündet und theilweise nicht eingerichtet wären um gewissen
uten größern und kleinern Gewinn oder Verdienst zu-
wenden. Die große Mildthätigkeit aller Classen ist eine der
hönsten, vielleicht die schönste Erscheinung unserer Zeit.
eiche Leute geben oft sehr bedeutende Summen; und ohne
:se Spenden wären manche Anstalten die jetzt viel Elend
ildern, nicht möglich. Liegt dieser Wohlthätigkeit auch oft
ie gewisse Berechnung zu Grunde, so ist es eine Berechnung
r besseren Art und wir dürfen darüber nicht rechten. Man
.rft diesen Anstalten vor, daß sie ihre Wohlthaten nicht
mer auf die rechte Art spenden, daß Unkenntniß und Pro-
:tion sehr oft die Organe derselben bestimme, daß häufig die

Schlauen und Zudringlichen am meisten bedacht werden, zum Nachtheil derer die wahrhaft würdig sind und der Hülfe bedürftig. Gewiß sind diese Vorwürfe mindestens übertrieben und am Ende zeigt alles Menschliche eben auch menschliche Schwächen. Die Wohlthätigkeit wird aber nicht nur von Reichen und Vermöglichen geübt. Siehe nach in den Listen und Du wirst finden, wie groß der Betrag der Gaben ist, welche die Aermeren und die Armen zu einem guten Werke beisteuern. Man hebt wohl auch hervor, daß die modernen Wohlthätigkeitsanstalten die persönliche Mildthätigkeit ausschließen, und daß die Mildthätigkeit unserer Zeit nicht mehr die christliche caritas sei. Man hat Unrecht, denn unendlich viel Gutes geschieht still und geheim, und für jede öffentliche Wohlthätigkeit ist die Vereinigung der Mittel wenn nicht eine Forderung, doch ein Gewinn.

Und nun, mein Freund, halte dem alten Soldaten eine Bemerkung zu gut, die er eben nicht zu unterdrücken vermag. Wenn der Arme von seiner Nothdurft weit mehr als der Reiche von seinem Ueberfluß abgibt; wenn in Deutschland, in Frankeich, in England, wenn in allen europäischen Ländern vornehme Damen aus dem Leben ihrer Ueppigkeit heraustreten, das Elend aufsuchen und Trost und Hülfe bringen in die dumpfen Hütten der Armen; wenn viele von diesen Damen, im Reichthum erzogen, an dessen Genüsse gewöhnt, plötzlich Allem entsagen, mit einem rauhen Ordenskleid alle Entbehrungen auf sich nehmen, allen Ekel überwinden und schmutzige Arbeiten verrichten, um arme Kranke zu pflegen — worin liegt für diese Selbstverläugnung der Beweggrund, woher kömmt die Kraft? Eitelkeit, Mode, eine gewisse sentimentale Ueberspannung und mancherlei Einflüsse mögen vieles bewirken, im Allgemeinen aber kannst Du in dieser Wohlthätigkeit nur die Werkthätigkeit des religiösen Gemüthes verehren. Die christliche Barmherzigkeit kann freilich die allgemeine Krankheit der Gesellschaft nicht heben, immer aber ist sie ein erfreuliches Zeichen dafür,

ß stets und überall noch gesunde Keime des Guten be-
hen.

Soll ich wiederholen, daß der gepriesene Wohlstand auf
ner festen Grundlage steht, daß all unsere Zustände großen
chwankungen unterworfen sind, daß die schönsten Besitze
nell entwerthet, daß reiche Leute schnell arm werden
nnen. Wenn gewisse Staaten die Zinsen ihrer Papiere
rabsetzen, so sind viele wohlhabende Leute nahezu Bettler
worden. Wir haben schon manche Krisen erlebt welche uns
e Unsicherheit unserer Zustände hätten zeigen sollen. Eine
örsenrevolution wäre der Umsturz des künstlichen Gebäudes,
d vielleicht bedürfte es nicht einmal ungeheurer Ereignisse,
n eine solche hervorzurufen.

Noch könnte ich gar mancherlei anführen aber ich denke,
sei vorerst genug. Fasse jetzt alle die Zustände die ich
gedeutet, zusammen und läugne, wenn Du kannst, die
rankheit der hochgepriesenen modernen Gesellschaft. Hast
u aber diese zugestanden, so mußt Du schon bekennen, daß
e Heilung, aus sich selber nicht möglich, nur durch große
schütterungen bewirkt werden kann.

Ob die staatlichen Zustände besser als die gesellschaft-
chen sind, das wird die Fortsetzung meiner Betrachtungen
itern.

Von Herzen

Dein N. N.

XXXII.

Zur neuern Literaturgeschichte.

I. Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867.

Das vorliegende Buch ist ein Werk patriotischer Pietät, ausgeführt von einem angesehenen Sohne derselben Stadt, welche auch dem Messiassänger zur zweiten Heimath geworden. Wie die Vorrede besagt, ist die Sammlung dieses Briefwechsels die letzte literarische Arbeit des Hamburger Historikers Lappenberg — eine Arbeit vieljähriger Emsigkeit, der man die liebevolle Sorgfalt des Lokalpatriotismus ansieht, deren Herausgabe der Forscher jedoch nicht mehr erlebte. Der gelehrte Sammler machte sich die Zusammenfassung alles dessen zur Aufgabe, was nicht schon in früheren Sammlungen Klopstock'scher Briefe seine Stelle gefunden hatte. Demnach enthält das Buch der Mehrzahl nach ungedruckte Briefe, über deren Fundort genauer Nachweis geliefert wird, und außerdem nur die in Zeitschriften und entlegenen Werken zerstreuten Bruchstücke Klopstock'scher Correspondenz. Trotzdem ergab sich die stattliche Zahl von 227 Briefen, welche in ihrer Reihenfolge den Zeitraum eines halben Jahrhunderts, vom J. 1747 bis 1802 füllen.

In den angehängten Erläuterungen, welche 108 Seiten umfassen, findet man erstlich die von Lappenberg seit Jahren gesammelten genealogischen Notizen über Klopstocks eigene und angeheirathete Verwandte, nach Kirchenbüchern und Familienstammbäumen zusammengestellt; außerdem aber zahlreiche und großentheils sehr werthvolle Anmerkungen zur nähern Aufklärung der Personen und Zeitverhältnisse. Diese letztern rühren in der Hauptsache nicht mehr von Lappenberg selbst her, sondern von Hrn. Dr. Ludwig Weiland in Hamburg, „seit Jahresfrist dem letzten Gehülfen seiner unausgesetzten literarischen Thätigkeit.“

Gewiß verdient ein schöpferischer Genius wie Klopstock, der Wiedererwecker einer wahrhaften deutschen Poesie, den Aufwand von Mühe und Forscherfleiß, der an die Sammlung dieser Zeugnisse aus seinem Leben gesetzt worden ist. Aber um den positiven Werth der Ergebnisse dieser Sammlung billig zu beurtheilen, muß man sich erinnern, daß die Zeit Klopstocks auch die Periode der Empfindsamkeit ist. Die Signatur jener Zeit, die Gefühlsschwärmerei welche so oft in Ueberschwänglichkeiten ausartete, die Verzärtelung der Herzen und die redselige Beschäftigung mit kleinlich persönlichen Interessen: dieser Charakter prägt sich auch in dem Briefwechsel aus und bewirkt, daß der Gehalt nicht im Verhältniß zu der Quantität der Briefe und der Namen steht. Um daher einen billigen Maßstab anzulegen, muß man die Verhältnisse im Auge behalten, aus welchen jenes Geschlecht sich emporgerungen, man muß bedenken daß, wie der Herausgeber sagt, „ein Ueberschreiten des Maßes nach langer Zeit der Geistesunterdrückung und Gemüthsverödung naturgemäß erfolgen mußte, daß ferner der Fortschritt zum Höhepunkt der Weimarer Literaturperiode bedingt war durch die Befreiung der vaterländischen Muse aus den Banden der Kathederdoktrin, durch die Rückkehr zu kindlich unmittelbarem Empfinden und Schaffen.“ Es war eben das Jugend-Zeitalter einer neu aufsteigenden Literatur, und das eigent-

lichste Kind dieses Zeitalters ist Klopstock. Er ist es aber auch der die Fahne des geistigen Aufschwungs, der vaterländischen und religiös-sittlichen Erhebung der Gemüther in seinem Wesen und seinen Dichtungen vorantrug und durch die Kraft seiner Ueberzeugung das jüngere Geschlecht mit sich fortriß. So dienen denn allerdings auch diese Briefe dazu, das Bild von den damaligen Bestrebungen zu vervollständigen und einen Einblick zu eröffnen „in den Werdegang der Regeneration des deutschen Volksgeistes.“

Fast alle Namen, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts literargeschichtliche Bedeutung gewinnen, sieht man um die gefeierte Person des Messiassängers näher und entfernter sich gruppiren. Zuerst erscheinen natürlich die Verfasser der Bremer Beiträge, und für ihre Charakteristik sind die Briefe nicht uninteressant, obgleich sie anfänglich sehr jugendlich, ganz die Luft des „Wingolf“, des Tempels der Freundschaft athmen. „Was haben Sie“, ruft Klopstock einem dieser Freunde einmal zu, „was haben Sie für ein unvergleichliches Talent zu freundschaftlichen Briefen! Und dieses Talent haben Sie bisher ungebraucht liegen lassen!“ Später werden sie jedoch gehaltvoller. Besonders belebt ist der Briefwechsel mit den „Beiträgern“ Ebert, Cramer und J. Adolf Schlegel, dem Vater des dichterischen Brüderpaares das zu den Gründern der romantischen Schule zählt. Der Einfluß der englischen Dichter Young, Richardson, Addison rc. auf diesen jugendlichen Kreis leuchtet hier auch aus der Auffassung der persönlichen Verhältnisse hervor, und namentlich Clarissa spielt eine hervorragende Rolle.

Man sieht dann ebenso in den persönlichen Verkehr Klopstocks mit den Schweizern Bodmer und Breitinger, den streitbaren Gegnern der Gottsched'schen Schule, aber auch in die bald ausbrechenden Mißhelligkeiten zwischen dem grämlichen Bodmer und Klopstock hinein. Namentlich Brief 35 gibt historisch referirend die ganze Entwicklung des Verhältnisses der beiden Dichter in der Zeit von Klopstocks Aufent-

halt am Zürcher See, und der kleinlichen Zwischenfälle die das Zerwürfniß herbeiführten.

Inzwischen hatten die ersten Gesänge des „Messias“ ihren Eroberungszug durch die deutschen Gauen gemacht. Der sittlich erhebende Einfluß und die gewaltige Erweckung des Vaterlandsgefühls, welche Klopstocks Dichtung auf die jüngern Zeitgenossen übte, ist in vielen unmittelbaren Bezeugungen in diesem Briefwechsel niedergelegt. Auch die Namen der zahlreichen Uebersetzer der Messiade in den verschiedensten Sprachen Europa's lernt man kennen. Ein Brief Schubarts aus Ulm, der öffentliche Vorträge aus dem Messias zu Augsburg, München, Nürnberg, Erlangen, Nördlingen, Eßlingen, Ludwigsburg, Mannheim hielt (1775 bis 1776), gibt ein anschauliches Bild von der zündenden Wirkung der christlichen Dichtung auf die Zeitgenossen in Süddeutschland. Klopstock hatte den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht, und als einige Jahre später derselbe Schubart von seinem gewaltthätigen Fürsten auf den Asperg abgeführt wurde, hielt man den Namen des nordischen Dichters für einflußreich genug, um seine Verwendung für die Befreiung des eingekerkerten schwäbischen Dichters anzurufen. Die beiden hieher gehörigen, bisher ungedruckten Briefe (S. 296 ff.) sind von Schubarts Landsmann Miller, dem Sigwart-Dichter, im Namen seiner trostlosen Frau geschrieben. Ob Klopstock dem dringenden Flehen Folge gegeben, ist nicht ermittelt; jedenfalls war der Schritt erfolglos, wenn er geschehen. Denn Schubart saß bekanntlich zehn Jahre lang auf Hohenasperg.

Das allgemeine Interesse, das der Messias bei allen christlich Gesinnten erweckte, war es auch was zu einer ziemlich angeregten Correspondenz Klopstocks mit dem Jesuiten Denis führte, der damals Lehrer der schönen Wissenschaften am Theresianischen Collegium in Wien war; wie hinwiederum Klopstock an der Uebersetzung Ossians durch Denis sehr lebhaften Antheil nahm. In einem dieser Briefe an Denis erzählt Klopstock gelegentlich einmal, wie er auf

seiner Reise nach der Schweiz durch einen katholischen Brauch, der ihm bisher unbekannt war, gerührt worden sei. „Wir waren an einem schönen Tage ausgestiegen und gingen. Ich war ein wenig von der Gesellschaft zurückgeblieben. Einige gute Schwaben begegneten mir, und jeder von ihnen sagte zu mir: Gelobt sei Jesus Christus! Ich wußte noch nicht, daß dieß ein Gruß war, und ebensowenig konnte ich wieder grüßen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Gruß rührte. Der Gegengruß, den ich hernach erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß es mich wunderte, daß ich nicht darauf gefallen war, damit zu antworten."

Pater Denis wurde dann der Vermittler eines brieflichen Verkehrs zwischen Klopstock und Gluck, der wie bekannt mehrere Gesänge Klopstocks componirt hat. Unbekannt war bis jetzt der Brief vom 14. April 1773, worin sich der sechszigjährige Tonkünstler über die von ihm in Musik gesetzten Oden sowie über seine Compositionen aus der Hermannsschlacht charakteristisch ausspricht. Zwei weitere mitgetheilte Briefe Glucks vom 24. Juni 1775 und vom 10. Mai 1780 standen früher schon in Zeitschriften zu lesen.

Zu den Künstlern, welche die Begeisterung für den Messias dem Dichter nahe geführt hatte, gehört besonders noch Angelica Kaufmann, die sich während ihres Londoner Aufenthalts aus freien Stücken mit Klopstock in Verbindung setzte und zum Zeichen ihrer Verehrung eine Scene aus dem Messias nebst ihrem eigenen Porträt zu malen verhieß. Das Gemälde nach dem Messias (Samma umfaßt die Urne Benonis ꝛc.) schickte sie ihm wirklich bald hernach aus London zu; unter demselben steht von ihrer Hand: „Angelica Kaufmann mahlte dieses für ihren Freund Klopstock London 1769." Ihr Briefwechsel mit dem Dichter erstreckt sich bis in das Jahr 1780, wo dann wahrscheinlich ihre Verheirathung mit dem Italiener Zucchi und die damit verbundene Uebersiedlung nach Italien einen ferneren Verkehr abschnitt. Neu und lesenswerth ist übrigens noch der

schöne, von Bewunderung diktirte, aber vielfach charakterisirende Brief Schönborns an Klopstock über Angelica (S. 304).

Ein origineller Brief Hamanns ist gegen Klopstocks lächerliche orthographische Neuerung gerichtet. Zum erstenmal gedruckt sind die Briefe von Lessing und Jacobi an den Messias-Sänger. Auch Fürstenberg, der Reformator des münsterischen Landes, stand zeitweilig (1775) mit Klopstock im Briefwechsel und sprach sich gegen ihn über seine Bestrebungen für Volksbildung aus (S. 264); er suchte ihn sogar für das Hochstift zu gewinnen. Von dem Weimarer Dichterkreis sind fast alle Namen vertreten, mit Ausnahme Schillers der ihm abgewandt blieb. Von Herder finden sich einige geistvolle Zuschriften, und Klopstock sendet ihm Epigramme, die gegen Schiller gerichtet scheinen. Ein bisher ungedruckter Brief Göthes (15. April 1775) ist bemerkenswerth auch deßhalb, weil er der einzige aus dem Briefwechsel beider Dichter zu seyn scheint vor dem Bruche ihrer Freundschaft. Einen zweiten S. 266 mitgetheilten wagt der Herausgeber selber nicht mit voller Zuversicht Göthen zu vindiciren. Mit Verwunderung bemerkt man, daß selbst Wieland und Klopstock, die sich einst so scharf und frostig gegenüberstanden, zuletzt sich brieflich nähern und durch Freundesvermittlung einander Beweise wohlwollender Theilnahme geben. So hat auch hier das Alter seine ausgleichende Macht geübt.

Zu den werthvolleren Zeugnissen zählen die wenigen Briefe Lavaters, namentlich der vom 30. Januar 1793 datirte, aus dem Herzen geschriebene und seinem Herzen Ehre machende Brief aus den Tagen des französischen Königsmords. Mit beredter Wärme spricht Lavater darin gegen Klopstock die Erwartung und väterliche Mahnung aus, daß er das ihm verliehene französische Bürgerrecht, nach dem Gräuelvollen was soeben in Paris geschehen, dem National-Convent mit Entrüstung wieder zurücksende. Am Schlusse

des sechs Seiten langen Briefes heißt es: „O edler, großer, vielbedeutender Mann, sprechen Sie edle, große, vielbedeutende Worte an die Repräsentanten einer erst von Durst nach Freiheit schmachtenden, nun von dem Schwindelgeiste der Ungebundenheit berauschten Nation! Wenn sie auch, nach so vielen Umwandlungen ihrer eigenen Grundsätze und Constitution, nicht mehr zu ruhiger Prüfung und Wahl des Besten fähig seyn sollte, so geziemt es doch einem ernannten Bürger, auch ein Gebeindurchdringendes, unsterbliches Wort mitzusprechen" (S. 352). Aber das väterliche Mahnschreiben fand keineswegs die gehoffte Aufnahme. Klopstock dachte nicht an's Zurücksenden, und als im Mai des gleichen Jahres Lavater einer Einladung des Grafen Bernstorf folgend nach Hamburg kam, lehnte der Sänger des Messias eine persönliche Begegnung mit dem Schweizer Prediger ab. Erst später gelang es den Bemühungen seiner klugen Frau, noch eine persönliche Unterredung und Verständigung zwischen den beiden Männern zu veranstalten. Der moralische Sieger in dem kurzen Streit war aber Lavater: das zeigt der Ton der Briefe.

Klopstock, obgleich schon ein bejahrter Mann der viele Enttäuschungen hinter sich hatte, kam bekanntlich nur langsam von seiner Begeisterung für die französische Revolution zurück; dann allerdings, als er zur vollen Erkenntniß seines Irrthums gelangte, gab er seiner Entrüstung Ausdruck und beklagte die lange Selbsttäuschung, der er sich über die französische „Freiheit" hingegeben. Mit Bezug darauf sagt er in einem Briefe an Herder (13. November 1799), indem er vorausschickt, daß er niemals andere habe beherrschen wollen, daß aber auch, Dank seinem Genius, andere niemals ihn beherrscht hätten: „Aber ach, lieber Herder, einmal habe ich denn doch das schreckliche Joch getragen. Ich ließ mich durch die Franzosen verleiten zu glauben, sie würden durch eine so heilige Freiheit, daß zu ihren Grundsätzen sogar das der Nichteroberung gehörte, bessere Menschen werden, als ich

aus der Geschichte kannte. Welch ein Joch! Denn es ist widerleglich ausgemacht, daß sie Teufel geworden sind. So ich dieß wieder denke, und ich kann es nie anders als r lebhaft denken, habe ich Erholung nöthig" (S. 418). eichwohl ist es falsch, wenn man behauptet, wie in fast en Literaturgeschichten zu lesen ist: Klopstock habe das iplom zurückgeschickt. Er hat es niemals zurückgeschickt. och in seinen allerletzten Jahren beruft er sich Franzosen genüber auf seine Eigenschaft als „Bürger Klopstock!" ltsame Widersprüche des Menschenherzens!

Unter den Briefen aus weiblicher Feder sind besonders der Meta Moller (Klopstocks Braut und erster Frau) nnenswerth; es sind großentheils frische muntere Mädchenriefe, die durch anmuthige Natürlichkeit und durch den Duft : Jugend ergötzen.

Zum Schlusse sei noch der Hainbundsdichter gedacht, ren unbegrenzte Verehrung für Klopstock zur Genüge beant ist. Die Bundesbriefe aus Göttingen, namentlich das chreiben vom März 1774 mit dem im weihevollsten Pathos hrmals wiederholten Ausrufe: „Unter uns Klopstock!" sind chst bezeichnend für den Grad hochschwärmerischer Temperatur unter diesen Klopstock-Jüngern. Am meisten hat uns freut, von demjenigen unter ihnen der die christlich-nationale chtung am ernstesten erfaßte und am folgerichtigsten durchfirte, von Fr. L. Stolberg einige bisher nicht veröffentichte Briefe mitgetheilt zu finden, darunter einen aus dem ahre seines Eintritts in die katholische Kirche (Münster , Dezember 1800), der in Ton und Haltung die unverderte Herzlichkeit und Liebe zu dem alten Mentor seiner igend athmet. Er meldet ihm mit Freuden, daß ein franisischer Emigrant Namens Hanquet, ehemals Professor in r Picardie, den Messias in's Latein übersetzt habe, und hickt ihm eine Probe davon. (Die Uebersetzung erschien 801 gedruckt unter dem Titel: Messiae Klopstockii Cantus V). Dann schließt er im Hinblick auf die Jahreswende mit

des sechs Seiten langen Briefes heißt es: „O edler, großer, vielbedeutender Mann, sprechen Sie edle, große, vielbedeutende Worte an die Repräsentanten einer erst von Durst nach Freiheit schmachtenden, nun von dem Schwindelgeiste der Ungebundenheit berauschten Nation! Wenn sie auch, nach so vielen Umwandlungen ihrer eigenen Grundsätze und Constitution, nicht mehr zu ruhiger Prüfung und Wahl des Besten fähig seyn sollte, so geziemt es doch einem ernannten Bürger, auch ein Gebeindurchdringendes, unsterbliches Wort mitzusprechen" (S. 352). Aber das väterliche Mahnschreiben fand keineswegs die gehoffte Aufnahme. Klopstock dachte nicht an's Zurücksenden, und als im Mai des gleichen Jahres Lavater einer Einladung des Grafen Bernstorf folgend nach Hamburg kam, lehnte der Sänger des Messias eine persönliche Begegnung mit dem Schweizer Prediger ab. Erst später gelang es den Bemühungen seiner klugen Frau, noch eine persönliche Unterredung und Verständigung zwischen den beiden Männern zu veranstalten. Der moralische Sieger in dem kurzen Streit war aber Lavater: das zeigt der Ton der Briefe.

Klopstock, obgleich schon ein bejahrter Mann der viele Enttäuschungen hinter sich hatte, kam bekanntlich nur langsam von seiner Begeisterung für die französische Revolution zurück; dann allerdings, als er zur vollen Erkenntniß seines Irrthums gelangte, gab er seiner Entrüstung Ausdruck und beklagte die lange Selbsttäuschung, der er sich über die französische „Freiheit" hingegeben. Mit Bezug darauf sagt er in einem Briefe an Herder (13. November 1799), indem er vorausschickt, daß er niemals andere habe beherrschen wollen, daß aber auch, Dank seinem Genius, andere niemals ihn beherrscht hätten: „Aber ach, lieber Herder, einmal habe ich denn doch das schreckliche Joch getragen. Ich ließ mich durch die Franzosen verleiten zu glauben, sie würden durch eine so heilige Freiheit, daß zu ihren Grundsätzen sogar das der Nichteroberung gehörte, bessere Menschen werden, als ich

Portugal, der stetige und allgemeine Aufschwung unmöglich fehlen könne.

Allmählig beginnt das portugiesische Volk wahrzunehmen, daß die neuen Theorien eigentlich doch nur seine Vertreter emporbringen; das Volk wird mißtrauisch und unruhig — daher das Allarmgeschrei einer gewissen ehrenwerthen Presse und ihrer gläubigen Nachbeter.

Unter diesen Umständen halte ich es für angemessen dem irregeführten Ausland, wo man bisher nur aus den Journalen der Mitbetheiligten und im Einverständniß der Kammermehrheit oder der Regierung Befindlichen schöpfen konnte, Wink zu geben über die Manier, wie dieses parlamentarische Regime, das sich so gerne mit dem belgischen vergleichen läßt, gegen die katholische Kirche verfährt. Es handelt sich zunächst um die Streitigkeiten welche seit langer Zeit zwischen der Regierung und dem heiligen Stuhle schweben wegen der Colonien in Afrika und Asien, sodann auch im eigentlichen Königreich Portugal selbst.

Ein Antrag der vor einiger Zeit durch einen Herrn Levy vor die Cortes gebracht wurde, wegen der Errichtung einer apostolischen Präfektur zu Congo durch den heiligen Stuhl, hat mich veranlaßt der Sache näher auf den Grund zu gehen. Ich habe mir alles einschlägige Material verschafft, und freue mich nun das Resultat meiner Studien, am Orte selbst gemacht, in einem Journal niederzulegen das unermüdet den Kampf führt gegen die erschreckliche Confusion der Ideen in unserer Zeit, dem ich auch gewissermaßen durch meine Grundsätze wie durch meine früheren Schriften angehöre.

Es scheint daß die Herrscher von Congo frühzeitig das Christenthum angenommen haben. Schon im J. 1620 hat einer dieser Könige an Papst Paul V. die Bitte gestellt, ihm christliche Missionäre zu schicken. Aber eine apostolische Präfektur wurde erst im J. 1640 auf Congo errichtet. Die Kapuziner welche die Mission übernommen hatten, dehnten ihre Thätigkeit gleich von Anfang bis auf die Hauptstadt

den Worten: „Mit getrostem Muthe schreite ich in's neue Jahrhundert über, so umwölkt es uns auch zu nahen scheint. Denen, welchen alle Dinge zum Besten dienen müssen, kann es nur Gutes bringen."

Mit diesen wackern Worten schließen auch wir am besten unsere Blumenlese aus dem Briefwechsel des Repräsentanten einer nun abgeschlossenen Literaturperiode.

XXXIII.

Ueber die gegenwärtige Lage Portugals*).

Der klägliche Zustand der Finanzen des Königreichs Portugal beginnt die Aufmerksamkeit des Auslands auf sich zu ziehen und insbesondere die zahlreichen Freunde der dortigen Cortes-Regierung, die Freimaurer-Logen der ganzen Welt mit ernstlicher Besorgniß zu erfüllen. In der That: ein kolossales Deficit, für das laufende Jahr allein ungefähr 30 Millionen Franken, noch dazu steigend von Jahr zu Jahr, inmitten des tiefsten Friedens der seit mehr als fünfzehn Jahren keine Störung erlitten hat, und alles Das in einem Lande welches nicht über 9 bis 10,000 Soldaten auf den Beinen erhält — das sind allerdings Erscheinungen die zum Nachdenken auffordern. Vor Allem ergeht die Frage an jenen liberalen Journalismus, der mit aller Gewalt die Völker glauben machen wollte, daß einem Lande, wo die Allmacht der Volksvertretung so fest begründet ist wie bis jetzt wenigstens in

*) Die nachfolgende Mittheilung ist uns in französischer Sprache zugekommen. Wir glaubten die deutsche Uebersetzung unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Anm. d. Red.

um den Zustand zu charakterisiren, welchem die Colonien durch den Fanatismus oder doch die Indifferenz der portugiesischen Regierung hülflos preisgegeben waren, genügt die Bemerkung, daß allenthalben bei der portugiesischen Bevölkerung die Vielweiberei einriß, Hand in Hand mit einer moralischen Verderbniß aller Art und noch schlimmerer Natur.

Um nun diesen jammervollen Verhältnissen abzuhelfen, hat der heilige Stuhl beschlossen Mitglieder der Congregation vom hl. Geist auszusenden, die der portugiesischen Regierung durch Msgr. Bourrée in einer officiellen Note eigens empfohlen worden. Zugleich sollten einige andern Maßregeln in's Werk gesetzt werden, die unerläßlich waren um die geistlichen Angelegenheiten wirksam zu ordnen. Das ist in Kürze der historische Verlauf der Sache, und es ergibt sich daraus, daß die Interpellation des Herrn Levy auf zwei gleichmäßig irrthümlichen Voraussetzungen beruhte.

Für's Erste nimmt sie an, daß die Sendung von Congregations-Mitgliedern eine neue Erscheinung sei. Nun habe ich aber gezeigt, daß die Präfektur von Congo vor mehr als zwei Jahrhunderten gegründet wurde, und daß sie seitdem nie aufgehört hatte zu existiren trotz aller unter den Unbilden der Zeit erlittenen Modifikationen. Die Regierung von Portugal hat übrigens mit dieser Anerkennung selber keine Schwierigkeiten gemacht; sie hat auch mehr als einmal die Beförderung der Missionäre auf sich genommen, von welchen einige noch im Jahre 1830 in der fraglichen Mission vorhanden waren. So ist es also unbestreitbar, daß der Papst nichts Neues aufgebracht hat, sondern nur eine längst existirende und stets anerkannte Anstalt fortsetzen wollte.

Der zweite Irrthum — wenn anders dieses Wort hier am Platze ist — besteht in der Annahme, daß der heilige Stuhl, indem er die Präfektur von Congo errichtete, dieselbe von dem Bisthum Angola losgerissen habe. So steht aber die Sache nicht. Die gedachte Präfektur ist in keiner Weise von dem Bisthum Angola getrennt, dessen Jurisdiktion ganz ungeschädigt geblieben ist. Die Missionäre sind nur als Ge-

hülfen gesendet für einen Theil des ausgedehnten Landes, welches der Bischof wegen Mangel an Leuten mit Seelsorgern nicht zu versehen im Stande ist. Die Verordnung von 1726 welche die Beziehungen der Missionäre zum Bischof regelt, gibt selbst die ausdrückliche Erklärung „salva Antistitis Angolensis jurisdictione“. Sie beschränken somit keineswegs die bischöfliche Gewalt, sie schaffen ihm nur die für seinen ungeheuren Wirkungskreis nöthige Hülfe.

Wenn endlich Herr Levy auch noch zu verstehen gibt, daß die Politik an dieser Frage einen Hauptantheil habe, so muß man ihm entgegnen, daß es sich da um eine von jeder politischen oder nationalen Beziehung ganz unabhängige Angelegenheit handle. Die Kapuziner aus italienischen Klöstern haben auch vorher die fragliche Präfektur innegehabt ohne daß das portugiesische Element sich jemals über widrige Einflüsse zu beklagen gehabt hätte. In gleicher Weise sind die jetzigen Missionäre über jeden Verdacht erhaben. Die Missions-Bezirke in Afrika gehören ebenso verschiedenen Nationen an wie in Amerika, und es hat sich in dieser Beziehung niemals ein Anstand ergeben.

Da nun im Angesicht dieser Sachlage und unangesehen aller für das Vorgehen des heiligen Stuhles sprechenden Gründe die portugiesische Regierung es dennoch für angemessen erachtet hat den Cortes das Versprechen zu geben, daß sie in Rom Protest erheben werde: so ist dieß ein neuer Beweis von dem gehässigen Geiste, der sich in Lissabon jedesmal geltend macht, wenn der Papst im Interesse der katholischen Kirche auf seinen Rechten besteht. Es zeigt sich hier wieder jene nationale Engherzigkeit und jener falsche Liberalismus, welcher die Regierung seinerzeit auch zur Austreibung der barmherzigen Schwestern veranlaßt hat die sonst in der ganzen civilisirten Welt begehrt und verehrt sind. Der Widerwille der gegenwärtigen Staatsmänner Portugals gegen die Congregationen erklärt sich übrigens leicht genug aus dem Umstand, daß es ihnen nie gelang diese Körperschaften zu blinden Werkzeugen ihrer bedauerlichen Theorien und Ca-

pricen zu machen, wonach alle geistliche Gewalt in der Hand der zeitweiligen Machthaber aufgehen sollte.

Alles was in Portugal Anspruch macht auf die Bildung des Jahrhunderts, kennt in religiöser und kirchlicher Beziehung keinen andern Standpunkt als den der Verblendung und des rationalistischen Fanatismus, auf dem Frankreich im vorigen Jahrhundert stand. Die portugiesischen Zustände bieten hierin auffallende Vergleichungspunkte mit den österreichischen, wenn nicht mit denen des heutigen Oesterreichs so jedenfalls mit dem von 1848. Hiezu kommt die moralische Versunkenheit die wenigstens der Gesellschaft von Lissabon so ziemlich den gleichen Rang mit der von Bucharest anweist. Diese Immoralität hat natürlich großen Antheil an der Feindseligkeit, welche die höhern Schichten der Bevölkerung einer Kirche erweisen der man zwar angehören will, deren Vorschriften aber für gewisse Lebensgewohnheiten allzu unbequem sind. Daher war auch die Beurtheilung der Encyklika nirgends so bornirt und absurd wie hier, und zwar nicht bloß bei den Eingebornen. Die Atmosphäre ist eben hier schon ganz heidnisch.

Die liberale Presse in ihrer Gesammtheit ermangelt nie diesem bornirten und unduldsamen Geiste neue Nahrung zuzuführen, so oft der Staat in seinem Gefühle der Allmacht den Rechten des heiligen Stuhles den Krieg erklären zu müssen glaubt, sei es nun im eigentlichen Portugal oder in Afrika oder in Asien.

Was Asien betrifft, so sind die Beziehungen der Kirche zum portugiesischen Gouvernement gleichfalls durchaus getrübt, und da die Presse sowohl als die Cortes von Zeit zu Zeit mit der Frage sich beschäftigen und mit steigender Verbissenheit darauf zurückkommen, so erachte ich es nicht für unnütz auch diesen Punkt der Aufmerksamkeit des auswärtigen Publikums zu empfehlen.

Wie bekannt haben die Päpste Alexander VI. und Leo X., indem sie die Krone Portugal bei dem Besitz ihrer neuen Entdeckungen bestätigten und die Pflicht der Verbreitung des Glaubens dem Christus-Orden auftrugen, die portugiesischen

hülfen gesendet für einen Theil des ausgedehnten Landes, welches der Bischof wegen Mangel an Leuten mit Seelsorgern nicht zu versehen im Stande ist. Die Verordnung von 1726 welche die Beziehungen der Missionäre zum Bischof regelt, gibt selbst die ausdrückliche Erklärung „salva Antistitis Angolensis jurisdictione". Sie beschränken somit keineswegs die bischöfliche Gewalt, sie schaffen ihm nur die für seinen ungeheuren Wirkungskreis nöthige Hülfe.

Wenn endlich Herr Levy auch noch zu verstehen gibt, daß die Politik an dieser Frage einen Hauptantheil habe, so muß man ihm entgegnen, daß es sich da um eine von jeder politischen oder nationalen Beziehung ganz unabhängige Angelegenheit handle. Die Kapuziner aus italienischen Klöstern haben auch vorher die fragliche Präfektur innegehabt ohne daß das portugiesische Element sich jemals über widrige Einflüsse zu beklagen gehabt hätte. In gleicher Weise sind die jetzigen Missionäre über jeden Verdacht erhaben. Die Missions-Bezirke in Afrika gehören ebenso verschiedenen Nationen an wie in Amerika, und es hat sich in dieser Beziehung niemals ein Anstand ergeben.

Da nun im Angesicht dieser Sachlage und unangesehen aller für das Vorgehen des heiligen Stuhles sprechenden Gründe die portugiesische Regierung es dennoch für angemessen erachtet hat den Cortes das Versprechen zu geben, daß sie in Rom Protest erheben werde: so ist dieß ein neuer Beweis von dem gehässigen Geiste, der sich in Lissabon jedesmal geltend macht, wenn der Papst im Interesse der katholischen Kirche auf seinen Rechten besteht. Es zeigt sich hier wieder jene nationale Engherzigkeit und jener falsche Liberalismus, welcher die Regierung seinerzeit auch zur Austreibung der barmherzigen Schwestern veranlaßt hat die sonst in der ganzen civilisirten Welt begehrt und verehrt sind. Der Widerwille der gegenwärtigen Staatsmänner Portugals gegen die Congregationen erklärt sich übrigens leicht genug aus dem Umstand, daß es ihnen nie gelang diese Körperschaften zu blinden Werkzeugen ihrer bedauerlichen Theorien und Ca-

pricen zu machen, wonach alle geistliche Gewalt in der Hand der zeitweiligen Machthaber aufgehen sollte.

Alles was in Portugal Anspruch macht auf die Bildung des Jahrhunderts, kennt in religiöser und kirchlicher Beziehung keinen andern Standpunkt als den der Verblendung und des rationalistischen Fanatismus, auf dem Frankreich im vorigen Jahrhundert stand. Die portugiesischen Zustände bieten hierin auffallende Vergleichungspunkte mit den österreichischen, wenn nicht mit denen des heutigen Oesterreichs so jedenfalls mit dem von 1848. Hiezu kommt die moralische Versunkenheit die wenigstens der Gesellschaft von Lissabon so ziemlich den gleichen Rang mit der von Bucharest anweist. Diese Immoralität hat natürlich großen Antheil an der Feindseligkeit, welche die höhern Schichten der Bevölkerung einer Kirche erweisen der man zwar angehören will, deren Vorschriften aber für gewisse Lebensgewohnheiten allzu unbequem sind. Daher war auch die Beurtheilung der Encyklika nirgends so bornirt und absurd wie hier, und zwar nicht bloß bei den Eingebornen. Die Atmosphäre ist eben hier schon ganz heidnisch.

Die liberale Presse in ihrer Gesammtheit ermangelt nie diesem bornirten und unduldsamen Geiste neue Nahrung zuzuführen, so oft der Staat in seinem Gefühle der Allmacht den Rechten des heiligen Stuhles den Krieg erklären zu müssen glaubt, sei es nun im eigentlichen Portugal oder in Afrika oder in Asien.

Was Asien betrifft, so sind die Beziehungen der Kirche zum portugiesischen Gouvernement gleichfalls durchaus getrübt, und da die Presse sowohl als die Cortes von Zeit zu Zeit mit der Frage sich beschäftigen und mit steigender Verbissenheit darauf zurückkommen, so erachte ich es nicht für unnütz auch diesen Punkt der Aufmerksamkeit des auswärtigen Publikums zu empfehlen.

Wie bekannt haben die Päpste Alexander VI. und Leo X., indem sie die Krone Portugal bei dem Besitz ihrer neuen Entdeckungen bestätigten und die Pflicht der Verbreitung des Glaubens dem Christus-Orden auftrugen, die portugiesischen

Könige mit dem Patronat von Indien bekleidet. Dessen Gebiet wurde von Paul III., als er 1534 das Bisthum Goa gründete, vom Cap der guten Hoffnung bis nach China ausgedehnt, wobei der König die Aufgabe übernahm als Patron die Dotation der neuen Diöcesen zu besorgen. Durch den heiligen Franz Xavier erreichten die Bekehrungen eine so große Zahl, daß man die ursprüngliche Diöcese in drei Sprengel theilen und noch ein viertes Bisthum zu Macao gründen mußte.

Der heilsame und ausgebreitete Einfluß dieser Bisthümer ist berühmt geworden; aber der Verfall trat in dem Augenblicke ein wo Portugal selbst zu sinken begann. Den Hauptschlag gegen die geistige Blüthe der Colonien hat abermals der Marquis Pombal geführt, indem er den Orden unterdrückte dessen Eifer und Einsicht niemals seines Gleichen hatte — den Orden der Jesuiten. Die steigende Gleichgültigkeit der Regierung des Mutterlandes that das Uebrige. Es kam dahin, daß sie mehrere Bisthümer ihres Patronats gar nicht mehr besetzte, und ihr Klerus von dem allgemeinen Verderben mit fortgerissen, verlor endlich jedes moralische Ansehen.

Die Mißhelligkeiten welche sich daraus ergaben, veranlaßten zuletzt den heiligen Stuhl zur Selbsthülfe zu greifen, und sich in Asien unmittelbar vertreten zu lassen durch außerordentliche Missionen und apostolische Vikare. Da dieselben die Autorität des Stuhles von Goa anzuerkennen verweigerten, so entstand in Indien eine Art von Schisma, welches die dortigen Christen in zwei erbitterte Parteien spaltete. Das dauerte bis in die neueste Zeit wo die Cortes so weit gingen eine feierliche Erklärung zu beschließen: daß gewisse portugiesische Priester welche sich durch ihren Trotz gegen die Anordnungen des heiligen Stuhles besonders hervorthaten, um das Vaterland sich wohl verdient gemacht hätten.

Alle diese Kämpfe, so unendlich nachtheilig für die Interessen des Katholicismus, übten auch auf die politische An-

torität der portugiesischen Regierung die schädlichste Rückwirkung aus; denn die kirchliche Gesinnung war immer ihr bester Bundesgenosse gewesen. Im Angesichte der unverkennbaren Gefahr schlossen endlich die zwei streitenden Parteien das Concordat von 1857. Im Jahre 1860 erhielt dasselbe die nach Art. 10 der Zusatz-Akte zur Constitution unerläßliche Genehmigung der Cortes.

Kraft dieser Uebereinkunft wird das Patronat des Orients der portugiesischen Krone wieder zuerkannt; als Suffragane des Primatialstuhls von Goa für das portugiesische und englische Indien sollen die Bischöfe von Cranganor, Cochin, Meliapur und Malacca, für China der von Macao gelten, letzterer mit der Provinz Canton und den benachbarten Inseln, ausgenommen Hongkong und das Gebiet von Quamsi. Ueberdieß sollten in Jahresfrist nach der Ratifikation vier neue Bisthümer errichtet werden, und jede der contrahirenden Parteien sollte einen Commissär an Ort und Stelle senden zur Umschreibung der neuen Diöcesen. Die portugiesische Regierung verpflichtete sich zugleich die Zahl würdiger und zur Missionsarbeit geeigneter Priester zu vermehren, wogegen der heilige Stuhl dem Erzbischof von Goa sowie für die Wiederbesetzung der verschiedenen, seit langer Zeit erledigten Bischofssitze die Bestätigung zusicherte.

Aber die Jahresfrist verlief ohne daß Portugal das Mindeste that, um seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, und so blieb es auch in den nächsten Jahren. Der Commissär welchen der heilige Stuhl laut des Vertrags nach Indien gesendet hatte, starb ohne seinen Zweck zu erreichen. Der Papst von der Nutzlosigkeit der Sendung überzeugt, weigerte sich einen zweiten Commissär zu schicken. Die vier Bisthümer waren bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebiets nach wie vor außer Stand den religiösen Bedürfnissen der Bewohner zu genügen; überdieß erwies sich der Klerus von Goa weder durch Bildung noch Moralität den Anforderungen des heiligen Stuhles gewachsen, um so weniger als er sich einer zahlreichen Bevölkerung von Muselmanen

und Protestanten gegenüber sieht, die nicht weniger miß-trauisch als böswillig sind.

Da der heilige Stuhl endlich wahrnahm, daß die portugiesischen Seminarien nicht einmal die Diöcesen des Mutterlandes ausreichend mit Priestern zu versehen vermochten, somit für die Colonien noch weniger thun konnten, so beschloß er den Sprengel von Macao nicht nur nicht zu erweitern sondern vielmehr auf den Distrikt Macao und die benachbarten Inseln einzuschränken, und zwar für solange bis die portugiesische Regierung ihrer Verpflichtung nachgekommen wäre, würdige und fähige Missionäre in hinreichender Zahl zu schicken zum Ersatz der Lücken und Mängel. Unter dem 3. August 1861 richtete der heilige Vater selbst ein eingehendes Schreiben an Se. allergetreueste Majestät worin Er die Gründe seiner Maßnahmen erschöpfend entwickelte.

Der König theilte das Schreiben dem Herzog von Loulé mit, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, und dieser legte es dem Staatsrath vor. Hier verursachte der Inhalt des Briefs zwar große Bewegung, doch wollte der hohe Rath nicht Partei nehmen für den Minister der Colonien, Mendez Leal, worauf letzterer seine Entlassung einreichte. Seitdem hat nichts mehr verlautet von dem Briefe. Als der päpstliche Nuntius wegen der Erwiderung anfragte, erhielt er zur Antwort: der Brief sei verloren gegangen. Das allein wäre genug, um die noble Manier zu kennzeichnen, welche die Regierung Sr. allergetreuesten Majestät gegen den heiligen Stuhl zu beobachten pflegt.

Schließlich hat Cardinal Antonelli alle Thatsachen und Nachweisungen des päpstlichen Briefes in einer officiellen Note an den apostolischen Nuntius in Lissabon wieder vorgebracht. Die Note ist datirt vom 13. Nov. 1866 und sie ist deshalb wichtig weil sie alle Differenzpunkte zwischen dem heiligen Stuhl und der portugiesischen Regierung in ihr wahres Licht setzt. Auch sie ist ohne Antwort geblieben. Ja, sie findet sich nicht einmal in dem Blaubuch, das der Minister Casal Ribeiro vor einiger Zeit veröffentlicht und

den Cortes feierlich vorgelegt hat. Die Cortes wußten auch nichts darüber zu sagen.

Die Lage der Kirche im eigentlichen Portugal ist die der vollständigsten Abhängigkeit. In diesem Punkte wenigstens hat Portugal nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Belgien, womit sich die liberale Partei ohne Unterlaß selbstgefällig vergleicht. Nachdem die Verbindung mit dem heiligen Stuhl, welche in Folge der revolutionären Maßregeln gegen den Klerus im Beginn der constitutionellen Aera unterbrochen worden war, wieder hergestellt wurde, fanden verschiedene Versuche statt der Kirche etwas mehr Freiheit wiederzugeben. Zuerst durch die Sendung des Msgr. Cappacini. Er erreichte fast nichts; außer der Zulassung der sogenannten Capitular-Vikare für erledigte Diöcesen, oder für solche deren Bischöfe sich den revolutionären Gewaltthaten durch die Flucht hatten entziehen müssen.

Sein Nachfolger Msgr. di Pietro erzielte zwar einige individuellen Erleichterungen. Es gelang ihm sogar über verschiedene Punkte und namentlich über die Frage von den Klöstern eine Convention abzuschließen. Aber die Regierung zögerte nicht den Vertrag in seinem wesentlichsten Inhalt zu brechen. Anstatt versprochener Maßen eine bedeutende Zahl der noch bestehenden Klöster unangetastet zu lassen, und die anderen nur mit Genehmigung des heiligen Stuhles aufzuheben, wurden die meisten willkürlich unterdrückt und ihre Güter um jeden Preis verschleudert. Die Geschichte dieser Klosteraufhebung bildet eine Kette von Betrügereien, Unterschlagungen und Scandalen, dergleichen seit der französischen Revolution nie mehr erhört worden waren.

Der Werth der Klostergüter wurde in Einschreibungen auf die öffentliche Schuld verwandelt, welche nach der Zusicherung der Regierung amortisirt und deren Zinsen alljährig bezahlt werden sollten. Aber auch dieses den Klöstern in aller legalen Form gegebene Versprechen war nichts als Täuscherei. Denn jedesmal wenn die Regierung wieder einen Convent über Bord werfen wollte, brauchte sie nur die Be-

zahlung der Interessen einzustellen. So zwang sie die Religiosen ihr ausgehungertes Kloster zu verlassen und in einem anderen Unterkunft zu suchen. Um das Maß dieser Ungerechtigkeiten voll zu machen, ist es seit dem Anbruch der neuen Aera bis auf den heutigen Tag keiner Congregation erlaubt gewesen Novizen aufzunehmen. So hat man die Grundlagen des Katholicismus untergraben. Ich brauche somit auch nicht weiter auseinanderzusetzen, wie verderblich dieser haßerfüllte Minenkrieg gegen alle religiösen Gemeinschaften ohne Ausnahme für das Volk gewesen ist, wie er namentlich die Mittel der helfenden Liebe und der Erziehung der niedern Classen verkürzt hat. Daher kommt es besonders, daß der Bettel eine wahre Landplage geworden ist, in einer Ausdehnung wie sie sich sonst nirgends findet. Die Cortes selbst und die Regierung haben die Plage öffentlich eingestanden und man bemüht sich vergebens die alten Zufluchtsstätten der Armuth durch philanthropische Vereinigungen zu ersetzen.

Ich kann meine Schilderung nicht schließen ohne zu erwähnen, daß der freie Verkehr der Bischöfe mit Rom untersagt ist, daß das Placet mit aller Strenge gehandhabt wird, und daß die Einrichtung wie die Verwaltung der Seminarien dem berechtigten Einfluß der Bischöfe so vollständig entzogen ist, daß die Regierung nicht bloß alle Professoren sondern auch die Präfekten und Aufseher bis auf den letzten herab ernennt. Ebenso bestimmt sie die Lehrbücher, und ein großer Theil dieser vorgeschriebenen Bücher steht auf dem Index.

Die Geistlichen welche aus solchen Seminarien hervorgehen, sind beschaffen wie überall wo der Staat sich der Rechte der Kirche anmaßt. Es sind arme Herren denen jedes Gefühl ihrer hohen Aufgabe abhanden gekommen ist; aller Wissenschaft baar sind sie gehorsame Verrichter des Staats der sich ihrer bedient zur Beeinflussung der Wahlen, und sie befördert je nach den Diensten welche sie der herrschenden Partei in der schamlosen Ausbeutung des armen portugiesischen Volkes zu leisten vermögen. In diesem Augenblicke wo es gälte eine gefährliche Bewegung zu Gunsten der

ivilehe zu bekämpfen, wagen die Bischöfe, auch den muthig-
ten, den von Porto nicht ausgenommen, bloß schüchterne
inwendungen zu machen. Im ganzen Königreich hat nur
in einziger bedeutender Mann, der Herzog von Saldanha,
en Muth gehabt in einer Broschüre gegen das Projekt
ffentlich aufzutreten, und diese Schrift hat unglücklicher
Weise für die Theologie ungefähr ebenso viel Gewicht wie
ie Broschüre des Herzogs über die Homöopathie für die
edicinische Wissenschaft.

Es wird in Portugal unfehlbar gehen wie immer bei
en katholischen Völkern: die Kirche sinkt, aber die Religion
türzt unverweilt nach. Es ist wahr, daß die Kirche bis
etzt aus den Völkern nicht Engel gemacht hat; aber sie
ann wenigstens verhindern daß sie nicht wieder Barbaren
erden à la Mexiko. Bisher hat das portugiesische Volk von
inem Glauben gelebt und von dem Erbe ehrwürdiger, durch
ine Ahnen überkommener Traditionen. Sobald einmal
ieser Fond erschöpft ist, wird Europa das Schauspiel eines
Volkes vor sich sehen, bei dem die afrikanische Natur wieder
ie Oberhand gewinnt.

Sicherlich wird die Freimaurerei — und der Herzog von
oulé als ihr Großmeister — diesem noch immer katholischen
Volke den Verlust des Glaubens nicht ersetzen, in dem seine
rste und wahrhafte Civilisation wurzelte, während die neue
ivilisation, die man dem Volke beizubringen sich rühmt,
rstaunlich leicht mit jeder Art innerer Rohheit sich verträgt.
Insbesondere nimmt diese Civilisation keinerlei Anstoß an
ener Frechheit, welche die große Welt in Portugal mehr
und mehr zur Halbwelt erniedrigt, und die hochgestellte Mai-
tresse wenigstens ebenso feiert wie die ehrbare Frau*). Man

*) Die Frau des Gesandten einer der großen Mächte ist in ihrer
wahren Eigenschaft notorisch und doch wird sie allenthalben mit
Auszeichnung empfangen. So haben auch im vergangenen Winter
die vornehmsten Familien von Lissabon, wie die Marquise von
Vianna und die Gräfin Penafiel, glänzende Feste veranstaltet für

kann sagen: die Demi-Monde in Portugal fängt mit der Baronesse an. Der Scandal in der Gesellschaft von Lissabon ist so arg und endlos, daß er einer Steigerung nicht mehr fähig scheint, und wäre nicht das arme Volk, so wäre allerdings der Priester hier ganz überflüssig und ersetzt durch die Göttin der Vernunft.

So denkt auch offenbar der Hof. Der kunstfreundliche König-Gemahl, Vater der regierenden Majestät, gibt seinem Sohn und dem Volke das schlechteste Beispiel, indem er öffentlich und ohne die mindeste Scheu mit einer gewissen Madame Häusler, einer alten Sängerin, lebt. Obgleich durch seine Umgänglichkeit sehr populär in Lissabon, hat er doch niemals im Innern des Landes das mindeste Ansehen genossen, ebenso wenig bei seinem Sohn und seiner Schwiegertochter welche ihn äußerst geringschätzig behandelt. Kalter Egoist durch und durch hat er in dieser Beziehung die sprechendste Aehnlichkeit mit dem verstorbenen König Leopold von Belgien.

Die Königin verläugnet die Herkunft von dem Hofe ihres würdigen Vaters, des Königs Viktor Emmanuel, nicht. Sie ist mit viel Verstand begabt, aber sie verhehlt so wenig ihren Widerwillen gegen die Portugiesen und zeigt so wenig Erziehung, daß bereits mehrere von den angesehensten Hof-Herren ihre Entlassung gegeben haben wie die Marquis de la Fronteira und von Sabugosa. Ihr eiserner Wille beherrscht den König der ein unbedeutender Mensch ist, ganz und gar; beim Volke gilt sie als „Närrin“, wegen der Nervenzufälle denen sie ausgesetzt ist, sobald irgend etwas nicht nach ihrem Kopfe geht. Jüngst hat man sie allein in's Ausland verreisen lassen müssen, aus Furcht sie möchte den Verstand

---

die Baronin d' Ortega, Gemahlin des portugiesischen Consuls in Madrid und anerkannte Maitresse des Herzogs von Alba. Die Dame war zur Bestattung ihres wirklichen Liebhabers, der in Madrid gestorben war aber in seiner Vaterstadt begraben wurde, nach Lissabon gekommen.

verlieren. Mit einem Wort: abgerechnet den Unterschied der Zeiten, erinnert sie lebhaft an jene berüchtigte Königin von Portugal, savoyische Princessin wie sie, die ihren Mann entthronte um dessen Bruder zu heirathen, und den erstern 15 Jahre lang im Schloß von Cintra gefangen hielt.

Inzwischen beginnt eine unbestimmte Unruhe über seine Zukunft das portugiesische Volk zu erfassen; das Mißtrauen gegen die Cortes sowohl als gegen die Minister, in deren Händen augenblicklich das Schicksal des Landes liegt, mögen sie was immer für Namen haben, verbreitet sich weiter und weiter. Man fängt an ganz laut zu sagen, daß die officielle Welt sich mit Jedem versteht der die Mittel hat sie auf die Seite zu bringen, und daß daher Jedermann vom Militärdienst befreit seyn kann, mit Ausnahme derer die nichts zu geben haben; daß bei der Bezahlung der Steuern es wieder der Reiche sei, der in zahllosen Fällen sich davonzuschrauben vermöge; daß alle die Projekte zur Reform der Verwaltung und der höchsten Stellen immer nur den Zweck haben das ohnehin schon zu zahlreiche Beamten-Personal abermals zu vermehren; daß es ein unverzeihlicher Luxus sei neue Eisenbahnen in einem Lande zu bauen das guter Landstraßen gänzlich entbehre. U. s. w.

Kurz: die Unzufriedenheit des portugiesischen Volkes ist unstreitig groß und wohl begründet. Das Interesse für die Dynastie und die Constitution ist völlig null, so daß ich glaube, der Marschall von Saldanha, der trotz seiner Fehler immer noch die einzige Illustration des Landes ist, dürfte nur zu Pferd steigen und ein Pronunciamento erlassen, um sofort die Dynastie sammt der Constitution umzustürzen. Denn beide haben keine Wurzeln im Lande, weil beide wesentlich antinational sind.

Die parlamentarische Regierung hat, trotz der unermeßlichen Wohlthaten womit sie nach Aussage gewisser Preßorgane das Land jeden Tag überschüttet, nicht vermocht das portugiesische Volk zu verjüngen, so wenig als es die Wiedergeburt der Spanier bewirkt hat. Freilich wird nach meiner

festen Ueberzeugung überhaupt kein System im Stande seyn dieses Resultat herbeizuführen. Beide Länder konnten eine große Rolle spielen, solange ihre besondere Richtung im Einklang stand mit der allgemeinen und herrschenden Richtung des Jahrhunderts; damals als es eine neue Welt zu entdecken und durch die Ausbeutung derselben Reichthümer wie Macht zu erwerben galt.

Seitdem es aber, um dahin zu gelangen, nur mehr Einen Hauptweg gibt, nämlich die Anstrengung der täglichen Arbeit, mußten diese Nationen herabsteigen von der Höhe, worauf ihr ritterlicher und abenteuernder Geist, sowie dessen außerordentliche, aber immerhin nur zeitweiligen und sprungweisen Kraftäußerungen sie gestellt hatten. Nachdem auch noch der tief religiöse Sinn welcher seit ihrer Befreiung vom Joch der Mauren die Grundlage des gesammten politischen und socialen Lebens beider Nationen gebildet hatte, zu schwinden begann, Dank der Blindheit der Regierungen, aber fast mehr noch in Folge der grenzenlosen Corruption des Adels — mußte nothwendig der ganze Organismus des Staats viel mehr darunter leiden als in andern Ländern, wo die Staatsmacht auf andern Fundamenten ruht und die natürliche Energie des Volks den Verfall der Religiosität überdauerte.

Die Wiedergeburt dieses Landes wird nach meiner Ansicht weder von neuen Gesetzen noch von neuen Dynastien kommen, aber vielleicht von einer andern Race, wohlverstanden von einer Race von wesentlich verschiedener Naturanlage, und somit fähig ihre moralische Superiorität zu behaupten. Bis dahin wird das portugiesische Volk fortfahren zu vegetiren, manchmal im Einzelnen und Kleinen sogar einen Fortschritt zu machen, während die Brüsseler „Indépendance“, im Schlepptau der liberalen Presse Portugals, fortfahren wird ihre Leser von den gewaltigen Fortschritten zu unterhalten, welche die Cortes durch den alljährlichen Platzregen ihrer neuen Gesetze hervorzuzaubern wüßten — Gesetze die selten in's Leben treten und dann bloß zur Hälfte.

XXXIV.

War Shakespeare Katholik?

(Fortsetzung.)

Noch deutlicher ist die Beseitigung der sonst auf der englischen Bühne jener Zeit herrschenden unbedingt antikatholischen Polemik, und das Einschlagen einer andern, den Katholiken günstigern Richtung in Shakespeare's Heinrich VIII. Der hierüber handelnde Abschnitt des Buches von Rio bildet einen sehr bemerkenswerthen Theil desselben (p. 199 — 262, Uebers. S. 180—236). Mögen darin auch einzelne Punkte zu berichtigen seyn, mag Einzelnes was nur hypothetisch ist, zu kategorisch ausgesprochen werden: der Geist im Ganzen, der Gesammteindruck und Gesammtcharakter dieses historischen Stückes ist hier wahrer aufgefaßt und anschaulicher dargestellt, als es sonst bisher geschehen zu seyn scheint.

Heinrich VIII. ist der Vater des englischen Protestantismus. Obgleich er für sich nur die kirchliche Suprematie des römischen Stuhles stürzte, indem er seine eigene an deren Stelle setzte, und die Klöster unterdrückte, in allem Uebrigen aber streng an der katholischen Lehre hielt; so konnte doch nach diesen Anfängen, und bei der Fortsetzung der hiebei angewendeten Mittel, der völlige Ruin der katholischen Kirche in England nicht ausbleiben. Als Shakespeare für die englische Bühne schrieb, war dieses Ziel, etwa ein halbes Jahrhundert

nach jenen ersten Anfängen, längst erreicht: der Protestantismus herrschte triumphirend im Leben und auf der Bühne; die alte katholische Kirche und ihre Anhänger waren unterdrückt, ein Gegenstand des Hasses und des Spottes. Es fragt sich also zuerst: in welchem Geiste, in welcher Richtung mußte unter diesen Umständen ein Theaterdichter der damaligen Bühne die Geschichte des Vaters der Königin Elisabeth auffassen und dem englischen Theaterpublikum vorführen?

König Heinrich VIII. mußte nach der damals herrschenden protestantischen Auffassung in einem möglichst günstigen Lichte dargestellt werden; seine Ehescheidung von seiner Gemahlin als ganz berechtigt; zur Rechtfertigung der von ihm eingeführten königlichen Suprematie über Religion und Gewissen sowie seiner Zerstörung und Beraubung der Klöster mußte das Papstthum und seine Organe herabgewürdigt, mußten das Institut und der Zustand des Mönchthums als verwerflich dargestellt werden. Die Königin Katharina mußte so wenig als möglich hervortreten und, wo sie hervortrat, in einem möglichst ungünstigen Lichte gezeigt werden. In demselben Verhältnisse mußten die übrigen dramatischen Figuren und Charaktere des Stückes von dem Dichter behandelt werden, je nachdem sie der einen oder der andern Seite zugewendet waren. Man denke sich nur, wie jetzt ein protestantisch-liberaler dramatischer Dichter in Deutschland dieses Sujet behandeln würde; wie er Heinrich VIII. als den Begründer einer neuen Aera, als den siegreichen Bekämpfer der Tyrannei des Papstthumes und des Mönchthums, Katharina dagegen als ein beschränkt bigottes, widerwärtiges Wesen darstellen würde. In jener Periode Elisabeths waren aber die confessionellen Gegensätze noch schroffer als jetzt. So wurde denn auch von den populärsten englischen Geschichtschreibern und von Dichtern dieser Zeit Heinrich VIII. nicht bloß entschuldigt, sondern mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen gepriesen. Rio weist dieses im Einzelnen nach (p. 202, Uebers. 181 ff.). Von Stücken der englischen Bühne gehören hieher

Heinrich VIII. von Bale, welches sich nur theilweise erhalten hat, und ein Stück von Samuel Rowley: When you see me, you know me; or the famous chronicle of king Henry VIII.*).

Was finden wir nun dagegen in Shakespeare's Heinrich VIII.? So ziemlich das gerade Gegentheil von jener protestantischen Auffassung und Behandlung der Geschichte dieses Königs; jedenfalls etwas ganz Anderes. Heinrich VIII. wird nicht gepriesen, und die Hauptperson ist nicht er, sondern die verstoßene Königin Katharina. Heinrich VIII. hatte in der frühern Zeit seiner Regierung, in welche die hier dargestellten Handlungen fallen (1521 bis 1534), die schlechten Eigenschaften seines Charakters noch nicht so gezeigt wie später, als er anfing von seiner geistlichen Suprematie den vollen tyrannischen Gebrauch zu machen; als er die Klöster zerstörte, ihre Bewohner erbarmungslos dem Elende preisgab; die Anhänger der alten Kirche und des deutschen Protestantismus mit gleicher Grausamkeit als Ketzer hinrichten ließ. So hatte der Dichter keine Gelegenheit den König in seiner Furchtbarkeit und Abscheulichkeit zu zeigen; er erscheint daher hier in einem mildern Lichte. Doch hat Shakespeare ihm nicht geschmeichelt; sondern neben den ausgezeichneten Anlagen und einzelnen guten Eigenschaften die er hatte, deutet er genugsam seine Fehler an, die sich später so furchtbar entwickelten und steigerten. Neben dem Verstand und der Thätigkeit, welche der König in den Scenen zeigt wo er mit Regierungsgeschäften zu thun hat, zeigt er eine auffahrende Heftigkeit**) und eine schonungslose Härte, welche der Gnade

---

*) Gedruckt 1605. Nach der Vermuthung eines englischen Kritikers (Boswell) ist auf dieses Stück in dem Prolog des Shakespear'schen Heinrich VIII. angespielt, da wo von Zuschauern die Rede ist, die nur an Späßen und lärmendem Spektakel ihr Vergnügen finden: denn in der Art soll das Stück von Rowley gehalten seyn.

**) So bei dem Eintreten Norfolks und Suffolks in sein Gemach

unzugänglich ist. So in der Anklagesache gegen den Herzog von Buckingham. Der Fall Buckinghams steht mit der Haupthandlung in keinem nothwendigen Zusammenhange. Es hat daher die Vermuthung Rio's hierüber viel für sich. Rio vermuthet nämlich, der Dichter habe das Schicksal Buckinghams in sein Stück aufgenommen aus Theilnahme und zur Erinnerung des kurz vorher hingerichteten Grafen Essex. Will man dieses nicht gelten lassen, so muß man annehmen, daß diese Episode von dem Dichter aufgenommen worden ist, außer dem dramatischen Interesse welches die Person und das Schicksal Buckinghams an sich erregt, einmal um das feindselige Verhältniß des hohen englischen Adels gegen den jetzt alles beherrschenden Emporkömmling Wolsey zu schildern; besonders aber auch zur Charakterisirung des Königs. Obgleich hier nämlich so Vieles für die Gnade sprach, selbst wenn die Angaben des anklagenden Haushofmeisters als wahr angenommen wurden, und obgleich die Königin Katharina den Gemahl zur Vorsicht und Milde mahnt (Akt I. Sc. 2), so ist doch Heinrich sogleich jetzt schon fest entschlossen, Buckingham nicht zu begnadigen.

Die Gründe der Ehescheidung legt der König mit Geschick und Würde dar (Akt IV. Sc. 2). Aber der Dichter entlarvt diese Heuchelei durch Aeußerungen, die er andern Personen in den Mund legt. Auf die Worte des Lord-Kämmerers über den Grund der Scheidung:

Es scheint die Eh' mit seines Bruders Weib
Kam dem Gewissen allzu nah' —

läßt Shakespeare den Lord Suffolk sagen:

Nein, sein Gewissen
Kam einer andern Frau zu nah'.

Und bei dem Krönungszuge der Königin Anna ruft ein Edelmann bei dem Anblicke ihrer Reize aus (Akt IV. Sc. 2):

Ich tadle sein Gewissen nicht.

(Akt II. Sc. 2): Who is there? ha! — Who am J? ha! Vgl. III, 2. Suffolk: J do assure you, The king cry'd ha! at this.

Wie erscheint aber dagegen des Königs Gemahlin Katharina? Nicht bloß nimmt ihre Rolle der Ausdehnung nach in den vier ersten Akten den ersten Platz ein, sondern der Dichter stellt sie auch ihrem innern Charakter nach als ein Ideal von Frauentugend und Frauenwürde auf. Er thut dieses in einer Weise, daß die Herzen mit der innigsten Theilnahme und Rührung erfüllt werden. Sogleich bei ihrem ersten Auftreten (Akt I. Sc. 2) macht sie die Fürsprecherin für das durch ungerechte Steuern gedrückte Volk mit ebenso viel Verstand und Takt dem König gegenüber, als mit Muth gegenüber dem Cardinal Wolsey. Bei der Anklage gegen Buckingham mahnt sie zur Vorsicht und Milde. Wie rührend und erhaben steht sie da bei der Verhandlung des Scheidungsprocesses (Akt II. Sc. 4), sowie nach ihrer Scheidung in der Krankheit und in der Nähe des Todes (Akt IV. Sc. 2)! Wie besonnen und würdig bei der Unterredung mit den Cardinälen Wolsey und Campejus (Akt III. Sc. 1)! Mit dieser unmittelbaren Darstellung verbindet der Dichter die entsprechenden Urtheile anderer Personen über Katharina. So bei der ersten Erwähnung des Gerüchtes der Scheidung in dem Gespräche der zwei Edelleute (Akt II. Sc. 1); in dem bewundernden Urtheile Norfolks über sie (Akt II. Sc. 2); ja in den Worten Königs Heinrich selbst, die so gehalten sind, daß sie nicht ein Ausfluß gewohnter Heuchelei zu seyn scheinen, sondern der Ausdruck einer Ueberzeugung die von dem Eindrucke der wahren Tugend überwältigt ist (Akt II. Sc. 4). In solcher Verklärung strahlt Katharina als Frau und Königin, wodurch um so mehr ein dunkler Schatten auf den König und auf ihre Nebenbuhlerin fällt. Aber Katharina war auch zugleich eine fromme und eifrige Katholikin, und während Andere nicht genug von ihrem übertriebenen und widerwärtigen katholischen Bigottismus erzählen können und auch dadurch ihre Verstoßung rechtfertigen, läßt sich Shakespeare dadurch nicht abhalten, diese katholische Frau so hoch zu stellen. War

dieß von einem Protestanten in der Zeit Elisabeths zu erwarten? Konnte ein solcher, wenn er auch die Tugenden Katharina's neben ihrem katholischen Glaubenseifer anerkannte, was von Vielen geschah, auf den Gedanken kommen ihre Person zu einer solchen idealen Höhe zu erheben? Es ist auffallend, daß die frühern Erklärer und Kritiker Shakespeare's vor Rio darüber schweigen. In der neuesten Zeit hat aber doch Rümelin sich nicht enthalten können folgende Bemerkung zu machen: „Bemerkenswerth ist immerhin, daß diejenige unter Shakespeare's Personen, bei welcher eine entschiedene Frömmigkeit den Grundzug des Charakters bildet, katholisch und eine Spanierin ist, die Königin Katharina, die Gemahlin Heinrich VIII.“ *).

Neben und nach der Königin Katharina behandelt Shakespeare in dem Gemälde seines historischen Drama's die Figur Wolsey's mit besonderm Interesse; jenen Cardinal der römischen Kirche, den Legat des Papstes, der nebst dem Bischof Gardiner die Verbindung mit Rom und das möglichste Festhalten an Rom repräsentirt, sowie der Erzbischof Kranmer die Richtung des deutschen Protestantismus. Der Dichter verbirgt nicht die Schattenseiten seines Charakters: seinen Stolz, seine Herrschsucht, welche auch unmoralische Mittel nicht verschmäht, sein ungeistliches Leben. Diese seine Fehler und Laster gehen aus den Aeußerungen hervor die der Dichter den Mitgliedern des hohen englischen Adels, über welchen dieser glückliche Emporkömmling sich erhoben hatte, in den Mund legt **). Seine gewichtvollste Anklägerin ist aber die

---

*) Rümelin, Shakespeare-Studien S. 178.

**) Akt I. Sc. 1 (Buckingham), II. 1 (ein Edelmann), II. 2 (Lord-Kämmerer), III. 2 (Verabredung zum Sturze Wolsey's, Abnahme des großen Siegels). Wenn der Kritiker der Edinb. Rev. p. 178 sagt, die an der letztern Stelle von Surrey dem Cardinal zugeschleuderten Worte (J'll startle you Worse than the sacring bell, when the brown wench Lay kissing in your arms, lord Car-

Königin Katharina (Akt I. Sc. 2, II. 4, IV. 2). Allein andererseits legt der Dichter auch andern Personen ein Zeugniß für Wolsey's gute Eigenschaften in den Mund. So hebt Norfolk hervor gegen den anklagenden Buckingham: der Cardinal habe sich durch eigene Kraft und eigenes Verdienst so hoch erhoben (Akt I. Sc. 1). Ein Anderer, Sir Lovell, rühmt seine Freigebigkeit (I. 3). Die Hauptsache aber ist, wie der Dichter diesen Kirchenfürsten in dem Drama selbst auftreten läßt, mit welchem Verstande, mit welcher Geschäftsgewandtheit, mit welcher Würde. Am größten steht er gerade da nach seinem Sturze. Jetzt fallen die Schuppen plötzlich von seinen Augen; jetzt erst sieht er ruhig gefaßt und klar das wahre Maß und den Werth der irdischen Dinge, und erhebt sich über sich selbst (Akt III. Sc. 2). Es ist diese idealisirende Darstellung Shakespeare's um so bemerkenswerther, weil der Cardinal nach andern Berichten sich bei seinem Sturze nicht so gefaßt zeigte. Diesen folgend schreibt Ranke*): „Als ihm das große Siegel genommen wurde, verlor er alle Haltung. Ein Ximenes oder Richelieu war Wolsey nicht. Er hatte keinen andern Rückhalt als die Gnade des Königs; ohne diese fiel er in sein Nichts zurück. Man hörte ihn jammern wie einen Knaben." Wie ganz anders faßt Shakespeare den Charakter des Cardinals und päpstlichen Legaten auf! Schon durch diese Scene mit dem Selbstgespräch und durch die Unterredung des

---

dinal) könne kein Katholik geschrieben haben, so ist er offenbar im Irrthum. Surrey spricht hier in der höchsten Aufregung, als ein heftiger Feind Wolsey's dem er den Tod seines hingerichteten Schwiegervaters, des Herzogs von Buckingham, zuschreibt. So ist dieser starke leidenschaftliche Ausfall gegen den Cardinal durch die Person und die Situation hinreichend motivirt; die heftigste Schmähung war hier am Platze. Darauf hatte der dramatische Dichter zu sehen; auf seine persönliche Gesinnung kann daraus kein Schluß gezogen werden.

*) Englische Geschichte I. 179.

Cardinals mit Cromwell hätte der Dichter bei der Nachwelt dem Kirchenfürsten eine Indemnitätsbill verschafft und seinem Andenken ein ehrendes Monument gesetzt. Er ist aber damit nicht zufrieden. Er gibt in einer folgenden Scene (Akt IV. Sc. 2), da wo Griffith der Königin Katharina von des Cardinals Tod erzählt, eine eingehende Analyse seines Charakters. Die Königin zählt wenn auch mit Milde, doch sehr offen und bestimmt seine Fehler und Sünden auf; Griffith dagegen seine Vorzüge und Tugenden, die er mit seiner Bekehrung und einem frommen Tode krönte. Dieses versöhnt denn auch die Königin mit ihm, so daß sie sagt:

Den ich zumeist gehaßt, den muß ich nun
Durch deine fromme Wahrheitslieb' und Demuth
Im Grab noch ehren.

Bei der bisher angedeuteten Darstellung des Charakters dieser beiden historischen Personen, der Königin Katharina und des Cardinal Wolsey, welcher Shakespeare offenbar ein besonderes Interesse und eine besondere Liebe zuwendet, kommt es darauf an was er davon aus historischen Quellen nahm und was er mit freier Dichtung hinzufügte. In der Rolle der Königin Katharina ist ihre Rede an den König bei den Proceßverhandlungen (Akt II. Sc. 4) aus Cavendish, dem ergebenen Diener und Biographen Wolseys; deßgleichen was sie spricht bei der Unterredung mit den Cardinälen (Akt III. Sc. 1); auch der Inhalt ihres letzten Briefes an den König (Akt IV. Sc. 2). Dagegen die Fürbitte der Königin für das durch Steuern überlastete Volk (Akt I. Sc. 2), ihre Theilnahme bei der Untersuchung gegen Buckingham (Akt I. Sc. 2) und die bewunderungswürdige Scene wo die kranke, dem Tode nahe Königin auftritt (Akt IV. Sc. 2), gehören der freien Dichtung an. Wenigstens geben die Ausleger Shakespeare's nicht, wie bei jenen andern Stellen, historische Quellen dafür an. Die ungünstige Charakterschilderung des Cardinal Wolsey, welche der Königin Katharina in den Mund gelegt wird (Akt IV. Sc. 2), ist das eigene Urtheil

des Chronikschreibers Holinshed; die Schilderung von des Cardinals guten Eigenschaften, welche Griffith entgegenstellt, ist aus Edmund Campian, dessen Worte Holinshed citirt. Herr Rio (p. 224, Uebers. 202) macht aufmerksam darauf, wie Shakespeare bei seiner Darstellung nicht die damals vorherrschenden und am meisten in Ansehen stehenden Geschichtschreiber protestantischer Färbung, sondern Cavendish und Campian benützt. Es ist charakteristisch für die Art und Weise seiner beiden Kritiker, daß sowohl der englische als der deutsche (Edinb. Rev. p. 176, Bernays S. 284) ihm tadelnd vorhalten, die betreffenden Werke von Cavendish und Campian seien damals noch gar nicht gedruckt gewesen, und die von Shakespeare benützten Stellen beider habe er aus Holinshed der dieselben aufgenommen habe; wie wenn dadurch die Behauptung Rio's, Shakespeare habe sich nicht an katholikenfeindliche protestantische Geschichtschreiber sondern an diese beiden gehalten, damit widerlegt wäre, oder wie wenn Rio nicht selbst gewußt hätte, daß Holinshed die betreffenden Stellen aus Cavendish und Campian citirt, eine Notiz welche die Ausleger Shakespeare's jedem Leser desselben entgegen bringen.

Es ist nach allem bisher Gesagten keinem Zweifel unterworfen, daß Shakespeare in seinem Heinrich VIII. die Geschichte von dessen Ehescheidung, den Charakter und die Stellung der Königin Katharina, sowie den Charakter des Cardinal-Legaten Wolsey nicht in dem protestantischen Sinn und nach der protestantischen Auffassung, welche damals in England in der Literatur, in der öffentlichen Meinung und auf dem Theater herrschte, seinerseits auffaßte und darstellte, sondern in einem entgegengesetzten, der alten Kirche günstigen Sinn, in einem katholisirenden oder katholischen Geiste.

Alles dieses gilt aber nur von den vier ersten Akten des Stückes; der fünfte Akt hat einen von den vorhergehenden ganz verschiedenen Inhalt, einen andern Geist. Derselbe enthält den Proceß gegen den der Häresie angeklagten Erz-

bischof Kranmer, den Repräsentanten der damaligen Fortschrittspartei, und die Geburt der Königin Elisabeth. Aus dem Processe geht Kranmer siegreich hervor durch die Gnade des Königs, wobei ihm großes Lob zu Theil wird; die Taufe der neugebornen Tochter gibt die Veranlassung, daß dem Erzbischof Kranmer eine Weissagung in den Mund gelegt wird, welche die schmeichelhafteste Verherrlichung der Person und der Regierung der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers, des Königs Jakob I. enthält. Es handelt sich nun zur Feststellung und Würdigung des oben angegebenen Resultates über die vier ersten Akte zunächst darum, das wahre Verhältniß des fünften Aktes zu den vorhergehenden zu ermitteln.

In einem Briefe des Sir Henry Wotton vom 13. Juli 1631 wird Nachricht gegeben von dem Brande welcher am letzten Juni dieses Jahres das Globus-Theater verzehrte, und dabei berichtet: des Königs Schauspieler hätten an demselben Tage ein neues Stück aufgeführt, genannt „Alles ist wahr" (All is true), und darstellend einige Hauptereignisse (some principal pieces) aus der Regierung Heinrichs VIII. Es ist damit ohne Zweifel das Shakespeare'sche Stück Heinrich VIII. gemeint. Die Bedeutung des Titels kann sich im Gegensatze auf das frühere Stück von Rowley beziehen, oder auch den allgemeinen Sinn haben, daß hier in diesem Stücke die historische Wahrheit gegeben werde. Die Mehrzahl der englischen Kritiker verlegt die Entstehung des Stückes in die Zeit kurz vor dem Tode der Königin Elisabeth (1603), ohne daß man urkundliche Beweise über das Daseyn des Stückes vor 1613 hat. Delius in der Einleitung zu dem Stücke versetzt dessen Abfassung in die spätere Zeit der Aufführung von 1613. Was den fünften Akt desselben betrifft, so äußert Dr. Johnson: der Shakespeare'sche Genius sei in dem Stücke zu erkennen bis zu dem Tode Katharina's, dann nicht mehr. Andere englische Kritiker halten diesen Akt für interpolirt von fremder Hand an mehreren Stellen; namentlich in der Rede Kran-

mers erklären fast alle die Stelle über Jakob I. für einen spätern, nicht von Shakespeare herrührenden Zusatz. Delius hält den ganzen fünften Akt für ächt. Auf der Seite des entgegengesetzten Extremes steht Rio: er hält den ganzen fünften Akt für einen spätern, nicht von Shakespeare herrührenden Zusatz und vermuthet, er sei verfaßt von Ben Jonson. Der Hauptgrund dieser Behauptung liegt für ihn in dem disparaten Charakter des Stoffes und des Geistes dieses Aktes im Vergleich mit den frühern. Mit dem Tode Katharina's ist ein Abschluß gegeben und das Folgende steht nicht in organischem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden; auch ist es auffallend, daß ein und derselbe Dichter Katharina und die Tochter der Anna Boleyn zugleich verherrlicht haben soll. Die beiden Recensenten Rio's, der englische und der deutsche, verwerfen diese seine Behauptung über den fünften Akt gänzlich. Sie berichtigen und widerlegen einzelne Punkte in seiner Ausführung; auf eine nähere Beleuchtung oder Erklärung der angedeuteten Disparität zwischen dem fünften Akt und den vorhergehenden Akten lassen sie sich nicht ein. Jedenfalls aber muß man zugeben, daß die Ansicht Rio's über den fünften Akt mehr auf einem kritischen Gefühl und auf Vermuthung, als auf objektiven Beweisen beruht.

Wenn man aber auch diese Ansicht für nicht ganz unbegründet halten sollte, so geht Rio nach unserer Meinung doch zu weit, wenn er behauptet, Shakespeare hätte als Katholik ganz unmöglich diesen fünften Akt schreiben können. Abgesehen davon, daß auch außer diesem Akte früher schon ein paar für Elisabeth schmeichelhafte, wenn auch freilich ganz kurze Stellen vorkommen: so ist hiebei Folgendes zu erwägen. Der Mann des protestantischen Fortschritts, Kranmer, wird doch immerhin hier angeklagt der Abirrung vom rechten christlichen Glauben, der damals noch in England und für den König in der römisch-katholischen Glaubenslehre begriffen war; er zeigt sich bei seiner Vertheidigung durchaus

nicht als ein muthiger Glaubensheld; er vertheidigt sich mit der allgemeinen Erklärung seiner guten Absichten; mit seinen Grundsätzen, wodurch er mit der stationären oder reaktionären Gesinnung seiner Collegen im Gegensatze steht, wagt er nicht hervorzutreten. Er entgeht den Folgen der Anklage lediglich durch das persönliche Wohlwollen des Königs, welcher übrigens mit der Processirung einverstanden war und dem Processe seinen Lauf gelassen hätte, wenn er nicht darüber in einen aufbrausenden Zorn gerathen wäre, weil seine Räthe und Diener, die doch unter sich alle gleich seien, einen unter ihnen, den angeklagten Erzbischof Kranmer, so besonders unhöflich und hart behandelt hätten. Warum sollte ein Katholik, wenn er einmal diesen Theil der Zeitgeschichte dramatisch darstellen wollte, dieses in der angegebenen Weise nicht haben thun können, unbeschadet seines katholischen Gewissens und seines katholischen Ehrgefühles? Was aber die Weissagung Kranmers über die künftigen glücklichen Zeiten der Königin Elisabeth betrifft, so kann auch ein Katholik nicht läugnen, daß England unter ihrer Regierung an Wohlstand und Macht sehr zugenommen hat. Es bleiben also als Stein des Anstoßes vornehmlich übrig einige Schmeicheleien für die Person Elisabeths und was dort über den religiösen Zustand Englands gesagt ist. Das Letztere besteht in den so oft als Beweis des Protestantismus Shakespeare's angeführten, ganz wenigen Worten: „Gott wird erkannt in Wahrheit" (God shall be truly known) Akt V. Sc. 3.

Wer diese Stelle unbefangen betrachtet, der möchte vielmehr sich wundern, daß die vollständige Unterdrückung der katholischen Kirche und der vollständige Sieg des Protestantismus in England unter der Königin Elisabeth so nur mit ein paar trockenen, ganz allgemein gehaltenen Worten abgethan wird; vorausgesetzt daß diese Weissagungen Kranmers überhaupt von einem Protestanten, geschweige denn von einem überzeugten und eifrigen Protestanten geschrieben sind. Stellen wir uns vor, wie ein protestantischer oder liberal-protestantisch

gesinnter Dichter unserer Zeit dieses Thema an dieser Stelle behandeln würde. Ein solcher Dichter hätte nicht mit ein paar Worten diese Sache abgemacht, wäre nicht mit flüchtigem Fuße, wie über glühende Kohlen unter Asche verborgen, darüber hinweggeeilt. Er hätte zuerst die alte Finsterniß, den alten Aberglauben der Kirche, die Tyrannei des Papstes geschildert; darauf das neue Licht, die neue Freiheit der Könige und Völker triumphirend in glänzenden Bildern gepriesen. Kommen doch auch, wenn schon nicht mit unseren modernen Phrasen, ganz ähnliche Gedanken bei den protestantischen englischen Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern aus der Zeit Elisabeths zur Genüge vor. Von all dem ist hier nichts, als nur der einzige kurze Satz: unter der Königin Elisabeth „wird Gott in Wahrheit erkannt werden"; ohne alle nähere Bestimmung, ohne alle Andeutung der Religionsneuerung und des Gegensatzes zur alten Kirche, kurz ein ganz dehnbarer Spruch. Wir geben zu, daß Shakespeare, wenn er wirklich im Herzen und im Geheimen Katholik war (bekennen durfte und konnte er ja seinen Glauben nicht, wenn er nicht die Stärke zum Martyrthume in sich fühlte), allerdings durch die Schmeichelei für die Person Elisabeths und durch die paar Worte über den Zustand der Religion unter ihr sich einer Schwäche schuldig gemacht hätte. Aber man denke an die Nothwendigkeiten seiner Stellung, nachdem er einmal an der Bühne als Hofschauspieler, als zum Hofdienste gehörend, Theil nahm; nachdem er einmal als Schauspieldichter unter Elisabeth und nach Umständen zur Aufführung in Gegenwart Elisabeths Stücke schrieb. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich Shakespeare nicht durch die katholikenfeindliche und Elisabeth gegenüber servile Strömung der Zeit und der Schaubühne, wie er sie antraf, hinreißen ließ; sondern vielmehr einer andern Richtung folgt: das beweisen seine dramatischen Werke. Aber das schließt nicht aus, daß er von dem Rigorismus besserer Grundsätze, die wir ihm beilegen, auch einmal etwas abweichen konnte. Im Vergleich mit den allgemein üblichen

Schmeicheleien, mit welchen die Dichter Elisabeth überschütteten, sind die in Kranmers Weissagungen vorkommenden Phrasen fast noch gemäßigt zu nennen. Die Huldigung aber, die dem Protestantismus in den wenigen Worten dargebracht wird, ist zwar allerdings, wenn man dieselben mit einem protestantischen Commentar versieht, sehr groß, für die alte Kirche verletzend. Aber so wie die Worte hier stehen, im Fluß der übrigen Rede, sehen sie ganz darnach aus, als habe sie der Verfasser hingeschrieben um schnell über diesen Punkt hinauszukommen.

Wir wundern uns, daß bei dieser ganzen kritischen Untersuchung über den fünften Akt bisher, so viel wir wissen, ein Punkt übersehen worden ist, welcher doch als sehr auffallend erscheinen muß: es ist dieß das Verhältniß des Prologs und Epilogs zu dem Stücke. In dem Prolog wird dasselbe angekündigt als ein Stück in welchem nur Trauriges vorkomme, so „daß in Leid das Herz zerrinnt"; und am Ende sagt der Dichter von dem Eindrucke den die Zuschauer erhalten, wenn sie das Stück gesehen hätten:

Und seid ihr dann noch lustig, möcht ich meinen,
Es könn' ein Mann am Hochzeitstage weinen.

Auch in dem Epilog wird nur auf das traurige Schicksal der Königin Katharina hingewiesen, und daher vornehmlich nur der Beifall der Frauen erwartet:

Und unser einzig Hoffen laßt uns bau'n
Auf güt'ge Nachsicht sanft gestimmter Frau'n.
Denn eine solche seh'n sie hier.

Hält man es für denkbar, daß in dem Prolog und Epilog so hätte gesprochen werden können, so hätte gesprochen werden dürfen, wenn das Stück gleich anfangs mit dem freudigen Ereignisse der Geburt Elisabeths, mit der in der Weissagung Kranmers so pomphaft verkündeten Aussicht auf eine neue glückliche Aera geschlossen hätte? Dieser Umstand würde seine Erklärung finden, wenn man mit der Mehrzahl der englischen Kritiker annähme, daß das Stück noch unter

Elisabeth geschrieben worden ist, und zwar mit dem vorhandenen Prolog und Epilog, aber ohne den fünften Akt; und wenn erst zehn Jahre nachher, bei der Wiederaufführung oder auch jetzt erst vorgenommenen ersten Aufführung des Stückes, der fünfte Akt von fremder Hand beigefügt worden wäre, wie Rio vermuthet.

2) Nachdem wir nun von der Gesammttendenz der zwei Shakespeare'schen Stücke gesprochen haben, an welche man zunächst bei der hier vorliegenden Frage gewiesen ist: so wollen wir jetzt einige charakteristischen Darstellungen und Aeußerungen, kirchliche Personen und Institutionen betreffend, aus den dramatischen Werken des Dichters zusammenstellen und sehen, ob hieraus etwas auf seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen geschlossen werden kann.

Was Shakespeare's Darstellungen katholischer Kirchenmänner betrifft, so kann man im Ganzen Vehse's Urtheil gelten lassen, welcher sagt: „Seine Bischöfe sind weltvertraute Staatsmänner und selbst seine Mönche sind als gutmüthig und dienstfertig geschildert"*). Jedenfalls kommt dieses Urtheil der Wahrheit näher als das Urtheil Rümelins, das ganz falsch ist, indem er sagt**): „Die verschiedenen Cardinäle und Bischöfe in den englischen Historien, der Priester in Hamlet sind bei ihm schlimme oder schwache Charaktere."

Die katholischen Prälaten läßt Shakespeare im Ganzen würdig auftreten; die Mönche werden nicht feindselig und als Gegenstand des Spottes behandelt. Das ist aber nach den damaligen confessionellen Verhältnissen in England, wo im Leben die katholischen Priester verfolgt, die Klöster unterdrückt und die Mönche als ein Gegenstand des Hasses und Spottes in dem allgemeinen Bewußtseyn galten und ebenso auf der Bühne behandelt wurden, eine höchst beachtenswerthe

---

*) Vehse, Shakespeare als Protestant &c. I. 72.

**) Shakespeare-Studien S. 176.

Erscheinung. Das schließt natürlich nicht aus, daß auch Prälaten und Mönche schlimmer Art auftreten, da wo in den historischen Dramen die Geschichte solche zeigt, und daß ferner einzelnen Personen tadelnde und selbst feindselige Aeußerungen gegen solche Geistliche in den Mund gelegt werden, da wo der Charakter der sprechenden Person und die Situation dieses mit sich bringt. Davon ist aber etwas ganz Verschiedenes die tendenziöse Herabsetzung oder Verspottung katholischer Prälaten, Mönche und Priester, welche in Theaterstücken, die von protestantischen Dichtern herrühren oder überhaupt in einem antikatholischen Geiste gehalten sind, auf der Bühne damals in England üblich war und welche auch anderwärts bis jetzt noch nicht aufgehört hat. Bei manchen Figuren und bei manchen tadelnden Bemerkungen gegen den geistlichen Stand überhaupt, welche Personen Shakespeare'scher Stücke in den Mund gelegt werden, kann es zweifelhaft seyn, ob damit die frühere Zeit in welche die Handlung des Stückes fällt, und somit die alte Kirche, getroffen werden soll oder die Zeit des Dichters und die neue Confession. In den meisten Fällen dieser Art wird das letztere anzunehmen seyn, was auch von Rio (p. 33—36. Uebers. 31) geschieht. Dahin gehören die lächerlichen Figuren der Pfarrer Hugh Evans in den „Lustigen Weibern von Windsor" und Nathanael in der „Verlornen Liebesmühe", außerdem aber noch folgende Stellen. Der als Geistlicher sich verkleidende Clown in „Was ihr wollt" (Akt IV. Sc. 2) sagt: „Gut, ich will mich in diesem Anzug verstellen; und ich wollte, ich wäre der erste, der sich verstellte in einem solchen Anzug" *). Ferner die

*) Daß man unter der Person des Geistlichen, als welchen sich der Clown verkleidet, einen anglikanisch-protestantischen zu denken hat, geht außer Anderm daraus hervor, weil er weiter unten minister (neben der Bezeichnung parson, curate) genannt wird. Dagegen wird in demselben Stücke da wo zu einer ernsthaften heiligen Handlung, (bei dem in einer Kapelle vorgenommenen Eheverlöbniß Oli-

spottenden Scherze gegen Pfarrer die zu viel an fettere Pfründen denken (Romeo und Julia Akt I. Sc. 4), und gegen unwissende Priester (Wie es euch gefällt Akt III. Sc. 2) und die scharfe Aeußerung Ophelia's gegen unwürdige Geistliche (pastors) welche Andere auf den dornigen Weg zum Himmel weisen, selbst aber den Weg des Vergnügens und der Ausschweifung wandeln (Hamlet Akt I. Sc. 3).

Offenbar gegen Geistliche der neuen Confession und in unverkennbarer tendenziöser Absicht ist die Einführung und das Auftreten des Pfarrers Oliver Martext in „Wie es euch gefällt" (III. 4) gerichtet, wie schon der Name (Textverdreher) andeutet *). Einen satirischen Ausfall gegen die Ehe der protestantischen Geistlichen erlaubt sich Shakespeare in dem König Lear (nach der ersten Redaktion). Dort **) sagt Regan von Cordelia:

> Sie paßte recht zu eines Pfarrers Frau:
> Die sollen ja die schönen Weiber lieben,
> Daß sie sie manchmal heirathen mit Nichts.

Der Dichter konnte dieß wagen und der Theater-Censor es passiren lassen, weil bekanntlich die Königin Elisabeth

---

vias und Sebastians) die Gegenwart eines Geistlichen nöthig ist, ein katholischer Geistlicher auf die Scene gebracht, der durch die Benennungen priest, holy man, father bezeichnet wird (Akt IV. Sc. 3). Wir fragen nun: konnte es einem wirklichen und wahren Protestanten in der Zeit der Königin Elisabeth in den Sinn kommen, in zwei Scenen desselben dramatischen Stückes, wovon die eine scherzhaft und possenhaft ist, die andere ernst und würdig, in der ersten Scene einen protestantischen Geistlichen von einem possenhaften Charakter auf die Bühne zu bringen, und in der zweiten einen katholischen Priester von ernstem und würdigem Charakter ohne daß irgend sonstige dramatische Motive dieses veranlassen? Wäre nicht vielmehr gerade die umgekehrte Wahl der geistlichen Personen für die beiderlei Scenen von einem Dichter protestantischer Confession als natürlich, ja als nothwendig anzunehmen?

*) Rio p. 34. Uebers. 31. — p. 142. Uebers. 129.

**) Akt I. Sc. 6. Tieck Altengl. Theater II. 230.

gegen die Priesterehe und verheirathete Geistliche eine entschiedene Aversion hatte*). Daß Shakespeare gegen die Fortschrittspartei des damaligen englischen Protestantismus, gegen die Puritaner welche am vollständigsten mit der alten Kirche brachen, seine Abneigung an mehreren Stellen zu erkennen gibt, ist bekannt.

Ganz besonders bemerkenswerth ist aber bei Shakespeare die Auffassung und Darstellung der katholischen Frauenorden und der dieser Institution zu Grund liegenden Idee von dem Werthe und der Bedeutung der freiwilligen und rein bewahrten Jungfräulichkeit. Es läßt sich bei der Zusammenfassung der hieher gehörigen Stellen nicht verkennen, daß der Dichter persönlich Anerkennung und Sympathie für diesen Ideenkreis und diese Institution der katholischen Kirche gehabt haben muß.

Die Frauenklöster waren zur Zeit Shakespeare's, auch wenn man nicht von der Klosteraufhebung durch Heinrich VIII., sondern von ihrer Wiederherstellung unter der katholischen Königin Maria und von ihrer Aufhebung nach dem Tode dieser Königin rechnet, über ein Menschenalter lang in England nicht mehr geduldet. Bei der ersten Säkularisation unter Heinrich VIII. fanden sich zwar manche kleinern Frauenklöster in Unordnung und im Sittenverfall; dabei wird aber selbst von ihren Gegnern und Feinden anerkannt, daß der Zustand vieler Frauenklöster, besonders der größern, in sittlicher Beziehung lobenswerth und ihre Wirksamkeit für Erziehung der weiblichen Jugend wohlthätig war. Sie konnten jedoch dem allgemeinen gewaltsamen Sturze der Klöster nicht entgehen. Die Nonnen der säkularisirten Klöster wurden meistens dem Elende preisgegeben; ihre jährlichen Pensionen betrugen im Durchschnitt 4 Pfund Sterling, und selbst diese

*) Dodd. Vol. II. p. 149. Weber Geschichte der akatholischen Kirchen in England. II. 961, Anm. 125. Der Priestercölibat wurde erst unter Jakob I. förmlich abgeschafft.

wurden ihnen entzogen, wenn man glaubte, daß sie ihr Brod durch angemessene Arbeit verdienen könnten*). Bei der Aufhebung der Klöster nach dem Tode der Königin Maria wird es nicht anders gewesen seyn. Die hülflose Lage der Klosterfrauen muß vielfach, namentlich bei ihren Glaubensgenossen, Mitleid erregt und ihnen bei den letztern Aufnahme und Unterstützung verschafft haben. Davon mag auch Shakespeare manches gehört, selbst auch noch solche ehemaligen Klosterfrauen gekannt haben. Vielleicht hatten Eindrücke und Erlebnisse dieser Art in der Jugendzeit Einfluß auf die den Ordensfrauen und den Frauenklöstern günstige Ansicht und Stimmung des Dichters. Daß eine solche bei ihm vorhanden war, wird die folgende Ausführung zeigen, bei welcher es vergönnt seyn mag über diesen einen Punkt auch apokryphe Stücke Shakespeare's in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen.

In dem „Londoner verlornen Sohn" kommt neben der Hauptheldin des Stückes Lucia, die mit einer Selbstaufopferung ohne gleichen dem unauflöslichen Ehebunde treu bleibt, eine durch Verstand und Tugend ausgezeichnete Schwester Delia vor, welche den jungfräulichen Stand vorzieht und unvermählt bleiben will. Nachdem sie einen neuen Freier (Wetterhahn) abgewiesen hat, kommt zwischen diesem und Delias Vater Lancelot folgender Dialog vor.

Lancelot. Nun, Herr, nehmt Euch den Korb nicht so zu Herzen.
Schon sieben schlug sie aus, die angesehensten
Und reichsten Gutsbesitzer hier in Kent;
Mir scheint es fast, als will sie gar nicht frein.
Wetterhahn. Dann ist sie eine um so größ're Thörin.
Lancelot. Wie? Thorheit nennt Ihr solche Keuschheitsliebe?
Wetterhahn. Nein, mißversteht mich nicht, Sir Lancelot;
Doch ist der alte Spruch hier recht zur Stelle:
Die ledig stirbt, führt Affen in die Hölle.
Lancelot. Das ist ein albernes und falsches Sprüchwort.

*) Weber a. a. O. I. 430, 433. Ueber die nach dem Continent ausgewanderten englischen Nonnen und Nonnenklöster, wie das zu Brüssel 1598 gegründete, s. Dodd. Vol. II. p. 179.

Mehr noch von Bedeutung ist eine Partie des Stückes: „die Geburt Merlins" *). Das Stück, um 1612 geschrieben, soll der Tradition nach von dem Schauspieler und Theater-Dichter William Rowley und von Shakespeare in Gemeinschaft verfaßt seyn. Tieck nimmt die Mitarbeiterschaft Shakespeare's als gegründet an. In diesem Falle rührt die hier gemeinte Partie, so wie wir sonst Rowley's Charakter kennen, nicht von diesem, sondern ohne Zweifel von Shakespeare her. In dem Stücke nun kommen zwei Schwestern vor, Modestia und Constantia, Töchter des Donobert, von welchen die erste gleich anfangs fest entschlossen ist sich dem jungfräulichen Stande und dem Klosterleben zu widmen, dann aber auch ihre Schwester Constantia von dem Vorzug dieses Standes überzeugt, so daß auch diese zur Betrübniß ihres Vaters in das Kloster geht. Modestia gibt ihren Sinn und Entschluß in folgendem Monologe (Akt I. Sc. 1):

O meine Seele,
Mir sagt ein Etwas, daß der Wesen beste,
Der Preis der Welt, der Mann und auch das Weib,
Wohl ihre Seelen, Seyn und Leib und Leben
Zu höherem und edlerm Ziel besitzen.
Wär' unser Ziel, was Freude nennt der Sinn,
Zu tadeln wär' die Weisheit der Natur,
Die den Palast mit Kunst und Schönheit baute,
Daß ihn bewohn' ein unvollkommner Gast ꝛc.

. . . Nur ihm allein,
Der mich so schuf, nur ihm gehört mein Leben,
Und keinem Manne werd' ich mich ergeben.

In Gegenwart eines Eremiten, welcher ihr den Weg zum geistlichen Leben gezeigt, erklärt sie diesen ihren unwiderruflichen Entschluß einem edeln, von ihr hoch geachteten Jüngling Edwin, der mit aller Liebe um ihre Hand wirbt (Akt III. Sc. 2). Der Eremit billigt ihren Entschluß, er-

*) Tieck's Vorschule Shakespeare's I. Bd.; auch in Ortlepps Nachträgen zu Shakespeare's Werken. I. Bd. 177 ff.

widert aber zugleich auf Befragen Edwins, daß er Modestia nicht abgerathen habe von dem Ehebündniß mit ihm; denn, setzt er hinzu, „gesegnet ward vom Himmel selbst die Ehe." Ihrem Freier Edwin, der Modestia fragt, welche Freude, welchen Trost sie in einem so einsamen Leben finden könne, entgegnet sie unter Anderm:

Sagt, was ist
Die Welt, in der ich wandeln soll? Der Weg
Zum ernsten Richterstuhl, vor dessen Schranken
Kein Bürge gilt, als Heiligkeit des Wandels.
Dann kommt die große Sitzung, Tod, der Rufer,
Er ladet uns, wir müssen all' erscheinen.
Die Schuld'gen klagt er an, vertritt die Reinen.

Während dieser ernsten Rede kommt der Brautzug ihrer Schwester Constantia. Auch diese sucht ihre Schwester zu bereden, daß sie ihren Entschluß ändere und Edwin ihre Hand reiche. Modestia vertheidigt nun aber ihre Ueberzeugung und spricht für das geistliche Leben im Kloster mit solcher Kraft und Begeisterung, daß auch Constantia wie durch eine plötzliche Erleuchtung dafür gewonnen wird und trotz aller Bitten ihres Bräutigams und ihres Vaters sich von dem Entschlusse ihrer Schwester in das Kloster zu folgen nicht abbringen läßt. Nur die Rücksicht auf den hier gegebenen Raum hält uns ab noch andere Stellen voll wahrer und tiefer Empfindung aus dieser Scene mitzutheilen.

Unter den ächten Stücken Shakespeare's ist hier zunächst auf die höchst merkwürdige Rolle der Marina in dem Stücke „Perikles" hinzuweisen. Wir zählen dieses Stück nach der Autorität vieler Kritiker zu den ächten, da auch Delius*), der dieses bestreitet, zugibt, daß wir hier zwar ein älteres, aber von Shakespeare umgearbeitetes Stück vor uns haben, und daß gerade die beiden letzten Akte Shakespeare'sche Merkmale zeigen. Marina, die junge schöne Tochter des Perikles,

---

*) Shakespeare-Ausgabe Bd. VII. Einleitung.

wird von Seeräubern geraubt, auf der Insel Lesbos als Sklavin verkauft und kommt so in ein Haus der Prostitution. Nun ist es bewunderungswürdig, wie dem Dichter die Aufgabe gelingt welche er sich hier setzte: zu zeigen was die Reinheit und Kraft einer Jungfrau vermag (Akt IV. Sc. 4, 7, 8). Durch ihren Verstand, ihren Willen, durch den Eindruck welchen ihr ganzes Wesen auf ihre Umgebung hervorbringt, bleibt Marina nicht bloß an diesem abscheulichen Orte rein, sondern sie bessert und bekehrt die leichtfertigen sittenlosen Männer, welche in ganz anderer Absicht in das Haus der Schande kamen, darunter den Regenten des Ortes, Lysimachus, ja selbst den schändlichen Hauswirth und dessen Frau.

Was aber das jungfräuliche Klosterleben betrifft, so legt Shakespeare das Lob desselben einer seiner dramatischen Personen in den Mund, bei welcher man dieses nicht erwarten sollte. Um so weniger läßt sich ein gewisser tendenziöser Sinn der Stelle verkennen. König Theseus droht im „Sommernachtstraum" (Akt I. Sc. 1) der ihrem Vater Aegeus ungehorsamen Tochter Hippolyta: wenn sie den für sie vom Vater bestimmten Demetrius nicht zum Gatten nähme, so müsse sie zur Strafe ihr Leben als Nonne in einem Kloster zubringen. Damit man aber nicht glaube, das Klosterleben einer Nonne sei an sich ein übler Stand und zu meiden, so fügt Theseus sogleich dessen Lob hinzu.

> O dreimal selig, die des Bluts Beherrscher,
> So jungfräuliche Pilgerschaft bestehn!
> Doch die gepflückte Ros' ist irdischer beglückt,
> Als die, am unberührten Dorne welkend,
> Wächst, lebt und stirbt in heil'ger Einsamkeit.

Darnach kann es nicht auffallen, wenn König Richard II. bei dem Abschied von seiner Gemahlin sagt (Akt IV. S. 2):

> Eil' nach Frankreich
> Und da verschließ dich in ein geistlich Haus.
> Denn Heiligkeit gewinnt die Kron im Himmel,
> Die hier zerschlagen eitles Weltgetümmel.

Und es kann zugleich in einem sehr ernsthaften Sinne vom Dichter gemeint seyn, wenn Hamlet in seiner verstellten Verrücktheit, in dem lebhaften Gedanken an die Gefahren und Wirren der Welt, Ophelia wiederholt die bekannten Worte zuruft (Akt II. Sc. 3): „Geh' in ein Kloster!"

Shakespeare hat aber auch Klosterfrauen in würdigster Gestalt in seinen Stücken dargestellt. Dahin gehören Isabella in „Maß für Maß" und Aemilia in der „Comödie der Irrungen".

Das erste dieser beiden Stücke ist überhaupt für die uns vorliegende Frage von großer Bedeutung wegen der Art und Weise in der hier Nonnen und Mönche dargestellt werden, und wegen mehrerer in das Gebiet religiöser und theologischer Gedanken einschlagender Stellen. Herr Rio hat dieses sehr gut, und wenn wir nicht irren, zuerst nachgewiesen; es ist einer der werthvollsten Abschnitte seines Buches*). Er erkennt in der ganzen Anlage des Stückes eine Tendenz des Dichters, das ascetische Klosterleben in einem bessern Lichte darzustellen, als seine protestantischen Mitbürger es anzusehen gewohnt waren. Auch die Vermuthung Rio's über die Beziehung einzelner Stellen des im J. 1604 aufgeführten Stückes zu damaligen Zeitverhältnissen scheint sehr beachtenswerth. Seine beiden Kritiker (Ed. Rev. p. 179 und Bernays S. 269), statt die Sache zu prüfen, gehen mit einem kurzen wegwerfenden Tadel darüber hinweg; vielleicht durch das nämliche Gefühl dazu getrieben aus welchem manche englischen Kritiker dieses an Schönheiten so reiche, aber offenbar katholisirende Stück tadeln und verwerfen. Unbegreiflich ist es wie ein deutscher Kritiker, den Rio anführt ohne ihn zu nennen (es ist Vehse), sagen kann: „Dieses ganze Stück Maß für Maß ist ein Hauptzeugniß der protestantischen Gesinnung des Dichters; es ist gerade gegen die katholische Werkheiligkeit

---

*) p. 296. Uebers. 266 ff.

gerichtet." Wir fordern zuversichtlich jeden unbefangenen Leser auf, dieses Stück durchzulesen und dann sich zu erklären, ob er an dieses oberflächliche barocke Urtheil Vehse's, oder an das mit Gründen unterstützte Urtheil Rio's sich anzuschließen geneigt fühle.

Was nun die Rolle der Isabella betrifft, welche durch ihren Verstand und ihre Tugend das Leben ihres Bruders Claudio und ihre Ehre rettet und die uns zunächst hier interessirt, so ist vor Allem bemerkenswerth, daß Shakespeare aus ihr eine Klosternovize macht, obgleich sie weder in der italienischen Novelle des Giraldi Cintio, welcher das Sujet entnommen ist, noch in der ersten Dramatisirung derselben in Whetstone's Promos und Cassandra (1578) als eine Klosterfrau auftritt; der Dichter muß mit dieser Veränderung etwas beabsichtigt haben. In dieser angehenden Klosterfrau aber stellt uns Shakespeare ein Ideal der reinen Jungfräulichkeit, der Tugend und Frömmigkeit, der geistigen Kraft, und ein Muster des klösterlichen Berufes auf. Sogleich bei ihrem ersten Auftreten (Akt I. Sc. 5) macht sie auf Lucio, den leichtfertigen Freund ihres Bruders, durch ihre Erscheinung einen solchen Eindruck, daß er ihr sagt:

> Ihr seid mir ein verklärter Himmelsgast
> Und durch Enthaltsamkeit unkörperlich.
> D'rum muß das Wort mit euch wahrhaftig seyn,
> Als nahte man sich einer Heiligen.

Diesen Charakter bewahrt sie bis an's Ende, wo der Herzog, der Fürst des Landes, die junge Klosternovize bittet ihr Vorhaben nicht auszuführen, sondern mit ihm den Thron zu theilen. Es ist ein feines Gefühl darin sichtbar, daß der Dichter Isabella auf diesen Antrag keine Antwort geben läßt, sondern daß dieser kurz ausgesprochenen Bitte der Herzog die Worte beifügt:

> Zum Palast denn; und hört aus meinem Munde
> Von dem, was noch zu sagen bleibt, die Kunde.

Damit schließt das Stück. Von einzelnen Stellen des-

selben, die wir der Kürze wegen übergehen, mögen hier nur noch die auch von Rio hervorgehobenen Worte Isabella's stehen über das Gebet der Klosterfrauen, womit sie Angelo der ihren Bruder mit übergroßer Strenge zum Tod verurtheilt hat, zu rühren sucht (Akt II. Sc. 2). Sie verspricht ihm:

Nicht eitle Seckel voll geprägten Goldes,
Noch Steine, deren Werth bald reich bald arm,
Nachdem die Laun' ihn schätzt; nein, fromm Gebet,
Das auf zum Himmel steigt und zu ihm dringt
Vor Sonnenaufgang; Bitten reiner Seelen,
Fastender Jungfrau'n, deren Herz nicht hängt
An dieser Zeitlichkeit.

Bei der Rolle der Aebtissin Aemilia zu Ephesus in der „Comödie der Irrungen" kann man gleichfalls wieder vor allem Andern fragen, warum die Mutter der beiden Zwillinge von nicht zu unterscheidender Aehnlichkeit, welche nach vielerlei Schicksalen und Irrungen endlich ihren Mann und ihre zwei Söhne wiederfindet, gerade als eine Klosterfrau auftreten sollte. Es war dazu weder ein äußeres noch ein inneres bestimmendes Motiv gegeben. Man kann keinen andern Grund dieser Eigenthümlichkeit angeben, als weil dem Dichter, der hier überhaupt nur die Figur einer würdigen Matrone nothwendig hatte, ohne weitere Reflexion eine katholische Ordensfrau dabei in den Sinn kam, oder weil er mit bewußter Vorliebe diese Wahl traf. Auch diese Klosterfrau zeigt sich uns in einem würdigen und ansprechenden Charakter. Bei ihrem ersten Auftreten ist sie hülfreich, und gewährt dem fälschlich für wahnsinnig gehaltenen und verfolgten Antipholus von Syrakus ein Asyl in ihrer Abtei, wohin er sich geflüchtet hat (Akt V. Sc. 1). Sie spricht mit seiner vermeintlichen Frau Adriana einsichtsvoll über die etwaige Ursache dieses Wahnsinnes; belehrt sie über das Verkehrte und Verwerfliche der übertriebenen Eifersucht gegen ihren Gatten, und sie verspricht ihr den geisteskranken Mann zu pflegen und wo möglich zu heilen. Sie sagt:

Gib dich zur Ruh: denn ich entlaß ihn nicht,
Bis ich versucht die oft erprobten Mittel,
Heilkräft'gen Balsam, Tränke, fromm Gebet,
Zur Manneswürd' ihn wieder herzustellen.
Es ist ein Thun, das mein Gelübde heischt,
Ein Liebeswerk, das meines Ordens Pflicht.

Man könnte vielleicht gegen die hier gegebene Ausführung über das Lob welches Shakespeare dem jungfräulichen Stande und den Frauenklöstern zu erkennen gibt, ein Stück von ihm anführen „Liebes-Lust und Leid", welches als eine scherzhafte Satire gegen eine selbstgewählte Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit vielleicht geltend gemacht werden könnte. Das geschähe aber mit Unrecht. Denn was hier den König von Navarra und seine Begleiter zu dem Versuch eines solchen Lebens bringt, beruht nicht auf religiösen Motiven, sondern auf einer gelehrten Laune und einem krankhaften Wissenstrieb. Wenn es nicht etwa eine zu kühne Hypothese scheint, so möchte man eher darin eine Satire auf die „jungfräuliche Königin" und die Motive ihres zur Schau getragenen Jungfrauenstandes erblicken, und somit einen indirekten Beweis für den Satz, daß nur der auf religiösen Motiven beruhende und mit der göttlichen Gnade sowie mit dem Segen der Kirche gewählte jungfräuliche Stand Berechtigung und Dauer habe. Ebensowenig wird man gegen die obige Ausführung scherzhafte Aeußerungen einzelner leichtfertiger Personen im entgegengesetzten Sinne mit Grund anführen können, wie die Aeußerungen Parolles in „Ende gut Alles gut" (Akt I. Sc. 1) gegen den jungfräulichen Stand.

So viel über die Klosterfrauen bei Shakespeare. Wenn unter uns heutigen Tages ein dramatischer Dichter über den Werth der ehelosen Jungfräulichkeit und über Klöster sich so äußerte, wie in den angeführten Stellen Shakespeare's geschieht, so würde hierin Jedermann einen katholischen oder katholisirenden Dichter erkennen. Und doch ist man jetzt in Beziehung auf solche Dinge gleichgültiger, und Frauenklöster sind

an vielen Orten in Deutschland geduldet; in dem damaligen England aber waren solche Anstalten verpönt und verabscheut. Außer der innern Anerkennung des katholischen Klosterwesens gehörte gewiß einiger Muth dazu, dem protestantischen englischen Theaterpublikum Klosterfrauen in dieser Weise vorzuführen. Ein Erklärungsgrund dieses Wagnisses konnte darin gefunden werden, weil die jungfräuliche Königin unter den andern Schmeicheleien, womit man sie überhäufte, auch so oft ihren jungfräulichen Stand preisen ließ. Dagegen ist zu bemerken, daß Shakespeare an den hieher gehörigen, bisher angeführten Stellen durchaus keine schmeichelhafte Anspielung auf die Königin Elisabeth beifügt. Auch ist diese Ansicht unseres Dichters über die geistlichen Ordensfrauen in seinen dramatischen Werken die nach Elisabeths Tod geschrieben sind, sichtbar, wie z. B. in „Maß für Maß.“ Nur so viel wird man sagen können, daß es für Shakespeare vielleicht unausführbar gewesen wäre, seinen katholischen oder katholisirenden Ansichten über den Vorzug des jungfräulichen Standes und der Frauenklöster einen so energischen Ausdruck vor dem protestantischen Theaterpublikum zu geben, wenn nicht die Rolle der jungfräulichen Königin auf dem großen Welttheater ihm zu statten gekommen wäre.

(Schluß folgt.)

XXXV.

Die bischöflichen und klösterlichen Schulen des Mittelalters im Abendlande*).

Es ist unbestreitbare Thatsache, daß die Volksbildung im Mittelalter ihren Anfang, Fortgang und Abschluß in den Dom- und Klosterschulen fand, welchen die Aufgabe der Erziehung und Bildung jener Zeit anheimgefallen war. Der Grundgedanke und das Endziel war und blieb aber immer die Verherrlichung Christi, der das Alpha und Omega jener Zeit war, die den Tagen seines Erdenlebens näher stehend noch lebhafter glaubte und fühlte, daß in keinem anderen Namen Heil gefunden werden könne. Dieser Grundgedanke lebte in den weltlichen Fürsten, erfüllte die Fürsten der Kirche, die durchdrungen waren von der Wahrheit des Propheten-Wortes: daß Jene welche Viele gelehrt, glänzen würden wie die Sterne des Himmels durch ewige Zeiten.

---

*) Les écoles épiscopales et monastiques de l'occident, depuis Charlemagne jusqu' à Philippe-Auguste (768—1180). Etude historique sur la filiation des écoles, la condition des maîtres et des élèves, et le programme des études avant la création des Universités. Par Léon Maître, Archiviste du département de la Mayenne. Paris Dumoulin 1866.

Die Verewigung des christlichen Glaubens war also die Hauptaufgabe jener Zeit, die an dem Ausspruche fest hielt: „der Glaube kommt aus dem Unterrichte!“, an dem Ausspruche um dessen Willen die Missionäre aller Zeiten das Harte und Schwere ihres Berufes auf sich nahmen. Wo aber diese Sendboten des Evangeliums ihre Füße ruhen ließen, da entstanden auch immer die christlichen Schulen, die schon zur Zeit der Merovinger in größerer Anzahl vorhanden waren, in Folge der muselmännischen Invasionen aber wieder zerstört wurden, bis sie zunächst von Irland aus abermal ihre Begründung fanden. Mag auch das Lob, das Alcuin später den Schulen mit ihren Büchersammlungen zollt:

> Illuc invenies veterum vestigia Patrum,
> Quidquid habet prosae Latio Romanus in orbe,
> Graecia vel quidquid transmisit clara Latinis,
> Hebraicus vel quod populus bibit imbre superno,
> Africa lucifluo vel quidquid lumine spargit . . . .

etwas an der Ueberschwenglichkeit des Dichters leiden, soviel ist gewiß, daß wenigstens Karl der Große im vollen Maße bemüht war die alte Welt mit der neuen zu versöhnen und ihre Schöpfungen, soweit sie ihm noch zu Gebote standen, als Mittel zur Verbreitung christlichen Unterrichtes und christlicher Civilisation zu verwerthen. Und als ob die Vorsehung selbst seine Kriegszüge zur Hebung des Unterrichtes benützen wollte, fand er auf denselben Männer, für die Erzielung seiner Zwecke geeigenschaftet in kaum geahnter Weise! Peter von Pisa, Paul der Diakon von Aquilea, der Bayer Leidrad, der Gothe Theodulf waren es, die ihm sein Longobardenzug (774) zuführte, die Schulen zu Lyon und Orleans aber eine der ersten Früchte. Das Jahr 781 führte ihm das „Orakel der angelsächsischen Schulen“ den Meister Alcuin zu, welchen man so recht den Unterrichts-Minister Karls des Großen nennen konnte!

Epochemachend war das unter Karls Namen im J. 787

an Abt Baugulf zu Fuld erlassene Schreiben, zugleich als Cirkularschreiben an den Gesammtklerus des Reiches geltend (aufbewahrt bei Baluze Capitul. regum T. I. 202 — 204), welches die Grundlage eigentlicher Schulbildung legte und zugleich als das würdige Wort des ältesten Sohnes der Kirche eine merkwürdige Nacheiferung hervorrief, zumal der Kaiser im J. 789 abermal das Capitulare erließ: „Ut ministri altaris Dei ministerium suum bonis moribus ornent et non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios aggregent, sibique socient. Et ut scholae legentium puerorum fiant." Sind doch aus dieser Zeit Concilien-Beschlüsse vorhanden, die da lauten: „Presbyteri per villas et vicos scholas habeant, et si quilibet fidelium suos parvulos ad discendas litteras eis commendare vult, eos suscipere non renuant, sed cum summa charitate eos doceant." Die Liebe sollte es seyn die da lehrte. Diese Liebe zur Belehrung ist die absolute Verpflichtung des Priesterthumes. Daher die besondere Sorge Karls des Großen für Bildung des Klerus, dessen Bildung jene des Volkes ohnehin mit einschloß. Daher seine eigene Stiftung für die Kirche in Osnabrück, ausgedrückt in den Worten: „Et hoc de causa statuimus quia in eodem loco graecas et latinas scholas in perpetuum manere ordinavimus et nunquam clericos utriusque linguae gnaros ibidem deesse in Dei misericordia confidimus" (Baluze I. 418). Ueberhaupt aber bewährte sich in Karl, dem eifrigen Pfleger kirchlichen und weltlichen Wissens, die Wahrheit: Wie der König so das Volk!

Auch sein Nachfolger, Ludwig der Fromme, hielt viel auf kirchliche Reformen. Unter ihm entwickelte Benedikt von Aniane seine Thätigkeit, während der Kaiser auf die Reorganisirung des Instituts der Canoniker nach Chrodegang's Regel sein Augenmerk richtete. In einem Capitulare von 822 legte er das Bekenntniß ab: „Scholas autem, de quibus hactenus minus studiosi fuimus quam debueramus, omnino studiosissime emendare cupimus." 823 ging der Kaiser die

Bischöfe an Schulen zum Unterrichte des Volkes und Klerus zu errichten, eine Mahnung in der Papst Eugen II., nach den Annalen der Benediktiner, übereinstimmte. Die 829 zu Paris versammelten Bischöfe riefen zur Verwirklichung dieser Wünsche und Befehle selbst den weltlichen Arm an, den Ludwig gerne geboten hätte, würde nicht durch seine Absetzung und die Theilung des Reiches ein großer Rückschritt im Schulwesen eingetreten seyn. Von jener Zeit klagt Paschasius Radbert im Leben Wala's: „O dies illa, quae pene aeternas huic orbi tenebras attulit et discrimina.“ Doch auch Karl der Kahle richtete sein Auge auf die niedergetretene Schule und ihm standen besonders die Aebte zur Seite, die durch Hingabe an den kaiserlichen Willen zugleich Schutz gegen die Bedrückungen mancher Bischöfe zu erlangen hofften. Selbst zwei Concilien, eines zu Meaux im J. 845, das andere zu Paris von 846, legten der Errichtung von Schulen und der Förderung der Studien einen obligatorischen Charakter bei.

Das Concil von Valence, auf Lothars Veranstaltung gehalten, befahl ausdrücklich in den Provinzen von Lyon, Vienne und Arles die Wiederherstellung der Schulen zum Betriebe heiliger und weltlicher Wissenschaft, da durch die Unterbrechung derselben in manchen Diöcesen Unwissenheit in Glaubenssachen sowie in der Wissenschaft eingerissen sei. Wohl! denn die Unwissenheit, Verwilderung und Rohheit ist immer die Folge des Kriegs, mochte ihn der Miles Romanus des Alterthums, der Vasall des Mittelalters, der Lanzknecht und geworbene Soldat der neueren Zeit oder ein „herrliches Kriegsheer“ der neuesten führen!

So war also die Zeit der Karolinger immerhin die Periode des Strebens Schulen zu gründen, wie mit einer solchen im großartigsten Style der Stammvater an seinem Hofe vorangegangen war. Unter allen Schulen ragte aber jene von St. Martin von Tour, wohin sich Alcuin zurückgezogen hatte, hervor. Nicht minder berühmt war die Schule am Dome zu

Mans unter Bischof Aldric, der früher selbst Lehrer zu Metz mit ausgezeichnetem Erfolge gewesen war. „In scholis vero“, sagt sein alter Biograph, „in quibus jam magister erat constitutus, sapienter multos et innumerabiles . . erudiens magnum lucrum in Dei Ecclesia facere meruit.“ In Deutschland standen obenan die Schöpfungen des deutschen Apostels Bonifaz in Mainz selbst, wohin Fuld, diese Urstätte des christlichen Glaubens und der Gelehrsamkeit seine ausgezeichneten Männer schickte. Vor Allen Rabanus Maurus, den die Mainzer Kirche als „Doctor Ecclesiae“ verehrt*). Auf ihn lassen sich die Worte des alten Dichters „Micat inter omnes“ anwenden:

Siehe, wie gleich dem Monde,
Der die kleinen Feuer am Aether auslöscht,
Rabans Gestirn glänzt!

wenn man ihn mit seinen ausgezeichneten Zeitgenossen in Fuld: Walafrid Strabo, dem Bibelkenner und lieblichen Beschreiber seines Klostergärtchens, Bernard Abt in Hirsfeld, Ludbert Abt in Hirsau, Alfred Bischof von Hildesheim, Haimon Bischof von Halberstadt, Lupus von Ferrieres und Freculf Bischof von Lizieux — in Vergleich stellt.

Aber auch andere deutsche Klöster ragten durch vorzügliche Leistungen hervor. So St. Alban bei Mainz, dessen Mönche und Schulmeister Probus, Altwin und Rupert in ununterbrochener Reihe den Ruhm ihrer Schule aufrecht erhielten. „Graece et latine peritus“ ist das Prädikat, welches ihre und die spätere Zeit jedem dieser Lehrer beilegte. Die

---

*) Das Proprium Moguntinum setzt seine kirchliche Feier auf den 4. Februar und sagt in der VI. Lektion: „Emicuit Rabanus suo tempore ut fulgentissimum Ecclesiae sidus, cujus quae extant scripta tanquam lucis radii excellentiam demonstrant authoris, ut et iisdem illustrata Germania glorietur, suum haud adeo imparem magnis habuisse Doctorem, qui praecellentis sapientiae suae merito armarium scientiae nuncupatus est.“

Abtei Seligenstadt, Eginhards Lieblingsschöpfung, verbreitete schon von ihrem Schreibsaal aus durch viele Bücherabschriften, denen es nicht an farbreichen Miniaturen fehlte, Wissenschaft und Kunst. Diese Handschriften wanderten in ferne Länder. Unsterblich ist der Name der alten im J. 830 zu Hirsau in der ehevorigen Speyerer Diöcese gegründeten Abtei, die eine wahre Pflanzschule des Unterrichtes und ausgezeichneter Cönobiten wurde. Ebenbürtig steht St. Gallen in der Schweiz da, der ehrwürdige Wohnort alter irischer Mönche, durch alle Jahrhunderte bis zur förmlichen Unterdrückung beim Beginne dieses Jahrhunderts eine glänzende Wohnstätte des Wissens, der die alte Reichenau in früheren und besseren Tagen der Selbstständigkeit ebenbürtig zur Seite stand.

Allein Rabans Wirken erstreckte sich weit hin auch über Länder nichtdeutscher Zunge. Servatus Lupus, einst im Petruskloster Ferrieres in Gatinois, Bisthums Sens, unterrichtet, war 830 zu seiner weiteren Ausbildung zu Rabanus nach Fulda gesendet worden, wo er fast sieben Jahre weilte. Im J. 836 heimgekehrt und Abt geworden, gab er sich alle Mühe zur Hebung der Schule die durch ihn eine seltene Berühmtheit erlangte, gleich wie er selbst als ein Orakel im Reiche galt. Auch im Kloster Saint-Germain der Diöcese Auxerre blühte die Schule unter dem thätigen Heinrich, einem Schüler des S. Lupus. Heinrich selbst ist der Panegyrist Karls des Kahlen, der ihn zur Erziehung seines Sohnes Lothar einlud. Heribald, Bischof von Auxerre und sein Nachfolger Herifrid waren namhafte Gönner der Schule und der Wissenschaft. Auch Paris besaß im 9. Jahrhundert bereits Lehrstühle für die Wissenschaft. So erzählt der Biograph des heil. Odo von Cluny, daß er die Dialektik nach St. Augustin und den Martianus Capella unter dem gelehrten Remigius von Auxerre (Autissiodorensis) studirt habe. Bedeutenden Einfluß übten für Jugendbildung die beiden Pariser Abteien Saint-Germain-des Prés und Saint-Denis, welches die Ehre hatte die königlichen Kinder zu erziehen. In der Diöcese

Orleans war es hauptsächlich Bischof Theobulf der die kaiserlichen Ideen, allerdings andere als die Napoleonischen, zu verwirklichen suchte. Dort befanden sich wirklich im J. 797 zwei Schulen, jene am Dom und jene an der Abtei Saint-Aignan, anderer Klosterschulen der Diöcese nicht zu gedenken. In der Kirchenprovinz von Reims standen die Schulen in ununterbrochener Blüthe. Der Erzbischof Ebo und sein Nachfolger der große Hincmar boten zur Hebüng des Unterrichtes Alles auf. Die vorliegende Schrift drückt sich hierüber mit den Worten aus: „Un évêque d'une telle distinction n'était pas homme à négliger les écoles.“ Zu seiner Zeit wird Sigloard als „Presbyter vel caput scholae S. Remensis ecclesiae“ bezeichnet. In der Diöcese von Amiens blühte die Schule des Klosters Corbie, berühmt durch das tüchtige Betreiben classischer Studien, die Mutter des sächsischen oder deutschen Corvey — Corbeia nova, gegründet im J. 822, dem die Welt die Erhaltung eines der schönsten Reste des classischen Alterthums, der Annalen des Tacitus verdankt. Die Abtei Saint-Riquier hatte gewöhnlich an 100 Zöglinge, darunter wie die alten Dokumente melden die „filii ducum, filii comitum, filii etiam regum!“ Wie lebendig das Studium in den Dom- und Klosterschulen des Erzbisthums Trier war, geht schon aus dem freundlichen Scherze oder wenn man will Tadel hervor, den einst Alcuin gegen den Erzbischof Rigbod aussprach, daß letzterer besser die zwölf Bücher der Aeneide als die vier Evangelien kenne! Treffliche Lehrer erzeugten die dortigen Abteien St. Maximin und St. Mathias. Eine hervorragende Stellung nahm die Diöcese Metz zumal unter dem Bischofe Chrodegang ein, wo selbst eine Gesangschule bleibend blühte. Dort in der Abtei St. Martin bestand eine Schule der Kalligraphie und Miniatur-Malerei. Die sogenannte Bibel Karls des Kahlen, die heute noch als Meisterwerk dieser Art in Paris angestaunt wird, ist der vollgültige Zeuge ihrer Leistungen. Viele Schulen befanden sich im Erzbisthum Cambrai, deren berühmteste aber

jene von Saint-Bertin war, von wo aus ausgezeichnete Männer überall hin, selbst bis nach England berufen wurden.

Das 10. Jahrhundert, das unglücklichste von allen, konnte weniger für die Schule thun. Die Einfälle der Bulgaren, der Ungarn und Saracenen wirkten — wie jeder feindliche Einfall, und wäre es selbst ein königlich preußischer unter Führung eines christlichen Vorbildes — zerstörend auf jede Cultur, wozu noch die Schwäche der letzten Karolinger kam, welche freilich auch heute noch ihre sprechend ähnlichen Copien findet. Und dennoch gab es einzelne Klöster, deren Schulen auch hier wie leuchtende Gestirne in dunkler Nacht hervorglänzten, so Saint-Benoit-sur-Loire selbst mit Gerbert's berühmtem Namen verbunden, aus dem eine Reihe der tüchtigsten Aebte und Bischöfe hervorging. Eben Gerbert erhöhte auch den Ruhm der Schule zu Reims, und er ist der sprechende Zeuge, was oft die Kraft eines einzigen Mannes vermag, wenn die Vorsehung ihn bestimmt hat auf sein Jahrhundert einzuwirken, wie dieses bei Gerbert, dem nachherigen Papst Sylvester II. der Fall war. Seine Briefe sind heute noch Zeugen einer Verwunderung erregenden Wissenschaft und vielseitiger Thätigkeit. Auch in diesem Jahrhunderte zeigt sich in der Erzdiöcese Trier noch das alte wissenschaftliche Streben, ja zwei weitere Klöster reihten sich durch ihr ernstes Streben den bereits vorhandenen an: Epternach, auch heute noch lange nach seiner Aufhebung durch die aus ihm in andere Bibliotheken gewanderten Handschriften berühmt — sein wundervolles Evangeliare, ein Prachtwerk erster Classe befindet sich jetzt im Besitze des Herzogs von Gotha — und Prüm dessen Schule durch Wandelbert, den Philosophen, Dichter und Redner (840—50), noch mehr aber durch den nachherigen Abt, den Geschichtschreiber und Kenner des christlichen Alterthums Regino († 915) hochberühmt wurde. Cöln besaß in seinem Erzbischof Bruno der als vierjähriges Kind bereits dem Bischof Balderich von Utrecht

zur Erziehung übergeben worden war, einen Prälaten, und zwar den einzigen des 10. Jahrhunderts, den dieses und die folgenden an Wissenschaft für ebenbürtig mit Gerbert hielten. Besonders aber ist es eine Erscheinung in der Diöcese Macon, die tief einschneidend auf den Gesammtunterricht wirkte, nämlich die Begründung des Ordensinstitutes in Cluny! Dorthin strömten Verehrer der Studien aus ganz Europa und von dorther ging ein regenerirender Hauch durch ganz Europa.

Bezüglich der Schulen des 11. Jahrhunderts beginnt Maitre mit dem Satze: „On a souvent écrit, et avec raison, que de la fin du Xe siècle date la résurrection des peuples, et en quelque sorte la création de l'Europe moderne. Allerdings fing auch wirklich eine neue Zeit für Europa an, obschon immerhin noch weit verschieden von der modernsten, deren Signatur eine früher nie gekannte Treulosigkeit geworden ist. Von dieser Zeit würde R. Glaber, der Dichter des 11. Jahrhunderts, wohl im Superlativ singen, was er von dem seinigen einfach sagen zu müssen glaubte:

> Fraus, raptus, quodcunque nefas dominatur in orbe,
> Nullus honor sanctis, nulla est reverentia sacris.
> Hinc gladius, pestisque, fames populantur ubique,
> Nec tamen impietas hominum correcta pepercit!

Paris behauptete in diesem Zeitraume seinen alten Ruhm; Lambert und Willeram hatten sich dortselbst einen großen Namen erworben. Die Schüler floßen dort aus aller Herren Ländern zusammen, und wer nicht die bischöfliche Schule in Paris besucht, wurde nicht als Theologe gerechnet. Einen bedeutenden Ruf erwarb sich in dieser Zeit die Schule zu Chartres unter Fulbert, dem Schüler des großen schon erwähnten Gerbert. Die weise Leitung des würdigen Prälaten fand volle Anerkennung, wie auch die fölgenden Verse in ihrer Poesielosigkeit zeugen:

> Gurges altus ut minores solvitur in alveos,
> Sic insignes propagasti per diversa plurimos
> Quorum quisque prae se tulit quod te usus fuerit!

Nicht geringer war der Ruhm der Schule zu Saint-Remy, bezüglich welcher ein Zeitgenosse ausruft: Gallia tunc studiis florebat opimis, ad te currebant examina discipulorum. Also bienenschwarmartig eilten die Schüler dahin, um wirklich zu lernen, nicht um einst Pensionäre des modernen Staates nach Maßgabe irgend einer Dienstpragmatik zu werden. Das als Schule namenlos gestandene Laon wurde plötzlich berühmt durch Anselm, von dem die Annales Beccenses rühmend melden: „Discipulis S. Anselmi annumeratur Anselmus Laudunensis . . . qui Lauduni litteras divinas et humanas pene extinctas restituit, suis temporibus in litteratura nulli secundus.“ Laon wetteiferte mit Paris und gab dem folgenden Jahrhundert noch eine Menge der tüchtigsten Männer. Auch die Domschule zu Toul, aus der Papst Leo IX. hervorging, erwarb sich um diese Zeit nicht geringen Ruhm durch genaue Handhabung des Triviums und Quadriviums unter tüchtig geschulten Lehrern. Den Namen eines zweiten Athen erwarb sich Lüttich unter seinem Domscholaster Waso dessen Preis durch den Leonin'schen Vers bezeichnet wird: Ante ruet mundus quam surget Waso secundus! In der Diöcese Namur erfreute sich großen Vertrauens das Kloster von Gemblours zunächst unter dem Abte Olbert (1048), von dem die Gesta der Aebte rühmend melden, daß er hundert Bände der heiligen Schrift und fünfzig aus weltlichen Wissenschaften zusammengebracht habe!

Das eigentliche Weltwunder im 11. Jahrhundert war aber die Schule zu Bec, „der ältern Schwester der Universität Paris“, die durch ihre Lehrer Lanfranc und Anselm, die zwei ersten Theologen ihrer Zeit, europäischen Ruf erworben hatte. Lanfranc ward von seinen Zeitgenossen als ein Werkzeug der Providenz betrachtet, das der Normandie Licht bringen sollte, allein er leuchtete der Welt. Und wie ward dieses Licht aufgenommen? „Clerici accurrunt, ducum filii, nominatissimi scholarum magistri latinitatis, laici potentes et nobiles viri multi.“ Und heute noch gelten die Namen

Lanfranc und Anselmus und werden gelten, wenn die der mit theuerem Gelde berufenen Professoren-Celebritäten längst verschollen sind. Indessen hatten auch die gedachten zwei Theologen ihre Rivalen, und Rivalität war es, die dem Berengar von Tour in der Kirche eine traurige Berühmtheit verschaffte.

Es würde zu weit führen alle die vielen kleineren Schulen des 11. Jahrhunderts namhaft zu machen, zumal im 12. Jahrhundert mit der Vermehrung der Orden sich auch deren Thätigkeit für die Volksschule und Volksbildung mehr und mehr entfaltete. Wie man aber auch immer die Sache fassen mag, soviel steht unerschütterlich fest, Europa verdankte in jener Periode seine Bildung und Gesittung den bischöflichen und klösterlichen Schulen, diesen ächt christlichen Anstalten die nur erfüllten, was ihnen durch ihren Sender aufgetragen worden war: Gehet hin und lehret alle Völker!

Mit Recht bemerkt hiebei Maitre, in der zweiten Abtheilung seines Buches auf die Organisation jener Schulen übergehend: „L'Église a seule été en possession des écoles non par intolérance, mais parce qu'il ne pouvait en être autrement. Avant le XIIe siècle au moins, l'état social en Occident ne comportait pas d'autres maîtres que les cénobites et les chanoines, ni d'autres élèves que les aspirants aux grades ecclésiastiques“, und fügt bei, daß in jener Periode weder die geistliche noch weltliche Gewalt ein Schulgesetz octroyirte, sondern daß selbe ihren Eifer lediglich auf das Ermuntern beschränkte. Wie sich die Zeiten ändern! Papst und Concilien, Kaiser und Reich griffen nicht gewaltthätig in die Schule ein, indessen heute jeder Advokat und der unberufenste sogenannte Volksvertreter das Wort „Schulgesetz“ brüllt, ohne auch nur einen Begriff von einer christlichen Schule zu haben. Jene mittelalterliche Epoche kannte und sprach nur von einer „Dignitas scholarum“, weil ihr die Schule selbst ein Heiligthum war. „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Die Kirche

anerkennt bis auf den heutigen Tag nicht bloß eine Würde des Alters, sie kennt auch eine Würde der Kindheit, die freilich nicht in Fabriken und Communalschulen gefunden wird. Wie würdig die Begriffe der Kirche von der Schule waren — und heute noch sind — zeigt der Ausspruch des Papstes Alexander III., wenn er dagegen eifert, daß die Schule und das Lehramt als Erwerbsquelle betrachtet würden: „Non enim venale debet exponi quod munere gratiae coelestis acquiritur, sed gratis debet omnibus exhiberi.“ Heute hingegen will die Schule zu einer Anstalt gemacht werden, auf welche das christliche Volk nur mit Widerwillen und Mißtrauen sieht, zumal es anfängt auch auf die fortschrittlichen Lehrer selbst kein rechtes Vertrauen mehr haben zu können, welches Vertrauen nur solange vollständig vorhanden seyn konnte, als der Grundsatz galt, welchen Hildegar von Poitiers durch die Worte ausdrückte: Adjutorem scholarum nolo tibi mittere, qui nondum assecutus sit maturitatem aetatis et gravitatem morum. Und hier wollen wir abbrechen! Vielleicht findet sich eine weitere Gelegenheit von dieser „Fabula“ zu sprechen, von der man auch mit dem alten Dichter sagen kann: „Stultorum regum et populorum continet aestus!“

XXXVI.

Zur neuern Literaturgeschichte.

II. Aufzeichnungen des schwedischen Dichters Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1817—1819. Aus dem Schwedischen von Franz Maurer. Berlin 1867.

Der Dichter und Kritiker, von welchem die vorliegenden Aufzeichnungen herrühren, gehört zu den schwedischen Romantikern und war einer ihrer Führer. Aus diesem Grund und durch seine innigen Beziehungen zur deutschen Literatur seiner Zeit verdient er die Beachtung, die man ihm in Deutschland erweist. Per Daniel Amadeus Atterbom, geb. 1790, gest. 1855 in Stockholm, war Professor in Upsala und eine Zeitlang bei dem Kronprinzen von Schweden (nachmaligen König Oskar) Lehrer der deutschen Sprache und Aesthetik. Sowohl sein produktives Talent als auch seine kritisch-literarische Thätigkeit weisen ihm auf dem Gebiet der nordischen Literatur einen hervorragenden Rang an, und namentlich wird ihm zum Verdienst gerechnet, den vorherrschenden französischen Geschmack und den akademischen Zopf mit Ausdauer und Erfolg bekämpft zu haben, oder wie die ihm befreundete Helmina von Chezy dieß ausdrückte, hauptsächlich dazu beigetragen zu haben, daß die schwedische Nation nun anfing „sich aus dem Französischen in's Schwedische zurückzuübersetzen." Sein Einfluß in Schweden war in der That nicht unbedeu-

tend. Es sammelte sich um ihn eine kleine Schaar kampflustiger Mitstreiter und es erwuchs daraus eine Schule, deren strebsame Mitglieder nach der Zeitschrift (Phosphoros) die Atterbom herausgab, die „Phosphoristen" oder auch die Klassiker der neuen Schule genannt wurden. Sie selber nannten sich den „Bund der Aurora".

Atterbom's Jugend und Blüthezeit gehört noch einer Periode an, in der das Gefühl der Stammverwandtschaft Scandinaviens zu Deutschland lebendig und so tief wirkend war, daß die hervorragendsten nordischen Dichter mit einer Art Wetteifer bemüht waren nicht bloß die Meisterwerke deutscher Dichtung innerlich sich anzueignen und an ihnen als maßgebenden Mustern sich weiter zu bilden, sondern auch selbst in deutscher Sprache zu dichten; wie Oehlenschläger, Baggesen, Brinkmann und Andere. Auch Atterbom dichtete mitunter deutsch und nicht ohne Gewandtheit. Im Anhang des vorliegenden Buches ist eine achtungswerthe Probe mitgetheilt in einem aus vierzehn klangvollen Strophen bestehenden, an eine Deutsche gerichteten Gedichte: „der Schwede." Seine deutschen Sonette über die Jungfrau Maria, welche Schelling zu München besonders gut gefielen, hat er erst auf seiner Rückreise aus dem Süden in's Schwedische übersetzt. Er schwankte sogar eine Zeitlang darüber, ob er sich für deutsche oder schwedische Schriftstellerei lebensgiltig entscheiden solle, und es fehlte wenig, so wäre er dem Beispiele seines norwegischen Landsmannes Steffens gefolgt. Von der Literatur Deutschlands hatte er die hochgetriebene Meinung, daß sie gegenwärtig (1817) „die einzige sei in der ein lebendes, progressives Princip zu suchen und zu finden sei."

In jener Zeit nun, in den Jahren 1817 bis 1819 trat Atterbom, der heimischen Fehden müde, eine längere Reise durch Deutschland und Italien an, und dieser Reise verdanken die obengenannten Aufzeichnungen ihr Entstehen. Sie waren von ihm, wie der Uebersetzer bemerkt, „wohl niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen; sie haben die Form von

Tagebuchsskizzen oder sind Briefe in vertraulichster Form an Männer die geistig gleich hoch standen wie er (vornehmlich an den Historiker Geijer). Schmucklos, aber genau und ohne Schminke die empfangenen Eindrücke wiedergebend, sind sie abgefaßt und bilden in dieser Weise schätzbares historisches Material einer nunmehr ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit." Sehr namhaft ist übrigens die Ausbeute dieses historischen Materials keineswegs. Das Buch enthält viel Ueberflüssiges, Unbedeutendes, Antiquirtes. Es sind meist leichte Veduten, was der Reisende gibt, Urtheile und flüchtige Schilderungen einzelner Größen aus der deutschen Gelehrtenrepublik; über das skizzirte Porträt kommt er selten hinaus. Doch bezeigt er sich im Allgemeinen als einen Mann von selbstständigem Urtheil, nicht als bloßen Nachbeter deutscher Berühmtheiten. Als guter Schwede ist er eifersüchtig für die Ehre seines Landes, ohne gegen das neue Fremde ungerecht zu seyn, und als Protestant befleißigt er sich in den meisten Fällen wenigstens einer größern Billigkeit als hundert aufgeklärte deutsche Papageien.

Es sind fünf Hauptstationen, um welche sich die Reise des Schweden bewegt: Berlin, Dresden, München, Wien, Rom. Auf Berlin, welches er im Anfang bewundert, ist er beim Abschied nicht gut zu sprechen, am allerwenigsten auf die Berliner Bildung. Der renommistische Gesellschaftston nach den Befreiungskriegen und das militärische Schnürleibsystem fordert seinen Spott heraus, und in dem Wahrzeichen Berliner Selbstüberschätzung welche schon damals die flache Sandwüste in „das Land der Intelligenz" umgetauft hat, findet der kühle Schwede „die beste Parodie auf den abstrakten Begriff einer Intelligenz ohne Natur und ohne Wurzeln" (S. 62). „Die berühmte superfeine Cultur kam mir, als ich ihr erst näher an den Puls gefühlt hatte, nicht selten ebenso oberflächlich als trocken vor, wie der Sand aus dem sie emporgewachsen war. Das Beste an ihr ist, daß sie in den meisten Fällen wenigstens ihr abstraktes und

gekünsteltes Wesen mit einer Selbstgefälligkeit entblößt, die sozusagen an Unschuld grenzt ... Im Uebrigen erbaute mich das ewige Schwatzen über Ideen, Bildung, Kunst und Literatur sehr wenig, sobald ich einsah, daß der herrschende Ton bei den meisten, gerade wie bei uns, von Mode und Jargon bestimmt wurde, und daß die Menge, ebenso wie bei uns, aus flachen und prosaischen Naturen bestand" (S. 56, 58).

Den Mittelpunkt des Kreises, mit dem er zu Berlin in Berührung kam, bildete Amalie von Helvig (geb. Imhof), die Uebersetzerin der Frithjofssage, „die Sängerin von Lesbos und Corcyra", „unsere geliebte Skaldin", seine „Schutzheilige", wie er sie in seiner Bewunderung mit einem Ueberfluß von Prädikaten preist. In ihrem Hause lernt er Gneisenau kennen, „Preußens Bayard sans peur et sans reproche," der für den schwedischen Reisenden so eingenommen ward, daß er ihm bei seinem zweiten Aufenthalt in Berlin sogar Haus- und Tischgenossenschaft anbot. Atterbom nennt ihn eine „im Charakter fürstliche Natur in des Worts edelster Bedeutung." Auch mit Schleiermacher kam er in Berührung, dessen rhetorische Wirksamkeit er mit einigen zutreffenden Bemerkungen zeichnet, schließlich aber gesteht, daß seine Predigten, von denen er mehrere gehört, „einen weder warm noch kalt um's Herz machen." Ebenso besuchte er Solger und zuletzt auch den preußischen Staatsphilosophen Hegel, „der sehr dürr und dialektisch aussieht", „ungemein gravitätisch in Haltung, Mienen und Aussprache."

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Berlin verkehrte er außerdem viel mit Tieck und seiner Familie, in der ihm besonders die älteste Tochter Dorothea ein ungewöhnliches Interesse abgewann: „Die Töchter sind ebenso wie ihre Mutter eifrige Katholikinen, und das oftgenannte zwanzigjährige älteste Mädchen eine so eifrige, daß sie sich nicht bloß über ihres Vaters Unglauben grämt, sondern auch auf eigene Hand beschlossen hat, so bald wie möglich Nonne zu wer-

den, wogegen sich natürlich der Vater, obwohl er sonst sehr entzückt über sie ist, mit Hand und Fuß sträubt . . . Sie ist körperlich und geistig ein schönes Mädchen; schade, daß sie keine Schwedin ist!" Atterbom hörte Tieck mehrmals vorlesen und spricht sich über die Meisterschaft seines Vortrags mit bewundernder Anerkennung aus. Dagegen gelang es ihm selbst unter der Protektion des Generals Helvig nicht, den hypochondrischen Romantiker Hoffmann, den Erfinder der Teufelselixire und anderer dämonischer Einfälle kennen zu lernen, welcher damals sich einer fast unnahbaren Abgeschlossenheit hingab und namentlich Fremden gegenüber meistens krank oder abwesend war. Charakteristisch ist deßhalb die Anekdote, wie Brentano sich bei dem unzugänglichen Manne, dem wunderlichsten aller Criminalräthe, Kapellmeister und Poeten, Zutritt verschaffte. Atterbom erzählt sie in folgender Weise: Brentano ging eines Tages zu Hoffmann, um seine Bekanntschaft zu machen, und erhielt wie gewöhnlich vom Bedienten den Bescheid, daß sein Herr sehr krank wäre und nicht Lust hätte mit irgend Jemand zu sprechen. „Das ist mir eben recht!" erwiderte Brentano; „nun ist es an der höchsten Zeit; deßhalb geh' Er gleich zu seinem Herrn hinein, mein Lieber, und melde Er ihm, daß der Doktor d'Apertutto draußen stehe, der allenfalls auch durch Fenster und Thüren passiren kann!" Dr. d'Apertutto stellt bekanntlich in der „Sylvesternacht" Hoffmanns poetischen Principal, den Teufel vor. Ziemlich bestürzt über diese unheimliche Auslassung, eilte der Bediente hinein, kommt zitternd zurück und öffnet die Thür, worauf „der verrückte Kapellmeister par excellence" seinen Gast in goldigster Laune empfing (S. 71).

In Dresden sind es vornehmlich Dichter aus der romantischen Schule, mit denen Atterbom verkehrt: Steffens, Graf von Löben, W. von Schütz, Baron von der Malsburg, Helmina von Chezy, kurz die ganze auch aus Wilhelm Chezy's Erinnerungen bekannte literarische Gesellschaft. Die feurige elektrische Natur des Deutsch-Norwegers Steffens wird gut

charakterisirt. Den hyperromantischen Grafen Löben (Isidorus Orientalis) nennt er „eine planta sensitiva, sehr (ja allzu sehr) ätherisch", setzt aber später noch hinzu: „Gegen Löbens Poesie läßt sich freilich theilweise viel sagen; aber als Mensch betrachtet, ist er unläugbar eine der unschuldigsten, frommsten und reinsten Seelen, die in unserer verderbten Zeit auf Erden athmet." Ein ergötzlicher Typus von Blaustrumpf wird in Therese von Winkel geschildert, genannt „Dresdens Corinna", soweit man Corinna seyn kann ohne Jugend, Schönheit und Genie, fügt der ironische Schwede hinzu. „Alles was man Talent und Virtuosität nennt, besitzt sie in allerhöchster Vollkommenheit; und wenn sie auch nicht, wie ihre alte Mutter einst erzählte, 27 große Eigenschaften und Kunstfertigkeiten besitzt, so ist es dennoch wahr, daß sie mit ungewöhnlicher Meisterschaft malt, die Harfe spielt, fast alle europäischen Sprachen kennt und spricht, und alle ihre Studien und Künste mit einem Fleiße, einem Eifer treibt der höchst bewundernswerth ist. Außerdem ist sie sehr gutmüthig. Trotz alledem ist man aber in ihrer Gesellschaft niemals recht à son aise, weil ihr Wesen dressirt ist wie ein ordentlich aufgezogenes Uhrwerk, welches wohl auf Punkt und Strich die Eintheilung der Zeit angibt, aber auch mechanisch und ruhelos von einer Stunde zur andern weiter eilt. So hat sie auch ihren Tag auf Minute und Sekunde eingetheilt ... Jeden Morgen steht sie um fünf Uhr auf, arbeitet nach regelrecht abgetheilten Stunden all ihre 27 Talente durch bis Nachts zwei Uhr, zu welcher Zeit sie gewöhnlich zu Bett geht, nachdem sie zuvor noch ihren Tag mit Abfassung einer Theaterkritik für die Dresdener Abend-Zeitung beschlossen hat. Wenn sie eines Abends Besuche macht, bricht sie daher immer zu einer bestimmten Stunde auf und geht, beinahe so wie Wahlenberg in Upsala; auch auf Malsburgs Einladung am letzten Abend konnte sie nicht kommen, weil sie nothwendiger Weise von sieben bis halbneun Uhr die Harfe spielen mußte ... In ihrem Hause ist ein Gewimmel von

Deutschen aus allen Himmelsrichtungen, Engländern, Italienern, Franzosen, Ungarn, Russen, Polen u. s. w., daß man vor Geschwirre und Gewirre oft kaum weiß, ob man auf den Füßen oder auf dem Kopfe steht" (S. 103, 105).

Auf dem Wege von Dresden nach München machte der Reisende einen kurzen Aufenthalt zu Baireuth, um Jean Paul seine Ehre zu bezeugen, dessen Bild er den Lesern photographisch genau vorführt. In München selbst verbrachte Atterbom den Winter von 1817—18, in einem Gesellschaftskreis welcher vorzugsweise die Namen Schelling, Baader, Jakobi, Thiersch, von Künstlern die beiden Langer u. A. umfaßte. Er sieht sich hier „ordentlich was man sagt gefeiert." Gegen Schelling ist er ganz Bewunderung; er nennt ihn eine napoleonsartige Natur. Seine Individualität kam ihm wie ein Urgebirge vor; von einem solchen habe er „nicht bloß das Riesenhafte und das unerschütterliche Beruhen auf seiner Basis, sondern auch — in der äußern Rinde — das Schroffe und Starre, eine Härte die schonungslos und zermalmend wirken kann" (S. 130). Manches Anziehende bietet die Contrastirung Schellings mit Franz Baader, dessen originelle Persönlichkeit den Schweden auf's höchste fesselt, und von dem er viel zu erzählen hat. Er nennt ihn den „mirakulosesten Mann" der ihm je vorgekommen und vielleicht, seitdem Swedenborg und St. Martin abgetreten, überhaupt existire. Seine Conversation habe alle Eigenschaften des Champagnerweines, im höchsten Grade ätherisch, aber auch berauschend. In dem alten Jakobi dagegen fand der Reisende einen „philosophirenden Hofmann, von Charakter gutherzig und freundlich, aber schwankend; leicht beweglich, schwach, theils aus ursprünglichem Mangel an Selbstständigkeit, theils aus Alter und Eitelkeit." Baader scheint den alternden Philosophen in seinen Gesprächen mit Atterbom besonders zur Zielscheibe seines sprudelnden Witzes erkoren zu haben; unter andern kaustischen Einfällen machte er folgende Parallele zwischen Jakobi und Göthe: „Beide sind ge-

heime Räthe, beide sind vornehm, beide alt, beide launisch, beide ceremoniell, beide lieben vor allen Dingen sich mit Weiber-Coterien zu umgeben; der einzige Unterschied ist, daß Göthe seine Hühner tritt, während Jakobi von seinen Hühnern getreten wird" 2c. (S. 146).

Weniger scheint ihn Thiersch angezogen zu haben, dessen er nur im Vorbeigehen gedenkt. Außerdem geschieht noch Schlichtegrolls und Niethammers Erwähnung, des erstern vornehmlich nur mit Bezug auf seine abenteuerliche, zum Theil lächerliche Projektenmacherei, wovon er einige Proben anführt und dazu beifügt: „Schlichtegroll ist ein eifriger Freimaurer, das erklärt theilweise diese Art Schwärmerei; alle solche sind an sich excentrische Projektemacher." Dann fährt Atterbom fort: „Ein anderer lieber Mann, Niethammer, der sonst tolerant, immer aufgeräumt, gastfrei und dazu ziemlich verständig ist, leidet unter einer andern Schwärmerei: er bildet sich nämlich ein, daß es seine specielle Aufgabe wäre, gegen die Katholiken zu eifern, und jedesmal wenn er das Wort Katholik nennen hört, welches natürlich gegen seine fixe Idee verstößt, wird der gute Mann, ohne daß ihm Jemand widerspräche, bloß vom eigenen innern Feuer plötzlich blutroth vom kahlen Schädel bis nieder zum Nacken" (S. 170). Diese Figur gehört nothwendig zur Ergänzung jener Gesellschaft und zu einiger Vervollständigung des Münchner Bildes vom J. 1817. Man sieht da wieder einmal, auf welcher Seite in jenen Tagen der ersten bayerischen Erleuchtungsära die blinde haßerfüllte Intoleranz gesessen, gearbeitet und Gift gekocht hat.

Am wenigsten von Belang in diesen Aufzeichnungen ist der Passus über Wien, weßhalb wir denselben kurzweg übergehen. In Rom, wohin sich Atterbom von München aus wandte, bewegte er sich fast ausschließlich unter der deutschen Künstlercolonie, in der er sich ganz heimisch fühlte. „Südlich von den Alpen", schrieb er damals seinem Freunde Geijer, „fühlen wir Germanen alle das gemeinsame Verwandtschafts-

band.“ Er ließ sich in die Kunstgenossenschaft förmlich als Mitglied aufnehmen und wohnte als solches dem glänzenden Feste bei, welches die deutsche Künstlerschaft am 29. April 1818 in der Villa Schultheiß dem Kronprinzen von Bayern (Ludwig I.) zum Abschied veranstaltete. Cornelius, Veit und Overbeck hatten sinnreiche Transparente dazu gemalt; Rückert sprach das Festgedicht; der Leibarzt des Kronprinzen, Dr. Ringseis, leitete den vortrefflichen Chor und stimmte vor dem in einem glänzenden Halbkreis schöner Damen sitzenden Kronprinzen manche frische deutsche Studenten- und Volksweise an. Diese Scene kam dem entzückten Schweden „wie ein schöner Traum aus dem Mittelalter vor: dort der Königsohn und werdende König in altdeutscher Tracht, um ihn der Kreis altdeutsch gekleideter Damen, und alle einem Chore von Sängern lauschend die auch fast sämmtlich das geschmackvolle Kleid jener Zeit trugen.“ Atterbom gibt ein anschauliches Bild von dem Abschiedsfeste, das schon mehrfach beschrieben worden, hier aber wieder mit der Frische des Augenzeugen unter dem unmittelbaren Eindruck und in warmer Begeisterung geschildert ist. Es war jenes folgenreiche Fest, von welchem der Aufgang einer neuen Morgenröthe am Himmel deutscher Kunst datirte, es war jener fröhliche Abschied, bei welchem der gefeierte Königssohn seinen Toast auf die deutschen Künstler mit den glückverheißenden Worten schloß: „Auf Wiedersehen in Deutschland!“ Wahrlich das Wiedersehen hat sich gelohnt.

Mit dieser recht eigentlich ultramontanen Erinnerung scheiden wir von dem schwedischen Dichter. Wir wollten nur einige wenige Proben aus seinen Aufzeichnungen mittheilen, Plaudereien welche außer manchen charakteristischen Zügen die sie festhalten, zugleich zeigen können, wie die damaligen literarischen Zustände und Persönlichkeiten Deutschlands in den Augen eines Ausländers, eines Skandinaven sich spiegelten, und nebenbei die Erinnerung an jene entschwundenen Tage erwecken, wo das gemeinsame germanische Verwandschaftsband [illegible] so lebendig empfunden ward.

XXXVII.

Zeitläufe.

Die Wettermacher in Paris und Berlin.

Man wird es endlich glauben müssen, daß der Friede von Prag nichts weniger bedeutet hat als die endliche Consolidirung der europäischen Zustände. Der Geist der Zerstörung den der Napoleonide wachgerufen und den er nun nicht mehr los wird, hat sich in Nikolsburg und Prag Zeit genommen zum Ausschnaufen; das war Alles. Wenn die Minister des französischen Herrschers seit dem Rundschreiben Lavalette's vom 14. September v. Js., und wenn Graf Bismark bis auf die neueste Wendung seiner widerspruchsvollen Eröffnungen, in officiellen und officiösen Kundgebungen sich angestellt haben, als glaubten sie das Gegentheil und als hielten sie die Einwurzelung einer neuen Ordnung Europa's für möglich ohne einen neuen Zusammenstoß der bewaffneten Macht: so war das entweder thörichte Verblendung oder bewußte Heuchelei. Wenn endlich selbst die Salzburger Kaiser-Visite Manchem die Augen noch nicht geöffnet hat, so muß doch jetzt auch der Blindeste sehen.

Der französische Imperator hat die hergebrachte Ordnung des Welttheils an den Rändern zu benagen angefangen, als er 1859 über die Alpen zog. Aber Preußen

hat, seinen ungeahnten Sieg in Böhmen ausbeutend, den Mittelpfeiler in Trümmer geschlagen, auf dem das ganze Gewölbe ruhte. Wer konnte glauben, daß trotzdem der Bau, wenn auch nur der Hauptsache nach, noch Bestand haben werde? Seit Jahr und Tag ist die Gesellschaft in dem umsturzreifen Hause keinen Augenblick mehr zu einiger Ruhe gekommen; und eben jetzt predigt der sociale Instinkt an allen Börsen, daß die große Katastrophe trotz Allem unvermeidlich und mehr oder weniger nahe sei. Den immer wiederholten vereinzelten Stößen gegen das Werk von 1815, oder genau genommen gegen die politische Raison eines Jahrtausends — muß ein gewaltiger und letzter Hauptschlag folgen: auch der leichtsinnigste Liberalismus kann das nicht mehr verkennen.

Gott allein weiß das Endresultat des furchtbaren Zusammenstoßes, der unzweifelhaft wenigstens vier continentale Großmächte in seinen Kreis ziehen wird. Aber das ist gewiß, daß die bevorstehende Katastrophe nicht abermals bloß provisorische Arbeit machen wird. Sondern es wird aufgeräumt werden mit allen „politischen Fragen“ des Welttheils und allen zweifelhaften Existenzen im Staatsbegriff. Insoferne wird unser Zustand endlich ein definitiver werden, freilich nur um der andern Frage aller Fragen — der socialen, Raum zu machen.

Was ist die Ursache, daß der von Paris wie von Berlin aus so oft, und noch unmittelbar nach der Begegnung von Salzburg, geschweigte Kriegslärm jüngst aufeinmal wieder ausgebrochen ist, und zwar mit ernstlicherer Besorgniß als je? Hat ja doch die Regierung des französischen Herrschers, freilich im schreienden Widerspruch mit dem berühmten Congreß=Brief des Kaisers, noch vor Jahr und Tag durch das Rundschreiben Lavalette's erklärt, daß der Prager Friede genau die Stellungen in Europa geschaffen habe, wie Frankreich sie in seinem Interesse wünschen müsse. Andererseits hat Preußen der Erhaltung des Friedens ein enormes Opfer

gebracht, indem es Luxemburg preisgab und so ein uraltes deutsches Land an die zweifellosen Intriguen des Auslands unter schnöden Vorwänden verrieth. Hätte man das thun können in Berlin, wenn man angenommen hätte, daß der Krieg mit Frankreich dennoch in einigen Monaten unvermeidlich seyn würde?

Die Wahrheit ist, daß die beiden Mächte um welche sich zur Zeit das Schicksal der alten Welt dreht, in eine ganz unhaltbare Lage gekommen sind, und daß es nur darauf ankommt, ob man in Paris oder in Berlin zuerst genöthigt seyn wird seine Lage als unerträglich offen zu bekennen. Es geht das Gefühl durch die Welt, daß Frankreich diese Macht seyn wird und daß die Tuillerien nicht lange mehr in der Möglichkeit sich befinden werden zu laviren. Allerdings mag der Imperator nocheinmal auf kurze Zeit die Mängel an den französischen Kriegsrüstungen hinter dem Geschwätz des Einen oder andern Friedens-Ministers verdecken; vielleicht wird er sogar nocheinmal das niederschlagende Pulver seines liberalen Phrasenwerks versuchen. Aber Jedermann wird wissen was davon zu halten ist. Das Wasser beginnt dem Manne in den Mund zu laufen. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur erstens nach Italien zu schauen, und zweitens das Rundschreiben genau zu vergleichen welches Graf Bismark aus Anlaß der französischen und österreichischen Eröffnungen über die Salzburger Zusammenkunft unterm 7. September d. Js. hat ergehen lassen.

Ohne Zweifel wird von diesem Cirkular ein Wendepunkt in der großen Frage datiren. Hätte Graf Bismark noch einen Funken Vertrauen, daß die Consolidirung Neupreußens endgültig auf friedlichem Wege erfolgen könne, so würde er sich zuverlässig gehütet haben ein solches Schriftstück über die Geheimnisse der preußischen Politik öffentlich ausgehen zu lassen. Das Cirkular setzt dem Imperator geradezu die Pistole auf die Brust; es ist die unumwundenste Kündigung des Prager Friedens. Die berüchtigte Geschichte

des Friedens von Zürich hat sich hiemit am Imperator gerächt. Er hat ohne einen Finger zu rühren geduldet, daß dieser kaum abgeschlossene Vertrag an Oesterreich und den italienischen Fürsten schmachvoll gebrochen wurde; in ganz gleicher Weise wird nun der Vertrag von Prag an ihm gebrochen. Die Parallele ist schlagend. Wie er keinen Vertrag gehalten, so wird an ihm keiner gehalten.

Das Auftreten Preußens in dem gedachten Cirkular muß um so auffallender erscheinen, wenn man frühere Aeußerungen des Grafen Bismark damit vergleicht. Er hat sonst offen zugestanden, daß der eigentliche Urheber der Friedens=Stipulationen von Prag Frankreich gewesen, und er hat unverblümt zu verstehen gegeben, daß auf eine friedliche Verdauung der preußischen Errungenschaften nur zu rechnen sei, wenn man die betreffenden Clauseln des Imperators respektire, sowohl in Beziehung auf Nordschleswig als in Beziehung auf Süddeutschland. Sogar die weitere Bemerkung hat der Minister fallen lassen, daß jede Aenderung in dem Verhältniß des norddeutschen Bundes zu den süddeutschen Staaten, mit andern Worten jede Ueberschreitung der Mainlinie die Genehmigung Oesterreichs erfordern würde. Gerade diese kluge Selbstbeschränkung ward von der einstigen conservativen, nunmehr blinden Regierungspartei dem Grafen zum höchsten Verdienst angerechnet; daß er sich die süddeutschen Staaten mit ihren turbulenten Elementen so klüglich vom Leibe zu halten wisse: das galt als der feinste Zug seiner Staatskunst. Es schien der Partei die ungeheuerliche Bestimmung des Prager Friedens, wornach die süddeutschen Staaten nur mit Preußen, nicht aber mit Oesterreich nationale Verbindungen haben dürfen, vollständig zu genügen; was darüber hinausging schien die Regierung in Berlin — selbst süddeutsche Minister verstanden den Grafen so — sorgfältig vermeiden zu wollen, zu dem dreifachen Zweck um den Frieden mit Frankreich zu erhalten, dem Prager Vertrag treu zu bleiben, und die neue Verfassung Norddeutschlands

auszubauen, ungestört von der Schaar demokratischer Abgeordneten welche Süddeutschland in das Parlament des norddeutschen Bundes schicken würde, sobald die Barriere am Main gefallen wäre.

Alle diese Annahmen sind durch das preußische Cirkular vom 7. Sept. über den Haufen geworfen. Der deutsche Cavour wäre nach diesem Aktenstücke fertig, und er wartete nur auf den süddeutschen Garibaldi der mit dem Prager Vertrag ebenso verführe wie der italienische mit dem Züricher Frieden. Die Grundgedanken des böhmischen Friedensschlusses sind durch das Bismarkische Rundschreiben mit dürren Worten in den Wind geschlagen. Während Preußen sich in Prag verpflichtet hat am Main stehen zu bleiben, und seine freie Hand nur in Norddeutschland walten zu lassen, erklärt das Cirkular vom 7. Sept., daß sich die deutsche Nation überhaupt nichts vorschreiben lassen werde über die Entwicklung ihrer Angelegenheiten; sie ertrage den Gedanken nicht unter der Vormundschaft fremder Einmischung zu stehen, oder andere Rücksichten bei sich gelten zu lassen als die durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen. Wie man sieht, ist auf diesem Standpunkte überhaupt jeder Vertrag darüber, was in dem von Bismark sogenannten Deutschland zu geschehen habe und was nicht, dem Ausland gegenüber schlechthin undenkbar; es ist das nackte Faustrecht der neuen Nationalitäts-Politik. Nebenbei gesagt dürfte der französische Imperator sich freilich schwer verhehlen, daß Graf Bismark hiemit eigentlich nichts Anderes thut, als daß er die revolutionäre Erfindung des Napoleonismus als zweischneidige Waffe gegen den Erfinder selber kehrt.

Italia fara da se — Germania fara da se: bis hieher ist die Analogie ganz ohne Fehl. Deutschland wird sich selber machen nach seinem Belieben, ohne daß irgendein näherer oder fernerer Nachbar aus Gründen des Gleichgewichts und der alten Staatenordnung in Europa etwas darein zu reden hätte. Der Wille Deutschlands aber findet seinen Ausdruck

in dem Willen Preußens; Graf Bismarck im Bunde mit den „National-liberalen“ jenseits und mit der Fortschrittspartei dießseits des Mains repräsentirt die „deutsche Nation“; vom Berliner Kabinet wird man jederzeit erfahren was das Interesse der deutschen Nation ist. Ebenso hat sich einst Piemont mit der italienischen Nation identificirt. Aber Graf Bismarck nimmt im Vergleich mit dem transalpinischen Cavourismus für Preußen das Verdienst in Anspruch, daß man in Berlin die Entwicklung der Angelegenheiten der deutschen Nation nach allen Regeln der politischen Kunst langsam und bedächtig leite. „Wir haben es uns von Anfang an zur Aufgabe gemacht den Strom der nationalen Entwicklung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend sondern befruchtend wirke. Wir haben Alles vermieden was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen sondern zu beruhigen gesucht“. Dafür hätte sich Frankreich eigentlich in Berlin zu bedanken: so meint Graf Bismarck.

Alle kluge Bedächtigkeit aber womit Preußen die Entwicklung der Angelegenheiten deutscher Nation leitet, hindert den festen Entschluß nicht die süddeutschen Staaten in dieselbe Lage zu bringen wie die norddeutschen, mit andern Worten die Unifikation von ganz Deutschland herbeizuführen. Wie bald und wie enge der Anschluß stattfinden soll, das hängt von dem Begehren der süddeutschen Regierungen ab, d. h. von der Kunst und Macht des deutschen Garibaldismus der als Treiber hinter den fraglichen Regierungen steht. „Der norddeutsche Bund“, sagt das Cirkular, „wird jedem Bedürfnisse der süddeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung der nationalen Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands auch in Zukunft bereitwillig entgegenkommen; aber wir werden die Bestimmung des Maßes, welches die gegenseitige Annäherung einzuhalten hat, jederzeit der freien Entschließung unserer süddeutschen Verbündeten überlassen“. Mit kaltem Hohn fordert der preußische

Minister die süddeutschen Regierungen selber zum Zeugniß auf, daß Preußen sich jedes Versuchs enthalten habe einen moralischen Druck auf ihre Entschließungen auszuüben. „Wir haben", sagt er, „vielmehr auf die Handhabe welche sich uns zu diesem Zwecke in der Lage des Zollvereins bieten konnte, durch den Vertrag vom 8. Juli d. Js. rückhaltslos verzichtet". Mit andern Worten: weil der neue Zollvertrag die Verfügung über die materiellen Interessen Süddeutschlands bereits unbedingt in die Hand Preußens legt, deßhalb kann der Zollverein künftig nicht mehr als Daumschraube für uns gebraucht werden.

Um den Eindruck zu ermessen, den das Cirkular vom 7. Sept. in den Tuillerien hervorrufen mußte, braucht man nur das Rundschreiben des französischen Ministers Lavalette vom 14. Sept. v. Js. daneben zu legen und die Aufstellungen desselben mit dem neuen Programm des Grafen Bismark zu vergleichen. Auch der Umstände muß man sich erinnern unter welchen der Imperator damals seine Orakelsprüche vom ministeriellen Dreifuß erschallen ließ. Kurz vorher hatte er in Berlin an die Compensation mahnen lassen, die ihm Graf Bismark vor dem Krieg bei den geheimen Unterhandlungen von Biarritz in Aussicht gestellt hatte. Der preußische Minister erwiderte kurzweg: da Preußen der Hülfe Frankreichs nicht bedürftig gewesen sei, so werde auch keine Bezahlung geleistet und könne von einer Gebietsabtretung keine Rede seyn. Darauf großer Lärm in Frankreich und allgemeine Befürchtung eines Bruches. Anstatt dessen erfolgte die eminent friedliche Kundgebung vom 14. Sept. Frankreich war nicht gerüstet gegen die Macht des Zündnadelgewehrs und der allgemeinen Wehrpflicht; es mußte abgewiegelt werden bis auf Weiteres. Nichtsdestoweniger räumt das Cirkular des französischen Ministers Preußen keineswegs freie Hand in Deutschland ein; es spricht sich vielmehr sehr bestimmt darüber aus, was aus dem Gesichtspunkt der europäischen Machtverhältnisse in Deutschland geschehen dürfe,

was nicht; und es fordert in Einem Athem von Frankreich eine enorme Vergrößerung seiner Armee — zur Erhaltung der friedlichen Situation.

Der Grundgedanke des Imperators geht dahin: der deutsche Krieg hat die Verträge von 1815 gestürzt und damit ist der Hauptzweck Frankreichs erreicht. Die neue Ordnung in Deutschland ist zwar nicht ganz nach dem Wunsche Frankreichs ausgefallen; aber deren definitive Basis ist gemäß dem völkerrechtlichen Vertrag von Prag die Dreitheilung und daraus ergibt sich für Frankreich immer noch eine unvergleichlich bessere Stellung als gegenüber der compakten Macht des ehemaligen deutschen Bundes. Gerade durch diese deutsche Dreitheilung — Norddeutschland, Süddeutschland, Oesterreich — hat die französische Nation die „Freiheit der Allianzen" wieder gewonnen, was Monsieur de Lavalette als die glänzende Frucht des deutschen Krieges preist. Mit andern Worten: ein gemeinsam deutsches Recht und eine gemeinsam deutsche Pflicht gibt es nicht mehr; vielmehr werden Oesterreich und die süddeutschen Staaten, letztere in ihrer vertragsmäßig ausbedungenen „unabhängigen internationalen Existenz", die natürlichen Bundesgenossen Frankreichs seyn gegen das Umsichgreifen Preußens. Das war die französische Rechnung; es bedarf nur eines Blicks um zu erkennen, daß der ganzen Aufstellung durch das Bismarkische Rundschreiben vom 7. September das Fundament unter den Füßen weggezogen worden ist.

Ob der Imperator sich diese neue Wendung auf die Länge, und sobald man in Berlin Ernst macht mit der Realisirung, ruhig gefallen lassen kann, darüber wäre jedes Wort überflüssig. Auf der Rückreise von Salzburg hat er in Arras gesprochen: „Nur schwache Regierungen suchen in auswärtigen Verwicklungen eine Ableitung von den innern Verlegenheiten." Aber wenn er sich zu allen andern Mißerfolgen hin noch förmlich zum Spielball des Grafen Bismark erniedrigen läßt, dann dürfte seine Regierung selbst dazu

zu schwach werden, um in auswärtigen Verwicklungen eine Ableitung der innern Verlegenheiten zu suchen. Der Imperator hat sodann in Lille versichert: „Trotz einiger schwarzen Punkte habe doch Frankreich seine Stellung in Europa wieder eingenommen.“ Darf aber das Cirkular des Grafen Bismark ungestört und ungestraft der Verwirklichung entgegenreifen, dann dürfte sich das Unifikationswerk dießseits des Rheins, bei der Keckheit der fortschrittlichen und der äußersten Schwäche der conservativen Parteien, rasch vollziehen, und jenseits des Rheins wird alle Welt einstimmig seyn, daß Frankreich seine Stellung in Europa jetzt erst recht verloren habe. Es wäre die Gant der Dynastie und des Napoleonismus überhaupt.

Am 14. September v. Js. konnte noch ein französischer Minister zur Noth gute Miene machen zum bösen Spiel; aber es ist nicht abzusehen, wie es möglich seyn sollte gegenüber dem preußischen Rundschreiben vom 7. September dem Publikum abermals auf die Dauer einen blauen Dunst vorzumachen. Graf Bismark hat gethan, was er nicht lassen konnte; der einmal in's Rollen gebrachte Berg spottet des Mains. Aber der gewaltthätige Mann mußte die Folgen seines Thuns kennen; er mußte wissen, daß nur noch eine Herausforderung wie die vom 7. September dazu gehöre, um die einzelnen „schwarzen Punkte“ am französischen Horizont zu einem furchtbaren Gewittersturm zusammenzuballen. So lebt denn die Gesellschaft von neuem unter dem Entsetzen vor den kommenden Dingen, und je länger der Losbruch verzieht, desto schlimmer.

Wie gedenkt Preußen heute oder morgen den Sturm zu bestehen? Die Antwort auf diese Frage muß uns vor Allem beschäftigen; sie eröffnet zugleich den Blick auf die Ausdehnung des bevorstehenden Conflikts. Graf Bismark verwahrt sich im Namen der „deutschen Nation“ gegen jede vertragsmäßige Einschränkung der preußischen Pläne. Aber was ist heute deutsche Nation? Oesterreich, dem ja vertragsmäßig ver=

boten ist sich als zu Deutschland gehörig zu betrachten, hat den Grafen zu solch einem Protest nicht bevollmächtigt. Unseres Wissens auch nicht die süddeutschen Regierungen. Aber gesetzt auch daß Preußen dieser Südstaaten wohl oder übel sicher sei, wird man in Berlin mit und bei einer solchen Allianz allein sich für stark genug erachten Frankreichs gesammter Macht die Spitze zu bieten, und das Programm der deutschen Unifikation das man am 7. Sept. in die Welt hinausgesendet hat, zu vertheidigen? Das ist die große Frage.

Man darf die Frage unbedenklich mit Nein beantworten; und darum ist es von vornherein nicht nur eine Phrase sondern leider eine handgreifliche Unwahrheit, wenn der Minister mit eiserner Stirne am Schlusse seines Rundschreibens von einer gesicherten Grundlage „für die selbstständige Entwicklung der nationalen Interessen des deutschen Volkes" spricht. Nur dann könnte Preußen mit Wahrheit so sprechen, wenn es über die deutschen Verhältnisse eine ehrliche Verständigung mit Oesterreich angestrebt und erreicht hätte. Ob eine solche Verständigung mit dem alten Kaiserhause möglich gewesen wäre ohne Darangabe der empörenden Unterjochungs-Politik in Hannover und Frankfurt und überall wo man sich nicht beeilt das preußische Gewaltjoch demüthigst zu küssen: das ist eine Sache die wir jetzt nicht näher untersuchen wollen. Die Untersuchung wäre ohnehin zu spät. Aber unumstößlich gewiß ist es, daß von einer selbstständigen Entwicklung der nationalen Interessen des deutschen Volkes und deren Vertheidigung gegen das scheelsüchtige Ausland nur dann die Rede seyn könnte, wenn hinter Preußen nicht bloß die süddeutschen Staaten stünden, als gepreßte Matrosen und aufrichtig gefaßt beim ersten Kanonenschuß davonzulaufen oder gar zum Feinde überzugehen. Sollte überhaupt diese Verbindung einen nationalen Werth haben, so müßte Oesterreich hinter Preußen stehen. Dann und nur dann könnte man in Berlin mit Recht erklären, daß sich die deutsche Nation jede Einmischung in ihre Angelegenheiten verbitte und daß sie

Manns genug sei ihre selbstständige Entwicklung gegen jeden feindseligen Versuch des Auslands zu vertheidigen. Frankreich würde sich in diesem Fall gehütet haben auch nur Miene zu machen, die Salzburger Zusammenkunft hätte gar nicht stattgefunden, und Graf Bismark hätte kaum eine Veranlassung gehabt den Brief vom 7. September zu schreiben.

Alle wahrhaften Patrioten haben seit den erschütternden Ereignissen des vorigen Jahres gebeten und gefleht, daß die preußische Politik im heiligsten Interesse der deutschen Nation umkehren möge zu einer ehrlichen Verständigung mit Oesterreich. Aber das ist den Gewaltigen in Berlin nicht im Traume eingefallen. Im Gegentheile: ihre inspirirte Presse versäumt keine Gelegenheit deutlichst zu verrathen, daß diese preußische Politik mit Naturnothwendigkeit auf den Untergang und die Zertrümmerung des Kaiserstaats ausgehe und lossteuern müsse. Je deutschfeindlicher und revolutionärer eine der nationalen Parteien in Oesterreich ist, desto gewisser ist sie das Schoßkind der maßgebenden Publicisten in Berlin. Der Verrath Venedigs an die Italianissimi — der große preußische Generalstab hatte selber sechs Jahre vorher das Festungsviereck für ein unentbehrliches Bollwerk für ganz Deutschland erklärt — ist noch unvergessen; deßgleichen die ungarische Legion Klapka's unter preußischem Commando und die schmachvolle Proklamation an die Czechen. Aber noch neuerlich hat sich jene Berliner Presse in einer Weise über den Kossuthismus in Ungarn geäußert, daß Jedermann die berüchtigte Depesche des Herrn von Werther wenigstens nachträglich für ächt halten muß. Hätte man eine ehrliche Verständigung in Wien suchen wollen, so mußten natürlich diese revolutionären Liebäugeleien unbedingt aufgegeben werden, selbst die Sympathien Italiens und Rußlands mußten auf's Spiel gesetzt werden, wie sich von selbst versteht. Nachdem nun von allem Dem das Gegentheil geschehen, ist der einfache Beweis geliefert, daß Preußen anstatt mit Oesterreich sich zu verständigen, mit den Todfeinden desselben sich zu

hat, seinen ungeahnten Sieg in Böhmen ausbeutend, den Mittelpfeiler in Trümmer geschlagen, auf dem das ganze Gewölbe ruhte. Wer konnte glauben, daß trotzdem der Bau, wenn auch nur der Hauptsache nach, noch Bestand haben werde? Seit Jahr und Tag ist die Gesellschaft in dem umsturzreifen Hause keinen Augenblick mehr zu einiger Ruhe gekommen; und eben jetzt predigt der sociale Instinkt an allen Börsen, daß die große Katastrophe trotz Allem unvermeidlich und mehr oder weniger nahe sei. Den immer wiederholten vereinzelten Stößen gegen das Werk von 1815, oder genau genommen gegen die politische Raison eines Jahrtausends — muß ein gewaltiger und letzter Hauptschlag folgen: auch der leichtsinnigste Liberalismus kann das nicht mehr verkennen.

Gott allein weiß das Endresultat des furchtbaren Zusammenstoßes, der unzweifelhaft wenigstens vier continentale Großmächte in seinen Kreis ziehen wird. Aber das ist gewiß, daß die bevorstehende Katastrophe nicht abermals bloß provisorische Arbeit machen wird. Sondern es wird aufgeräumt werden mit allen „politischen Fragen" des Welttheils und allen zweifelhaften Existenzen im Staatsbegriff. Insoferne wird unser Zustand endlich ein definitiver werden, freilich nur um der andern Frage aller Fragen — der socialen, Raum zu machen.

Was ist die Ursache, daß der von Paris wie von Berlin aus so oft, und noch unmittelbar nach der Begegnung von Salzburg, geschweigte Kriegslärm jüngst aufeinmal wieder ausgebrochen ist, und zwar mit ernstlicherer Besorgniß als je? Hat ja doch die Regierung des französischen Herrschers, freilich im schreienden Widerspruch mit dem berühmten Congreß-Brief des Kaisers, noch vor Jahr und Tag durch das Rundschreiben Lavalette's erklärt, daß der Prager Friede genau die Stellungen in Europa geschaffen habe, wie Frankreich sie in seinem Interesse wünschen müsse. Andererseits hat Preußen der Erhaltung des Friedens ein enormes Opfer

gebracht, indem es Luxemburg preisgab und so ein uraltes deutsches Land an die zweifellosen Intriguen des Auslands unter schnöden Vorwänden verrieth. Hätte man das thun können in Berlin, wenn man angenommen hätte, daß der Krieg mit Frankreich dennoch in einigen Monaten unvermeidlich seyn würde?

Die Wahrheit ist, daß die beiden Mächte um welche sich zur Zeit das Schicksal der alten Welt dreht, in eine ganz unhaltbare Lage gekommen sind, und daß es nur darauf ankommt, ob man in Paris oder in Berlin zuerst genöthigt seyn wird seine Lage als unerträglich offen zu bekennen. Es geht das Gefühl durch die Welt, daß Frankreich diese Macht seyn wird und daß die Tuillerien nicht lange mehr in der Möglichkeit sich befinden werden zu laviren. Allerdings mag der Imperator nocheinmal auf kurze Zeit die Mängel an den französischen Kriegsrüstungen hinter dem Geschwätz des Einen oder andern Friedens-Ministers verdecken; vielleicht wird er sogar nocheinmal das niederschlagende Pulver seines liberalen Phrasenwerks versuchen. Aber Jedermann wird wissen was davon zu halten ist. Das Wasser beginnt dem Manne in den Mund zu laufen. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur erstens nach Italien zu schauen, und zweitens das Rundschreiben genau zu vergleichen welches Graf Bismark aus Anlaß der französischen und österreichischen Eröffnungen über die Salzburger Zusammenkunft unterm 7. September d. Js. hat ergehen lassen.

Ohne Zweifel wird von diesem Cirkular ein Wendepunkt in der großen Frage datiren. Hätte Graf Bismark noch einen Funken Vertrauen, daß die Consolidirung Neupreußens endgültig auf friedlichem Wege erfolgen könne, so würde er sich zuverlässig gehütet haben ein solches Schriftstück über die Geheimnisse der preußischen Politik öffentlich ausgehen zu lassen. Das Cirkular setzt dem Imperator geradezu die Pistole auf die Brust; es ist die unumwundenste Kündigung des Prager Friedens. Die berüchtigte Geschichte

preußischen Politik an das heutige Rußland. Der revolutionäre Panslavismus der sogenannten Altrussen ist unter dem schwachen Czar Alexander zum russischen Staatsprincip geworden. Was für den Italianismus Rom ist, das ist für den Panslavismus Constantinopel. Die Bewegung im Osten wird nicht lange auf sich warten lassen; inzwischen vertreibt sich die herrschende Partei ihre Langeweile mit gewaltsamer Russificirung aller fremden Elemente im Reich; und hier wie in Italien muß die Politik des Grafen Bismark einer Macht die Schleppe tragen welche Deutschland wo möglich noch mehr haßt als das Türkenthum. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß eben jetzt jene russischen Verordnungen erscheinen mußten, welche bestimmt sind das deutsche Element in den drei baltischen Landen mit derselben tyrannischen Härte zu verwischen womit Polen zerfleischt und zum Verschwinden von der Karte Europa's reif gemacht worden ist. Hier handelte es sich um Nichtdeutsche und um Katholiken, darum hat man überall in Mitteleuropa dem scheußlichen Völkermord in Polen mitleidslos zugesehen. In den Ostsee-Provinzen aber handelt es sich um Deutsche und um Protestanten. Es wird sich nun zeigen, was die Macht welche sich zum alleinigen Schützer und Leiter der „nationalen Interessen des deutschen Volkes“ aufgeworfen hat, zur Rettung unserer nordischen Brüder thun wird.

Wir erwarten gar nichts. Denn nocheinmal: nicht die deutsche Nation steht hinter dem preußischen Minister und seiner stolzen Sprache vom 7. September, sondern der Macchiavellismus Italiens und das geheime Einverständniß mit Rußland. Die Situation Europa's ist erschrecklich klar geworden. Betrachten wir in ihrem grellen Lichte demnächst die Lage derjenigen deutschen Staaten, welche noch zwischen Seyn und Nichtseyn schweben nach dem preußischen Programm vom 7. September.

XXXVIII.

Aus meinem Tagebuch.

Abschweifende Briefe an einen Freimaurer über den deutschen Musterstaat.

Im Herbst 1864.

I.

Unsere Correspondenz droht köstlich zu werden, mein lieber Rath Blech. Mehr und mehr werde ich durch Ihre Briefe inne, daß wir Beide zwei ganz verschiedene Sprachen reden und schreiben. Völlig im Ernste, Herr Blech, zwei ganz verschiedene Sprachen. Zwar ist das Deutsche unsere Muttersprache und wir Beide haben es darin sogar zu gewissen Eigenheiten gebracht. Sie z. B. lassen gerne das Ich weg nach neuester Art der Industriellen und Kaufleute, die wahrscheinlich denken, weil das Ich weit ärger als je in Geltung steht, so könne dasselbe als selbstverständlich in Geschäftsbriefen wegbleiben. Sie reden von Aufklärung des Volkes, ich kann unter dieser Aufklärung bloß die Entchristlichung und folgerichtig die Verdummung der Massen verstehen; was Sie als „freiheitliche Entwickelung" preisen, verabscheue ich als handgreifliche Parteiwirthschaft; die „gedeihliche Förderung der materiellen Interessen" läuft nach Ihrer eigenen Auffassung in meinen Augen auf trostlose, empörende Capital-Wirthschaft hinaus. Und so geht es immer bunter und ärger.

Unsere Worte lauten deutsch, allein der Sinn derselben ist häufig ein anderer, grundverschiedener.

Ich denke, Herr Blech, die Ursache dürfte darin zu finden seyn, daß Sie meinem ehrlichen Christendeutsch ein reines Maurerdeutsch entgegensetzen, welches die ursprüngliche und wahre Bedeutung der Wörter verkehrt und damit jene Verwirrung aller Begriffe fördert, woran das heutige Geschlecht bereits in hohem Grade krank liegt. Könnten Sie sich wenigstens mir gegenüber von dem linguistischen Lügenspiel emancipiren, das zu den charakteristischen Kennzeichen liberaler und radikaler Bücherfabrikanten und Journalisten der Loge gehört, dann wäre Aussicht nicht bloß auf recht lange Dauer sondern auch auf Ersprießlichkeit unserer Correspondenz. Andernfalls müßte ich auf die Ehre wohl noch verzichten, als Ihr Berichterstatter aus dem „ultramontanen" Lager zu funktioniren. Die berühmte deutsche Geduld findet man nicht auf der kurzen Liste meiner Tugenden.

Und gerade meine Geduld, grausamer Herr Blech, stellen Sie auf die härteste Probe, indem Sie mich fort und fort bestürmen um Neuigkeiten aus Baden, um Dinge welche von den Blättern Ihrer Kreise zwar nicht wahrheitsliebend aber desto tendenziöser todtgeschwiegen, vertuscht, beschönigt werden. Ich anerkenne Ihre Achtung vor dem audiatur et altera pars; ich begreife, daß die Kaiserstadt mit all ihren Geschäften und Genüssen Ihr Herz nicht auszufüllen vermag. Sie haben mitten im noch immer lebenslustigen Wien melancholische Anwandlungen und leiden am Heimweh — freilich an keinem Heimwehe à la Jung-Stilling oder am natürlichen der Schweizer, nein am Heimweh nach badischen Zuständen.

Das ist denn doch horribel, Sie stehen als ein wahres Phänomen vor mir, Herr Blech. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Aber grausam ist es von Ihnen, egoistisch im Superlativ, den Unstern der mich in die Nähe des Experimentirwinkels, Großherzogthum Baden genannt, verbannt hat, auszubeuten. Und daß Sie solches Opfer von mir begehren, wundert mich um so mehr, weil ich weiß, Sie sind inwendig so

wenig gelbroth gefärbt als Ihre Landsleute überhaupt. Auch bei Ihnen ist ein großherzoglich badisches Nationalbewußtseyn niemals zum Durchbruche gekommen. Würde heute der badische Musterstaat von der Landkarte gestrichen und an die Nachbarn vertheilt, Sie hätten im stillen Kämmerlein Ihres Herzens wenig dawider einzuwenden; würde aber Baden vollends unter die preußische Pickelhaube gebracht, so würden Sie laut aufjubeln. Vielleicht tritt einmal die Frage an die Bevölkerung heran, ob sie einstehen wolle mit „Gut und Blut" für den Fortbestand des Hauses der Zähringer und des badischen Staates. Dann dürfte sich thatsächlich zeigen, Herr Rath, daß es gar kein badisches Volk gibt, sondern bloß eine Bevölkerung innerhalb des Territoriums welches Großherzogthum Baden heißt. Schon jetzt dürfen Sie nur ein bischen mit den Leuten vertraut seyn, so hören Sie ungenirt und vernehmlich den Seufzer: lieber schweizerisch, bayerisch, württembergisch, sogar preußisch, ja französisch, als noch lange badisch!

Und das ist ebenso begreiflich als verzeihlich. Das Großherzogthum Baden war von vornherein eine staatsrechtliche Mißgeburt, in den Tuilerien beim ersten Napoleon zusammengebettelt, aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengeflickt. Die Regierung hatte sich von vornherein Aufgaben gestellt, deren Lösung in das Reich der Unmöglichkeiten gehört und von denen sie auf die abschüssige Bahn der Experimentalpolitik, endloser Reformen und Reformen der kaum in's Leben getretenen Neuerungen getrieben werden mußte. Man hatte Alemannen und Franken in einen gemeinsamen Staatspferch getrieben, ohne zu fragen, ob sie zusammenpaßten oder gar so enge beisammen wohnen wollten. Man suchte die Stammesverschiedenheiten vermittelst der Heugabeln der Bureaukratie auszurotten und unter den Hut einer Verfassung zu bringen. Allein Bureaukraten sind die letzten welche das Volk richtig zu erfassen und zu behandeln verstehen. Ihnen mag das Vielherrschen und Knechten gelingen, Herzen zu gewinnen, Gegensätze zu versöhnen war noch niemals und nirgends ihre Sache. Die Verfassung konnte keine Wurzeln im Volksleben schlagen, weil sie nur Scheinfreiheit

gewährt und gleich andern deutschen Verfassungen eine Nachäffung der jeder corporativen Freiheit und Selbstständigkeit feindlichen französischen Charte ist. Sie wissen, Herr Blech, noch voriges Jahr unterschied sich der badische Oberländer in Mundart, Sitte und Manieren so wesentlich vom Unterländer, daß Fremde binnen fünf Minuten über die Verschiedenheit beider im Reinen waren. Der Oberländer glaubte sich von Karlsruhe aus vernachlässigt und zurückgesetzt und Thatsache ist es immerhin, daß man Unterländer in allen Aemtern und Stellungen unverhältnißmäßig zahlreich, wo nicht bevorzugt, antrifft. Noch voriges Jahr wußte der „Seehase" vom Taubergrund ungefähr so viel als von den lustigen Wiesen am Ohio, der Schwarzwälder hegte eine gewisse Antipathie wider den „Gänsschmaußer" drunten im Land und daß der schweigsame, verschlagene „Hotze" den offenen, heitern, gesprächigen Pfälzer vermöge eines badischen Volksbewußtseyns lieber gewonnen als vor hundert und mehr Jahren, davon war wenig zu entdecken. Noch voriges Jahr bildeten der Oosbach und die Murg die ethnographische und geographische Grenze zwischen dem alemannischen und fränkischen Stamm. Die Leute am linken Ufer der Oos und Murg sind ordentlich stolz darauf, zum Oberlande gezählt zu werden. Während im Unterland geborne Beamte und Angestellte gar gerne in das Oberland sich versetzen lassen und heimisch werden und nicht selten sogar ihre Mundart umtauschen, ist das Umgekehrte keineswegs der Fall. So war es voriges Jahr, als Sie noch in Baden weilten, und, denken Sie, verbürgten Nachrichten zufolge hat sich heuer nichts daran geändert, bloß die Aktien der badischen Verfassung sollen bei den Unterländern wie bei den Oberländern von einer wahren Panik heimgesucht worden seyn.

Das sind Thatsachen, welche man in Baden selbst ungerne bespricht und deren Richtigkeit die Karlsruher Gewaltigen bis zum jüngsten Tage in Abrede stellen würden. Allein es sind Thatsachen von deren Richtigkeit jeder Fremde mit geringer Mühe sich überzeugen kann, leidige Thatsachen die unter gewissen Voraussetzungen schwer in die Wagschale der Entscheidung fallen dürften.

Auch in andern deutschen Staaten begegnen wir abgerissenen Bruchtheilen deutscher Volksstämme; aber diese Staaten sind größer und compakter als Baden, oder ihre Lenker huldigten niemals in solchem Grade und mit solcher Rücksichtslosigkeit der Nivellirungssucht in religiös-kirchlichen Angelegenheiten, wie dieß in Baden genau betrachtet seit den Tagen der Vergrößerung der Markgrafschaft bis auf diese Stunde der Fall gewesen. Hier liegt der Hase so recht im Pfeffer. Nicht ohne Mühe gelang es, Calvinisten und Lutheraner zur Union zu zwingen, doch die Anwendung gelinder und in einzelnen Fällen auch grober Gewalt half, dieses Werk gelang. Dasselbe hat auch sichtbare Früchte getragen. Man kann in Baden offen erklärter Christus-Läugner seyn und trotzdem als „evangelischer" Stadtpfarrer, Stadtvikar oder gar als Direktor des „evangelischen" Prediger-Seminars funktioniren und in solcher Stellung vom „evangelischen" Oberkirchenrathe beschützt, vom „confessionslosen" Ministerium mit Gehaltszulagen und Beförderungen bedacht, vom Bischof der „evangelisch-protestantischen Landeskirche" sogar mit Leichrigkeit dekorirt werden, namentlich wenn der Pantheist Dr. Rothe als „geheimer Kirchenrath" ein gutes Wort einlegt. Ueber alle Jeremiaden und Proteste der 119 Protestgeistlichen, welche als Bekenner des Gottessohnes muthig mindestens wider den Skandal auftraten, den früher so andächtigen Wortsdiener Daniel Schenkel, der à la Bluntschli seinen zahlreichen Selbstentwickelungen die Entwickelung zum Christusläugner beigefügt, an der Spitze des „evangelischen" Prediger-Seminares sehen zu müssen, lachen die Karlsruher Herren nur in's Fäustchen. Ist doch der „evangelische" Geistliche ein durchaus vom Ministerium des „confessionslosen" Staates abhängiger Religionsbeamteter! Wissen jene Herren doch, daß nicht viele der 119 Ehrenmänner ihre Gemeinden zur Seite haben; denn was der Vorgänger etwa aus der Schule des denkgläubigen Heidelberger Paulus schlimm gemacht, wird nicht so schnell verbessert. Und scheint dem christusgläubigen Pastor die Achtung und Liebe der Gemeinde zu Theil zu werden, nun dann predigen in der Nachbarschaft intelligentere Leute, am Ende hat man neben der Tages-

presse auch Vikare aus der Schule Rothe's und Schenkels, um dem Umsichgreifen des obsolet gewordenen Köhlerglaubens an Christum den Gottessohn und Welterlöser entgegenzuwirken.

Unvergleichlich anders steht heute aber die katholische Kirche in Baden da. Von ihrem Standpunkte aus blicken die Allerweltsgleichmacher gar wehmüthig in die Zeiten Wessenbergs zurück. Damals galt katholischen Theologen, Stadt- und Land-Pfarrern religiöse Toleranz auf unabsehbar breiter Grundlage als Quintessenz des Gebotes der christlichen Liebe. Im wohlverborgenen Saal drückte der Bruder Ministerialrath dem Bruder Dekan die Hand und durchglüht von der Sonne der Aufklärung, von der höchstens die abgedankten Jesuiten und alte Ruinen aus den Klosterzeiten nichts Sonnenhaftes zu erzählen wußten, schmolzen die Herzen wie Butter und Talg liebend ineinander. Man lachte des Alten zu Rom, der als unverbesserlicher Reaktionär voll kindischer Zuversicht mit den verrosteten Schlüsseln Petri fort und fort rasselte, während lediglich das allmächtige Wort der europäischen Großmächte seinem wurmstichigen Thrönlein die Gnade einer Galgenfrist angedeihen ließ. Das kanonische Recht lag wohlverwahrt in einem Winkel des Ministeriums des Innern; was davon noch brauchbar war, hatte die „Katholische Kirchensektion“ ausgelesen und nach Bedarf zeitgemäß zugestutzt. Während von Karlsruhe aus die katholische Kirche regiert wurde, beschäftigten sich die Kirchenobern mit der Ausrottung des Aberglaubens, der in Ablässen, besondern Andachten und in „mystischen“ Schriften fortspuckte. Sie hielten ein scharfes Auge auf ultramontane Sektirerei, mühten sich ab mit Verwässerung und Modernisirung des Ritus, hatten wenig dagegen einzuwenden, falls die edle deutsche Sprache an die Stelle der römischen Kirchensprache gesetzt wurde und dünkten sich mächtige Leute, weil ein hohes Ministerium sich herabließ über Minutissima mit ihnen zu correspondiren, weil die Beamtenschaft auf bestem Fuße mit ihnen stand und dafür sorgte, daß die Unterthanen ihre Seelenhirten innerhalb der Schranken des Strafgesetzes pünktlich liebten.

Sie selbst, Herr Blech, haben gewiß mehr als ein „groß-

herzoglich badisch katholisches" Pfarramt gekannt, wie ein Exemplar aus der Menagerie meiner Erinnerungen soeben hervortritt. Es war ein Pfarramt von Gewicht, denn der Inhaber wog nicht bloß beiläufig 300 Pfund, sondern stand mit dem Oberamtspascha auf Du und Du und was er wollte geschah. Was das Brevier für ein Buch sei, hat er gewiß nicht gewußt, die Kranken waren vor ihm sicher vor Besuchen, im Beichtstuhle um Ostern absolvirte er mit rapider Virtuosität, das Sündigen mußte eine wahre Lust für seine Schafe werden, von Nebenandachten wußten kaum noch alte Leute. Las er einmal unter der Woche Messe, dann war das schon eine Extrawoche. Seine Predigten gefielen, denn sie hatten den Vorzug der Kürze und Allgemeinheit. Heftig schlug er auf die Kanzel nur, wenn er gegen den Aberglauben loszuziehen hatte, namentlich waren ihm die in manchem alten Exemplar noch verbreiteten Schriften des Pater Kochem als Inbegriff einer finstern Denkweise ein Dorn im Auge. Neben dem unbedingten Gehorsam gegen alle Obrigkeit und der unerschöpflichen Liebe Gottes betonte er insbesondere das Unzeitgemäße des Rosenkranzes und der Zuvielbeterei, die Ueberflüssigkeit der Wallfahrten und Gelübde, den Unsinn vieler alter Sitten, Herkommen und Gebräuche. Im Uebrigen sang der Herr einen kellertiefen Baß, war ein unermüdlicher Schoppenvertilger, guter Kegler und vortrefflicher Jäger. Mit Cölibatstürmerei hat er sich auffallenderweise nicht abgegeben, sei es weil die Pfründe sein ganzes Herz ausfüllte oder aus irgend einem andern praktischen Grunde. Noch heute sehe ich ihn auf dem Spaziergange: eine strohgelbe kuppelförmige Kappe bedeckt sein mächtiges Haupt, im vollen kupferrothen Gesichte hängt eine prächtige Meerschaumpfeife; in der Hand ein spanisches Rohr mit wahrscheinlich silbernem Knopfe; eine schwefelgelbe Weste, ein hellblauer Frack mit riesigen Flügeln und hechtgraue Hosen vollenden das stattliche Bild.

Nicht wahr, Herr Blech, derlei Seelsorger, das waren würdige, taugliche, intelligente Priester des Gottes der Liebe? Kein Aederchen pfäffischer Intoleranz, keine Spur ultramontaner

Anmaßung klebte diesen gefügsamen „Dienern des Herrn“ in der Residenz an. Die häßliche Raupe des mittelalterlichen Kirchenthumes schien zur willen- und kraftlosen Puppe geworden, um in einer nicht fernen Zeit als vollendeter Staatsschmetterling die Sonnen der Residenz lichtfarbig zu umgaukeln. Das gläubige Geschlecht starb zusehends aus, die Nachkommen versumpften von der Schulbank an in Indifferentismus und Unglauben, die Geistlichkeit leistete den Staatsgewalten als schwarze Polizeidiener mächtigen Beistand, die Professoren der Mittel- und Hochschulen dressirten eine glaubensleere Beamtenschaft und handwerksmäßige Theologen heran, die Kirchenobern beugten sich jederzeit vor den Bonzen des Staates, einsam und machtlos saß der erste, vortrefflich gesinnte Erzbischof von Freiburg auf seinem Stuhle.

Aber, Herr Blech, wie gewaltig hat sich Alles geändert, welch eine ganz andere Nase trägt unsere Zeit! Das Kölner Ungewitter kam und reinigte die Luft von bösen Dünsten, es entsendete einen fruchtbaren Regen über das ganze katholische Deutschland. Und der Erzbischof Hermann kam und bald darauf auch der Ronge der, das Aufnahmsdiplom der Loge zu den drei Nesseln in Hamburg in der Tasche, auftrat als Anti-Bonifazius der deutschen Nationalkirche. Vergeblich aber predigte Ronge, vergeblich orakelte Gervinus von der „Mission des Deutschkatholicismus“, vergeblich brach Zittel Lanzen für die staatliche Anerkennung der neuen Sekte; vergeblich agitirte Herr Mathy, damals Mitglied der Kammeropposition aus der Schule des jungen Deutschland, nunmehr badischer Minister und eigentlicher Spiritus Rektor der neuen Aera, für das Rongethum. Aus den bekannten „katholischen Zuständen in Baden“ waren die ersten Lerchentriller erklungen, die nach langer Dämmerung einen neuen Frühling des kirchlichen Lebens verkündigten. Buß hatte nicht umsonst gestritten, die Früchte der Aussaat eines Hirscher, Staudenmaier, Kössing und anderer trefflicher Männer reiften. Die badische Regierung aber verabsäumte die letzte Gelegenheit, den Abfall zu organisiren, ein Schisma zu Stande zu bringen. Man hegte damals noch Bedenken der Verfassungstreue und des Rechtes, die badische Regierung war

damals noch keine unbedingt liberale Pateiregierung, als welche sie sich heute selbst bekennt.

Es kam die Springfluth der Jahre 1848 und 1849. Die einzige Macht aber, welche daraus gewonnen und gelernt hat, war die katholische Kirche. Die Denkschrift der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz enthielt das Programm der Zukunft des katholischen Deutschland. 1853 brach der badische Kirchenstreit los, welcher die Geistlichkeit mit ihrem Oberhaupte durch gemeinsame Leiden und Freuden verband. Und 1860 kam der Vertragsbruch, die neue Aera mit ihrer Scheinfreiheit, die Schulreform und Anderes, was den wider alles Erwarten großen Theil des kirchentreuen Volkes neben seine Geistlichen drängte und dazu brachte, an den Ketten seines Helotenthums endlich doch einmal mindestens zu rütteln und zu schütteln.

Das Hauptziel der ganzen Geschichte des Großherzogthums verfehlt, die beste Errungenschaft protestantisch = freimaurerischer Staatskünstelei entwunden, im Musterstaate Baden eine an sich starke und mächtige ultramontane Partei, welche nur noch durch Anwendung rechtloser Gewalt niedergehalten zu werden vermag — nein, Herr Blech, das ist wirklich ein arger Streich! Ich begreife, wie man in gewissen Regionen darob unsinnig bis zur Raserei, intolerant bis zum öffentlichen Skandal zu werden vermag.

Herr Blech, ich will meinen moralischen Ekel überwinden und Ihrem Wunsche entsprechend Ihnen einige badische Geschichten schreiben; ich will Ihnen zugleich ehrlich gestehen, weßhalb ich mich hauptsächlich dazu herbeilasse. Es lohnt sich der Mühe, von Zeit zu Zeit in den Guckkasten des Experimentirwinkels recht aufmerksam hineinzuschauen und das Gesehene en miniature mit oder ohne Randglossen abzuzeichnen.

Erstens ist Baden die Pandorabüchse des katholischen Deutschland, das Terrain auf welchem alle Gegner desselben vom augenverdrehenden Traktätleinverbreiter bis herab zum diabolisirten Atheisten am rücksichtslosesten und von Karlsruhe aus protegirt, operiren, der Hauptschauplatz ihrer lokalisirten Kriegsführung. Siege oder Niederlagen der katholischen Kirche in

Baden erweisen sich früher oder später als Siege oder Niederlagen der katholischen Sache überhaupt. Die Keulenschläge und Meuchlerstiche, welche dem Leibe Christi in unserm Erdenwinkel versetzt werden, gelten dem Leben dieses Leibes überhaupt. Oder zweifeln Sie im mindesten daran, daß die Kirchenstürmer, sobald sie der Hauptsache nach in Baden tabula rasa gemacht, zaudern würden, ihre Manöver mit vermehrter Wucht in andern deutschen Staaten zu wiederholen? Eine Reihe von Vorkommnissen deutet bereits auf das Gegentheil hin *).

---

*) Jetzt im Sommer 1867 erleben wir blaue Wunder in Oesterreich, Wunder so blau, daß der enragirteste Großdeutsche sich gestehen muß, die Phrase vom „verrotteten“ Oesterreich sei eben doch bedeutend mehr als Phrase. Während der ehrwürdige Kaiserstaat in zwei Hälften zerrissen und von gewissen Großmächten bereits als gute Beute betrachtet wird, streben manche Deutschmichel des Reichsrathes Feuer im Innern anzulegen. Jeglichen patriotischen Sinnes und politischen Verstandes baar, deklamiren die Herren von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Phrasen welche selbst der phantastische Struve schon 1848 durch vernünftigere ersetzt hat, und gebahren sich, als ob sie volle 70 und mehr Jahre hinter einer chinesischen Mauer geschlafen hätten. Zweifelsohne ahnen die Herren nicht einmal, in welchem Grade sie das Gelächter und Mitleid des politisch geschulten Europa herausfordern. Heute zieht Mühlfeld wider den Lindwurm des Concordates zu Felde und bringt einen Antrag, der nicht bloß die einseitige Aufhebung dieses Staatsvertrages, sondern die Civilehe, eine Schulreform, kurz die Vergewaltigung der Kirche nach großherzoglich badischem Muster für den Großstaat Oesterreich involvirt, sage für Oesterreich mit seinen weiten Ländern, naturwüchsigen Völkern und zahllosen Eigenthümlichkeiten. Kaum ist der Antrag glücklich einem Fünfzehner-Ausschuß überwiesen, so tritt Dr. Herbst nebst Genossen mit einem Dringlichkeitsantrage auf. Dieser Staatsmann erachtet als Heilmittel des Staates — die Beseitigung der geistlichen Ehegerichte, die Trennung der Schulen von der Kirche d. h. staatlich monopolisirte Dressuranstalten für die Entchristlichung des Volkes, endlich die Regelung der interconfessionellen Verhältnisse nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung d. h. die

Zweitens wachsen sehr viele gute Katholiken, denen die badische Weltgeschichte jüngsten Datums so widerwärtig geworden, daß sie so wenig als möglich davon hören und lesen mögen. Wir finden dieß allerdings begreiflich, unsere eigene Feder sträubt sich wider die Aufgabe, die wir ihr gesetzt — allein die Politik des Vogels Strauß ist weder eine gescheidte noch zeitgemäße Politik, obenbesagte Weltgeschichte aber ein Büchlein, aus wel-

---

Knechtung des katholischen Oesterreich durch Protestanten, Freimaurer und Juden. Solchen Freiheitsmännern stehen würdig zur Seite Literaten von der Sorte des „Grazer Telegraphen", der zur Feier des 3. Juli 1867 die Niederlage von Königgrätz als einen Sieg der Freiheit und sogar des Deutschthums verherrlichte, und ein Publikum, welches derartigen Eiterbeulen des Journalismus eher Beifall klatscht als das Abonnement kündigt. In England, Frankreich, Spanien wären derlei Vorkommnisse, selbst in Jungitalien mindestens die Verherrlichung einer verlorenen Schlacht ganz und gar unmöglich. — An der Beseitigung des Concordates ist wohl nicht viel gelegen, es hat der Kirche in Oesterreich bisher blutwenig genützt, doch die einseitige Aufhebung desselben würde die Zahl der empörenden Vertragsbrüche unserer Zeit um einen vermehren. Was aber daraus werden müßte, falls die Staatsregierung der liberal-freimaurerischen Strömung des Unterhauses, das nach liberaler Art stets im Namen des „Volkes" spricht und doch schwerlich einen erheblichen Theil des österreichischen Volkes wirklich repräsentirt, nachgäbe, das wagen wir kaum zu vermuthen. Bestimmt wissen wir bloß, daß die Universalmixturen aus der Geheimküche der Kirche in Baden vergleichweise weit mehr genützt als geschadet haben, während sie der Bildung, Gesittung und insbesondere dem Geldbeutel des Volkes nicht gut, der Regierung wie der „Volksvertretung" und den Geheimen des Ländchens selbst weit schlimmer bekamen als man offen einzugestehen beliebt. Im Uebrigen sind die Zeitverhältnisse so, daß die erbarmenswerthen Reden, Anträge und Resolutionen der Brüder in Oesterreich und ihres Anhanges nur gar zu bald von der Weltgeschichte ad acta gelegt werden könnten.

D. B.

chem denkende Menschen, die noch an einen persönlichen Gott im hohen Himmel und an einen am Kreuze gestorbenen Erlöser glauben, Ersprießlicheres zu lernen vermögen als aus einer ganzen Bibliothek. Nicht das Herz sondern der Kopf sollte in praktischen Angelegenheiten die oberste Instanz ausmachen. Es ist hohe Zeit, daß das katholische Deutschland die Solidarität der katholischen Interessen endlich klarer erfassen und energischer bethätigen lerne. Nicht mehr das Gebet des Mundes und Herzens genügt, das Gebet der Thaten thut Noth. Die Bundes-Genossenschaft eines einzigen Mannes, nämlich die des herrlichen Bischofes von Mainz, hat bisher den Katholiken in Baden mehr genützt, als alle Sympathien des katholischen Deutschland, das im Sorgenstuhle bequem duselte oder mit verwunderungsvollem Jammer die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, anstatt Vereine für die Freiheit und Selbstständigkeit des katholischen Deutschland zu gründen, die katholischen Blätter und Zeitschriften weniger scharf zu kritisiren, sondern durch Arbeit, Abnahme und Inserate besser als bisher zu unterstützen, zur guten Letzt den in der Schlachtlinie schon so viele Jahre stehenden Brüdern in Baden materielle und moralische Hülfe zu leisten.

Drittens endlich, werthester Herr Rath, will ich Ihnen in's Ohr sagen, weßhalb ich mich herbeilasse, mit Ihrem engern Heimathlande mich zu befassen. Wir Katholiken sind im Punkte des viribus unitis neben den Protestanten und Freimaurern kläglich anzusehende Liliputer. Sogar in Baden, sage in Baden, wo — um eines vulgären aber sehr passenden Ausdruckes mich zu bedienen — der Teufel bereits seit 1853 los ist, soll es heute nicht nur katholische Laien, sondern im Uebrigen brave Geistliche geben, deren ehemaliges Vertrauen in die Regierung keineswegs total geschwunden ist, welche Angesichts der planmäßigen und hartnäckigen Verfolgung alles positiven Christen- und Kirchenthumes keine erhebliche Verfolgung sehen mögen oder muthlos und rathlos sich fragen: quid faciamus nos? Man mag solche Leute um ihre Gutmüthigkeit beneiden, um ihre Intelligenz und ihren Christenmuth beneiden wir sie keineswegs.



Käme es auf sie an, dann würden die Karlsruher Herren ihr Va banque längst gedonnert haben. Sie haben dieß unterlassen, denn sie haben begreifen gelernt, die Entchristlichung des Volkes sei doch lange nicht so weit gediehen als sie wünschen und brauchen; sie fühlen, daß eine wirkliche Macht ihnen gegenübersteht, welche bloß recht in Bewegung gesetzt zu werden braucht, um auf nicht staatsgesetzlich aber doch kanonisch legalen Wegen ihrer Herrlichkeit ein Ende zu bereiten. Recht und Wahrheit, Billigkeit und Vernunft plaidiren unaufhörlich für die Sache, die der älteste Erzbischof des Erdballes so lange, so muthig, so weise verfochten, daß die liberale und radikale Presse aller Culturländer sich bewogen fand, vom Experimentirwinkelchen in der Südwestecke Deutschlands außergewöhnlich Notiz zu nehmen. Der Herr selbst ist offenbar mit dem Erzbischof Hermann, aber die Katholiken? Unwillkürlich hat uns der historisch nichts weniger als unabweisbare Gedanke angefallen, die katholische Kirche wäre schon längst und dutzendmale in der Trödelkammer der „geschichtlichen Entwicklungen" vermodert, wenn ihre Existenz auch nur wesentlich vom politischen, socialen und moralischen Thun und Lassen ihrer Kinder abhinge.

Herr Rath, die liberale und radikale Presse hat es verstanden, die Welt bezüglich der Dinge in Baden und der Lage der Christgläubigen — Katholiken wie Protestanten — in schweren Täuschungen und Irrthümern zu erhalten. Sie wird ihre Aufgabe auch künftig lösen. Nahezu 4000 antichristlichen und antikirchlichen Zeitschriften, Blättern und Blättchen in Deutschland stehen schwerlich 100, in Baden einigen 40 kaum ein halbes Dutzend katholische entgegen. Jene gedeihen und leben flott, denn die Katholiken sind zum guten Theile diejenigen von welchen sie mit Artikeln, Abonnements und Inseraten bedient werden. Und unter diesen Katholiken tragen nur allzuviele lange schwarze Röcke. Vielleicht dämmert letztern die rechte Einsicht auf, wenn einmal die Revolution hohnlachend sich bedankt für die gewissenhafte Verwaltung und sorgliche Mehrung der kirchlichen Fonds, den geistlichen Herren ihre

Pfründen nimmt und sie auf Hungerkost à la Frankreich oder gar Jungitalien setzt. Trop tard! —

So steht es, mein werther Rath Blech! Und indem ich daran gehe, Ihnen badische Bilder aus nächster Nähe besehen abzuzeichnen, schmeichle ich mir keineswegs mit der Hoffnung, an der Lage der Dinge etwas ändern zu können. Aber durch Sie möge es in Ihren Kreisen bekannter werden, wie man in katholischen oder meinetwegen ultramontanen, jesuitischen, klerikalen, kurz in meinem Lager keineswegs in süßen Illusionen der Machtfülle sich wiegt, wohl aber bedeutend klarer und schärfer in die Karten der Gegner schaut, als diese gerne hätten und sich einreden möchten! —

Und Ihr Eduardchen liegt krank, krank am Wechselfieber? Das ist sonst keine Kinderkrankheit, doch die Zeitläufte sind so abnorm, daß Blinde die Sehenden führen und Buben Männer regieren. Die Welt steht auf dem Kopfe und ich würde das Kunststück auch probiren, wenn nur Schwindel und Schlagfluß nicht wären. Aber — bon soir, mon ami à Vienne!



XXXIX.

War Shakespeare Katholik?

(Schluß.)

3) Wir wenden uns zu dem dritten Abschnitte dieser
aserer Abhandlung, zur Auswahl und Behandlung einer
nzahl einzelner betachirter Stellen aus Shakespeare, welche
ir die Bejahung oder Verneinung der uns hier vorliegenden
rage von Bedeutung zu seyn scheinen.

Es wäre allerdings eine verkehrte Methode, wenn man
n die religiöse und theologische Richtung Shakespeare's zu
igen, eine Anzahl von einzelnen Stellen, wie sie gerade
unsern Meinungen über diesen Gegenstand passen, aus
inen Dramen zusammensuchen und aneinander reihen wollte.
ach dieser Methode könnte man z. B. durch das Citat aus
chiller: „Und geboren wurde der Jungfrau Sohn, die Ge-
echen der Erde zu heilen", beweisen wollen, daß dieser
ichter ein gläubiger Christ war, und aus eben solchen
tellen das gleiche von Göthe, wie Rümelin richtig be-
erkt. Es versteht sich aber von selbst, daß man dabei
mer mit dem nöthigen Verständniß, mit der nöthigen
ritik zu verfahren hat. Ueberdieß ist dabei zu unterscheiden
s allgemein christliche und das specifisch katholische Element.

Jedenfalls gibt es als Gegenstand dieser Untersuchung eine größere Anzahl von Stellen bei Shakespeare als man gewöhnlich meint, wenn man nicht, zwar unbefangen aber doch eigens zu diesem Zwecke, die Werke Shakespeare's durchgelesen hat. Es kann das auch nicht befremden. Shakespeare's Zeitalter ist gleichsam noch ein Stück Mittelalter, wenn es auch zugleich der Anfang einer neuen Zeit ist; das ganze Leben war damals noch viel mehr als jetzt von kirchlichen und theologischen Elementen durchdrungen. Wenn Vieles davon durch die Reformation unterging, so brachte dieselbe andererseits wieder die lebhafteren theologischen Controversen, welche nicht auf die Schule und Kirche eingeschränkt blieben, sondern vielfach in das Leben übergingen. Es ist eine damit zusammenhängende, in historischer Beziehung richtige Bemerkung Tiecks*), daß man in den Theaterstücken jener Zeit häufig neben vielen Obscönitäten Aeußerungen „übertriebener Devotion" findet, wie Tieck sich ausdrückt, d. i. viele christlich religiöse und kirchliche Vorstellungen. Es ist daher ganz verkehrt, wie moderne, besonders deutsche Kritiker dieses zu thun gewohnt sind, sich Shakespeare vorzustellen ungefähr wie einen aufgeklärten Protestanten unserer Zeit, und von diesem Standpunkte ausgehend sich seine religiösen und theologischen Anschauungen und Grundsätze zu construiren.

Mit Vermeidung solcher Abirrungen wollen wir im Folgenden eine Anzahl einzelner Stellen aus Shakespeare betrachten nach diesen drei Kategorien: erstens solche die man angeführt hat um zu beweisen, daß Shakespeare nach deren Inhalt zu schließen gar nicht habe Katholik seyn können; zweitens solche in welchen er allgemein christliche, also auch katholische, Lehren und Vorstellungen in besonders bemerkenswerther Weise ausspricht oder andeutet; endlich solche Stellen

*) Tieck, Shakespeare's Vorschule. II. Th. S. XXIX.

aus dem religiösen und kirchlichen Gebiete, welche einen specifisch katholischen oder protestantischen Inhalt haben.

Einige Stellen der ersten dieser drei Kategorien haben wir schon oben gelegenheitlich behandelt, als: die Formel der von dem Cardinal Pandulpho gegen König Johann ausgesprochenen Excommunikation (König Johann Akt III. Sc. 1); die Worte in Kranmers Weissagung von der Regierung Elisabeth's (Heinrich VIII. Akt V. Sc. 4); und eine Stelle in „Ende gut, Alles gut" (Akt I. Sc. 1) gegen den Werth des jungfräulichen Standes. Es bleiben uns daher nur folgende Stellen dieser Art übrig, welche der englische Kritiker gegen Rio anführt*). In „Romeo und Julia" kommt der Ausdruck „Abend-Messe" vor**). „Ein Katholik muß wissen, sagt der englische Kritiker, daß Abends keine Messe gehalten wird, da der celebrirende Priester vorher an diesem Tage keine Speise genommen haben darf." Allerdings ist dieser Ausdruck sehr auffallend. Da aber diese Sache so allgemein bekannt ist und Shakespeare, wie wir weiter unten sehen werden, sonst eine nähere Kenntniß des katholischen Cultus beweist: so wird man annehmen müssen, daß das Wort mass (Messe) damals auch in einem allgemeinern Sinne für „Gottesdienst" überhaupt zuweilen gebraucht wurde. An einer andern Stelle kommt Morgenmesse (morrow mass) vor, vielleicht gleichfalls in diesem allgemeinen Sinne, obgleich es auch Frühmesse bedeuten kann. Jedenfalls ist diese Stelle für sich nicht entscheidend. Dann führt der englische Kritiker einige Stellen an, wo gegen katholische Gebräuche und Priester feindselige oder tadelnde Ausdrücke vorkommen, wobei man sich aber nur wundern muß, wie er die Stellen so anwenden kann. Es sind nämlich diese Aeußerungen durch

---

*) Edinb. Rev. p. 180.

**) Julia fragt den Pater Lorenzo (Akt IV. Sc. 1): Or shall J come to you at evening mass?

den Charakter der sprechenden Person oder die Situation gegeben, und man kann nicht entfernt daraus etwas auf die persönliche Ansicht und Stimmung des Dichters schließen. So z. B. wenn Laertes an dem Grabe seiner Schwester in seinem leidenschaftlichen Schmerze Scheltworte gegen den Priester ausstößt, welcher Ophelia als einer vermutheten Selbstmörderin nicht alle Ehren des christlichen Begräbnisses zukommen läßt, dabei aber ausdrücklich und in einem sehr würdigen Tone bemerkt, er mache bei der hier zugelassenen Form des Begräbnisses in Anbetracht der Umstände noch alle irgend zulässigen Concessionen (Hamlet Akt V. Sc. 1); oder wenn das moralische Scheusal, der schwarze Sklave Aaron im „Titus Andronikus“ wegwerfend von „päpstlichen Seltsamkeiten und Ceremonien“ spricht, aber gerade an einer Stelle worin indirekt der katholischen Kirche und den Katholiken Lob gespendet wird wegen der Gewissenhaftigkeit, mit der sie den mit kirchlicher Weihe versehenen Eidschwur halten (Akt V. Sc. 1). Wir übergehen andere mit nicht besserm Grunde von dem englischen Kritiker vorgebrachten Stellen ähnlicher Art. Wenn aber der englische Kritiker außer diesen besondern Stellen auch noch den Grund anführt, daß der Dichter deßwegen nicht habe Katholik seyn können weil er „ein loyaler Unterthan und ein eifriger englischer Patriot gewesen sei“: so ist dieses denn doch zu gehässig. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß in der gefahrdrohenden Zeit der spanischen Armada die Katholiken den größten Eifer zur Vertheidigung des Vaterlandes bewiesen. Viele derselben erboten sich zur Ausrüstung von Schiffen und zu freiwilligen Kriegsdiensten *).

Wir richten jetzt unsere Aufmerksamkeit auf eine Anzahl Shakespeare'scher Stellen, an welchen von Lehren und Mysterien des Christenthums die Rede ist und zwar in einer

---

*) Lingard VIII. 294. Dodd. p. 26. Anm. 1.

Weise, daß für den Dichter der seinen dramatischen Personen solche Worte in den Mund legen konnte, diese Lehren und Mysterien nothwendig ein Gegenstand des tiefern Nachdenkens und inniger Gefühle gewesen seyn müssen. Herr Rio hat schon auf mehrere derselben aufmerksam gemacht; wir glauben dazu noch eine kleine Nachlese geben zu können. Es sind dieß Stellen wo die Rede ist von Religiosität und christlicher Frömmigkeit überhaupt; von der Sündhaftigkeit des Menschen; von der göttlichen Gnade; von Reue und Bekehrung; vom Gebet.

Frömmigkeit steht höher und gibt eine mehr sichere Bürgschaft als moralische Ehrenhaftigkeit für sich allein. Zum höchsten Lobe eines Mannes heißt es von Einem:

Er ist ein Mann von Ehre
Und, was noch mehr ist, fromm *).

Damit ist zu verbinden eine Stelle in Macbeth, wo Malcolm die von einem Könige zu verlangenden Tugenden aufzählt und darunter ausdrücklich Frömmigkeit (Andacht, devotion) nennt. Wie nur auf dem Glauben an Gott und auf der positiven Religion die Heiligkeit des Eides, dieser Hauptstütze der gesellschaftlichen Ordnung beruhe, wird an der oben angeführten Stelle des Titus Andronikus durch den Mund Aarons in einer indirekten, aber sehr energischen Weise eingeschärft. Sehr bemerkenswerth ist, daß bei einer der heroischen Figuren Shakespeare's, die mit offenbarer Vorliebe von ihm dargestellt wird, die Frömmigkeit und die kirchliche Gesinnung einen Hauptzug des Charakters bildet. Es ist dieß König Heinrich V.**). Sogleich in der ersten Scene schildern ihn die beiden über die bedenkliche Lage der

*) Cymbeline Akt III. Sc. 4 sagt Pisanio von Lucio:
he's honourable,
And doubling that, most holy.

**) Rio p. 165. Uebers. 150 der dieses, wenn wir nicht irren, zuerst in das rechte Licht gesetzt hat.

Kirche sich besprechenden Bischöfe, welche ihre Hoffnung besonders auf ihn setzen (Akt I. Sc. 1). „Er ist ein wahrhafter Freund der heiligen Kirche“, sagt der Bischof von Ely. Ueber die Frage, ob Krieg mit Frankreich zu führen, läßt er sich von dem Erzbischof von Canterbury Belehrung und Rath ertheilen (Sc. 2). Am frühen Morgen vor der Schlacht von Azincourt im Gespräche mit Gloster tröstet er sich bei der gefahrvollen Lage des Heeres mit einem frommen Gedanken (Akt III. Sc. 1):

Großer Gott!
Es ist ein Geist des Guten in dem Uebel,
Zög ihn der Mensch nur achtsam da heraus rc.

Da wo er unerkannt vor Tagesanbruch sich mit Soldaten im Lager unterhält, sagt er unter Anderm: „Jeder Soldat sollte im Kriege es wie jeder kranke Mann in seinem Bette machen; jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen, und wenn er nicht stirbt, so war die Zeit segensvoll verloren worin eine solche Vorbereitung gewonnen ward. Und bei dem welcher davon kommt, wäre es keine Sünde zu denken, daß, da er Gott ein so freies Anerbieten macht, dieser ihn den Tag überleben läßt, um seine Größe einzusehen, und andern zu lehren, wie sie sich vorbereiten sollen.“ Wie von wahrer inniger Frömmigkeit durchdrungen ist Heinrichs Gebet vor der Schlacht (Akt IV. Sc. 1); und sein Dank, nachdem er mit seinem kleinen durch Krankheit heimgesuchten Heere einen viel mächtigern Feind geschlagen hatte (Akt IV. Sc. 8):

O Gott dein Arm war hier;
Und nicht uns selbst, nur deinem Arme schreiben
Wir Alles zu . . .
Kommt ziehen wir in Prozession zum Dorf
Und Tod sei ausgerufen durch das Heer,
Wenn Jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt,
Die einzig sein . . .
Begeh'n wir alle heiligen Gebräuche,
Man singe das Non nobis und Te Deum.

Das Gefühl der allgemeinen menschlichen Sündhaf-

tigkeit und das Bedürfniß der göttlichen Gnade läßt der Dichter wiederholt durch mehrere seiner dramatischen Personen aussprechen. Er hätte dieses in solcher Weise nicht thun können, wenn er für seine Person diesen Gefühlen und Anschauungen fremd gewesen wäre. Wir reihen hier folgende hieher gehörende Stellen aneinander. Ein Edelmann in „Ende gut Alles gut" (Akt IV. Sc. 3): „Nun Gott erbarm' sich unsers Abfalls! Was sind wir für Geschöpfe, wenn wir unsern eig'nen Weg gehen." Hamlet (Akt II. Sc. 2): „Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" Akt II. Sc. 3: „Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnt ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren."

Angelo in „Maß für Maß" (Akt IV. Sc. 4):

Ach, wenn uns erst erlosch der Gnade Licht,
Nichts geht dann recht; wir wollen, wollen nicht.

Biron in „Liebesleid und Lust" (Akt I. Sc. 1):

— Jeder Mensch hat angeborne Schwächen,
Die Gnade nur, nicht Kraft kann überwinden.

Der Kräuter suchende Bruder Lorenzo (Romeo und Julia Akt II. Sc. 3) knüpft an die Bemerkung, daß die Pflanze heilende Kräfte und Gift in sich habe, den Gedanken an:

Zwei Feinde lagern so uns im Gemüthe
Wie in den Pflanzen: böser Will' und Gnade*);
Und wo das Schlecht're vorherrscht mit Gewalt,
Die Blume frißt der Wurm des Todes bald.

Claudio in „Maß für Maß" (Akt I. Sc. 3) citirt die Worte der Schrift über die Gnadenwahl:

Des Himmels Wort: wen ich erwähl, erwähl ich,
Wen nicht, verstoß ich . . . und doch stets gerecht.

---

*) So ist zu übersetzen, nicht wie in der Schlegel'schen Uebersetzung: Güte. Im Original: Two such opposed foes encamp then still In man as well as herbs, grace and rude will.



Gnade und zeitliche Güter sind nicht immer beisammen, worüber im „Kaufmann von Venedig“ (Akt II. Sc. 2) ein altes Sprüchwort angeführt wird: Der Eine hat die Gnade, der Andre hat genug. Aber die Leiden vermehren die Gnade, wie die unschuldig eingekerkerte Hermione sagt (Wintermärchen Akt II. Sc. 1):

Der Kampf, in den ich gehe,
Ist für mich bessere Gnade *).

Die schönen Stellen über die göttliche Gnade (mercy) neben der göttlichen Gerechtigkeit, welche Shakespeare Portia in dem Kaufmann von Venedig (Akt IV. Sc. 1) und Isabella in Maß für Maß (Akt II. Sc. 2) in den Mund legt, hat Rio schon angeführt **). Wohl mag Rio das Rechte treffen, wenn er annimmt, daß diese Berufungen auf die göttliche Gnade zugleich die Gnade der weltlichen Herrscher für die unglücklichen, so grausam verfolgten Katholiken in Anspruch nehmen sollten. In letzterer Stelle sind besonders noch die Worte über die Erlösung des Menschengeschlechtes durch die göttliche Gnade bemerkenswerth:

Ach! Alle Welt war Gottes Zorn verfallen,
Und er, dem Fug und Recht zur Rache war,
Fand aus Vermittlung.

Die Erbsünde wird genannt im Wintermärchen Akt I. Sc. 1 wo Polyxenes von seinem unschuldigen, freundschaftlichen Zusammen mit Leontes in ihrer ersten Jugend spricht:

. . . . Lebten wir so weiter
Und stieg nie höher unser schwacher Geist
Durch heißes Blut, wir könnten kühn dem Himmel
Einst sagen: „frei von Schuld“, die abgerechnet,
Die unser Erbtheil.

---

*) This action, J now go on Js for my better grace. In der Schlegel'schen Uebersetzung: dient mir zum ew'gen Heil.

**) p. 301. Uebers. S. 272.

Als die gefährlichste Versuchung für die menschliche Sündhaftigkeit wird bezeichnet: der falsche Schein des Guten und zu große Sicherheit. Maß für Maß Akt II. Sc. 2:

O list'ger Erbfeind, Heil'ge dir zu fangen,
Köderst du sie mit Heil'gen: höchst gefährlich
Ist die Versuchung, die durch Tugendliebe
Uns zur Versuchung reizt.

Macbeth Akt III. Sc. 5:

Denn, wie ihr wißt, war Sicherheit
Des Menschen Erbfeind allezeit.

Ueber Reue und Bekehrung hat Rio drei Stellen angeführt welche tief empfunden und gedacht sind: das erschütternde Gebet des Königs, der darnach ringt beten und bereuen zu können (Hamlet Akt III. Sc. 2); die Reue- und Bußgedanken des im Gefängniß gehaltenen Posthumus (Cymbeline Akt V. Sc. 4); die Bekehrung Olivers und des Usurpators Friedrich, der seinen Bruder den Herzog vom Thron gestoßen hatte, in „Wie es euch gefällt"*). Dazu kommen aber noch andere Stellen über das Wesen der wahren Reue, welche beweisen wie sehr der Dichter darüber nachgedacht haben muß. Die Reue muß die Sünde selbst zum Gegenstand haben, nicht die äußern Nachtheile welche wir uns dadurch zugezogen haben — so läßt der Dichter den Herzog als Beichtvater zu Julia sagen (Maß für Maß II. 3):

Nur darum nicht bereu' es,
Weil dich die Sünd' in diese Schmach geführt:
Solch Leid sieht auf sich selbst, nicht auf den Himmel,
Und zeigt, des Himmels denkt man nicht aus Liebe,
Nein, nur aus Furcht.

Julie. Ich fühle Reu, weil es ein Unrecht war,
Und trage gern die Schmach.

Ariel sagt im „Sturm" zu den Männern der Sünde (Akt III. Sc. 3):

---

*) Rio p. 281, 189. Uebers. S. 253, 171.

Um euch zu schirmen vor des Urtheils Grimm,
Der sonst in diesem gänzlich öden Eiland
Auf's Haupt euch fällt, hilft nichts als Herzeleid
Und reines Leben künftig.

Ueber die auf die Reue folgende Bekehrung findet sich in „Wie es euch gefällt“ Akt V. Sc. 4 eine sehr bemerkenswerthe, von Rio mit Recht hervorgehobene Stelle. Dort nämlich wird der jüngere Bruder Friedrich welcher seinen ältern Bruder, den regierenden Herzog vom Throne gestoßen hatte und dann sich mit einem Heere in den Ardenner Wald begibt, um den dort weilenden Herzog mit seinen Begleitern gefangen zu nehmen, in diesem Walde durch einen „alten frommen Mann“ plötzlich bekehrt „von diesem Unternehmen und von der Welt“. Er gibt seinem Bruder den Thron zurück und widmet sich einem frommen Leben. Auf diesen Bericht sagt der geistvolle Humorist des Stückes, Jacques, einer der Begleiter des Herzogs in seiner Verbannung:

Zu ihm will ich; denn diese Neubekehrten,
Sie geben viel zu hören und zu lernen *).

Diese obwohl ganz kurze Aeußerung weist auf Erfahrungen hin, welche der Dichter an andern oder an sich selbst gemacht hat. Zunächst ist bei dieser Sentenz an die Bekehrung von der Sünde und von der Welt zur Tugend und einem geistlichen Leben zu denken. Wohl kann aber auch der Dichter und ein Theil seiner Zuhörer und Leser an Bekehrungen im kirchlichen Gebiete dabei gedacht haben. Denn solche Conversionen durch Rückkehr von der neuen Lehre zum alten Glauben kamen in England zu Shakespeare's Zeit vor **).

---

*) To him will J; out of these convertites.
There is much matter to be heard and learn'd.

**) In dem neuesten Bande des großen, so interessanten Werkes des hochw. Bischofs von Straßburg, Dr. Andreas Räß (Die Convertiten seit der Reformation. IV. Bd. S. 15, 206, 254) wird von drei englischen Convertiten gehandelt, die Zeitgenossen Shakespeare's waren: Piquerin Botons, englischer Edelmann; Franz

Von dem Gebet im Allgemeinen, von Gebeten für Lebende, für Todte, Morgen- und Abendgebet und andern ist an vielen Stellen die Rede. Von der Kraft des Gebetes wird an jener merkwürdigen Stelle im Hamlet (Akt III. Sc. 2), wo der König zu beten und zu bereuen sich anstrengt, gesagt:

Und hat Gebet nicht die zweifache Kraft,
Dem Falle vorzubeugen und Verzeihung
Gefall'nen auszuwirken?

Gebete für Todte: Imogen bei der Leiche des Posthumus (Cymbeline Akt III. Sc. 6):

Hab ich mit Blum und Laub die Gruft bestreut
Und hergesagt ein Hundert von Gebeten,
Zweimal, wie ich sie weiß, mit Seufzen, Thränen
Verlaß ich seinen Dienst.

Herzog Buckingham empfiehlt vor seiner Hinrichtung sich wiederholt dem Gebete der Anwesenden (Heinrich VIII. Akt II. Sc. 1): „All ihr guten Menschen betet für mich!" Und unmittelbar vor seinem Tode:

Wie der Stahl mich trifft, die lange Scheidung
Laßt eu'r Gebet ein lieblich Opfer steigen,
Hebt meine Seel' empor zum Himmel.

Daß Personen für andere lebende Personen beten, daß sie andere um ihr Gebet bitten oder unaufgefordert ihr Gebet Andern versprechen, kommt sehr oft. Ein Zug von zarter Innigkeit ist es, wenn Ferdinand zu Miranda sagt (Sturm III. 1):

Ich ersuche euch
(Hauptsächlich um euch im Gebet zu nennen)
Wie heißet ihr?

Der katholische Leser wird hier an das Memento für

Walsingham, anglikanischer Diakon, und Dr. Carier, Hofprediger des Königs Jakob von England. Unter diesen ist besonders die Conversionsgeschichte des zuletzt genannten höchst bemerkenswerth.

Lebende in dem Kanon der Messe denken, das der Priester betet und die Gläubigen welche die Meßgebete mit ihm beten, und wobei der Name der Person für die man beten will, eingeschaltet wird*). Aber auch an andern nicht wenigen Stellen werden Gebete Lebender für Lebende erwähnt**). Von einander entfernte, durch Liebe verbundene Personen kommen überein zu derselben Stunde für einander zu beten. So sagt Imogen nach dem Abschied von dem in den Krieg ziehenden Gemahl (Cymbeline I. 4):

Noch viel wollt ich ihm sagen.
. . . Ich wollt' ihn nöthigen
Um sechs des Morgens, Mitternacht und Mittag
Mir betend zu begegnen, weil ich dann
Für ihn im Himmel bin.

Sehr charakteristisch tadelt die leichtfertige Frau Hurtig in den „Lustigen Weibern von Windsor" (Akt I. Sc. 4) an einem braven Bedienten: „sein schlimmster Fehler ist, daß er so erpicht auf's Beten ist." Dagegen wird es an einer andern Stelle als der höchste Grad der Verworfenheit angesehen, wenn ein Mensch nicht mehr betet, nicht mehr beten kann. Othello sagt zu Jago (Othello Akt III. Sc. 3):

Wenn du sie frech verläumd'st und folterst mich,
Dann bete nie mehr, schließ die Rechnung ab;
Auf höchsten Gräuel häufe neuen Gräu'l.

Andere Stellen über das Gebet müssen wir der Kürze wegen näher zu betrachten unterlassen***).

---

*) Memento, Domine, famulorum famularumque tuarum N. et N. et omnium circumstantium etc.

**) Die beiden Veroneser Akt I. Sc. 1 (Proteus). Coriolan I. 3 (Virginia). Macbeth I. 6 (Lady Macbeth) III. 6 (Lenox). Sommernachtstraum I. 1 (Hermia). Cymbeline III. 6 (Imogen). Hamlet III. 1 (Hamlet).

***) Gebet der Soldaten vor der Schlacht: Heinrich V. Akt IV. Sc. 2 Laut beten: „Viel Lärm um Nichts" II. 1. Morgen- und Abend-Gebet: „Lustige Weiber von Windsor" II. 2. Abendgebet: Cymbeline II. 2. Lustige Weiber V. 5.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, solche Stellen in den Shakespeare'schen Dramen zu betrachten welche entschieden eine confessionelle Beziehung, sei es auf die neue Lehre oder die katholische Kirche haben, außer den schon oben über den geistlichen Stand angeführten Stellen. Hier ist nun zuerst als charakteristisch für die Zeit Shakespeare's anzuführen, daß Begriff und Wort der Häreste, im eigentlichen und bildlichen Sinne, im Ernst und Scherz mehrmal gebraucht wird, was einem Dichter unserer Zeit nicht in den Sinn käme. Freilich werden in jener Periode der englischen Reformation abwechselnd und selbst gleichzeitig Katholiken und Protestanten als Häretiker behandelt. Nach den alten Staatsgesetzen gegen die Häretiker ließen Eduard VI. und Elisabeth die Katholiken hinrichten, wie Maria die Protestanten und Heinrich VIII. beide.

So wird im figürlichen und theilweise scherzhaften Sinne Häresie und Häretiker gebraucht in Romeo und Julia I. 2, wo Romeo seine Augen, wenn sie sich in Julia täuschen sollten, „durchscheinende Ketzer" (transparent heretics) nennt; in „Viel Lärm um Nichts" I. 1 kommt vor ein verstockter Ketzer (a obstinate heretic); im Wintermärchen Akt IV. Sc. 1 wird Perdita als eine Schönheit gepriesen die, wenn sie Ketzerei lehrte, jeden zum Proselyten machte. Cymbeline Akt III. Sc. 4 wird der auf Unwahrheit beruhende Brief des Leonatus mit der durch Ketzerei verfälschten Schrift verglichen. „Verlorne Liebesmühen" Akt IV. Sc. 1 wird ein der Schönheit gemachtes interessirtes Compliment genannt „Ketzerei im Schönen, passend für diese Zeit." Ernsthafter lautet die auf Erfahrung sich berufende Vergleichung des seiner frühern Geliebten überdrüssigen Lysander (Sommernachtstraum Akt II. Sc. 1):

> Wie nach dem Ueberfluß von Näscherei'n
> Der Ekel pflegt am heftigsten zu seyn;
> Wie die am meisten Ketzereien hassen,
> Die, einst bethört, sie wiederum verlassen.
> Mein Uebermaß, mein Wahn! so flieh ich dich.

Gegen die frommen Zeloten, die man in neuen Sekten oft mehr als bei alten Religionen findet, ist eine Aeußerung im Timon, die dem Diener in den Mund gelegt wird (Akt III. Sc. 3): „Ew. Gnaden ist ein recht frommer Bösewicht ... Frommen Vorwand nimmt er um gottlos zu seyn, denen gleich, die mit inbrünstigem Religionseifer ganze Königreiche in Brand setzen." Nach Warburton ist diese Stelle gegen die Puritaner gemünzt. Gegen die üblen Folgen welche daraus entstehen wenn Jeder nach seinem individuellen Belieben die heilige Schrift auslegt, und überhaupt gegen den Mißbrauch von Bibeltexten kommen einige Stellen vor. Da das Lesen der Bibel durch die Reformation allgemeiner verbreitet wurde und das Princip der individuellen Schrifterklärung sich daraus entwickelte, so sind diese Stellen offenbar mehr gegen die neue Lehre als gegen die alte Kirche gerichtet. Zuerst ist hier anzuführen ein satirischer Scherz gegen die Sitte des zu häufigen Citirens von Bibeltexten in „Was ihr wollt" (Akt I. Sc. 5):

Olivia: Nun, Herr, wie lautet euer Text? Viola: Schönstes Fräulein! — Olivia: Wo steht euer Text? — Viola: In Orsinos Brust. Olivia: In seiner Brust? In welchem Kapitel seiner Brust? Viola: Um methodisch zu antworten, im ersten seines Herzens. Olivia: O ich hab es gelesen: es ist Ketzerei.

Eine andere Stelle berührt in ernster Weise die Schwierigkeiten und Bedenken bei dem Gebrauche der Schrift in König Richard II. (Akt II. Sc. 5) wo der gefangene König von seinen eigenen Gedanken die ihn beschäftigen, spricht:

Die beff're Art,
Als geistliche Gedanken sind vermengt
Mit Zweifeln, und sie setzen selbst die Schrift
Der Schrift entgegen.
Als: „Laßt die Kindlein kommen", und dann wieder:
„In Gottes Reich zu kommen ist so schwer
Als ein Kameel geht durch ein Nadelöhr."

Besonders nachdrücklich und bemerkenswerth sind die

zwei Stellen aus dem Kaufmann von Venedig (Akt I. Sc. 3 und Akt III. Sc. 2):

Siehst du, Bassanio,
Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen.
Ein arg Gemüth, das heil'ges Zeugniß vorbringt,
Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange;
Ein schöner Apfel, der im Innern faul. —
In Religion
Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Texten nicht belegte
Und bärge die Verdammlichkeit durch Schmuck.

Den verwerflichsten Mißbrauch von Bibeltexten legt der Dichter seinem Richard III. in den Mund, der das Citiren der Bibel unter seinen übrigen Mitteln der Heuchelei aufzählt (Akt I. Sc. 3):

Dann seufz' ich und nach einem Spruch der Bibel
Sag ich: Gott heiße Gutes thun für Böses.
Und so bekleid ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger wo ich Teufel bin.

Da durch die neue Lehre zwar größere Freiheit gegeben wurde, aber bei dem Mangel einer entscheidenden Autorität auch Unsicherheit und Widerspruch durch die verschiedene Auslegung der Bibel daraus folgte, so wäre es wohl möglich, daß der Satz im Munde des wahnsinnigen Königs Lear darauf anspielte (Akt IV. Sc. 6): „Ja und Nein zugleich — das war keine gute Theologie."

Wir kommen nun zu denjenigen Stellen Shakespeare's, wo er Gegenstände aus dem Kreise der katholischen Religion und Kirche nennt oder darauf anspielt. Er thut dieses an nicht wenigen Orten, und zwar keineswegs um anzugreifen oder zu spotten, auch da wo weder der geschichtliche Charakter der Zeit, des Ortes, der Personen dieses erfordert (bekanntlich beobachtet er denselben überhaupt nicht mit einiger Genauigkeit), noch auch die Situation der Handlung dieses nöthig macht. Zwar war damals in dem protestantischen



England in Sitte und Cultus noch manches aus der katholischen Zeit übrig, was jetzt verschwunden ist. Wenn wir aber dieses auch außer Rechnung lassen, so geht dennoch aus einer Zusammenstellung der hieher gehörigen Stellen hervor, daß Shakespeare Kenntniß von manchen Partikularitäten des katholischen Cultus hatte, welche er bei der damaligen Unterdrückung der katholischen Religion in England nicht aus der Anschauung des öffentlichen Lebens geschöpft haben kann, und welche zugleich seiner Denkweise so vertraut waren, daß der Dichter von selbst und fast unwillkürlich auf solche Vorstellungen gerathen mußte. Daß er sie aber nicht in seinem Innern zurückhielt, sondern unter den damaligen Verhältnissen aussprach, deutet auf Reflexion und Absicht hin.

Von Shakespeare's anerkennender Erwähnung der katholischen Frauenklöster sowie von einer Anspielung auf das Memento für Lebende in dem katholischen Meßgebete war oben schon die Rede. Daran reihen sich folgende Stellen über Glauben und Cultus. Den katholischen Glaubenssatz vom Fegfeuer enthält Romeo und Julia Akt III. Sc. 3:

Die Welt ist nirgends außer diesen Mauern;
Nur Fegefeuer, Qual, die Hölle selbst.

Hamlet Akt I. Sc. 5:

. . . Ich bin deines Vaters Geist,
Verdammt auf eine Zeitlang Nachts zu wandern . . .
. . . bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweg geläutert sind.

Auf die guten Werke zum Besten der Abgestorbenen, nach katholischer Lehre, wird hingedeutet Hamlet Akt I. Sc. 1 wo Horatio zum Geiste spricht:

Vielleicht ist irgend ein gut Werk zu thun,
Das Ruh dir bringen kann und Gnade mir*).

---

*) If there be may any good thing to be done, That may to thee ease and grace to me. In Schlegels Uebersetzung weniger genau: Ist irgend eine gute That zu thun, die Ruh dir bringen kann und Ehre mir.

Seelenmessen für die Verstorbenen werden erwähnt Heinrich V. Akt IV. Sc. 1. Die katholischen Sakramente, welche die Sterbenden zu erhalten pflegen, sind aufgezählt in der Rede des Geistes in Hamlet Akt I. Sc. 5:

> So ward ich schlafend und durch Bruderhand
> In meiner Sünden Blüthe hingerafft,
> Ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung.

Rio (p. 281, Uebers. 259) macht aufmerksam darauf, daß diese Stelle in der ältern Abfassung Hamlets fehlt und erst in der zweiten Bearbeitung vom Dichter hinzugefügt worden ist. Die Beichte wird öfters bei Shakespeare genannt, theils im eigentlichen Sinne, theils im figürlichen. In letzterm Sinne an folgenden Stellen: Romeo und Julia Akt I. Sc. 1. Othello Akt I. Sc. 3, Akt III. Sc. 3. Heinrich VI. 3. Th. Akt III. Sc. 2. Im Wintermärchen Akt I. Sc. 1 hat dieser figürliche Gebrauch eine ganz katholische Färbung. Leontes sagt zu Camillo:

> Dir vertraut ich
> Was mir zunächst am Herzen lag, wie auch
> Mein Staatsgeheimniß; priesterlich entludest
> Du mir die Brust und stets gebessert schied ich
> Von dir wie von dem Beichtiger.

Wenn auch nach der anglikanischen Dogmatik die Buße kein Sakrament mehr war und nach dem allgemeinen öffentlichen Sündenbekenntniß von den Geistlichen die Vergebung derselben von Seiten Gottes bloß verkündet, nicht aber wie in der katholischen Kirche von dem Priester aus göttlicher Vollmacht die Lossprechung ertheilt wird: so blieb dem Einzelnen doch gestattet dem Geistlichen eine Privatbeichte (specielles Sündenbekenntniß) abzulegen, jedoch nur mit derselben Wirkung, wie das allgemeine Sündenbekenntniß; auch kam die Privatbeichte sehr bald außer Uebung. An obiger Stelle aber wird ein Ausdruck gebraucht (cleans'd) der auf wirkliche Lossprechung hindeutet. Nur von der katholischen Beichte können verstanden werden diejenigen Stellen wo die Beichtväter Mönche sind, wie in Romeo und Julia Akt IV. Sc. 1;

Ende gut, Alles gut Akt IV. Sc. 3; Maß für Maß Akt II. Sc. 3. An der letzten Stelle kommt von der Beichte nur das Sündenbekenntniß und die Reue der Sünderin Julia bei dem als Mönch gekleideten Herzog vor. Eine Lossprechung durch denselben wäre unzulässig und eine Blasphemie gewesen. Das innere Bedürfniß das der Sünder fühlt, seine Schuld zu bekennen, wird an einer bemerkenswerthen Stelle angedeutet in Macbeth Akt V. Sc. 1, wo der Arzt nach dem Aussprechen des allgemeinen Satzes: „Die kranke Seele will in's taube Kissen entladen ihr Geheimniß" — von Lady Macbeth sagt:

Sie bedarf
Des Beicht'gers mehr noch als des Arztes.

Zu den katholischen Glaubensartikeln gehört die Heiligen-Verehrung, deren Anführung im eigentlichen und figürlichen Sinne wir in Shakespeare's Dramen begegnen. In „Was ihr wollt" Akt III. Sc. 3 denkt Sebastian in der fremden Stadt, wo er sich umsehen will, zuerst an die Besichtigung der „Reliquien"*) daselbst. Im figürlichen Sinne ist von Heiligenbildern als Gegenstand der frommen Verehrung die Rede im Kaufmann von Venedig Akt II. Sc. 7:

Aus jedem Welttheil kommen sie herbei,
Dieß sterblich athmend Heil'genbild zu küssen;

und Romeo und Julia Akt I. Sc. 5:

Entweihet meine Hand verwegen dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen:
Zwei Pilger neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen.

Von Dingen des katholischen Cultus gehören noch folgende Anführungen hieher. So wird genannt: geweihtes Brod (Wie es euch gefällt Akt III. Sc. 4); geweihte Gegen-

*) Shall we go see the reliques of the town? Delius erklärt reliques zwar als gleichbedeutend mit dem weiter unten folgenden Worte memorials and things of fame (Sehenswürdigkeiten). Aber wie Steevens bemerkt, reliques kann nur bedeuten Heiligenreliquien oder Ueberbleibsel alter Gebäude d. i. Ruinen. Letzteres paßt aber hier nicht.

stände überhaupt (Wintermärchen Akt. IV. Sc. 3); Weihwasser (Cymbeline Akt V. Sc. 4, obgleich das Stück in der heidnischen Zeit spielt; und Lear Akt III. Sc. 2); in der Kirche niedergelegte Gegenstände ex voto (Lustige Weiber Akt VI. Sc. 2). Betbrüder (Stuhlbrüder, beadsmen, Macbeth Akt I. Sc. 6, Richard II. Akt III. Sc. 2, die beiden Veroneser Akt I. Sc. 1). Die Betbrüder beruhen auf einer Einrichtung die im Mittelalter häufig in Uebung war, die auch bei uns im katholischen Süddeutschland bis zur Säkularisation im Anfang dieses Jahrhunderts vielfach bestand und vielleicht noch hie und da fortbesteht. Fromme Personen stifteten nämlich eigene Pfründen für arme Leute, welche dafür die Verpflichtung hatten in der Kirche (in einem Kirchenstuhl, daher Stuhlbrüder) täglich eine Anzahl von Gebeten zu beten, gewöhnlich eine Anzahl von Rosenkränzen (bead bedeutet Rosenkranzkügelchen; daher beadsmen). Es ist nicht abzusehen, wie einem im Zeitalter der Königin Elisabeth als Protestant gebornen Dichter diese katholischen Dinge, die damals in England vergessen oder verhaßt waren, nur hätten in den Sinn kommen können. Auf ein Begräbniß mit frommen christlichen Bräuchen Werth zu legen, wie der alte Schäfer im Wintermärchen (Akt IV. Sc. 3) sich ausspricht, war wohl auch bei dem protestantischen Volke zu Shakespeare's Zeit die herrschende Ansicht. Aber die strenge kirchliche Disciplin in Versagung eines solchen Begräbnisses für Selbstmörder und die genauen Bestimmungen darüber, bis zu welchem Grade Nachsicht eintreten darf, worüber der Dichter den correkten katholischen Priester in ruhiger gemessener Bestimmtheit sich äußern läßt (Hamlet Akt IV. Sc. 1) gehört dem Kreise des specifisch Katholischen an.

Zwei andere Punkte wird man beim ersten Anblick gleichfalls als demselben Kreise angehörend betrachten, nämlich: die Anwendung des Kreuzzeichens und das Fasten. Auf ersteres wird angespielt in der Comödie der Irrungen Akt III. Sc. 1. Das Fasten wird einigemal genannt. So

neben Selbstkasteiung, Gebet und frommen Uebungen: Othello Akt III. S. 4; Comödie der Irrungen Akt I. Sc. 2, aus welcher Stelle hervorgeht, daß der Dichter den bei den katholischen Fasttagen bestehenden Unterschied zwischen Fasten (einmalige Sättigung) und Abstinenz (Enthaltung von Fleischspeisen) kannte; endlich Lear Akt I. Sc. 4, wo der Ausdruck „keine Fische essen" von einem Theil der Ausleger erklärt wird als gleichbedeutend mit: „nicht katholisch seyn." Aber beides, das Kreuzzeichen und Fasten, kam auch in dem anglikanischen Cultus wenigstens in dessen früherer Periode vor. Das Kreuzzeichen wurde nach dem unter Eduard VI. (1549) eingeführten Common prayer book von dem Geistlichen bei der Taufe über den Täufling und bei der Firmung über den Firmling gemacht, sowie auch in dem der Consekration entsprechenden Theile der Liturgie der Communion; die wöchentlichen gewöhnlichen Fasttage aber wurden noch im Anfange der Regierung der Königin Elisabeth (1549 und 1552) durch einen Regierungsbefehl eingeschärft*). So mag man denn das Kreuzzeichen und das Fasten als nicht etwas ausschließlich Katholisches bei Shakespeare ansehen. Doch glauben wir, daß ungefähr ein Menschenalter nach den oben angeführten Jahrzahlen, nachdem der Einfluß der deutschen Reformatoren und Calvins überwog, also in der Zeit in welcher Shakespeare für das Theater dichtete, die frühere Uebung kaum mehr fortdauerte.

Zum Schlusse sei es vergönnt noch eine Stelle über das Glockengeläute anzuführen, welche bei dem Dichter der eine solche Stelle schreiben konnte, ein besonders inniges und zartes Gefühl für diese Kundgebung des kirchlichen Lebens voraussetzt. Obgleich auch die protestantischen Kirchen diese Stimme der Glockentöne nicht entbehren, so haben doch die Glocken der katholischen Kirchen durch ihre Weihe und Taufe, durch ihren häufigern Gebrauch und ihre Verbindung mit den

---

*) Dodd, History of the Church. Vol. II. p. 30 und 32.

kirchlichen Tagszeiten, sowie mit einzelnen besonders bedeutenden Momenten des Gottesdienstes eine andere Bedeutung. Wir glauben daher in der hier anzuführenden Stelle aus „Wie es euch gefällt" Akt II. Sc. 7 einen Hauch katholischen Gefühles wahrzunehmen. Dort nämlich trifft der in der Einsamkeit des Ardenner Waldes hülflos und durch Hunger erschöpft umher irrende Orlando den aus seiner Heimath vertriebenen Herzog mit seiner Begleitung beim Mahle an. Er wendet sich an die Menschlichkeit und das Mitleid der ihm ganz unbekannten Männer mit der Bitte, ihn an der Speisung Theil nehmen zu lassen, wenn sie je anderwärts, außerhalb dieser Wildniß ein besseres menschliches Leben kennen gelernt hätten. Als einen der charakteristischen Züge eines solchen schönern, edlern menschlichen Daseyns in der Gesellschaft läßt der Dichter den Orlando zuerst das Glockengeläute nennen. Orlando sagt:

Wenn je ihr beff're Tage habt geseh'n;
Wenn je zur Kirche Glocken euch geläutet;
Wenn je ihr saßt bei guter Menschen Mahl;
Wenn je vom Auge Thränen ihr getrocknet,
Und wißt was Mitleid ist und Mitleid finden:
So laßt die Sanftmuth mir statt Zwanges dienen.

Darauf erwidert der Herzog:

Wahr ist es, daß wir bessere Tage sahen;
Daß heil'ge Glocken uns zur Kirch' geläutet;
Daß wir bei guter Menschen Mahl gesessen,
Und Tropfen uns'rer Augen abgetrocknet,
Die ein geheiligt Mitleid hat erzeugt:
Und darum setzt in Freundlichkeit euch her.

Wenn man aus dieser Stelle schließen kann, daß das Glockengeläute auf den Sinn und die Stimmung des Dichters einen besondern Eindruck gemacht haben muß, so kann man einen andern berühmten Mann nennen, bei welchem dasselbe stattfand: es ist dieß der französische Kaiser Napoleon I. Es wird berichtet daß er einmal auf St. Helena Folgendes sagte: „Der Ton der Glocken mangelt mir hier. Ich kann mich nicht daran gewöhnen ihn nicht mehr zu

hören. Niemals hat der Ton einer Glocke mein Ohr getroffen, ohne in meinen Gedanken Empfindungen meiner Kindheit zurückzurufen. Das Angelus-Läuten versetzte mich in süße Träumerei. Wenn ich mitten in einer Arbeit die ersten Glockentöne des Angelus in meinem von schattigen Wäldern umgebenen Schlosse St. Cloud hörte, so glaubte man gewiß oft, daß ich über einen Feldzugsplan oder über ein Reichsgesetz nachsinne, während ich ganz einfach mein Denken ausruhen ließ und mich zu den ersten Eindrücken meines Lebens zurückversetzte."

Wir sind am Schlusse, obgleich noch Manches zu sagen wäre. Wir haben es uns, um nicht zu ausführlich zu werden, versagen müssen auf eine Darstellung und Kritik dessen einzugehen, was Herr Rio über die Beziehungen mancher Stücke Shakespeare's zu den Zeitereignissen, namentlich zur Geschichte des Grafen Essex sagt. Manches darunter erscheint uns als zweifelhaft, anderes höchst wahrscheinlich. Daß in seinen spätern und spätesten Stücken die Anklänge ernster sittlicher und religiöser Ideen immer häufiger werden, bis diese Richtung in dem letzten Stücke „der Sturm" ihren Gipfelpunkt erreicht, scheint uns Rio nachgewiesen zu haben.

Wir fassen das Ergebniß dieser unserer ganzen Untersuchung in den folgenden Sätzen zusammen. William Shakespeare, in einer katholischen Familie geboren und erzogen, hatte Unterricht in der katholischen Religion und katholiche Eindrücke innerhalb des häuslichen Kreises erhalten, so viel die damalige Unterdrückung und blutige Verfolgung der katholischen Kirche in England dieses zuließ. Aus seinen Sonetten läßt sich schließen daß, wenn er auch entgegen den Forderungen der Religion und Moral von Verirrungen nicht frei blieb, er doch immer den wahren und reinen sittlichen Ideen zustrebte. Seine innigen Beziehungen zu dem Grafen Southampton lassen schließen daß er, wie er an dessen Lebensschicksalen den lebhaftesten Antheil nahm, so auch dessen politische Richtung theilte. In seinen dramatischen Werken

zeigt er nirgends eine Polemik noch eine feindliche Tendenz gegen die katholische Kirche, wie sie damals bei den Protestanten in England doch sonst so allgemein vorkam im Leben, in der Literatur und auf der Schaubühne. Im Gegentheil, er zeigt für katholische Einrichtungen und Charaktere eine unverkennbare Sympathie. Jene Unterlassung der Polemik und diese Zeichen von Sympathie müssen in Anbetracht der damaligen Zeitverhältnisse als eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung gelten. Dazu kommt, daß er an einzelnen Stellen eine Kenntniß von Partikularitäten des katholischen Cultus beweist, wie sie von einem als Protestant gebornen und erzogenen englischen Dichter der damaligen Zeit nicht zu erwarten ist. Alles dieses, in Verbindung mit einer ausdrücklichen Nachricht „daß er als Papist gestorben sei", welche Davies, ein englischer Geistlicher gegen Ende des 17. Jahrhunderts gibt, findet seine natürlichste und fast allein zulässige Erklärung darin, wenn wir annehmen, daß Shakespeare, wenn auch vielleicht in einzelnen Perioden seines Lebens dem religiösen Leben überhaupt entfremdet, und durch die äußern Verhältnisse gezwungen der anglikanischen Confession sich anzuschließen, dennoch die frühern katholischen Jugendeindrücke bewahrte, sie in seiner spätern Zeit auf's neue pflegte und so im Wesentlichen der Religion, in welcher er geboren und erzogen war, in seinem Innern zugewendet blieb. So, mit dieser nähern Bestimmung und Beschränkung, kann William Shakespeare als ein Mitglied der katholischen Kirche angesehen werden.

Das Werk des französischen Gelehrten Rio hat, wenn es auch in einzelnen Punkten Berichtigungen und gegründete Einwendungen zuläßt, im Ganzen das höchst anerkennenswerthe Verdienst, zur Erörterung dieser Frage über das Verhältniß Shakespeare's zur katholischen Kirche eine neue fruchtbare Anregung und vielfältige Belehrung gegeben zu haben.

XL.

Zur Geschichte der Philosophie.

II. Grundriß der Geschichte der Philosophie von Dr. Erdmann. Zweiter Band: Philosophie der Neuzeit. Berlin, Hertz 1866. 812 Seiten.

Etwas über dreizehnhundert Namen von Philosophen und philosophischen Schriftstellern verzeichnet das dem vorliegenden Bande beigefügte Namen=Register, eine wahrhaft erschreckliche Anzahl, falls es etwa einem modernen Raphael einfiele sie alle auf einem Stück Leinwand zusammenzustellen. Dem Verfasser des Grundrisses ist die nicht leichte Arbeit größtentheils vortrefflich gelungen. Das ganze stattliche Heer der Philosophen und Denker steht in wenigen Hauptgruppen vor uns; etwa um ein Dutzend seiner Hauptführer geschaart. Rings um sie im Vorder= und Hintergrunde sind die Helden zweiten und dritten Ranges. Auch die Schildknappen der letztern und sonstiger Troß fehlt nicht; Alles an seinem Platz, wenn auch nur mit ein paar derben Strichen grau in grau gemalt. Der zweite Band umfaßt den dritten Theil der Geschichte der Philosophie, nämlich die Philosophie der Neuzeit. Der erste Band hat, wie wir seinerzeit besprochen (Bd. 58, S. 73 ff.), die alte und mittelalterliche Philosophie zum Gegenstand.

Was Erdmann unter der Philosophie der Neuzeit meint, gibt er nicht ganz undeutlich damit zu verstehen, daß er Descartes als den ersten und Hegel als den letzten der Philosophen schildert. Die philosophischen Erscheinungen nach Hegel faßt er als Anhang unter dem Titel: „Die deutsche Philosophie seit Hegels Tode“ zusammen (S. 619 — 798). Das ist ihm nun freilich von manchem seiner philosophischen Zeitgenossen gar bitter vermerkt worden, daß er seine denkenden Collegen so kurz abgethan, ja daß er hie und da Einen, vielleicht nicht ohne Absicht, ganz vergessen hat. In dem Vorwort gesteht es der Verfasser ganz ehrlich und offen, daß ihm diese letzte Partie die meiste Arbeit gemacht, und mit Recht ruft er darum jedem Tadler zu: Mach's besser! Manche wirklich nennenswerthe Erscheinung der neuesten Philosophie, besonders der englischen und französischen, zu dem überaus reichen Stoffe Erdmanns noch beizufügen dürfte für Männer vom Fach nicht allzu schwer seyn, wohl aber das Bessermachen im Ganzen. Nicht mit Unrecht hat schon eine auch sonst gut getroffene Kritik des Erdmann'schen Werkes bemerkt, daß die philosophischen Schriftsteller der Neuzeit auf katholischer Seite sehr kärglich bedacht sind.

Doch nehmen wir uns einmal das Buch zur Hand, und sehen wir wie reich und trefflich geordnet die in demselben behandelten Materialien sind. Die Einleitung mag vielleicht der Leser am füglichsten überblättern, weil in ihr Urtheile und Sätze ausgesprochen sind, die so allgemein schematisch, so abstrakt, ja fast nebelhaft sind, daß es schwer seyn wird diese kühnen Wolkenbilder auf die harte Wirklichkeit anzupassen. Es hieße wohl mit der Stange in den Nebel fahren, wollten wir die „großen Worte“ über den Geist des Protestantismus S. 5 und sein Verhältniß zur katholischen Kirche etwas näher besprechen. Wir citiren nur die Schlußworte des Abschnittes: „Daß Luther heirathet und einen Hausstand gründet, ist der kühnste Protest gegen die Mönchsgelübde und eine seiner größten reformatorischen Thaten.“ Ich gestehe

offen, daß ich den Satz zweimal gelesen um sicher zu seyn, ob nicht — was bei Erdmann nicht selten der Fall ist — der Schalk dahinter steckt. Damit nicht dem einen oder andern von den katholischen Lesern dieser Blätter dasselbe begegne, sei gleich hier bemerkt, daß dieser Satz ganz im Ernste gemeint ist. Wenigstens für die Geschichte der Philosophie meine ich, sei diese „größte reformatorische That" Luthers, seine Heirath nämlich, nicht ganz von derselben Tragweite wie das Cogito ergo sum des Katholiken René Descartes, des Zöglings der Jesuiten, der sogar eine Wallfahrt nach Loretto macht, weil er dieselbe der heil. Jungfrau gelobt um Licht und Einsicht in seinen Zweifeln zu erhalten. Das Schema Erdmanns, daß der Geist der Neuzeit Protestantismus heiße (S. 6), wird also schon von dem Vater der neuen Philosophie der das Princip des Protestirens auf philosophischem Boden ausgesprochen, ohne deßhalb gegen die Kirche loszuschlagen, etwas schadhaft und durchlöchert. Doch — jetzt zur Sache!

Es handelt sich in einem Werke, das den Titel Grundriß trägt, nicht um historische und dogmatische Details, sondern darum, dem Leser im Ganzen ein treffendes und sachgemäßes Bild sei es einer ganzen Zeitrichtung, sei es des einzelnen Philosophen in dem dieselbe ihren Repräsentanten hat, zu geben. Dazu ist nicht nur die Meisterschaft über den Stoff, sondern fast noch mehr die Meisterschaft in der Form der Darstellung nothwendig. Beides hat unser Autor als philosophischer Schriftsteller in seiner Macht, wie nicht leicht ein Anderer. In kurzen und klaren Umrissen zeichnet er das Leben, Lernen und Ringen eines Cartesius (S. 8 ff.), daß es dem Leser klar wird, wie dieser Geist die ganz eigenthümliche Stellung philosophischen Denkens erreicht hat. An solchen Männern zeigt sich nicht bloß wie an einem Thermometer die Temperatur, sondern die signatura der Zeit. Alle geistigen Strömungen aus allen Richtungen drängen sich in ihm zusammen. Vielseitig ist sein Studium, vielbewegt sein

Leben, vielseitig seine wissenschaftliche Produktivität. Erdmann verzeichnet die reiche Geisteserndte die aus dieser Saat sproßte und reifte, ganz treffend. Ebenso wie die Werke sind auch die Hauptlehren richtig gegeben (S. 11 — 29), so daß auch dem Unkundigen ein ziemlich deutliches Bild dessen vor Augen tritt, was man Philosophie des Cartesius nennt.

Noch heute wird der Grundsatz des Cartesius, daß man an Allem zweifeln müsse (de omnibus dubitandum) nicht selten mißverstanden. Es ist dieses Axiom bei Cartesius nichts Anderes als eine Radikalkur seiner in den Skepticismus verfallenen Zeit; diesen seinen Zeitgeist packt er damit und wirft ihn in den Abgrund des eigenen Princips, fordert den Zweifel auf vor Allem an sich selbst zu zweifeln. Nicht im skeptischen Interesse als Endziel sondern als das Mittel, um aus dem Schlamme des Skepticismus heraus zum Ziele der Wahrheit zu führen, appellirt er an den Protest gegen alles Giltige, also nothwendig auch gegen das was den Schülern eines Montaigne und Charron dogmatisch fest stand, nämlich der Skepticismus selber. Durch die Erfüllung jenes Postulates wird der Boden geebnet auf dem das neue Gebäude errichtet werden soll. Aber mehr noch wird erreicht, denn es zeigt sich, daß „der methodische Zweifel", wie die Cartesianer dieses absolute Infragestellen nannten, auch das Material zum Neubau gibt: führe ich nämlich den Zweifel noch soweit durch, so bleibt immer Eines unerschütterlich stehen, ja es wird je mehr ich zweifle, um so gewisser, nämlich dieß: daß Ich, der ich zweifle, bin (Med. II.). Unter dem Ich aber, welches so unerschütterlich gewiß bleibt, ist natürlich nur das Ich zu verstehen welches zweifelt und insoferne es zweifelt oder aber, da Zweifeln nur eine Form und Weise des Denkens ist, welches denkt. Da haben wir die Genesis jenes vielbesprochenen Cogito ergo sum, welches als das Princip und der Ausgangspunkt der gesammten neueren Philosophie gilt. Wohlgemerkt in dieser Form als Ausgangspunkt der Methode ist das Cogito des Cartesius neu,

der Gedanke selber keineswegs; derselbe ist längst schon ausgesprochen gewesen und findet sich bereits bei Augustinus (Soliloqu. II. 1) fast wortgetreu.

Wie sich nun dieses Princip bei Cartesius selber und im Verlaufe der Zeiten bei seinen Schülern und Nachfolgern ausgebildet hat, schildert Erdmann ebenso treffend als kurz. Es ist der Faden durch das ganze Labyrinth der neuen Philosophie. Von diesem Gesichtspunkte aus will das System des Malebranche (S. 39 ff.) und des Spinoza (S. 47) gefaßt seyn. Systeme wie die der Letztgenannten sind nicht so leicht klar und doch exakt zu schildern. Gewöhnlich bringt der Leser schon seine eigenen Vorstellungen und Vorurtheile mit. So kommt es, daß man dann nicht weiter sich kümmert welches der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist, sondern es werden eben einzelne Stellen herausgerissen und aus diesen dann in die Luft hinein argumentirt. Die beiden, Malebranche sowohl als Spinoza werden heute noch von den Einen in den Himmel gehoben, von den Andern als wahre Unthiere angesehen. Wie sich die Sache selber verhält, wie in beiden sich der Geist der Zeit reflektirt, versteht Erdmann Jedem klar zu machen. Damit schließt er die erste Periode der neueren Philosophie.

Die zweite Periode umfaßt die Systeme des 18. Jahrhunderts, welche unter den gemeinsamen Begriff des Individualismus subsumirt sind (S. 77—269). Statt des allgemeinen Ich, das Cartesius gemeint, treten jetzt die vielen individuellen Ichs in der Philosophie auf. Jeder einzelne Philosoph verhält sich darum gegen den andern als Egoist, und dieser schlechte Egoismus macht seine Rechte auch in den philosophischen Erscheinungen geltend. Jeder läßt nur das als wahr bestehen, was gerade in seinen Kram paßt. Daraus folgt, daß jeder den andern bekämpft, keiner den andern versteht — also eine allgemeine Sprachverwirrung, ein zweites Babel, an dem wir aufrichtig gestanden bis auf unsern Tag noch in Deutschland laboriren. Der gemeinsame Boden, die

Allgemeinbegriffe, auf denen allein ein Verständniß möglich wird, ist noch nicht wieder gewonnen. Alle diese Meinungen und individuellen Argumente, wie sie im 18. Jahrhundert sich geltend machen, sind darum skeptisch und desorganisirend. So treten jetzt principielle Skeptiker, ein Glanvil, Hirnhaim, Pierre Bayle († 1706) auf, um gleich dem gemeinen Empirismus eines John Locke und den dürren Moralsystemen eines Samuel Clarke, Wollaston, Shaftesbury und dem Individualismus eines Hume und Adam Smith Platz zu machen. Brown, Condillac und Bonnet, der Sensualismus und Materialismus führen die Gedanken der früheren nur bis an die Grenzen der Möglichkeit, nämlich der handgreiflichen Brutalität. In diesem Fahrwasser treffen wir Männer die sonst nicht mit Unrecht sich einen geachteten Namen erworben, wie z. B. Helvetius, Montesquieu, Thomas Chubb u. A. Aus diesem Zusammenhang wird uns der Radikalismus eines Toland und Bolingbroke klar. Jetzt tritt im Zusammenhang mit politischen Verhältnissen, namentlich auch hervorgerufen durch die Schamlosigkeit einer gleißnerischen Orthodoxie unter Ludwig XIV., erst der principielle Haß gegen jede positive Religion auf. Man verwechselte das Wesen der Religion, vor Allem des Katholicismus, mit dem was am Hofe Ludwigs XIV. officiell als katholisch erschien, d. h. man warf die Wahrheit selber mit dem Mißbrauch den die Zeit mit der Wahrheit trieb, durcheinander. Ein schaler Deismus trat jetzt bei den „Gebildeten“ an die Stelle des gehaßten christlichen Gottes. Die Freimaurerlogen standen in vollster Blüthe; sie brachten diese ihre Religion als das neue Licht unter das Volk. Die Schriften des Bolingbroke enthalten das ganze Programm und die ganze Weisheit des religiösen und politischen Radikalismus unserer Gegenwart. Die „natürliche Religion“, die „natürliche Moral“ soll jetzt aller Welt gepredigt werden. Höchstens noch für das niedere Volk und als Mittel zu politischen Zwecken mag das Christenthum sein Recht haben.

Voltaire, oder wie er eigentlich heißt François Marie Arouet, (1694—1778) wird der Apostel dieser neuen Weisheit. Er ist, wie Erdmann treffend sagt, „die Incarnation der antichristlichen Aufklärung“ (S. 132 ff.). Darum wird er auch „erdrückt von seinen Triumphen“, heute noch „von den Einen als ein Gott, von den Andern als ein Teufel angesehen.“ Die Revolution der Geister hat begonnen, ein Diderot, Lamettrie, Holbach sind die Thyrsus schwingenden Bacchanten; ganz Frankreich jubelt dem tödtlich süßen Päan entgegen und folgt den Tönen halb im Taumel. Wie eine Schafheerde wird die ganze gebildete Welt zu der Schlachtbank der politischen und socialen Revolutionen getrieben, die von jetzt an Schlag auf Schlag folgen. So etwas verdankt die heutige Welt einer Philosophie des Unglaubens. Wir sehen, und jeder Philister könnte es hier mit Händen greifen, die Philosophie ist doch eine Macht! Wenigstens sie etwas näher kennen zu lernen, dürfte der Mühe werth seyn. Das Schlimme daran ist nämlich nicht dieß, solche Ideen wie sie diese Aufklärung gibt zu kennen, sondern das scheint mir das Schlimmste zu seyn, von denselben inficirt, beherrscht und besessen zu seyn, ohne zu wissen woher sie sind und wohin sie führen; wie das bei der Mehrzahl der sogenannten „Gebildeten“ der Fall ist. Woher wäre es sonst möglich, daß die „Volksbildner“, ob sie nun in Wien oder außerhalb dieselben Ideen als neueste Weisheit ausposaunen, solche Anachronismen begehen? Die Philosophie muß in sich selbst die Kraft besitzen, solche Geistesverirrungen wenigstens als das der Welt zu zeigen was sie sind. Es ist wohlthuend in dem deutschen Idealismus eines Leibnitz diesen Versuch gemacht zu sehen (S. 145 — 173). Das System des Leibnitz wird von unserem Autor richtig in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung dargelegt. Wir verweisen darum die Leser auf die gelungene Auseinandersetzung über die verschiedenen Stadien dieses Systemes in Deutschland. Die deutsche Aufklärung, so wenig sie ihre Verwandtschaft mit der englisch-französischen

verläugnen kann, ist doch wahrlich gegen diese beiden noch golden zu nennen (S. 243 ff.).

Wir dürfen keinen Augenblick bei den Einzelnheiten stehen bleiben, wir dürfen nicht erwähnen, wie eine Revision des Spinozistischen Substanzbegriffes unsern Leibnitz zu dem andern Extreme, nämlich seiner Lehre von den Monaden brachte. Nicht näher können wir hintreten zu dem ehrenfesten Christian Wolff (S. 188) und seiner zahlreichen Nachkommenschaft, auch ihre Namen nur zu nennen ist uns nicht verstattet. Statt der Vielen seien nur Gottlieb Baumgarten, August Crusius und der Nestor des deutschen Parnasses mit der ehrwürdigen langen Perücke, Gottsched verzeichnet. Ihnen allen weist der Verfasser des Grundrisses ein Plätzchen an. Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt Jean Jacques Rousseau ein (S. 231). Erdmann nennt seine Theorie die Philosophie der Selbstbeobachtung. Nun meinetwegen mag der Name sein Wahres haben. Ganz anders freilich sind die Resultate dieser Selbstbeobachtung und der eines Augustinus, wenn wir die beiden gleichnamigen Bücher der beiden vergleichen.

Zwei Classen von Repräsentanten der deutschen Aufklärung im guten und schlimmen Sinne unterscheidet der Verfasser, nämlich die der religiösen (S. 248) und die der socialen (S. 259). Es geht wohl nicht, die von dem Autor so kurz und bündig gemachten Skizzen nochmal zu skizziren. Wem sind die Namen eines Spener, Arnold ganz fremd? Wer hat nicht schon von Gottlieb Töllner, nicht von dem famosen Reimarus, Semler, dem Ehrenmann Justus Möser, dem Pädagogen Johann Bernhard Basedow gehört? Auch Weishaupt und Knigge — die großen Illuminaten — haben ihr Licht hier angezündet. Mendelssohn, Lessing, Nicolai werden unter die „Philosophen für die Welt" gerechnet (S. 285 ff.). Mit einer bündigen Schilderung der Lessing'schen Lehren schließt Erdmann die zweite Periode.

Die dritte Periode soll die Philosophie des 19. Jahr-

hunderts umfassen. Den ersten Abschnitt bildet eine sachgemäße Darstellung des Kantischen Systemes (S. 317 ff.). Immanuel Kant, der Vater der neueren deutschen Philosophie, ist eigentlich der Typus der neueren deutschen Wissenschaft geworden. An ihm zeigt sich's handgreiflich, wie die Philosophie als Wissenschaft des Allgemeinen ihre Macht auf alle Wissenschaften, sie mögen sich nennen wie immer, ausübt. Gerade diejenigen welche nichts oder doch sehr wenig von Philosophie halten, sind unbewußt die Schüler eines philosophischen Systems, freilich meist eines obsoleten und längst überwundenen. Wie man nicht ohne Ziffer rechnen, so kann man nicht ohne Begriffe denken. Die Begriffe womit man in der Wissenschaft rechnet, sind aber aus der Philosophie herübergenommen. Wer diese nicht kennt und irgend eine Wissenschaft betreibt, rechnet fortwährend mit Ziffern und Größen deren Werthe und Bedeutung ihm unbekannt bleiben. Auf diese Weise wird das Wort zur hohlen Phrase, die dann unter die Massen geworfen wird. Die hohlen Phrasen und leeren Nüsse der Aufklärung verträgt der Kriticismus des Kant nicht länger. Diese Verstandes-Kritik Kants — man mag sonst von ihr denken wie man will — ist etwas viel Ernsteres als die Frivolität und der Spott der Aufklärung mit all seiner bodenlosen Oberflächlichkeit. Dasselbe gilt von den Systemen die als die bedeutendsten der neueren deutschen Philosophie gelten. Selbstverständlich müssen wir es uns versagen auf das Einzelne dieser Systeme eines Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w. einzugehen. Erdmann verläugnet in seiner Darstellung seinen Standpunkt nicht, aber er übt dabei eine so feine Resignation, daß er nie der Objektivität des einzelnen Systems ungerecht wird.

Es ist uns hier vorerst nur darum zu thun, unseren Lesern die Reichhaltigkeit vorliegenden Grundrisses in einigen Zügen zu schildern, um sie dann bezüglich des Sachlichen an das Buch selber zu verweisen. Was wir hier lernen

können, ist ein gründliches Verständniß unseres gegenwärtigen Zeitgeistes, der geistigen Bestrebungen und Strömungen der Gegenwart. Das vor Allem gewährt ein gründliches Studium dieser philosophischen Systeme. Und wer auf die Gegenwart wirken, wer sie meistern will, muß vorerst sie verstehen lernen; sonst ist all sein Bemühen umsonst. Diese Tinktura — um einmal mit Paracelsus zu reden — trägt unsere ganze moderne Wissenschaft, heiße sie nun Theologie oder Rechtswissenschaft oder exakte Forschung, bald etwas mehr, bald etwas weniger. Wer will all diese Theorien, Hypothesen, diese leitenden Grundideen und die maßgebenden Begriffe richtig verstehen und beurtheilen, ohne die Quelle aus der sie geflossen, nämlich die Philosophie zu kennen? Was hilft es, wenn hie und da uns ein Autor in dem einen oder anderen dieser Gebiete ganz harmlos versichert, er sei keinem der philosophischen Systeme gefolgt, er habe kein System ꝛc.? Es ist dieß doch dasselbe als wenn er versichern würde: ich brauche keinen Löffel um meine Suppe zu essen.

Um nur an Eines zu erinnern, was vielleicht näher liegt: die sogenannten deutschen Klassiker, deren Werke unsere gläubige und ungläubige Gegenwart so andächtig verschluckt, was bieten sie uns? Antwort: sofern in diesen Dichtungen Gedanken ausgesprochen sind, sind es nicht immer die allgemeinen, jedem Menschen unmittelbar nahe liegenden Anschauungen; oder ja wenn man will, es sind solche allgemein menschliche Ideen, aber in der Form wie sie Kant, Fichte, Hegel bei denen unsere Dichter in die Schule gegangen, ausgesprochen haben. Diese Gedanken sind in den deutschen Klassikern in das Gewand der Poesie gekleidet. Mir war es immer ganz possirlich anzusehen, wie bei dem Wiedererwachen der Begeisterung für Dante unser göttlicher Dichter so beräuchert wurde von der modernen Freigeisterei und Aufklärung, ohne daß sie nur ahnt, welche Hiebe ihr Dante versetzt hat. Kundige wissen längst, daß die „göttliche Comödie“ die poetische Form des „Systems“ des heil. Thomas

ist, also eines Werkes des „finstersten“ Mittelalters, der dicksten Barbarei. Wer weiß nicht, daß Schiller der poetische Interpret Kantisch-Fichte'scher Ideen ist? daß Rückert ein Hegel in Versen, und daß Göthe das Alles zusammen ist? Wir lassen uns täglich diese „süße“ Kost vorsetzen, unsere Jugend verschlingt sie; und wir sollen den Garten nicht kennen, in dem diese goldenen Aepfel gewachsen? Wenn wir dagegen die Genesis dieser deutschen Klassiker, nämlich unsere neuere deutsche Philosophie kennen — nur so werden wir die relative Bedeutung dieser Werke für die Bildung unserer Jugend richtig taxiren; werden das Wahre vom Falschen unterscheiden können. Wir werden den Jungen sagen, warum nicht selten einer seichten Aufklärung das Wort geredet ist, und wie sich diese Dinge zum positiven Christenthum, zu einer höheren allgemein menschlichen Bildung verhalten. Zu dem Studium dieser „Systeme“ gibt unser Grundriß die geeignete Anleitung.

Damit unsere Besprechung nicht den Raum einer langen Abhandlung beanspruchen muß, mache ich einen großen Sprung über all die wichtigen Themate und Erscheinungen welche der Autor hier verzeichnet hat, und eile zum Schluß des Werkes. Nur bezüglich des „Anhanges“, welcher die philosophischen Lehren und Systeme der Gegenwart behandelt, mag noch eine Bemerkung erlaubt seyn.

Großes Aufsehen hat zu ihrer Zeit die Philosophie eines Schelling gemacht. In theologischen Kreisen war man über ihre Stellung zum positiven Christenthum getheilter Meinung. Fast einstimmig lautete das Urtheil über Hegel dahin, daß seine Philosophie durchaus pantheistisch, also im direkten Widerspruch mit dem Christenthum ist. Kein Zweifel schien mehr übrig zu seyn, als die Schule Hegels, vor Allem die Tübinger Theologenschule, die sogenannten linken Hegelianer daran gingen das Christenthum als Mythus zu erklären, und so weiter. Der Proceß hat sich seitdem abgesponnen; der Einfluß der hegelischen Philosophie ist auf ein Minimum

herabgesunken; trotz aller Auflösungsversuche eines Baur, Strauß, Feuerbach, oder gerade durch diese veranlaßt hat sich die christliche Weltanschauung in unserer Gegenwart erst recht consolidirt. Wenn der Altmeister Göthe recht gesehen hat, daß der Kampf zwischen Christenthum und Weltweisheit das Geheimniß der Weltgeschichte ausmacht, so ist in unserer Gegenwart dieser Kampf intensiver geworden als je. Hüben und drüben sind sich dessen die Kämpfenden bewußt. Die jüngsten apologetischen Werke eines Hettinger, Luthardt, Zezschwitz u. A. sprechen das zum vorhinein als Ueberzeugung aus.

Daß das Christenthum endlich den Sieg über die Mächte der Welt davon tragen wird, das ist kein Zweifel. Aber ebensowenig ist es ein Zweifel, daß wir nicht zu den Siegenden gehören wenn wir nicht vorerst, jeder in seinem Kreise, uns unter die Kämpfenden gestellt. Um uns in der Gegenwart zurecht zu finden, müssen wir nur zum vorhinein als die Aufgabe des Lebens den Kampf erkennen.

Die christliche Ueberzeugung, sobald sie im Kampfe erprobt ist, hat das Eigenthümliche, daß sie zum unauslöschlichen Charakter des ganzen inneren Lebens, zum Erbe für eine Ewigkeit für den Einzelnen und für die Gesammtheit wird. Dem Schwindel des Atheismus ist das Kainszeichen auf die Stirne gebrannt, gesunde Naturen können ihn nicht vertragen und stoßen ihn bald von sich; nur sittlich verrotteten Individuen und Gesellschaften behagt er, weil sie ihn als Abwehr gegen das eigene böse Gewissen brauchen. Wie schnell sind diese immer wieder auftauchenden Irrlichter des Antichristenthums verpufft? Wie bald sind solche Schriften, die der Mob im Augenblicke massenweise verschlingt, obsolet, ganz ungenießbar? Ich erinnere nur an ein drastisches Beispiel. Wer kümmert sich heute noch um Renan's Leben Jesu? Wie ledern und langweilig muthen uns die Schriften der französischen und englischen Aufklärung an? Wie plump und dumm kommt uns das Zeug vor, das ehedem als das

reinste Gold, als die Weisheit aller Weisheit gegolten? Einen ganz trefflichen Beitrag gibt Erdmanns Grundriß S. 621 ff. zu dem von uns Gesagten; er schildert hier nämlich die Auflösung der Hegel'schen Schule. Hier kommt er auf die Erscheinungen aus dem Kreise der linken Hegelianer, der Vertreter des Atheismus und Pantheismus zu sprechen. Diese Prediger und Apostel des Fortschritts, Strauß, Bruno Bauer, Ruge, Max Stirner, die Anbeter des „Stoffes" Vogt, Büchner u. s. w., welche Ironie sind sie auf sich selber und auf ihr Panier! Sie brechen offen nicht bloß mit der christlichen Ueberzeugung sondern mit der Philosophie und dem gesunden Menschenverstande, und greifen zurück zu jenen Extremen des Materialismus der französischen Encyklopädisten. „Keine Philosophie ist meine Philosophie!" Das der Grundsatz L. Feuerbachs. Und der ganze Kram dieser Sanskülotten von 1789 wird nochmal aufgewärmt in unserer Gegenwart, zwar nicht mehr in eigenen philosophischen Schriften, sondern verwässert und verdünnt in den Tagesblättern und in den „liberalen" Journalen aller Art. Diese Entdeckungen kann Jeder machen, der den „Grundriß" Erdmanns gelesen und unsere Presse beobachtet. Was würden die liberalen Schulmeister in Wien sagen, die da jüngst die Motten aus dem Pelze Voltaire's so inbrünstig verehrt, wenn ihnen Erdmann sagt: „Alles schon da gewesen meine Herrn!" S. 710 heißt es: „Nur vollständige Ignoranz endlich im philosophischen Gebiete konnte die materialistischen Schriften, deren eine wahre Fluth erschien, zum Theil von Männern geschrieben deren Namen in anderen Fächern einen guten Klang hatte, für etwas Neues oder gar Epochemachendes ansehen. Bis auf den cynischen Vergleich der Gedanken mit den Excreten der Nieren hatte Cabanis (ein Freund des Baron Holbach † 1808) schon Alles gesagt, was man jetzt zu lesen bekam. Dabei begegnet man bei den (wirklich originellen) französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts nicht solchen Gedankenlosigkeiten, wie bei dem gefeiertsten unter den Stoff-

wechslern ... Der Umstand, daß der Leserkreis dieser Bücher sehr groß ist und täglich wächst, daß Zeitschriften die für den Horizont der Schulmeister und Bauern berechnet sind, dem Materialismus immer mehr Anhänger zuführen, ist für Viele ein Beweis gewesen, daß er die Philosophie der Gegenwart oder der Zukunft sei. Entschiede dieß, so hätte der Materialismus schon seinen Meister gefunden, denn der heilige Gambrinus zählt noch viel mehr begeisterter Anhänger als er, und viel eifrigere, denn bis jetzt ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß die Vertheurung eines Moleschott'schen oder Büchner'schen Buches Revolutionen in großen Städten hervorgerufen hätte."

Soviel von den Schattenseiten unserer gegenwärtigen Literatur. Die Lichtseiten und die eigentlichen bedeutenden Leistungen der Philosophie der Gegenwart hat der Verfasser des Grundrisses nicht vergessen. Es ist eine Reihe hochgebildeter Männer, die sich's zur Lebensaufgabe gesetzt, die Brücke zwischen Christenthum und moderner Cultur wieder zu schlagen. In ihren Schriften ist ein Reichthum der gediegensten Ideen über das Verhältniß und die Wechselbeziehung von Gottes- und Weltweisheit. Es zählen dazu die Schüler Schellings, Franz von Baaders, die rechten Hegelianer, Männer wie J. H. Fichte, C. Fortlage, Sengler, Wirth, Ulrici, H. Ritter, K. Ph. Fischer, Chalybäus, Trendelenburg, Fechner, Lotze und viele Andere deren Namen wir hier nicht alle verzeichnen können. Es wäre der ungerechteste Pessimismus, wenn wir den Einfluß dieser positiven idealen Elemente auf die gegenwärtige Cultur verkennen würden.

Wir bedauern es keinen Augenblick daß momentan eine gewisse Stockung in der philosophischen Produktion eingetreten, und daß die Philosophie selber zur Geschichte ihrer selbst geworden. Ich sehe darin vielmehr die so nothwendige Selbsteinkehr, das Besinnen auf sich selbst, aus welchem Selbstbesinnen dann wieder ein gegenseitiges Selbstverständniß und statt eines Windmühlenflügelkampfes ein gemeinsames

Vorgehen auf dem Boden der allgemeinen Vernunftprincipien ermöglicht wird. Nicht die Philosophie ist die Feindin des Christenthums, sondern der Stumpfsinn und die Geistes-Trägheit.

Dr. Bach.

XLI.

Die Lage des Klerus in Oesterreich.

II.

Die Lage des Klerus in Cisleithanien beginnt sich zu klären. Einen mächtigen Beitrag zu dieser Klärung hat die Adresse der „cisleithanischen" Erzbischöfe und Bischöfe Oesterreichs, die zu Wien am 28. September d. J. an den Kaiser gerichtet wurde, geliefert. Dieses wahrhaft freimüthige Schriftstück legt alle Winkelzüge und Manöver der liberalen Partei in Bezug ihres Tobens gegen das Concordat, wie den Endzweck welchen der Ruf „Aufhebung des Concordates" befördern soll, mit strenger Logik und Schärfe bloß. Daher auch der wüthende Sturm in allen liberalen Blättern gegen diese Adresse. Nichts scheuen diese Liberalen mehr als das Licht, das ihre finstern Pläne den Augen der blöden Anhänger ihres Systems, die davon keine Ahnung haben, aufzeigt; sie die da immer mit ihren Schlagwörtern von Licht und Aufklärung umherwerfen.

Man kann für den Liberalismus, wie er in seinen Partei-Blättern und der Mehrzahl des Reichsrathes in dem cisleithanischen Oesterreich sich breit macht, vom christlichen

Standpunkt aus keinen besseren Namen auffinden, als den der Verweltlichung. Dieß Wort bedeutet im christlichen Sinne jene Gesinnungs- und Handlungsweise, vermöge welcher der Mensch auf das Ewige vergessend, sein Sinnen und Trachten ganz auf diese Zeitlichkeit hinlenkt, um in den Gütern und Genüssen dieser Welt seine Ruhe und Befriedigung zu finden. So hat auch die Adresse die Verweltlichung als Endzweck gezeigt den die liberale Partei in den Einrichtungen ihres Staates zu erreichen strebt. Nur die Sinnlichkeit hat Wahrheit und Wirklichkeit, das ist der Kern der Geheimlehre, sagt die Adresse, und ferner: „Menschen, die um das Zeitliche sich viel und um das Ewige wenig kümmerten, hat es stets gegeben, nur rühmten sie sich dessen nicht. Der neueste Fortschritt rühmt sich dessen. Das Irdische allein verlangen und suchen ist ihm die höchste Weisheit. Wer ihr zu huldigen verschmäht, sündigt, behauptet er, an dem Glücke der Einzelnen und der Staaten. Je mehr der Mensch sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Erwerbung zeitlicher Güter richtet, desto glücklicher wird er, je weiter diese Gesinnung sich verbreitet, desto höher steigt des Volkes Macht und Wohlfahrt."

Diese Verweltlichung ist das schnurgerade Gegentheil des Christenthums. Das Christenthum ist wesentlich die Lehre der Selbstverläugnung, Entsagung, mit Einem Wort die Lehre vom Kreuze, und fordert ihre Gläubigen auf, so durchs Zeitliche hindurchzugehen, daß sie das Ewige nicht verlieren. Von der Verweltlichung, wie sie die liberale Partei bezweckt, gilt das apostolische Wort: „die Welt liegt im Argen."

Am schärfsten tritt dieser Endzweck des Liberalismus hervor in ihrem Streben nach der Civilehe. „Die Civilehe, sagt die bewußte Adresse treffend, ist die Läugnung des Zusammenhanges zwischen Zeit und Ewigkeit." Die Ehe soll nämlich zu einem bloßen natürlichen Vertrage, dessen Rechtsgiltigkeit der Staat allein feststellt, herabgewürdigt werden,

der nach Befund, wie z. B. aus unüberwindlicher Abneigung eines Gatten, wie der Mühlfeldische Entwurf eines Ehegesetzes beantragt, wieder rechtsgiltig gelöst, und damit die Freiheit gegeben werden könne einen neuen Vertrag einzugehen mit einer Person zu der man mehr Neigung fühle, um beim Schwinden derselben abermals freie Wahl oder vielmehr Willkür zu haben zu einer andern Verbindung. Ganz natürlich. Der Mensch der von der Ewigkeit absieht, folgt nur seinen Gelüsten und um diesen folgen zu können, muß der liberale Staat die Civilehe haben.

Die Religion ist das Band welches die Zeit mit der Ewigkeit, oder confret gesprochen den Menschen mit Gott verbindet. Dieses Verbindungsmittel ist im liberalen Staate äußerst schädlich, und hindert das materielle Wohl des Volkes, daher, wie die Adresse sagt, „will man die Religion aus der Schule hinausweisen, weil man die Religion im Leben nicht mehr dulden will." „Die Wissenschaft mag noch über Vieles im Unklaren seyn, mit der Religion ist sie fertig. So spricht der Fortschritt, und dadurch rechtfertigt er seine Zumuthung für das Irdische zu leben. Diese Gesinnung soll nun der Jugend zugleich mit den ersten und unentbehrlichsten Kenntnissen eingeflößt werden. Das ist der Zweck, den die Liberalen durch Trennung der Kirche von der Schule erreichen wollen."

Da nun die Adresse der Bischöfe, wie gesagt, den Kern der liberalen Staatstheorie so offen und unerschrocken bloßlegt, so ist die Wuth der Gegner grenzenlos. Es ist kein Zeitungsartikel, sondern die Gesammtheit der Bischöfe die ihnen ins Gesicht sagt: „Was also der Jammerschrei gegen das Concordat bedeute, kann Niemand mehr verborgen seyn, er bedeutet: Wir wollen eine Ehe ohne Festigkeit und Heiligung; wir wollen eine Schule ohne Religion und sittlichen Ernst. Aber die welche dieß wollen, mögen noch so laut die Stimme erheben, sie sind ein sehr kleiner Bruchtheil der Bevölkerung, und mit dem Concordat vertritt man die wahrhaften Wünsche und Interessen des Volkes". Da die liberale

Partei immerfort sich als jene preist, hinter welcher das Volk steht, und durch dieses Partei-Manöver einen Druck auf die Regierung ausüben will, um zur Herrschaft zu gelangen, so geht denn jetzt die Hetze gegen das Concordat in den von der liberalen Partei beeinflußten Kreisen mit unerhörter Erbitterung fort.

Die Reichsrathsmajorität will die Hand zur Ausgleichung mit Ungarn, wie die Deputationen der cis- und transleithanischen Reichsräthe sie bewerkstelligt, nicht mehr bieten, bis die Regierung ihr nicht zuerst die Hand darauf gegeben, daß das Concordat einseitig abgeschafft werde. Und die Gemeinderäthe der Städte und Städtchen in Cisleithanien entwickeln eine Rührigkeit, um Adressen an den Reichsrath für Aufhebung des Concordates zu votiren, daß man meinen sollte, es stehe jeder Zurechnungsfähige hinter der Reichsrathsmajorität. Das ist aber eine irrige Meinung, und nur jene könnten getäuscht werden, die nicht selbstständig zu urtheilen vermögen, sondern ihr Urtheil aus ihren liberalen Judenblättern behaglich mit dem Morgenkaffee einschlürfen.

Der Wiener Gemeinderath, der zu den fortgeschrittensten gehört, hat den Reigen mit seiner Adresse um Aufhebung des Concordates eröffnet und wiederholt sie nun in Form einer Gegenadresse gegen die bischöfliche an Se. Majestät selbst. Die Corporation hat sich damit das Zeugniß ausgestellt, daß sie dem Fortschritte ungeheuer huldige, indem sie an Gemeinheit und Frechheit Alles hinter sich ließ, was bisher liberale Körperschaften in diesem Genre geleistet haben. Der Gemeinderath entblödet sich nicht die Adresse der Bischöfe ein „beschmutztes Blatt" zu nennen, das sich zwischen den löblichen Wienergemeinderath und den Kaiser eindränge, und wirft der durchaus edel gehaltenen Adresse Lüge, Verläumdung, Entstellung, Verdrehung und Unsittlichkeit vor. Das zeigt doch wohl zur Genüge, was man sich in Oesterreich gegen die Kirche und seinen Klerus Alles erlauben darf, indem man beide in ihren höchsten Würdenträgern

unter dem Beifallsrufe der „Gebildeten“ mit solchen Sottisen überhäufen kann.

Die Hetze gegen den Klerus schreitet nun auch aus dem Abgeordnetenhaus und dem Gemeinderathssaale auf die offene Straße und verhöhnt harmlose Priester; sie ziehet in die Theater ein und karrikirt die priesterliche Würde. Die Witzblätter sorgen für die besten Darstellungen klerikaler Karrikaturen. Die Regierung ist aber bereits einfach Null was den Schutz des Klerus vor liberaler Zügellosigkeit anbelangt. Man hat schon viel gewagt, wie die bischöfliche Adresse selbst bemerkt, seit jener öffentlichen Verspeiung Jesu Christi in der „Neuen freien Presse“ am letzten Weihnachtsfeste, wo der Glaube an die Menschwerdung Gottes einfach als Märchen verlacht wird; aber jetzt wagt man liberalerseits Alles, da die Regierung zu Allem schweigt. Ja es liegt die Vermuthung nahe, daß Minister Beust indirekt zu solcher Hetze mitwirke, indem er erklärte, daß er die Initiative in der Concordatssache der liberalen Partei überlasse. Sei dem wie ihm wolle, die Liberalen haben das Heft des Lügenschwertes fest in die Hand genommen, und bohren es täglich, ja stündlich in die Seelen ihrer Mitbürger, um für sich Propaganda zu machen.

Und es gelingt ihnen Letzteres nur zu sehr, da der Mensch vermöge seiner verderbten Natur immer leichter das Schlechte und Lügenhafte von seinen Mitmenschen und noch mehr von seinen Vorgesetzten, seien es geistliche oder weltliche, glaubt, da im letzteren Falle auch der angeborne Hochmuth, der für Selbstbestimmungsrecht und Unabhängigkeit von „klerikaler Herrschsucht“ und „Concordatsfesseln“ plaidirt, dem Lügengeiste des Liberalismus bequemen Eingang verschafft.

Dem gegenüber ist es heilige Pflicht des sogenannten niedern Klerus, auf dem Wege der Zustimmungsadressen zur bischöflichen ein öffentliches Bekenntniß der Einigkeit mit den Oberhirten aus freien Stücken abzulegen, wie man in der Wiener-Erzdiöcese bekanntermaßen begonnen hat, gleichviel

ob dieses Auftreten einen reellen Nutzen habe oder nicht. Jedenfalls hat es den eines öffentlichen Glaubensbekenntnisses, und insoweit können und sollen auch die Katholikenvereine sich anschließen. Die Liberalen schreien immer: Concordat und Religion sind nicht Eins und dasselbe, wir kämpfen gegen Uebergriffe des Klerus und nicht gegen die Religion. Der gesammte Klerus und die treuen Katholiken müssen um so mehr ihrer festen Ueberzeugung, die sie ohnedieß haben, öffentlichen Ausdruck geben, der Ueberzeugung daß das Toben gegen das Concordat ein verhüllter Krieg gegen das Christenthum überhaupt und gegen die katholische Kirche insbesondere sei. Die katholische Kirche ist die streitende Kirche, weil sie zum Streit verpflichtet und ohne Kampf keine Krone verheißt. Wer in diesem Kampfe des Antichristenthums gegen die Kirche nicht mit allen erlaubten und gesetzlichen Mitteln mitkämpft gegen die Feinde der Kirche, der gehört nicht zur streitenden Kirche.

Die Liberalen kämpfen mit allen, auch den schlechtesten Mitteln, unausgesetzt, täglich auf dem Wege der Schrift, und erringen Erfolge, wenn und weil die überwiegende Mehrzahl der Katholiken — eben nichts thut. Ein Napoleon III., dem man Geistesstärke und Thatkraft nicht absprechen kann, war und ist doch immer wieder gehindert seine Pläne gegen die Kirche auszuführen, weil in seinem Reiche auch geistesstarke und thatkräftige Katholiken sind, die ihrer Ueberzeugung im Senate sowohl und in der Kammer als in den Zeitungen Ausdruck geben, wiewohl eine so strenge Censur für sie besteht.

In Oesterreich, sonst mit Eminenz der „katholische Staat" genannt, durfte man ungescheut die heiligsten Gefühle der Katholiken von Oben herab kränken und die Protestanten dafür hätscheln, weil, ja weil der Indifferentismus so starke Wurzeln geschlagen hatte. Dieser Indifferentismus aber, der mächtigste Verbündete der Kirchenfeinde aller Gattung, er wurde großgezogen und genährt durch das josephinische

Polizei-Kirchenthum, und was man seit 70 Jahren gesäet, von Oben herab, das ärntet man jetzt, den kirchenfeindlichen Liberalismus schlimmster Art, wie er nicht leicht anderswo derartig zu Tage tritt. Die Zeit seit der Sprengung der Staatsfesseln, mit welchen die Kirche Oesterreichs lahm gelegt wurde in ihrer heilbringenden Wirksamkeit, war viel zu kurz, um aus dem indifferenten Städte- und Märktepublikum, das sich so anmaßlich das „gebildete" nennt, glaubenstreue Katholiken zu schaffen und um überhaupt die verderbliche Strömung zweier früheren Generationen abzuleiten.

Auf das höhere Studium, auf die Universitätsbildung hat die Kirche in Oesterreich bis nun aber auch gar keinen Einfluß geübt, und aus diesen außerhalb des kirchlichen Einflusses gestellten Universitäten kommen unsere Doctores utriusque juris, wie die Reichsraths-Juristen zeigen, und diesem Uebelstande haben wir es zu verdanken, daß auf den Landtagen und im Reichsrath, die Tyroler ausgenommen, nicht ein Laie oder Jurist thatkräftig und überzeugungstreu für die Kirche auftritt. Man spricht gerne von den Polen und Czechen u. s. w., als ob sie für die Kirche einstehen würden. Bis jetzt haben sie noch nichts gethan; und die Ultranationalen die nach Moskau wanderten, sind gewiß nicht aus Liebe zur Kirche dahin gewallfahrtet. Die Slavenführer alle benützen nur den Klerus der ihnen vertraut, für ihre politischen Bestrebungen, wie das die Geschichte erweist aus den polnischen Revolutionen und aus der galizischen vor 1848. Hat ja auch der Magyarenführer Ludwig Kossuth in den Revolutionsjahren auf öffentlichem Markte seine fromme Zuhörerschaft auf den Schutz der Landespatronin, der Mutter Gottes, hingewiesen, gewiß nicht aus seiner calvinischen Ueberzeugung, sondern aus Politik. Sagen es ja doch jetzt schon die Ultra-Slavenblätter, daß sie weder die Verfassung die der Reichsrath eben fabrizirt hat, noch das Concordat wollen, und fangen sie jetzt schon an, die Kirche als Feindin des Czechismus zu behandeln.

Die Kirche, und der auf derselben gebaute österreichische Staat braucht nur eine feste Regierung, die für die Kirche eintritt, dann läßt sich noch für beide in Oesterreich Heil und Rettung hoffen. Wenn nicht — nicht! Mit dem Liberalismus läßt sich nicht regieren, das weiß Napoleon, obwohl der Kirche gegenüber ein Liberaler reinsten Wassers; darum regiert er despotisch. Wir wollen hiemit seinem Regime in keinerlei Weise eine Vertrauensadresse votiren; aber es ist Thatsache. Das weiß auch Bismark, und darum regiert er auch in jener Weise seine Parlamente, was freilich nicht jeder nachmachen kann. Das zeigt Italien, welches eigentlich einer verotteten Beamtenwirthschaft preisgegeben ist und seine Staatsbürger vor Angriffen auf Leben und Vermögen nicht zu schützen vermag. Aber es scheint nun einmal, als wollte Gott auch in Oesterreich faktisch zeigen, daß der Liberalismus nicht regierungsfähig sei. Siegt der Liberalismus in Cisleithanien, dann siegt er auch in Transleithanien, dann werden beide Ministerien, das ungarische mit Kossuth an der Spitze — das eine rechts, das andere links am Staatswagen zerren, bis er entzwei geht.

Wir können der österreichischen Regierung nur die Alliance mit Gott und seiner Kirche rathen, denn wenn Gott nicht hilft, so ist für Oesterreich in der allgemeinen Weltlage keine Hilfe mehr. Wir haben nur dann Hoffnung für Oesterreichs Bestand, wenn sein Herrscher seinem ruhmreichen Ahnen Ferdinand II. folgt und bei dem Grundsatz verharrt: „Und sollt ich mein Leben und Alles hingeben, es sei, ich will festhalten an Gottes heiliger Kirche.“ Oesterreich ist geworden durch den Katholicismus, und wird zerfallen wenn es von demselben in der Regierung abfällt.

Was wird die Regierung nun thun in Oesterreich? Die Entscheidung naht, lange kann sie nimmer hin und herschwanken. Wer kann es einem treuen Katholiken verargen, wenn er mit schwachem Vertrauen den Entscheid für die Kirche erwartet? Doch darum nicht verzagt! Die Bischöfe

Polizei-Kirc[illegible] zum endlichen Entschluß
von Oben [illegible] der übrige Klerus und die
Liberalis[illegible] durch Hirtenbriefe zur Erklärung
derartig [illegible] eine Richtschnur für ihre Kampfes-
Staat [illegible] werden muthig zu ihren Oberhirten
legt [illegible] Episkopat Transleithaniens wird bald zu-
[illegible] das Zweckmäßigste anzuordnen zum Wohl
[illegible] ungarischen Ländern; und während dieß
[illegible] gebracht wird, versammeln sich die deutschen Bi-
[illegible] in Fulda, um für die Kirche in Deutschland zu bera-
[illegible] sie von da zurückkehrend den ihnen unter-
stehenden Klerus um sich versammeln, und zu gemeinsamem
Kampfe die nöthigen Instruktionen geben. Das
walte Gott!

XLII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

VI. Die steigende Schwäche im Organismus des Staats.

Frankfurt 10. Juli 1867.

Ich bin sehr weitläufig geworden in Bezeichnung der Zustände der modernen Gesellschaft; und nun weiß ich erst nicht, ob ich mich kürzer werde fassen können, wenn ich von den staatlichen spreche.

Die Geschäfte der Regierung sind heutzutage gewaltig zusammengesetzt und verwickelt, aber die Grundlagen der modernen Regierungssysteme sind sehr einfach, lassen mit

wenig Worten sich feststellen. Sieh' Du in dem Staat eine göttliche Anstalt zur sittlichen Entwickelung der Völker, oder halte ihn für ein bloßes Rechtsinstitut — nach Deinem Gefallen, denn die eigentliche Staatsidee ist vollkommen gleichgültig, wo es sich nur um die bestehenden Zustände handelt. Die modern-liberale Lehre gesteht dem Staate lediglich die Bestimmung zu, daß er die Vereinigung einer gewissen Masse von Menschen auf einer gewissen Fläche des Erdbodens bilde, daß er die Unabhängigkeit dieser Vereinigung wahre und Person und Besitz aller einzelnen Mitglieder schütze und daß er durch seine Organe alle nothwendigen Geschäfte besorge. Nach dieser Lehre gibt es kein Recht innerhalb des Staates, welches nicht dieser verleiht; der Staatsgewalt sollen alle und jede Verhältnisse unterthan seyn — nur die Bewegungen des Handels, der Gewerbe soll er ganz allein denjenigen überlassen welche sie treiben; er selbst soll nur die Freiheit der Bewegungen schützen. Die Allmacht des Staates kann unter jeder Form bestehen und ausgeübt werden, aber viele Formen sind unmöglich geworden in der Zeit. Wenn die Bevölkerung der Staaten Millionen zählt, so ist ein rein demokratisches Regiment nicht möglich, und wenn es Völker und nicht Unterthanen gibt, so kann die absolute Monarchie nicht mehr bestehen, bald sogar nicht mehr in Rußland oder in der Türkei. In allen europäischen Staaten steht die Theilnahme der Völker an der Gesetzgebung und die Controle der Regierung und Verwaltung nicht mehr in Frage; aber die Völker üben diese Theilnahme und diese Aufsicht durch ihre Vertreter, und der Vertretung sind die Organe der vollziehenden Gewalt verantwortlich, wenn auch ein Gesetz der Minister-Verantwortlichkeit nicht besteht. Das ist nun eine Thatsache. Die Vertretung bildet sich auch nicht mehr nach geschichtlichen Ständen; diese haben theilweise sich selbst aufgegeben und darum ist die Zeit gar schlimm mit ihnen verfahren. Die Vertretung repräsentirt daher das Volk nicht mehr in seinen bestimmten Abtheilungen, jeder einzelne

Abgeordnete, wenn gleich nur von einem kleinen Theil der Bevölkerung gewählt, vertritt die ganze Masse derselben und ist daher in keiner Weise an irgend welche Vorschriften seiner Mandatgeber, d. h. seiner Wähler gebunden. Er wird betrachtet als Mandatar der Gesammtheit. — Wie wird nun in den modernen Staaten die Volksvertretung gebildet? Das, mein Freund, ist die Hauptfrage, von deren Lösung all unsere staatlichen Zustände bestimmt sind.

Wie in jeglicher Zeit so will auch heute der Reichthum nicht allein genießen, sondern er will herrschen und er will herrschen nicht nur in dem Gebiet der materiellen Thätigkeit und ihres Verkehres — in dem Gebiet welches ihm vollkommen überlassen ist — wie in der Gesellschaft so will er auch herrschen im Staate. Der Reichthum will nicht herrschen nur durch seinen naturgemäßen Einfluß, sondern er will über die Gewalt des Staates verfügen. Bemächtigt sich der bewegliche Reichthum der Volksvertretung, so ist er im constitutionellen Staate der Herr und er macht die Regierung.

Ist es einmal festgestellt, daß nicht gewisse Classen oder Stände durch sich selber ihre besondern Interessen und durch die Vereinigung dieser das Interesse der Gesammtheit vertreten, so ist unmittelbare allgemeine Wahl der Vertreter allein ein vernunftgemäßes System. Aber es läßt nicht die Herrschaft des Reichthumes aufkommen und deßwegen hat man was dieser will, auf Umwegen bewirkt. Man hat in Wahrheit die Massen des Volkes von den Wahlen ausgeschlossen. In manchen Staaten, so auch in Belgien hat man den sogenannten Census erfunden, und das war noch das beste, wenn dieser Census nicht, wie z. B. in England und früher in Frankreich, den weitaus größten Theil der Bevölkerung seiner Rechte beraubt. In andern modernen Staaten hat man die sogenannten indirekten Wahlen eingerichtet, d. h. man hat trügerischer Weise eine allgemeine Wahl festgestellt aber nur für die sehr kleine Anzahl von Männern welche unmittelbar die Vertreter ernennen. Man ist noch weiter

gegangen: man hat auch das mittelbare Wahlrecht an materielle Bedingungen gebunden, und am weitesten hat man es in Preußen mit dem sogenannten Classensystem getrieben, welches das Volk nach den Besitzenden eintheilt und diesen nach dem Maß ihres Besitzes die politischen Rechte zuschneidet. Fast überall hat man auch die Wahlfähigkeit an Bedingungen gebunden welche wieder dem Vermögen ganz bestimmte Vorrechte gewähren, und somit Jeglichen ausschließen welcher diese Bedingungen nicht zu erfüllen vermag. So hat man die Bildung der Vertretung, wenigstens in ihrer weit überwiegenden Mehrheit, lediglich in die Hände des Besitzes und der Besitzenden gelegt und, wenn nicht der Form, doch der That nach, vorherrschend des beweglichen Besitzes. Daß die mittelbaren Wahlen keine freien Wahlen sind, daß die bestehende Gewalt die Wahlcollegien, wie immer gebildet, ohne große Schwierigkeit zu leiten, d. h. zu beherrschen vermag: das hat die Erfahrung hinreichend erwiesen und nur die blinde Parteisucht vermag es zu läugnen. Hat doch selbst der Graf Bismark erklärt: die indirekten Wahlen seien Fälschung der Wahlen.

Folgerichtig hat der moderne Staat das Wesen und selbst die Formen des liberalen Regimentes auch in die Gemeinden gebracht. Das körperschaftliche Wesen hat man vertilgt, die Bevölkerung der großen Städte wie der kleinen Dörfer hat man in allgemeine Massen zusammen geworfen; aber in diesen durch die bekannten Kunstgriffe die kleine Anzahl derjenigen bestimmt und ausgeschieden, welchen man die Behandlung der Angelegenheiten zu eigen gegeben. Wenn irgendwo, so ist in der Gemeinde das demokratische Princip ausführbar und deßhalb gefordert; aber auch in den Gemeinden hat man die Vertretungen eingeführt und wenn diese der Form nach auch durch unmittelbare Wahlen gebildet werden, so hat das Classensystem, so haben mancherlei Einrichtungen dafür gesorgt, daß der Wille der Gesammtheit lahm gelegt werde.

Von der sogenannten Selbstregierung laß mich schweigen,

denn wo man eine solche eingerichtet, da hat der gesunde Sinn des Volkes den Schein und die Täuschung erkannt *).

Das sind allbekannte Dinge; laß uns einen Blick werfen auf die nothwendigen Folgen! Statt der ehemaligen Stände haben wir Classen; die oberste herrscht, die unteren werden beherrscht oder sie dienen; im besten Fall ist ihnen nur ein beschränkter, in Wahrheit aber nur ein scheinbarer Antheil gewährt an den Angelegenheiten der Nation. Will man die herrschende Classe, will man die Bourgeoisie auch nicht als eine geschlossene Kaste betrachten, so ist sie doch eine gesammelte Partei.

Die Herrschaft dieser Partei kann sich nur feststellen, wenn nicht eine andere Eintheilung des Volkes ihr entgegensteht, und deßhalb muß sie Alles hassen was noch an die geschichtlichen Stände erinnert. Der Haß gegen den Adel, gegen die Kirche und gegen den Klerus und heimlich auch gegen die Armee ist demnach nicht nur der gesellschaftlichen Eitelkeit entsprungen sondern auch der Politik der Partei. Du sagst: fast in aller Herren Ländern sei der Adel noch immer eine bevorrechtete Classe, besitze sogar seine besondere Vertretung. Das ist theilweis wohl wahr, aber Du kannst nicht läugnen, daß er, besonders auch in Deutschland, seine Bedeutung als Körperschaft selbst aufgegeben oder doch deren Zerstörung sehr leicht und sich zum Hof- und Dienst-Adel gemacht hat, welcher sich mit dem fahlen Glanz einiger Ehrenrechte begnügt. Hätte der deutsche Adel wie der englische gethan, so hätte er seine körperschaftliche Stellung behauptet und in dieser wäre er der Vertheidiger der wahren Volksrechte geworden. Immer mehr schließen die Adeligen sich an die Bourgeoisie; sie treten ein in ihre Interessen, sie

---

*) Z. B. das Verwaltungsgesetz in Baden, wo die Kreis-Versammlungen und die Kreis-Ausschüsse die Macht der Bureaukratie durchaus nicht vermindern.

werden Geschäftsmänner, sie geben ihrem Besitz den Charakter des beweglichen Vermögens. Der Kastengeist ist geblieben, aber der aristokratische Sinn hat sie verlassen. Wohl kann der moderne Staat nicht die Bedeutung des großen Grundbesitzes übersehen, an welchen ein historischer Name sich knüpft; er mußte diesem seine besondere Vertretung zugestehen, aber er hat diese Vertretung von vorneherein zur Unmacht verurtheilt, er hat Glieder des „höheren Bürgerthumes“ und er hat abhängige Staatsdiener in die Herrenhäuser gesetzt. Noch wäre nicht Alles verloren, noch könnte der Adel eine schöne Sendung erfüllen, wenn er, mit richtiger Beurtheilung der Zeit und ihrer Nothwendigkeiten, ernst und fest in das öffentliche Leben träte. Durch Benützung der modernen Vereinsgesetze könnte der Adel wieder eine Macht werden. — Wird der gute ritterschaftliche Geist je wieder erwachen?

Die protestantischen Kirchen trifft die Ungunst der Partei nur insofern, als sie Anstalten des positiven Christenthumes sind. Aber mehr oder minder von der Staatsgewalt abhängig, sind sie deren Allmacht nicht hinderlich, wohl aber unter gewissen Umständen sehr nützlich, als natürliche Gegner der verhaßten katholischen Kirche. Diese verkörpert das positive Christenthum, sie schützt und hält den Glauben durch die Thatsache ihres Bestandes; aber mehr noch als gegen diese ihre Bestimmung, ist der grimmige Haß gegen ihren Organismus, gegen ihre Einheit und gegen die geistige Macht gerichtet, welche sich nun einmal nicht abläugnen läßt. Die katholische Kirche, die größte Körperschaft welche noch je in der Geschichte erschien, behauptet ein ureigenes, von keiner zeitlichen Macht verliehenes Recht und mit diesem eine Selbstständigkeit welche noch keine Macht zu brechen vermochte. Diese Selbstständigkeit der Kirche findet die moderne Staats-Omnipotenz in dem Verkehr der einzelnen Menschen, in dem Leben der Gemeinden, in den Verhältnissen des Staates und in den Beziehungen der Völker. Die Partei kennt wohl die Bedeutung dieser Stellung; sie weiß auch sehr gut, daß die

geistige Knechtschaft, die Verdummung, die Pfaffenherrschaft u. s. w. nur Schlagwörter sind mit welchen sie beschränkte Menschen berückt; aber sie kennt den Widerstand welcher ohne Unterlaß ihrer Herrschergewalt entgegensteht. Wenn man in der katholischen Kirche auch nur eine große sociale Anstalt sehen will, so muß man erkennen, daß unter den heutigen Umständen mehr als je diese Anstalt ein Beschützer der Freiheit ist und darum eine Hoffnung für die Besserung der gesellschaftlichen Zustände.

Der Macht und dem Einfluß schließen immer und überall die Menschen sich an. Unter denjenigen welche dem System der Bourgeoisie sich anschließen, sind ohne Zweifel sehr Viele welche, bewußte Glieder der Partei, mit ihr die Grundsätze und die Lehren des modernen Liberalismns durchführen wollen. Eine größere Zahl ist beigezogen ohne eigentliche Ueberzeugung, nur durch die Schlagwörter verblendet und Andere suchen eben nur ihren Vortheil. Hinter allen diesen nun steht eine willenlose Heerde welche schreit und geht nach Befehl, und jubelt wenn sie irgend einen hingeworfenen Brocken erhascht, und welche vor allen Dingen das Mißlieben der „Herren" fürchtet als ein sehr großes Unglück.

In dem heutigen constitutionellen Staate können die Räthe des Regenten allerdings nur aus der Mehrheit der Vertretung hervorgehen und die Minister selbst sind, um ihrer Organe sicher zu werden, genöthiget diese aus Leuten zu wählen welche ihrem System anhängen. In manchen Staaten schützen allerdings bestimmte Gesetze den Beamten gegen die äußerste Willkür, die Staatsgewalt kann den mißliebigen nicht geradezu wegwerfen; aber immer kann sie auf hundert Arten ihn kränken, maßregeln und mißhandeln, ihn jeder Wirksamkeit, eines beträchtlichen Theiles seines spärlichen Einkommens und der Zukunft in seiner Laufbahn berauben. Der Staatsdiener sieht daher auf der einen Seite Beförderung und Zulage, auf der andern Zurücksetzung und Nach-

theil; er ist aber meistens nicht vermöglich und hat, um seine Familie zu ernähren, kein anderes Mittel als eben den Staatsdienst. Die ganze Staatsdienerschaft soll das willenlose Werkzeug der Partei werden und alle Verhältnisse besonders in kleineren Staaten sind dazu angethan, um moralisch einen Berufsstand herabzudrücken der in allen anderen Dingen sonst so ehrenhaft ist.

Der Staatsdiener, wenn er nicht in den höchsten Stellen steht, verwaltet allerdings nur ein bestimmtes Amt welches ihm die Behandlung irgend eines Geschäftes zur Aufgabe stellt. Wie scharf begrenzt eine solche Aufgabe auch seyn mag, so gibt es doch keine deren Lösung ganz unabhängig wäre von dem System und der Richtung des politischen Regimentes. Mehr oder weniger ist jeder Staatsdiener mit seinem ganzen, wenn auch scheinbar sehr speciellen Geschäft in dieses System und diese Richtung eingeschoben und er bedarf eines ungewöhnlich klaren Verstandes um einzusehen, daß er, eingeschlossen in einen engen Beruf und mit Tausenden fortgetrieben in der allgemeinen Strömung, nicht für Grundsätze die ihm heilig sind, arbeite, sondern daß er den Zwecken einer Partei diene — und hat er es eingesehen, so muß er eine vortreffliche Natur seyn, soll er noch eine bessere Ueberzeugung bewahren. Die Gewohnheit nämlich macht viele sonst ganz gute Männer gleichgültig und stumpf, so daß sie pflichtgemäß ihren speciellen Dienst thun, ohne sich um den Charakter der Verwaltung zu bekümmern, oft ohne nur daran zu denken wer eigentlich der Minister sei und in welcher Richtung er sein Regiment führe. Ich habe jedoch, besonders in den höhern Stellen Männer gekannt die, nicht Lügner und nicht Heuchler, nicht verblendet und nicht stumpf, klar und bestimmt den allgemeinen Zustand und ihre eigene Lage erkannten, aber durch Verhältnisse an ein System gekettet waren welches sie im Herzen verdammten. Ich habe aber keinen solchen ehrenwerthen Mann gekannt, welcher in dieser Lage sich glücklich gefühlt hätte. Es ist kein geringes

Lob für die deutsche Staatsdienerschaft, daß sie unter den herrschenden Verhältnissen noch ist — wie sie ist.

In Frankreich sind die Verwaltungsbeamten bis zu den höchsten Stellen hinauf ganz und gar der Willkür der Minister überlassen; dagegen aber steht die Magistratur fast wie ein unabhängiger Körper. Kann die Regierung dort dem einzelnen Richter auch Gunst oder Ungunst erweisen, so kann sie doch nicht nach ihrem Belieben über dessen Beruf und Stellung verfügen. In manchen deutschen Staaten haben die richterlichen Beamten nun auch eine unabhängigere Stellung gewonnen und die Gerichte, ihrer Pflicht bewußt, können gegen die überfluthende Willkür der Verwaltung ein fester Damm werden, sobald das Bewußtseyn ihrer Unabhängigkeit den rechten Geist der Magistratur erweckt.

Mit den Gemeindeämtern geht es nicht besser, denn die Gemeinde-Vorstände werden nicht etwa von allgemeinen Bürger-Versammlungen sondern meistens von Vertretungen gewählt und die unteren Beamten werden einfach von den Vorständen ernannt. In natürlicher Folge wird, besonders in den Städten und in den Städtchen, der tauglichste Mann nicht mit einem Gemeinde-Amt betraut, wenn er nicht bedingungslos der Partei sich anschließt oder doch als sehr harmlos bekannt ist, und so werden denn auch die Gemeinde-Beamten die Organe oder die gehorsamen Diener der „liberalen“ Bourgeoisie.

Mein Gott, wie hab' ich wieder so viel geschrieben! Ich muß abbrechen.

Wie immer

Dein N. N.

XLIII.

Zeitläufe.

Der Imperator in tausend Aengsten.

Es kommt Vieles zusammen in dem Einen Moment zur Charakterisirung der täglich unerhörter sich gestaltenden Weltlage. Man hat kaum mehr Hände genug, um alle die bezeichnenden Symptome zusammenzufassen die man gerne zur Besprechung bringen möchte. Die Betrachtung im Einzelnen ist kaum mehr möglich; denn alle zweifelhaften Probleme und Existenzen Europa's haben sich in einen einzigen verwirrten Knäuel zusammengewickelt. Um aber mit Einem Satze die Signatur der Zeit auszudrücken, müßte man mit Engelzungen begabt seyn.

Wer vor fünfzehn Jahren alles Das hätte prophezeien wollen, was wir jetzt vor Augen sehen, noch dazu vor Augen sehen ohne darüber in besondere Agitation zu gerathen: der wäre ohne Zweifel wegen Beleidigung mindestens eines halben Dutzends alt- und neubegründeter Majestäten gerichtlich belangt, oder noch wahrscheinlicher gemäß medizinalräthlichen Spruchs zum Narrenhaus verurtheilt worden.

Alles Unmögliche ist möglich, ja wirklich geworden. Die Partei der europäischen Revolution hat kaum je einen Herzenswunsch geäußert der sich nicht — bis auf die Zeit vor ein paar Wochen und bis auf die eigenthümliche Wendung die wir im Nachfolgenden signalisiren wollen — auf dem Wege der glücklichsten Erfüllung befunden hätte. Darum

haben auch die Hauptleute von der rothen Fahne sich vor Kurzem zur europäischen Gratulationscour in der Stadt Calvins zusammengefunden. Nachdem die Majestäten von Gottes Gnaden sich eine um die andere, theils körperlich, theils moralisch, gegenseitig abgethan hatten: wollten die Herren in Genf den „Frieden" proklamiren, weil der „Krieg" zu ihren Zwecken nun nicht mehr nöthig sei. Sie haben freilich nur thatsächlich erwiesen, daß der Krieg Aller gegen Alle ihr eigenes Princip sei. Aber nichtsdestoweniger haben sie mit Maulwurfsinstinkt den richtigen Moment getroffen um zu constatiren, daß und wie ihnen alle Wege geebnet seien von den Throninhabern selber. Und nun will, nun soll der Imperator hierin plötzlich Einhalt thun.

Gruppiren wir nur die wichtigsten Ereignisse welche in den letzten Tagen zusammengetroffen sind, um den Knäuel der europäischen Verwirrung zu verstärken!

In dem Augenblicke wo die deutschen Südstaaten, Bayern an der Spitze, im Begriffe sind durch den Mund der Kammern und der Souveraine vor aller Welt auszusprechen, daß sie nicht mehr im Stande seien ihrer Aufsaugung durch Preußen auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen: in demselben Augenblicke geht der Kaiser von Oesterreich nach Paris um seinen Gegenbesuch zu machen; und er wird erfahren was dort die österreichische Allianz unter Umständen noch werth sei.

In demselben Augenblicke wo die Gewalthaber in Karlsruhe erklären, daß Süddeutschland trotz Nikolsburg und Prag das Recht und die Pflicht habe in dem norddeutschen Bunde aufzugehen, ohne irgend Jemand zu fragen als sich selber und den Berliner Reichstag: in demselben Augenblicke begrüßt der preußische König den nach Paris durchreisenden Kaiser von Oesterreich auf badischem Boden. Zu was der unerbetene Besuch? Vielleicht um dem kaiserlichen Bruder zu gratuliren zu der Antwort auf die Adresse der cisleithanischen Bischöfe, wodurch das Haus Habsburg auf den Rechtsschutz der katholischen Kirche in seinem Reiche feierlich verzichtet und die Sache der Kirche dem wüthenden Radikalismus der

Gosse und des darauf gebauten Abgeordnetenhauses preisgibt? Für Preußen kann es freilich nur willkommen seyn, wenn in Oesterreich das einzige und letzte Band durchschnitten wird, welches die verschiedenen Nationalitäten zur Noth noch verknüpft hat: die Gemeinsamkeit des katholischen Interesses.

Auch in Paris freut sich der Liberalismus und der Radikalismus maßlos über die That vom 15. Oktober, wodurch sich der Kaiser von Oesterreich so ausnehmend populär gemacht habe. Ob auch der Imperator die Freude theilt: das ist freilich eine andere Frage. Er mit seinem politischen Scharfsinne kann doch schwerlich verkennen, daß seit dem 15. Oktober der letzte Damm gegen die innere Revolution zu Wien abgebrochen ist; und ob auch der herrschende Radikalismus sich noch eine Weile damit begnügen wird über den servilen Rücken der Minister Baron Beust und Graf Andrassy der alten Monarchie auf's Dach zu steigen: eine Rettung aus dem finanziellen Verderben läßt sich von der anarchischen Partei und ihrer vordringenden Herrschaft doch ebensowenig hoffen, als eine Erhöhung der Fähigkeit Oesterreichs zu einer seinerzeitigen kriegerischen Aktion. Wenn man aber in Paris Oesterreich nicht dazu brauchen kann, dann braucht man es zu nichts.

Ohne Zweifel muß es dem Haupt des Hauses Bonaparte schmeicheln, den Beherrscher Oesterreichs unmittelbar nach der Abdankung der alten Monarchie als katholische Macht bei sich zu empfangen, und zwar in dem Moment zu empfangen, wo er, der Imperator, selber im Begriffe steht der Revolution gegen den Rest des Patrimoniums Petri sein donnerndes Quosego zuzurufen. Unter solchen Umständen müssen sich doch wohl die Katholiken aller Welt um so leichter überzeugen, daß sie — eingekeilt zwischen zwei Mächten welche sich officiell „protestantisch" nennen, zwischen einer Macht welche den amtlichen Titel „orthodox" führt, zwischen einer Macht welche sich offen auf den Atheismus gestellt hat, und zwischen dem jüngst erklärten österreichischen Neutrum — nur mehr Eine Macht für sich haben, welche sich des katholischen Namens wenigstens nicht schämt. Das ist immer-

hin ein Gewinn aus dem sich Zukunfts-Capital machen läßt, und man hat in Paris stets besser mit moralischen Faktoren zu rechnen gewußt als die liberalen Advokaten und Juden in Wien, zu deren Livreebedienten der neue Reichskanzler sich vermiethet hat.

Dennoch glaube ich nicht, daß durch die Wiener That vom 15. Oktober und deren populäre Auslegung die Allianz Oesterreichs für irgend Jemand wünschenswerther geworden seyn dürfte, geschweige denn für Frankreich in dem gegenwärtigen Moment. Das nämlich ist der Gipfelpunkt der unglaublichen Situation des Tages: daß in dem Augenblicke wo der Habsburgische Kaiserbesuch, noch umduftet von dem Jubelruf und den Weihrauchwolken des Wiener Radikalismus, die französische Grenze überschreitet — daß in diesem Augenblicke der Imperator selber in der Lage ist eine neue Fahne aufzustecken — Er die Fahne des Conservatismus und der Gültigkeit der Verträge!

Als der Mann vor fünfzehn Jahren seine Laufbahn begann, da hatte er noch drei conservative Großmächte vor sich und eine Reihe kleinerer conservativen Staaten hinter sich. Diese conservativen Reichs- und Staatskörper sind jetzt alle ruinirt, die Einen von außen hinein, die anderen von innen heraus; und Er der diesen Ruin des gesammten conservativen Continents verschuldet hat — Er muß jetzt die Fahne aufstecken die er mit allen Mitteln der brutalen Gewalt, der Lüge und des Trugs fünfzehn Jahre lang bekämpft hat. Er muß in Italien im Namen des conservativen Princips und des Vertragsrechts Ordnung gebieten, er muß die Troßbuben-Regierung in Florenz zwingen gegen die Verschwörung des rothen Hemds den Vertrag vom 15. Sept. 1864 aufrechtzuerhalten und also den heiligen Stuhl und den Rest des Kirchenstaats gegen den revolutionären Einbruch zu vertheidigen, oder er muß die Arbeit selber übernehmen — und er muß alles Dieß thun aus den dringendsten Gründen seiner Selbsterhaltung und um nicht den letzten Rest seiner Machtbasis zu verlieren auf dem Gebiet der innern und der äußern Politik.

„Es darf kein einziger Fehler mehr gemacht werden“: hat Herr Thiers in seiner bekannten Rede gesagt. Der schwerste Fehler aber wäre die Preisgebung Roms gewesen, sei es an Perfidien der monarchischen Revolution oder an die wuthschnaubende Gewaltsucht der kosmopolitischen Sekten. Wir waren immer der Meinung, daß der Imperator Rom unter keinen Umständen opfern dürfe, und daß es gute Wege habe mit dem völligen Triumph der italienischen Revolution über den heiligen Stuhl; wir stützten uns dabei auf die Thatsache, daß die stärkste Garnison der heiligen Stadt die Franzosen in Frankreich seien, und daß hunderttausende von guten Katholiken sich unter den Wählern des Mannes vom 2. Dezember befänden.

Ein zweiter Grund kommt darin hinzu, daß der Mann den man für das politische Glückskind des Jahrhunderts gehalten hat, von dem Tage an wo er den schmachvollen Verrath von Castelfidardo gewagt, Niederlage über Niederlage erlitten hat. Ueberall sind ihm die Folgen seiner eigenen Thaten in's Gesicht gesprungen, ein schmählicher Rückzug folgte dem andern, und nicht der am wenigsten demüthigende war die Räumung von Rom und Civitavecchia in Folge des Vertrags vom 15. September 1864. Nur mit der tausendfachen Versicherung, daß der Vertrag unverbrüchlich heilig gehalten werden müsse, ließ die Schande sich nothdürftig decken. Sollte nun der Imperator auch noch aus dieser Position sich verdrängen lassen, sich verdrängen lassen durch die verächtlichsten aller Gegner — sei es das Gesindel welches von Garibaldi, oder das Gesindel welches von der Regierung in Florenz, oder das Gesindel welches von beiden im offenen und geheimen Einverständniß als „italienische Nation“ bezeichnet wird — es würde ein lauter Schrei der Entrüstung von einem Ende Frankreichs bis zum andern erschallen, der Thäter würde in einem Meer von Verachtung und Lächerlichkeit untergehen.

Das frechste der leitenden Judenblätter in Wien, auf deren Ruf der neue Reichskanzler aus Sachsen apportirend in's Wasser geht, schüttet selbstverständlich auch die vollsten Schalen des Hasses gegen die Regierung des heiligen Stuhles

aus. Aber im rückschauenden Ueberblick auf die napoleonische Politik in der sogenannten römischen Frage, sieht doch auch dieses Blatt sich zu dem Geständniß gezwungen: so sehr man im Interesse der Menschheit den Untergang der weltlichen Herrschaft herbeisehnen müsse, so müsse man doch bedauern, daß es durch ein solches Uebermaß von Heuchelei, Lüge und Niedertracht geschehen solle.

Uebrigens hat ein unverdientes Geschick es dem Imperator sehr erleichtert sich aus der Schlinge zu ziehen, die ihm von der revolutionären Diplomatie über den Kopf geworfen worden war. Der Rest der päpstlichen Herrschaft ist nämlich keineswegs zusammengestürzt vor dem ersten Hauch aus dem Lästermaule Garibaldi's, wie der Liberalismus sich und Andern so gerne glauben gemacht hat. Die Schande des verrätherischen Regiments von Florenz ist ebenso offenbar geworden wie die ekelhaften Prahlereien des Garibaldismus. Ueberall unter dem königlichen Scepter konnten sich die Freischaarenbanden bilden und durch den zum Schein aufgestellten Cordon der königlichen Truppen ungehindert in den Kirchenstaat einfallen. Sie erhielten jeden möglichen Vorschub von denen, welche zu ihrer gewaltsamen Verhinderung vertragsmäßig verpflichtet waren. Aber kein innerer Aufstand in den Provinzen des Papstes reichte den eingefallenen Banden die Hand. Die päpstlichen Truppen schlugen sich treu und brav; sie zeigten sich den fremden Banden vollständig gewachsen; und sie fanden überall Beistand in der Stimmung des eingebornen Volkes, das an mehr als Einem Orte sogar selbst zu den Waffen griff gegen die anrückenden Freischaaren.

Es war für den Imperator ein sehr glücklicher Umstand und es war zugleich eine schwere Niederlage für den Liberalismus, daß von der in den Organen des letztern mit aller Bestimmtheit angekündigten Revolution in Rom oder in den übriggebliebenen Provinzen nicht die Spur sich zeigte. Bekanntlich ist es die hinterhaltige Lücke des September-Vertrags, daß darin keine Bestimmung darüber getroffen ist,

was dann zu geschehen habe, wenn in Rom selbst ein Aufstand entbrenne und den Papst in Gefangenschaft bringen oder zur Flucht zwingen sollte. Der Mann in den Tuilerien müßte sich sehr in Verlegenheit befunden haben, wenn der Fall wirklich eingetreten wäre. Da der Fall nicht eintrat, so war es ihm leicht die Behauptung und das Vorgeben der florentinischen Minister, daß die Besetzung des Kirchenstaats eine Nothwendigkeit geworden sei, um die innere Ruhe herzustellen und den Papst vor der Revolution zu schützen — einfach in das Gebiet der Lächerlichkeit zu verweisen. In Gefahr kam der heilige Vater von innen gar nicht, und von außen erst dann als Viktor Emanuel selbst des Schutzes gegen die republikanische Bewegung bedürftig wurde, als der neue Minister Cialdini den Kampf der Regierung gegen Garibaldi und Mazzini für eine Unmöglichkeit erklärte, und in Florenz überhaupt nichts mehr existirte was des Namens einer Regierung werth gewesen wäre.

Ich bin aber fest überzeugt: wenn auch wirklich in Rom eine siegreiche Revolution, eine spontane und von den Eingebornen getragene Schilderhebung stattgefunden hätte, so würde der Imperator dennoch nicht umhin gekonnt haben seine Flotte nach Civitavecchia zu schicken, die augenblickliche Invasion des Kirchenstaats anzuordnen und Rom mit einer französischen Truppenmacht zu besetzen, stark genug um den „Italienern" die Stange zu halten und die Corps des armseligen Viktor Emanuel wieder dahin zurückzuwerfen, woher sie gekommen waren. Sicher wäre eine solche Invasion dem Erfinder der Nichtintervention und des allgemeinen Stimmrechts schwer gefallen. Aber er hätte doch interveniren müssen, aus dem einfachen Grunde weil der römische Schutz seit vorigem Jahre für Frankreich noch eine ganz andere Wichtigkeit gewonnen hat, und weil sich seit dem 15. Sept. 1864 ein mächtiger Schützer wider Willen für Rom aufgethan hat. Dieser Schützer wider Willen sitzt in — Berlin.

Wahrlich, die Complikationen sind wunderbarer gekommen als im Herbste 1864 irgend Jemandem im Traume hätte

einfallen können (mira videntur fata venire). Man kann sagen: indem der Imperator seine eigene italienische Schöpfung an der Krönung hindert und ihr den Weg zum Capitol verschließt, schlägt er den einzig möglichen Weg ein um die Vollendung des preußischen Werks in Deutschland zu hindern und den Hohenzoller'schen „Kaiser der Deutschen" zu hintertreiben. Nur mit Hülfe Roms — in dem eben dargelegten Sinne verstanden — kann Frankreich die erste Macht des Continents bleiben, ohne Rom muß es unbedingt in den zweiten Rang zurücktreten hinter Preußen. Mit Einem Worte: der Imperator führt den Kampf gegen die Bismarkische Politik in Deutschland, indem er auf italienischem Boden jetzt die Fahne des conservativen Princips und des Vertragsrechts erhebt gegen die monarchische sowohl als gegen die kosmopolitische Revolution.

Als der ehemalige Carbonaro auf Frankreichs Thron vor acht Jahren in den sogenannten „Befreiungskrieg" für Italien ging, da sagten ihm alle unbefangenen Kenner der politischen Entwicklungen voraus, daß er sich an der italienischen Creatur selber eine Ruthe binden und daß die neue Macht bei nächster Gelegenheit ihre Dankbarkeit durch offenes oder geheimes Zusammenspiel mit den Feinden Frankreichs beweisen werde. Man dachte dabei allgemein an England. Denn England galt damals noch als der geborne Rivale und der „natürliche Feind" Frankreichs, so daß man den Imperator sogar im Verdacht hatte, als wenn er eine französische Invasion auf der Kreideinsel als den Schlußstein seiner politischen Pläne in Petto behalte. Der Imperator mag jene Warnungen und Befürchtungen leicht in den Wind geschlagen haben, weil er England damals schon besser kannte als es bei andern Leuten der Fall war. Und hierin hat er Recht behalten. Von der Aktivität Altenglands ist nur mehr der fette Dünger vorhanden; eine Staatspolitik im Unterschied von der banalsten Handelspolitik gibt es in London gar nicht mehr. Für Italien hegt man zwar in der „Metropole des Protestantismus" natürlich die wärmsten und

frömmsten Wünsche, braucht wohl auch gelegentlich das Maul in Paris; eine That aber hat man für Niemand mehr bereit, für Italien nicht einmal Pfundnoten in ausreichendem Maße.

Aber — und daran hat der Imperator augenscheinlich nicht gedacht — die andere „protestantische Macht", die auf dem Continent, hat seit dem Jahre 1866 das Interesse an der italienischen Schöpfung des Napoleonismus geerbt, welches sonst England an Italien hätte haben können. Wenn also jetzt die italienische Creatur den üblichen Dank gegen ihren Schöpfer beweisen will, so muß sie es thun als der natürliche Alliirte Preußens gegen Frankreich. Daraus ergibt sich mit Naturnothwendigkeit, daß Preußen jetzt an der Krönung der italienischen Revolution dasselbe innige Interesse haben muß, wie sonst England es gehabt oder unter andern Umständen es gehabt hätte. Es kann nicht anders seyn, mag man auch in Berlin sich und Anderen die Wahrheit verhehlen wollen. Sonderbarer Weise deutet eben jetzt der König von Preußen selber darauf hin. Denn in der Thronrede, womit er am 26. Oktober den norddeutschen Reichstag schloß, spricht er von dem Schifffahrtsvertrag mit Italien unverholen die Hoffnung aus: derselbe „werde die Beziehungen zu einem Lande befestigen, mit welchem uns große gemeinsame Interessen verbinden."

Ich sage: Preußen ist die Macht welche jetzt das dringendste Interesse hat nicht nur an der Erhaltung des Viktor Emanuel'schen Raubstaats in seinem gegenwärtigen Zustand, sondern auch an der Niederwerfung der päpstlichen Herrschaft und an der Krönung der italienischen Revolution auf dem Capitol. Denn es liegt auf platter Hand: wenn diese Revolution nicht fortschreiten kann bis zu ihrer Vollendung, so wird sie zurückgehen und ihr Schwindelwerk endlich völlig zerfallen. Dadurch verlöre aber Preußen seinen natürlichen Bundesgenossen wieder, dessen ephemerer Existenz es die Erfolge von Sadowa zu danken hatte. Darum haben wir jüngst gesagt: es bestehe wohl oder übel die engste Soli-

darität zwischen der Politik des Grafen Bismark und dem Garibaldismus in Italien.

Die Zeitungen haben auch seit dem ersten Augenblicke der neuesten römischen Krisis sofort hin- und hergerathen, wie wohl die preußischen Vertreter in Paris und Florenz sich zur Sache gestellt haben mögen. Die Nachrichten liefen verwirrt durcheinander, und eine Klärung ist wohl auch von der nächsten Zeit noch nicht zu erwarten. Allem Anscheine nach hatte Graf Bismark Grund zu bedauern, daß die Flinte Garibaldi's zu früh losgegangen, und daß er so auch das Ministerium Ratazzi, mit oder ohne geheimes Einverständniß, in's Verderben mit hineingerissen habe. Auf die Frage: warum denn die rothe Partei gerade den Monat September d. Js. für geeignet gehalten habe um gegen Rom loszubrechen? — liegt die Antwort ohne Zweifel in der damaligen Spannung zwischen Berlin und Paris. Aber die Helden verrechneten sich auf Caprera nicht weniger als in Florenz. Der Imperator biß sich in die Lippen und steckte das preußische Cirkular vom 7. September vorderhand ruhig in die Tasche. Da auch die gehoffte Bewegung in Rom ausblieb, so kam die diplomatische Situation vorerst gar nicht zur Reife. Ich glaube daher allerdings, daß Preußen bisher eine kluge Zurückhaltung beobachtet und also keine Compromittirung, kein vorzeitiges Aufdecken der Karten zu beklagen hat.

Sollte aber die römisch-italienische Frage wieder ernstlich und definitiv auf die Tagesordnung zu stehen kommen, wie es nach den Dimensionen welche die Sache unerwartet und plötzlich angenommen hat, allerdings scheint — so wird man bald gewahren auf welcher Seite die preußische Diplomatie steht und stehen muß, so unerwünscht es derselben auch seyn mag sich sobald schon demaskiren zu müssen.

Augenblicklich fragt es sich nur, ob und wie die Italia una den Stoß überstehen wird, den sie sich an den scharfen Kanten der napoleonischen Nothwendigkeiten zugezogen hat. Es kann daher auch nicht fehlen, daß man in Berlin mit peinlicher Spannung auf die weitere Entwicklung der italieni-

schen Dinge hinschaut. Schon die Thatsache an sich, daß der Imperator zum zweiten Male seit Aspromonte, und gerade in diesem Augenblicke, einer so correkten Evolution der „modernen Ideen", wie die Bewegung nach Rom gewesen, sich mit Intervention und Kriegsdrohung entgegenstellt, kann nicht ohne Rückschlag auf Deutschland bleiben. Er bekämpft den preußischen Einfluß in Deutschland, indem er den italienischen Zügel straff zur Hand nimmt. Wollte der französische Herrscher den Dingen in Italien ihren Lauf lassen, warum nicht den Dingen in Deutschland? Will er der revolutionären oder „national-liberalen" Partei in Deutschland einen Damm setzen, so muß er vor Allem den revolutionären Parteien in Italien den Kappzaum anlegen. Die Niederlage der letztern ist ein Memento mori der ersteren. Werden jene Rom nicht haben, so werden diese in Stuttgart und München kleinlaut werden. Muß man in Florenz auf das Capitol verzichten, so werden für Berlin die süddeutschen Trauben höher hängen — und umgekehrt.

Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß der Imperator fortfahre mit strengem Ernst die Italia una zu überwachen. Daß dieß nicht abgehen wird ohne liberale Flunkereien, wie denn der Mann gemäß der Natur seines Herrscherprincips stets warm und kalt aus Einem Munde bläst — das thut im Wesentlichen nichts zur Sache. Wenn er nur im Hauptsatz festhält, daß die italienischen Parteien ihre nach Rom ausgestreckte Hand zurückziehen müssen: so hat er der preußischen Politik dießseits und jenseits der Alpen den Rang abgelaufen und ein Paroli gebogen. Das fühlt sich auch im französischen Volke ganz instinktiv. Nicht wegen des Triumphs über das elende Italienerthum hat schon der eventuelle Interventionsbeschluß des Imperators erfrischend auf das nationale Ehrgefühl der Franzosen gewirkt; sondern wegen des schweren Gewichts welches der Beschluß in die Wagschale wirft gegen die preußischen Unifikations-Pläne in Deutschland. In diesem Sinne mag ein berühmter Staatsmann der Opposition ausgerufen haben: „das Kaiserthum ist gerettet"; und aus

diesem Grunde mag man sich auch in Berlin dringend veranlaßt gesehen haben von jeder vorzeitigen Intercession für Italien abzustehen.

Ob aber bei dem Experiment einer italienischen Reaktions-Politik nicht das Werkzeug in der Hand des Imperators vollends zerbrechen wird: das ist eine Frage die dem unglücklichen Experimentirer manche schlaflose Nacht bereiten mag. Es ist glaublich berichtet worden, daß Viktor Emanuel einen eigenhändigen Brief nach Paris geschrieben habe, worin er seine höchst gefahrvolle Lage darstelle. Er sei nicht im Stande, so gerne er möchte, dem Andrang der revolutionären Partei zu widerstehen; es sei der unbezähmbare Wille der Nation nach Rom zu kommen, und wenn er daran verhindert werde die königliche Fahne auf dem Capitol aufzupflanzen, so sei seine Dynastie verloren. Man darf glauben, daß diese Worte mehr waren als ein diplomatischer Kniff, ebenso wie die verzweifelte Erklärung des kaum ernannten Kabinets Cialdini. Die neuerliche Entweichung Garibaldi's, die fortgesetzten Einfälle der Rothen und ein nachträglicher Putschversuch in Rom selber bezeugen genugsam, wie tief die öffentliche Autorität der Italia una in Verachtung gesunken ist, und daß mit jedem Tage mehr auf der Halbinsel Alles aus Rand und Band geht. Besteht ja eigentlich kaum ein Zweifel, daß Ratazzi selbst aus purer Desperation — und sogar auf die Gefahr hin das Geschäft mit den gestohlenen Kirchengütern zu ruiniren — sich auf die Unternehmung Garibaldi's eingelassen hat.

Mit Einem Worte: der Imperator hat — wenn er seine eigene Dynastie retten will — nicht nur den Papst gegen die anarchische Revolutionspartei zu vertheidigen, sondern auch die monarchische Revolution des Hauses Savoyen gegen die republikanische Bewegung. Gelingt letzteres ihm nicht, so erhebt sich die Frage, was denn nun aus Italien werden soll? Und hierin liegt noch das weniger schwierige Problem. Viel schwieriger ist die Frage: wer dann die riesenhafte Staatsschuld der Italia una bezahlen soll, an der das französische Volk mit so enormen Summen betheiligt ist?

Man darf begierig seyn, wie der Imperator das Alles machen wird. Einstweilen steht Rom wieder im Mittelpunkt der europäischen Verwicklung, und die Geschichte predigt von der Engelsburg herab die alte Wahrheit, daß die Revolution wie weiland Vater Saturn die eigenen Kinder frißt. Ob wohl Graf Bismark von dieser Regel ausgenommen bleiben wird?

Eine große Entscheidung wird davon abhängen, ob der Imperator nicht zu spät die Fahne des erhaltenden Princips und der Heilighaltung der Verträge aufgesteckt, respektive mit Preußen die Rollen getauscht hat? Vorerst aber böte die italienische Reaktion jedenfalls noch eine letzte Frist und Gelegenheit, um diejenigen deutschen Staaten welche von Preußen noch nicht verschlungen sind, aus eigenen Mitteln und Kräften zu stärken gegen den Unitarismus der Bismarkischen Politik. Jetzt oder nie muß es sich zeigen, ob und welche Selbstständigkeits=Elemente wir noch unter uns haben!

XLIV.

Aus meinem Tagebuch.

Abschweifende Briefe an einen Freimaurer über den deutschen Musterstaat.

Im Christmonat 1864.

II.

Nun da habe ich was Schönes angerichtet mit meinem vorigen Brief! Die Wahrheit duldet man in Palästen höchstens in der Bedientenstube; den meisten Professoren ist nichts widerwärtiger als Wahrheiten, die nicht in ihr System taugen; die Lazzaroni der Museen hören so ungern sich selbst die Wahrheit sagen als der nächste beste Bierbankdrücker. Dieß alles habe ich längst gewußt. Aber daß das Aussprechen allbekannter Dinge bezüglich des badischen Musterstaates selbst in Wien höchst unangenehm berühren und Sie zur Abfassung einer polemischen Abhandlung zu entflammen vermöchte, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen. Mein Trost bleibt das Bewußtseyn, dieß=

mal den Nagel so recht auf den Kopf getroffen zu haben. Ihre Auseinandersetzungen, lieber Herr Blech, bekehren mich nicht, nicht etwa weil ich eigensinnig bin, sondern weil dieselben mich im Grunde gar nichts angehen.

Was, ums Himmels willen, haben denn der „deutsche Forschergeist", „deutsche Wissenschaft" und „Kunst", die „deutschen Klassiker" und „Geschichtschreiber" mit der badischen Aera von 1860 viel gemeinsam? Im höchsten Grade müßte ich mit der Verwendung meiner Zeit verlegen seyn, wenn ich den Inhalt Ihrer sehr werthen Riesenepistel Punkt für Punkt eingehend beleuchten wollte. Bitte, mit einigen Notizen vorlieb zu nehmen, wie sie mir gerade in die Feder kommen.

Deutscher Forschergeist, deutsche Wissenschaft und Kunst: sagen Sie! Niemand vermag jene würdigen Jünger der Wissenschaft höher zu achten als ich, denen die Wahrheit über Alles geht, welche ohne Rücksicht auf den Parteilärm des Tages oder auf eigene Vorurtheile nach Wahrheit forschen und derselben sich freuen, wo und wie sie ihnen begegnet. Ich müßte auch kein Deutscher seyn, wenn ich die Verdienste der deutschen Gelehrsamkeit unterschätzen wollte. Aber — jetzt kommen die Aber, Herr Blech, Sie preisen die „großen Gelehrten" der Gegenwart. Ich dagegen finde, gerade in Deutschland seien die redlichen Forscher, welche ihrem Gegenstande auf den Grund gehen, seltener als irgendwo, im liberalen und radikalen Lager aber soviel als ausgestorben und verschollen. Und ich meine weiter, das ewige Prahlen mit deutschem Forschergeist, deutschem Wissen und dgl. sei wesentlich ein Ausfluß jenes Schulmeisterdünkels, den die übrigen Culturvölker belachen. Es läßt sich sehr darüber streiten, ob die praktischen und nüchternen Engländer, die angeblich oberflächlichen Franzosen, die Spanier und Italiener auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste der Menschheit nicht weit ersprießlichere Dienste geleistet haben als die Deutschen mit all ihren Systemen, Theorien und Schulmeistergezänk. Diese bauen am liebsten Vogelkäfige für den Weltgeist, schreien Spinnengewebe, die der nächste Luftzug zerreißt, als Wohnungen der Wahrheit aus, wärmen alten Kohl aus der Kirchen- und Ketzer-Geschichte auf und suchen denselben als wissenschaftliche Errungenschaft an Mann zu bringen. Sie schauen mit Gering-

schätzung auf die Autorität der Kirche herab, die doch bald 2000 Jahre sich bewahrheitet hat, und schwören dafür auf die Autorität dieses oder jenes Literaturjuden oder Zeitungsschreibers. Ist das nicht kläglich und lächerlich zugleich? Aber noch mehr, mein verehrter Rath. Der weise Salomo hat ausgesprochen und der verstorbene Heidelberger Professor Röth hat so ziemlich in jedem Colleg bestätigt, das menschliche Wissen sei Stückwerk und der Kreis der menschlichen Erkenntnisse noch lange kein abgeschlossener. Pilatus aber hat dereinst die Frage aufgeworfen: Wahrheit? und der anerkannt tüchtige, grundgelehrte Hofrath Zöpfl hat ganz dieselbe Frage unter sein Porträt geschrieben. Die Thatsachen sind vernichtend für Sie, geradezu vernichtend.

Wie so? warum? fragen Sie. Gut, ich will es Ihnen andeuten. Ihrem Scharfsinne dürfte wohl auch z. B. schon aufgefallen seyn, wie noch heute gerade wie zu Galenus Zeiten (Galenus, mein lieber Rath, war neben Hippokrates der größte Arzt des heidnischen Alterthumes) geschickte Aerzte gar nicht selten auf den Magen des Patienten operiren, während das Uebel in der Brust sitzt; bei der Sektion ihres Opfers singen sie alsdann ihr pater peccavi asinus fui. Doch das ehrliche Eingeständniß, man sei Angesichts der hyperbolischen Fortschritte der Naturwissenschaften mit der Heilkunst auch noch heute schlimm daran, vernimmt man selten. Freilich kennt jedes Kind den himmelweiten Unterschied, der zwischen tiefgelehrten Erklärungen und zwischen der Heilung eines Uebels liegt. Und ähnlich steht es mit allen Zweigen der Wissenschaft, sobald man dieselben an den Probirstein theoretischer Haltbarkeit und praktischer Nützlichkeit legt. Noch mehr, Herr Blech, denn ich will und muß Sie etwas abkühlen. In ihrer unvergleichlichen Apologie des badischen Babel reden Sie, wie der Mensch in der Jetztzeit „Herr der Natur“ geworden und der „freie Gedanke“ habe auf dem Schutte der Jahrhunderte eine neue Welt sich gestaltet, gereinigt von den „Dünsten des Aberglaubens“ wie von den „Nebeln des Vorurtheils“, befreit von den „entwürdigenden Fesseln des Kirchenthumes“. Sie sind ein gelehriger Schüler der literarischen und journalistischen Falschmünzerbande, welche in Oesterreich ärger als irgendwo im Dienste der Verneinung und des Umsturzes ihr Unwesen treibt. Aber bitte, Herr Blech, ist denn z. B. Ihre

angebliche „Beherrschung der Natur" durch den Menschen erheblich mehr als eine hohle Phrase? Ist denn nicht unser Hauptstreben darauf gerichtet, den Widerstand der Natur zu brechen, den zerstörenden und schädlichen Einflüssen der Elemente und Witterung Schutzwälle entgegenzuthürmen? Im Schweiße ihres Angesichtes müssen wie zu Adams Zeiten auch 1864 nach Christus die meisten Menschen ihr Stücklein Brod gewinnen, nennen Sie das Herrschen? Gegen das Wasser baut man Dämme, gegen das Feuer werden Pompiers und Feuerspritzen entsendet, gegen Orkane und Erdbeben gibt es vollends noch gar keinen Schutz. Kommen Ihnen Wasser und Feuer nicht als rebellische Unterthanen, Orkane und Erdbeben als entsetzliche Feinde des Menschen vor? Und ferner: weßhalb wohnen Sie nicht unter freiem Himmel? Wozu tragen Sie Kleider am Leibe? Was ist ihr prosaischer Hauptzweck, wenn Sie sich zur Tafel setzen? Ach, schon ein bischen Zahnwehe vertreibt dem Hochmüthigsten den Souveränitätsschwindel. Wären Sie erst im Stande, auch nur all das Wehe, die Leiden und Schmerzen in einem Momente zu sehen, welche in der Kaiserstadt, in den Palästen und Hütten Säuglinge und Greise anfallen, foltern, verzehren — in demselben Momente, mein souveräner Blech, müßte Ihr Herz erstarren oder Sie bekämen doch Sehnsucht nach La Trappe. Ich verkenne die wirklichen Fortschritte der Industrie und Verkehrsmittel keineswegs, doch welchen Zwecken sind dieselben in letzter Instanz dienstbar? Ich dächte, der Nothwehr des Menschen gegenüber den feindseligen Kräften und Mächten der Natur. Und diese Fortschritte selbst haben abermals bedenkliche Seiten. Der Mensch baut z. B. Maschinen, er vermag dieselben in Gang zu setzen und zu benützen, aber ist er vollständig Herr des eigenen Geschöpfes? Er kommt der Maschine um eine Fingerbreite zu nahe, und siehe, erbarmungslos, rettungslos zermalmt sie ihren Schöpfer und Lebensspender. Ist's nicht so, Beherrscher der Schöpfung?

Aber noch mehr. Lassen Sie die Akademiker von Wien und Berlin sammt den 40 Unsterblichen Frankreichs tagen. Sagen Sie diesen: „Meine Herren, vor Ihnen steht ein Mann, den die Wißbegierde dermaßen quält, daß er sich sogar zum Briefwechsel mit Ultramontanen erniedrigt. Zweifelsohne haben

die Weisen des grauesten Alterthums über den Zusammenhang und die Wechselwirkung des Leibes mit der Seele gegrübelt. Mich würde es glücklich machen, aus dem Munde der erleuchtetsten Geister des Jahrhunderts genau zu vernehmen, wie die Sache möglich ist und sich vollzieht." Wie würde die Antwort auf diese so naheliegende und einfache Frage wohl ausfallen? Herr Rath, entweder bleiben die Herren stumm oder sie gerathen sich augenblicklich in die Haare, bis Sie des Lärmens müde gerade so klug weggehen als Sie gekommen. Und fragen Sie weiter z. B. wie es möglich sei, daß Einer dem Andern vermittelst der Sprache geistig sich mittheilt, oder nach dem Wesen des Irrwisches, Lichtes, Blitzes und tausend andern ganz alltäglichen Erscheinungen und Gegenständen, so werden Ihnen Wörter, Phrasen anstatt genügender Erklärungen geboten.

So steht es aus im Reiche der Wissenschaft, indem man zählt Eintausend achthundert sechzig und vier nach der Geburt unseres Herren und Heilandes Jesus Christ, der fleischgewordenen Wahrheit. Die „Künste", Herr Blech, wollen wir ganz abseits lassen. Nur die einzige Bemerkung erlaube ich mir, daß die christliche Kunst nicht sowohl fortschreitet als fortblüht, insoweit sie sich selber getreu geblieben.

Sie sagen ferner „deutsche Klassiker", „deutsche Geschichtschreiber". Sie entschuldigen, bester Blech! In Ihren Kreisen herrscht solch ein Reichthum an Standpunkten, daß jeder Einzelne einen Vorrath davon besitzt und je nach Umständen den einen mit dem andern vertauscht. In meinen Kreisen dagegen kennt man nur einen einzigen Standpunkt, nämlich — den römisch-katholisch-apostolischen. Von diesem Standpunkte aus erscheint die noch nicht abgelegte Gewohnheit, die im katholischen Glauben gebornen oder zur Kirche zurückgekehrten Dichter und Schriftsteller, denen ein Winkelchen im modernen Parnaß Schandenhalber eingeräumt werden mußte, um ihres katholischen Glaubens willen zu entschuldigen und zu bemitleiden, als eine Unverschämtheit sondergleichen. Sie entspricht der Lächerlichkeit, womit man die reiche katholische Literatur so ziemlich als gar nicht vorhanden negirt und 25 Millionen katholischer Deutscher als gar nicht zum deutschen Volke gehörig, als ganz außerhalb des „Entwickelungsganges der Nation" stehend behandeln möchte.

Solch ein Gebahren dürfte nicht bloß unverschämt und lächerlich, sondern zugleich auch herzlich dumm seyn. Bei einer spätern Gelegenheit setze ich Ihnen vielleicht die Gründe auseinander, weßhalb ich Ephraim Lessing für den gewaltigsten Geist unter den sogenannten deutschen Klassikern halte; sein „Nathan der Weise" ist unschuldig daran. Die Klassiker sind die Propheten und Heiligen und Auktoritäten der Logenmänner, die nach Kräften an die Stelle des christlichen Cultus den Cultus des Genius setzen und dem armen Volke eintrichtern möchten. Herr Blech, wir wollen das Heiligmäßige der meisten Klassiker mit dem Mantel der christlichen Liebe und Züchtigkeit bedeckt lassen, dagegen halte ich den Nachweis für durchaus keine schwere Arbeit, daß selbst Göthe und Schiller, geschweige ein Wieland, Thümmel und andere Schweine Epikurs, mitunter recht mittelmäßiges Zeug vom Stapel ließen. Anstatt sichten und ausmerzen zu lassen, besorgen die Buchhändler aber recht dickleibige Gesammtausgaben; die Herrn versündigen sich damit an den Klassikern wie an der Leserwelt, allein sie werden eben dick und fett dabei. Und indem ein Epigone den andern unaufhörlich lobt, indem die Herren Brockhaus und Compagnie zu Gunsten der Verlagsartikel emsig schmettern lassen, füllt sich die Ruhmeshalle der deutschen „Klassiker" mit durch und durch undeutschen Religionsspöttern und Kirchenstürmern, mit Juden ohne Jehova und ohne Vaterland, mit zweideutigem Gesindel aller Art. Auch die literarischen und publicistischen Zustände unseres unglücklichen Vaterlandes kommen Einem um so grauenhafter vor, je nähere Bekanntschaft man mit denselben macht. Aber anbrechen wird der Tag, wo auch dieser Augiasstall gemistet und gar Mancher mit Schande und Spott aus dem Tempel hinausgeworfen wird, in welchen ihn die Parteisucht als gefüges Werkzeug hineinzuschmuggeln verstand.

Am schlimmsten, Herr Rath, dürften die Geschichtsbaumeister Ihrer Kreise wegkommen, denn sie haben es am meisten verdient, das Gericht über dieselben hat bereits begonnen. Sollte Janssens herrliche Schrift: „Schiller als Historiker" oder Onno Klopps, des deutschen Patrioten ebenso wuchtige als glänzende Streitart Ihnen bisher entgangen seyn? Das wäre ein geistiges Armuthszeugniß für die „achtbarsten und intelligentesten Bürger", unter denen Sie sich bewegen. Herr, die

Aufgabe des Historikers ist eine ebenso schwere als ehrende. Sie ist schwer, so schwer, daß mich das stolze Wort „Weltgeschichte" förmlich anfröstelt und daß ich die „Geschichte des.... Volkes" mit der Empfindung in die Hand nehme, ein Märchen- und Traumbuch vor mir zu haben. Das größte, mit dem Bußgeiste und der Freimüthigkeit eines Augustinus ausgerüstete Genie wäre nicht im Stande, eine mehr als lückenhafte Autobiographie zu liefern, und da sollte man nicht annehmen, es gehöre ein übermenschlicher Geist dazu, um die wirkliche Geschichte eines Volkes oder gar eine Weltgeschichte zu schreiben? Herr Blech, fragen Sie den nächsten besten Polizeibeamten oder Criminalisten, ob es eine leichte Arbeit sei, den objektiven Thatbestand einer Rauferei, deren Schauplatz erst heute Nacht eine Vorstadt gewesen, oder eines vereinzelten Verbrechens herzustellen. Er wird Sie überzeugen, es sei nicht wenig Lebenserfahrung, Scharfsinn und Nachforschen von nöthen und er gesteht Ihnen vielleicht, kaum in 10 Fällen von 100 trügen Richter die Ueberzeugung nach Hause, ein wirklich gerechtes Urtheil geschöpft zu haben. Und dann überlegen Sie im stillen Kämmerlein, was dazu gehöre, die Geschichte eines Dorfes, einer Stadt, einer Provinz, eines Volksstammes zu schreiben, geschweige die eines Staates oder gar eine Weltgeschichte. Vom christlich-philosophischen Standpunkte aus, glücklicher Blech, mahnt das ausgezeichnetste historische Werk hinsichtlich der Objektivität stets an Salomo den Weisen, an den Professor Röth, an Pontius Pilatus und an den Hofrath Zöpfl. Doch, ich weiß mich zu bescheiden. Nicht Götter, sondern Menschen geben historische Werke in Verlag, Kinder ihrer Zeit, abhängig von mehr oder minder sparsamen oder überreichen, aber stets mangelhaften Quellen, von den Eindrücken ihres Lebens, den Einflüssen ihrer Erziehung, von liebgewordenen Vorurtheilen, von Hämorrhoiden und ihrer Umgebung. Was man billigerweise von unsern Geschichtschreibern begehren kann, ist redliches Forschen nach Wahrheit, erschöpfende Benützung der vorhandenen Quellen, Beseitigung der Parteirücksichten, Unabhängigkeit von den Mächtigen des Tages. Der Geschichtschreiber vor allem soll seyn ein Mann, ein Priester der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit Aller. Was soll aber die heutige Parteiwirthschaft bedeuten? Was

haben die gepriesenen, alle Augenblicke neu aufgelegten, in Klassikerformat herausgegebenen Historiker Ihrer Kreise aus der Geschichte gemacht, mit Absicht und Berechnung gemacht, Herr Blech?

Doch, ich habe genug räsonnirt, zum Schlusse wollen wir noch ein wenig politisiren. Ihre Lobpreisungen der badischen Herrlichkeit finde ich begreiflich. Sie sind Freimaurer, demgemäß verwechseln Sie die Logenbrüder sammt Anhang mit dem leibhaftigen Volk, das Wohlergehen Ihrer Partei mit dem Volkswohle, die Parteiwirthschaft mit Volksherrschaft. Jede Festigung der Parteiherrschaft halten Sie für Fortschritt, die Knechtung des Volkes für freiheitliche Entwickelung, die systematische Aussaugung desselben für gedeihliche Förderung der materiellen Interessen. Stuhlmeister Bluntschli hat in seinem Staatsrechte diese Anschauungen formulirt, wenn auch ziemlich vorsichtig und verschämt, die Herren Lamey, Mathy und wie sie alle heißen, haben dieselben adoptirt, die ministerielle Presse aber sucht sie populär zu machen. Meine Wenigkeit hat weder das Marschiren auf dem Kopfe eingeübt noch lasse ich durch Phrasen mich bestechen. Aus diesem Grunde, Herr Blech, sehe ich in dem schönen und nach Art schöner Länder kläglich mißregierten Baden ein Stück moderner Tyrannei verwirklicht, deren Gleißnerei sich höchstens mit der Verachtung alles göttlichen und menschlichen Rechtes vergleichen läßt, woran die Machthaber krank liegen. Hat Roebuck im englischen Parlamente einmal geäußert, die Juden seien Oesterreichs Läusekrankheit, so werden Sie nach kurzer Umschau den Ausspruch nur zu sehr gerechtfertigt finden. Was die Juden für Oesterreich, das sind im höchsten Grade neben diesen die Freimaurer und deren unbewußter oder freiwilliger Anhang unter andern auch für das badische Volk. Und das will ich beweisen, Herr Blech!

Hoffentlich lassen Sie das badische Regierungsblatt sowie die officiöse „Karlsruher Zeitung“ als annehmbare Quellen gelten. Ich verweise Sie auf die Jahrgänge seit 1860 und mache Sie zunächst aufmerksam auf das, was man nicht darin findet. Freiheitliche Entwickelung und Selbstständigkeit in allen Gebieten des öffentlichen Lebens hat Großherzog Friedrich unmittelbar nach dem Vertragsbruche mit Rom am 7. April 1860

vor aller Welt feierlich verheißen. Wie ist dieses Versprechen von den badischen Staatsmännern erfüllt worden?

Alle Welt glaubte, man werde die seit den 40ger Jahren niemals aufgelöste zweite Kammer sofort auflösen und damit dem Volke Gelegenheit geben, Vertreter seiner Interessen, Bedürfnisse und Wünsche nach Karlsruhe zu schicken. Allein bis heute kam keine Kammerauflösung, die gefügen Werkzeuge der Reaktion sind über Nacht mit Freiheitslarven geschmückt und auf ihren grünen Sitzen belassen worden. Baden besitzt das Muster eines Wahlgesetzes, wie dasselbe nicht seyn soll. Dasselbe begünstigt vermittelst einer höchst tendenziösen Eintheilung der Wahlbezirke die paar Städte zu Ungunsten des Landvolkes, die protestantische Minderheit zu Ungunsten der katholischen Mehrheit. Es kennt weder allgemeine noch direkte Wahlen, die indirekten aber sind eine Fälschung der Wahl und der Meinung des Volkes. Nicht sowohl das Volk als die Beamten haben die Wahlen in der Hand, ein Billet des Ministers befiehlt dem Bezirksbeamten, den X oder Z als Regierungscandidaten durchzudrücken, der Beamte gehorcht und der Volksvertreter ist fertig. Der Wahlmann hat seine Stimme öffentlich abzugeben und riskirt begreiflich nicht wenig, wenn er gegen den Willen des als Wahlcommissär funktionirenden Beamten wählt. Im Nothfalle aber werden mißliebige Wahlen annullirt, indem man irgend ein Formfehlerchen entdeckt oder ganz einfach die Wahlzettel verfälscht. Solche Fälschungen sind notorisch vorgekommen, das Gesetz hat Zuchthausstrafe darauf gesetzt, doch hat noch kein Wahlverfälscher als solcher das Innere eines Zuchthauses gesehen. Wem sollte unter solchen Verhältnissen nicht alles Wählen entleiden? Auf diese Weise blieb namentlich die katholische Kirche in der zweiten Kammer von jeher fast ohne Vertretung, rabiate No-popery-Schreier und Apostaten als Vertreter gut katholisch gesinnter Gegenden sind in Baden nichts weniger als unerhört. Anstatt nun das verrottete Wahlgesetz abzuändern, befleißigte die neue Aera mehr als irgend ein früheres Ministerium sich der Wahlbeherrschung und verschmähte keinen Kunstgriff sobald es galt, einen Mann nach ihrem Herzen bei Ergänzungswahlen in die Kammer zu bringen. So tagen denn 63 Volksvertreter zu Karlsruhe, von denen 43 oder 44 auserwählte

Beamte und abhängige Bürgermeister, der Rest bis auf 3 oder 4 Männer notorische Freimaurer oder Kirchenstürmer sind. In Baden braucht Einer Land und Leute gar nicht zu kennen, um trotzdem Volksvertreter zu werden; solche Kenntniß erscheint auch in der That überflüssig, da ein Paragraph des Wahlgesetzes dem Deputirten ausdrücklich verbietet, Aufträge von seinen Wählern anzunehmen. Derselbe vertritt lediglich seine persönliche Meinung und nimmt in der Regel auf seine persönlichen Interessen Bedacht. So konnte z. B. der kaum in das Land geschneite Fremdenlegionär Knies Vertreter eines Wahlbezirkes und zwar eines vorherrschend katholischen Wahlbezirkes werden.

Ferner pflegt man in der Welt Häuser auf möglichst solide Fundamente zu bauen, und zum A der politischen Freiheit und des Selfgovernments gehört offenbar eine gute Gemeindeordnung. In Baden grassirte vor 1860 neben dem Wahlgesetz ein diesem ebenbürtiges Gemeindegesetz. Dasselbe macht den Bürgermeister zum Herrn der Gemeinde, Gemeinderath und die Erwählten und Gesiebten der kleinen und großen Ausschüsse zu Beschlußmaschinen des Bürgermeisters, die überaus große Mehrzahl der Gemeindebürger zur misera plebs contribuens. Auch daran hat die neue Aera von 1860 nichts geändert. Sie beschränkte sich darauf, die Bürgermeister und Gemeinderäthe durch Zuweisung enormer Diäten zu födern und ohne heikle Rücksichten auf moralischen Ruf oder Geschäftstüchtigkeit Leute, die ihr paßten, durch Scheinwahlen oder Oktroyirung an die Spitzen der Gemeinden zu bringen. Da Mangel an Religion seit 1860 in den Augen der Karlsruher Staatsweisen die löblichste aller löblichen Eigenschaften ausmacht, so konnte es nicht fehlen, daß die Brust anrüchiger Subjekte und notorischer Lumpen mit der bürgermeisterlichen Amtskette häufig geschmückt wurde. Dem simile simili gaudet entsprechend sorgten alsdann derlei Menschen für passende Gemeinderäthe und Ausschußmitglieder, mit denen sie sich auf den legalsten Wegen von der Welt des Gemeindevermögens freuten.

Herr Blech, Ihnen ist das Vereins- und Versammlungsgesetz bekannt. Man braucht bloß daran zu erinnern, daß es aus dem J. 1851 und vom Kronjuristen aller Schein-Freiheit, dem Reaktionsminister Stabel herstammt, um zu be-

greifen, wie der tägliche Verbrauch und Mißbrauch des Rechtes, nämlich die wohllöbliche Polizei allenthalben das erste und letzte Wort redet. Während die Herren Freimaurer jeglicher Huld und in ihren Schlupfwinkeln sich hoher und gelegentlich sogar allerhöchster Besuche erfreuten, wurden katholische Gesellenvereine überwacht und belästigt, als ob jedes Mitglied den Untergang des badischen Staates in der Tasche trüge und nur auf den rechten Augenblick passe, um denselben hervorzulangen. Sie haben die empörende Wirthschaft ja selbst mitangesehen; dieselbe begann als der bürgerfreundliche Großherzog Leopold 1852 kaum die Augen geschlossen. Die 1860ger Freiheit hat auch hierin das Alte hübsch beibehalten, für ihre Zwecke ausgebeutet und nicht verbessert, sondern gelegentlich verbösert.

Weiter, Herr Blech! Savigny pflegte in seinen Vorlesungen Baden als cloaca maxima der Jurisprudenz zu bezeichnen. Schon die gleichfalls aus dem Jahre 1851 und von Herrn Stabel herrührende Preßgesetzgebung genügt zur Rechtfertigung des derben Ausdruckes. Insbesondere die §§. 631 a-d, „die Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung“ betreffend haben in der Juristenwelt Aufsehen gemacht. Die erwähnten Paragraphen gehören in das Curiositätencabinet der modernen Cultur, sie sind lauter Mementos jenes französischen Ministers der erklärt hat: gebt mir drei geschriebene Worte von irgend einem Menschen und ich bringe ihn an den Galgen. Es sind bodenlose Säcke, worin Alles, aber auch Alles Platz findet, was der überfirnißten Barbarei am Ruder irgendwie mißfällig erscheint. Auch diesem Wechselbalge, den Herr Stabel als Reaktionsminister gezeugt, ging er als Freiheitsminister keineswegs zu Leibe. Es ist ja so bequem, der ministeriellen Lakaienpresse gegenüber dem Ausland und der katholischen Kirche Preßfreiheit und Preßfrechfreiheit auf breitester ochlokratischer Basis thatsächlich zu gewähren, auf die wirklich freisinnige und katholische Presse aber die §§ 631 a-d bei jedem Anlasse anzuwenden!

Von einer wirklichen Volksvertretung, von Wahl-, Gemeinde-, Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, kurz von den ersten und wesentlichsten Attributen des Rechtes und der Freiheit Aller treffen sie keine Spur im Musterstaate des Jahres 1860. Was enthalten denn die Regierungsblätter und Zeitungen

der neuen Aera? Nun, lauter Recepte für die Unterjochung und Belastung des Volkes zu Gunsten des freimaurerischen Parteiabsolutismus, das einzige noch mangelhafte und mit sichtlichem Widerwillen erlassene Gesetz bezüglich der unabhängigen Stellung der Richter ausgenommen. Ihrem innersten Wesen getreu speculirte die neue Aera auf die Habsucht, den Hochmuth und die Fleischeslust der verderbten menschlichen Natur, um ihre Herrschaft zu organisiren, zu verstärken und so dauerhaft als möglich zu machen. Man rief eine ganze Legion unbekannter Größen in das Land und setzte dieselben auf die Lehrstühle der Hochschulen, in Staatsämter und Redaktionsbüreaux, um die modernste Tugend der Religionslosigkeit und des Kirchenhasses zu üben und das Lob des Ministeriums in allen Tonarten zu singen. Man trennte die Justiz von der Verwaltung, das heißt, man vermehrte das Heer der Bureaukratie, beglückte die gesammte Beamtenschaft mit bedeutenden Gehaltserhöhungen und verwandelte die alten Schreier des Advokatenstandes in stumme Hunde oder in laute Anhänger indem man deren Gebühren in das fabelhafte steigerte und die Leute zwang, um der geringsten Kleinigkeit willen zum Advokaten zu laufen. Ja, Herr Blech, das Geschlecht der Prozeßkrämer hat schlimme Zeiten in Baden, denn die Prozeßkosten betragen gar leicht den sechs- und achtfachen Werth des Streitobjektes; so ein Advokat kann an einem Morgen 50 und mehr Gulden verdienen. Das Ding ist so bunt, daß manche bessere Advokaten sich schämen ihre „gesetzlichen“ Gebühren anzusetzen.

Während die Wucht des alten Polizeistockes durch ein dickleibiges Polizeigesetz in mancher Hinsicht sich verstärkte, rief man eine Carrikatur der altdeutschen Schöffengerichte ins Leben, auf daß die beati possidentes förmlich zu Gericht sitzen können in Kleinigkeiten, gerade groß genug um an mißliebigen Delinquenten das Müthchen zu kühlen. Nach Art der französischen Revolutionshelden zerriß man das Ländchen in Departements und übersäete es mit willfährigen Agenten, indem man 11 Kreise schuf und den Ehrgeiz durch die Ernennung einer Menge Bezirksräthe köderte, fast lauter Leute von der beliebten Farbe. Man beliebte ferner in Baden die Einführung der **Gewerbefreiheit**, die **Freizügigkeit**, die vollständige **Emancipa-**

tion der Juden. Die Gewerbe- und Handelsfreiheit, auf nur 280 Geviertmeilen beschränkt, nützt bloß den großen Capitalisten und beschleunigt den Ruin des kleinen Mannes; die Freizügigkeit ohne Gegenleistung von Seite der Nachbarstaaten füllte die badischen Städte mit honnetten Leuten und mit Schwindlern und Betrügern aus aller Herren Länder. Die Juden aber verherrlichen Lamey als ihren Messias, denn Baden ist für sie zum gelobten Lande geworden. Während in Berlin das Abgeordnetenhaus sich gegen die Heeresreform sträubte, marschirte zu Karlsruhe ein neu errichtetes fünftes Infanterieregiment durch das Budget, ohne daß die „Volkskammer" auch nur mit den Augen sich verwunderte. Doch wozu die einzelnen Glieder der Kette aufzählen, in welche der Parteiterrorismus das badische Volk geschlagen? Knechtung und Verarmung ist sein Loos.

Nur noch Eins, Herr Blech. In Ihrer Heimath wurden seit einigen Jahren zahllose Hochzeiten gefeiert, Hochzeiten von Leuten, die oft im unbezahlten Festanzug mit geliehenem Gelde den ersten Tag ihrer Ehe verjubilirten, bis sie satt und voll dem leichtmöglich ebenfalls geliehenen Bett zutaumelten. Ich will die Erleichterung der Heirathen gerade nicht tadeln, obwohl durch die Folgen derselben die Gemeinden schwer belastet und die Fabriksäle mit weißen Sklaven um den niedrigsten Preis gefüllt werden. Dagegen will mir die erstaunliche Milde, womit das Laster behandelt wird, das fast gänzliche Aufhören der Sittenpolizei nicht einleuchten. Derlei paßt zwar zum ganzen Systeme, denn wer das positive Christen- und Kirchenthum systematisch anfeindet und verfolgt, theils im Princip theils in Folge des Wahnes, den Groll und Zorn der geknechteten und mehr und mehr belasteten Mehrheit auf die „Pfaffen und Ultramontanen" abzuladen, der wird auch kein sorgsamer Wächter christlicher Sitte und Zucht seyn mögen. Allein welche Sittenverwilderung, welche Verachtung göttlicher und menschlicher Auktorität hat binnen wenigen Jahren um sich gegriffen! Die Folgen werden weit weniger die „Pfaffen" treffen als diejenigen „achtungswerthesten und intelligentesten Bürger" Ihrer Kreise, welche Beifall jauchzten und mithalfen, als die von Gott mit Blindheit geschlagenen Machthaber Wind säeten und Feuer legten an die Fundamente der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung.

Sie wollen Beweise für meine Aussage, in Baden werde das positive Christenthum und Kirchenthum systematisch verfolgt, während man ja bloß den herrschsüchtigen Ultramontanen auf die Finger klopfe, nur einer „äußersten Partei des Kirchenregimentes“ entgegentrete? Sie naiver Mann! Vogelfrei steht Alles, was dem gläubigen Christen hoch und heilig ist, einer von Karlsruhe aus protegirten und inspirirten Schand- und Lügenpresse gegenüber, die seit Jahren unausgesetzt keineswegs mit dem Geist und Witz, wohl aber mit der diabolischen Wuth eines Voltaire im Dienste des Ecrasez l'infame Handlangerdienste verrichtet. Doch diese Presse soll dießmal nicht als ein Beweismittel beigezogen werden. Nur in einem Stückchen verkehrter Welt, worin ein erklärter Christusläugner (Daniel Schenkel, Herr Blech, der früher so salbungsvoll über das heilige Abendmahl geschrieben!) als Direktor des „evangelischen“ Predigerseminars möglich ist und in dieser Stellung zum Hohne evangelischer Christen hartnäckig belassen wird, nur in dem Baden der neuen Aera konnte ein Schulreformprojekt zu Gunsten des Pantheismus und Atheismus auftauchen, Fleisch und Blut gewinnen und jene Schulkrankheit erzeugen, an welcher Regierung und Volk darniederliegen.

Diese vernunft- und verfassungswidrige Neuerung hat große Löcher in den Schafspelz gerissen, in welchem der gleißende Wolf der modernen Cultur mit erzwungenem Anstande so lange einhergewandelt. Herr Rath, ich will kurz seyn. Ich gebe nichts auf all die Verfassungen nach französischer Schablone, folglich auch nichts auf die badische; es sind lauter Lichtschirme des Parteiabsolutismus. Und mich bedünkt ferner, schon hinter der bloßen Proklamation und Garantie der Gewissensfreiheit stecke nicht wenig Unverschämtheit und Despotismus. Die Gewissensfreiheit ist das vornehmste Urrecht, das erste Grundrecht des Menschen, das keiner Bestätigung und Garantie bedarf. Die Gewissensfreiheit proklamiren heißt zugleich die Möglichkeit einräumen, dieselbe könne von gesetzgebenden Versammlungen oder gekrönten Handlangern des Antichristenthums in Frage gestellt werden. Die Gewissensfreiheit beeinträchtigen aber heißt mit roher Hand hineingreifen in das innerste Heiligthum des Menschen und über das Grab hinaus regieren wollen. Derlei sollte

im gepriesenen 19. Jahrhundert, in constitutionellen Staaten und insbesondere bei den Deutschen, deren tiefer Sinn für Religion wie für individuelle und corporative Selbstständigkeit und Freiheit gerade von den religionslosesten und rechtlosesten Schulmeistern, Journalisten und Phrasendrechsler der Kammern am lautesten betont zu werden pflegt, nicht mehr vorkommen. Doch wie wirthschaftet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Russe im katholischen Polen? Wie spielt Jungitalien dem Papste, den Bischöfen und Klöstern mit? Wie hausen die Orangemen im Lande St. Patriks? Was treiben Ihre Ordensgenossen in Belgien? Und in Baden? Auf dem Druckpapiere der badischen Verfassung lautet §. 18 wörtlich: „Jeder Landeseinwohner genießt der ungestörten Gewissensfreiheit und in Ansehung der Art seiner Gottesverehrung des gleichen Schutzes." Diese Worte bedürfen keiner Interpretation, der Paragraph garantirt dem Katholiken das Recht nach seiner Façon selig zu werden. Völkerrechtliche Verträge auf denen der Bestand des Großherzogthums beruht, sowie weitere Paragraphen der Verfassung garantiren der katholischen Kirche ihren ungestörten Besitzstand. Allein welcher Christenmensch könnte daran zweifeln, daß alle Verträge und Verfassungsparagraphen, insbesondere §. 18 durch die sogenannte Schulreform schwer verletzt wurden. Der Papst, Erzbischof Hermann, die gesammte Geistlichkeit haben einmüthig und wiederholt gegen dieses Experiment sich ausgesprochen. In einer Menge von Denkschriften, Hirtenbriefen, officiellen Aktenstücken und Zeitungsartikeln ist der Nachweis geliefert worden, welche gewaltsamen Eingriffe nicht bloß in wohlerworbene Rechte, sondern in das Urrecht der Gewissensfreiheit darin lägen. Solchen Auktoritäten und Beweisen gegenüber hat jede Entschuldigung oder gar eine Widerlegung und Rechtfertigung ein Ende. Die Proteste erfolgten rechtzeitig, als die Schulreform noch bloßes Projekt war, das vom Ministerium mühelos von der Tagesordnung gestrichen zu werden vermochte. Die Karlsruher Staatsweisen sahen voraus und Minister Lamey hat ausdrücklich und öffentlich erklärt, diese Neuerung werde ohne große Schwierigkeiten und langen Kampf keineswegs durchgesetzt. Aber man wollte die Neuerung, man wollte den Kampf mit der Curie,

den Unfrieden in Stadt und Land. Man setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das in Deutschland mit etwaiger Ausnahme des Ländchens Coburg-Gotha isolirt dastehende, im katholischen Deutschland unerhörte, in der Werkstätte der Geheimen ausgebrütete Schulreformprojekt als ein Bedürfniß, ja als Nothwendigkeit und volksbeglückende That dem mißtrauischen Volke genehm zu machen. Angesichts des unerwartet heftigen Widerstandes verzichtete „der Staat" zwar auf die sofortige Einführung der religions- und confessionslosen Communalschulen, die Knies'schen Thesen wurden in das Schulaufsichtsgesetz vom 29. Juli 1864 zusammengedrängt. Allein in diesem der badischen Bevölkerung mit auffallender Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehalsten Gesetz liegt verhüllt die Communalschule im antichristlich freimaurerischen Sinne. Es degradirt die Volksschule zu einem Monopol des Staates, stellt principiell den Schulmeister als so eine Art Staatspfarrer dem eigentlichen Pfarrer, dem Fachlehrer für Religion gegenüber, überantwortet die Leitung und Aufsicht der Schule dem Ortsschulrathe, den man mit begreiflicher Vorliebe aus religions- und kirchenlosen Subjekten zusammen zu setzen strebt. Es sucht die Wirksamkeit des Geistlichen auf jegliche Weise lahm zu legen, um die Jugend des Volkes nach und nach der Kirche zu entfremden, da mit den Alten weit weniger anzufangen ist, als man gehofft hatte.

Und warum, warum mein lieber Herr Blech, warum versäumten die Karlsruher Volksbeglücker die ersten Bedingungen der so laut proklamirten Freiheit und Selbstständigkeit in allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu erfüllen und warum sind sie so auffallend darauf erpicht die christlich denkende Bevölkerung — Katholiken wie Evangelische, welche diesen Namen noch verdienen — in das Innere ihrer Kirchen hineinzudrängen und sogar in ihren Kindern zu helotisiren? Warum machen sie keine Miene, Versammlungs-, Gemeinde- und Preßfreiheit zu gewähren, ein vernünftiges Wahlgesetz zu erlassen für Schutz vor Wahlbetrügereien und durch eine Auflösung der seit den 40ger Jahren niemals mehr aufgelösten Kammer dem wirklichen Volkswillen Rechnung zu tragen, während sie mit allen Mitteln der

Ueberredung, List und Gewalt daran arbeiten, das verfassungswidrige und zugleich doktrinäre Schulaufsichtsgesetz vom 29. Juli 1864 in das Leben des Volkes hineinzukeilen *)?

---

*) Weil das Leben sich selbst corrigirt, so stehen Curie und Oberschulrath in nothgedrungener Correspondenz, doch von einer Anerkennung der „confessionslosen" neuen Schulbehörden oder vom Eintritt der Geistlichen in den Ortsschulrath kann so lang keine Rede seyn, bis genügende Concessionen gemacht werden. Die vorausgesagten Früchte der doktrinären Mißgeburt sind bereits vorhanden: die Ortsschulräthe haben im Ganzen als das fünfte Rad am Wagen sich bewährt und sind vielfach zum Kinderspott geworden. Obwohl die fett besoldeten Kreisschulräthe im eigenen Interesse nur Liebes und Erfreuliches zu berichten wissen, so dürfte man doch zu Karlsruhe recht wohl wissen, daß die Volksschule den Krebsgang geht. Die Lehrer sind in eine dermaßen zwitterhafte und undankbare Stellung gerathen, daß der Zudrang in die Lehrerseminarien bedeutend abgenommen hat, während jede günstige Gelegenheit zum Austritte aus dem Lehrfache ergriffen wird. Sehr im Widerspruche mit dem Geiste der Schulreform hat man die erledigte Stelle eines Seminar-Direktors zu Meersburg einem katholischen Geistlichen definitiv übertragen. Der Köder wird nicht besonders ziehen. Mangel an Lehrern, die Thatsache daß rabiate Schulmeister ihren eigenen neuen Behörden über den Kopf wachsen, daß der würdige und taktfeste Geistliche nach wie vor der erste Mann im Orte geblieben, die erschreckende Zunahme der Unzucht mit Kindern und dergleichen mehr werden beitragen, auf dem Wege der Thatsachen dem christlich denkenden Theile der Bevölkerung zu ihrem Rechte allmählig zu verhelfen, obwohl vom derzeitigen Ministerium Mathy-Jolly nichts Tröstliches und Erfreuliches zu erwarten steht. Im Spätjahr 1867 sollen „Gesetzentwürfe" bezüglich der Presse und Vereine, an denen seit Jahren mit scheinbarem Ernst herumgedoktert wird, abermals zur Vorlage kommen, nicht minder das Schulgesetz. Von Gemeindefreiheit, Wahlreform, Kammerauflösung keine Spur. Zwar sind über 20 Kammersitze erledigt, neben der Kirchenfrage bewegen die großpreußische Frage, die Tabaks- und Salzfrage die Geister, die Gelegenheit, katholische Stimmen in die Kammer zu bringen, wäre da. Die ministerielle, nunmehr national-liberale (!) Presse sträubt sich mit Händen und Füßen gegen andere Kammerhelden als die bisherigen und ob unter den geschilderten Verhältnissen sowie bei

Ja, warum, verehrter Herr Rath? Darum, lautet die Antwort der Karlsruher Staatsweisen, seitdem sie mit ihren Scheingründen und Sophistereien längst und gründlich Fiasko gemacht. Ueberzeugen Sie sich, daß der eigentliche Grund landbekannt ist: das in der Loge concentrirte Neuheidenthum hat immense Fortschritte gemacht und das ganze sociale Leben vergiftet und verfälscht; ähnlich wie in Jungitalien ist dasselbe in Baden an's Ruder gelangt und hat als die Kirche Belials der Weltkirche Jesu Christi den Vernichtungskrieg erklärt. Daher der moderne Molochsdienst, der den Kern der badischen Schulreform ausmacht.

Sie mögen mit allen Ihren Brüdern an der Donau wie am Rhein diese Behauptung mit der „gerechtesten sittlichen Entrüstung" zurückweisen, alle Maurerblätter diesseits und jenseits des Ozeans mögen sie in das Gebiet des höheren Blödsinns einregistriren. Verschlägt alles nichts, Herr Blech! Die Behauptung stützt sich auf eine lange Reihe notorischer und aktenmäßiger Thatsachen, die sich mitunter todtschweigen und schönfärben, nimmermehr aber anders erklären, wegläugnen oder gar rechtfertigen lassen. Facta loquuntur, Herr Blech, facta!

---

dem Mangel an Führern des Volkes die Physiognomie der Kammer wesentlich verändert wird, das wissen die Götter.

XLV.

Die sociale Frage auf der Pariser Weltausstellung*).

(Aus Paris.)

Schon bei der Pariser Weltausstellung des Jahres 1855 hatte man nichts unterlassen, dieselbe als den Ausgangspunkt einer großartigen Aera der allgemeinsten Glückseligkeit, des unermeßlichsten Fortschrittes, des immerwährenden Weltfriedens darzustellen. Die leicht erregbaren französischen Arbeiter, in deren phantasiereichen Köpfen die abenteuerlichsten Utopien und absonderlichsten social-politischen Begriffe stets willige Aufnahme gefunden, gingen auch dießmal in die Falle und erwarteten eine ganz ungewöhnliche Besserung ihrer Lage. Man war selbst soweit gegangen, die Sache ihnen ganz haarklein vorzustellen und dem entsprechende mathematische Combinationen vorzuführen, wozu der damals in schönster Blüthe stehende Börsenschwindel die beste Gelegenheit bot.

---

*) Die Verspätung dieses Aufsatzes hat darin ihren Grund, daß derselbe ein zweites Mal ausgearbeitet werden mußte, indem die erste Ausarbeitung nebst einem andern für die Hist.-polit. Blätter bestimmten Aufsatz nicht an seine Adresse gekommen ist. Auch ein Beitrag zur Würdigung gewisser Zustände!

Statt der Besserung traten aber kurze Zeit darauf Geschäftsstockungen ein, die sich von Jahr zu Jahr wiederholten und gar sonderlich an Ausdehnung gewannen. Der Arbeiter hatte dadurch am meisten zu leiden, indem die durch die Ausstellung und die in's Unendliche gehende Vermehrung der Schein-Werthe in Folge des Börsenschwindels in die Höhe geschraubten Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf ihrer Höhe blieben. Die paar Ehrenlegionskreuze und eine Anzahl Preise und Belobungen, welche bei der Ausstellung den Arbeitern zugesprochen worden, konnten für so große materielle Nachtheile keinen irgendwie annehmbaren Ersatz bieten.

Freilich hatte es an eigentlichen Veranstaltungen behufs der Besserung der Lage der Arbeiter gefehlt; fast Alles war bei der bloßen Theorie geblieben. Erst gegen den Schluß der Ausstellung hatte man, auf Anregung der Kaiserin, auch eine Anzahl von Gegenständen zusammengebracht, die durch ihre Billigkeit den arbeitenden Classen wesentliche Dienste leisten konnten. Es wurden nun für diese Gegenstände auch einige eigens zu dem Zwecke geschaffene Preise vertheilt und die ganze Sache mit möglichstem Lärm und Posaunenstößen vor das verblüffte Publikum gebracht. Aber daß diese Bemühungen von irgend einem Vortheile oder Nutzen für die Arbeiter gewesen, dieß hat bis jetzt noch Niemand zu behaupten oder zu beweisen versucht.

Man konnte sich nun freilich damit entschuldigen, daß die Sache zu spät angefangen worden und nicht sogleich von Anfang an in das Programm der Ausstellung aufgenommen worden sei. Dieß sollte bei der dießmaligen Weltausstellung gründlich nachgeholt werden. Man bildete deßhalb die mehr gerühmte als berühmte zehnte Gruppe, welche alles Das umfassen sollte, was zur Verbesserung der Lage aller, besonders natürlich der Arbeiterclassen dienen könnte, oder was überhaupt in den Bereich der volkswirthschaftlerischen Menschenfreundlichkeit neuesten Zuschnittes hineingezogen werden

kann. Der Kaiser ging selbst mit gutem Beispiel voran und stellte eine Arbeiterwohnung aus. Er erhielt dafür den großen Preis der ihm bei der öffentlichen Preisvertheilung von dem Präsidenten der Ausstellung, dem zehnjährigen kaiserlichen Prinzen, feierlichst überreicht wurde. Das Söhnlein küßte bei dieser Gelegenheit den Papa coram populo so daß die ganze Scene einen solch rührenden Anstrich bekam, daß die vielen tausend Anwesenden heftig genug ergriffen wurden. Das Schauspiel war also ganz einzig und noch nicht dagewesen, was in unserer Zeit jedenfalls auch was heißen will.

Außer dem Kaiser erhielten noch das Genfer (freimaurerische) Comité und die Gesundheits-Commission der Vereinigten Staaten ähnliche große Preise für ihre Vorrichtungen zum Beistande der Verwundeten auf den Schlachtfeldern und in den Heilanstalten. Einen vierten großen Preis derselben Gattung erhielt der (Pariser) Erfinder eines neuen Verfahrens für Kupfer- und Silbervergoldung, bei dem alle Gefahren für die Gesundheit der Arbeiter vermieden seyn sollen. Von einer größern Anzahl geringerer Preise und Auszeichnungen dieser Gruppe kann hier natürlich nicht die Rede seyn.

Damit war man nun aber noch lange nicht zufrieden. Man erfand wiederum etwas Neues, indem man eine ganz neue Gattung von Auszeichnungen (Récompenses de nouvel ordre) schuf für die gewerblichen Anstalten und Ortschaften in denen der Wohlstand der Bevölkerungen und die sociale Harmonie sich in einem hohen Grade vorfinden (Etablissements et localités où règnent à un dégré éminent l'harmonie sociale et le bien-être des populations). Der große Preis, für den man anfänglich den allbekannten Volkswirthschaftler Schulze aus Delitzsch vorgeschlagen hatte, wurde nach besserer Ueberlegung unter zwölf Anstalten und Ortschaften vertheilt, während noch eine Anstalt, die Gesellschaft Schneider und Compagnie, Besitzer großer Maschinenfabriken und metallurgischer Anstalten in Creusot, außer Concurs erklärt wurde. Dazu eine Anzahl kleinerer Preise und Belobungen.

Aus diesen verschiedenartigen Veranstaltungen will ich nur diejenigen hervorheben, welche sich angeblich auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter, also auf die sociale Frage beziehen. Dieselben lassen sich in zwei Gruppen unterscheiden. Zu der einen gehören diejenigen Anstalten welche theils durch direkte Unterstützung, theils durch Gründung von Vereinen und Aehnlichem ihren Arbeitern unter die Arme greifen wollen. Die zweite Gruppe begreift dagegen diejenigen Anstalten welche den Arbeitern durch Beschaffung billiger Wohnungen, billiger Lebensmittel und ähnlicher Vortheile einen scheinbaren Wohlstand, eine Art Himmel auf Erden zu verschaffen vermeinen und hierin die Lösung der socialen Frage sehen. Einige Beispiele werden genügen um beide Systeme zu erklären und den Werth der Ausstellung für Lösung der socialen Frage begreiflich zu machen.

Die Herren Schneider und Compagnie beschäftigen in ihren Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Walz- und Hüttenwerken zusammen über 7000 Arbeiter. Der Mittelpunkt dieser großartigen Betriebsamkeit ist Creusot im Saône- und Loire-Departement, ein Ort der erst durch dieselbe seine jetzige Größe und Bedeutung errungen hat. Alle Arbeiter und Angestellten sind dort gehalten Monatsbeiträge zu der gemeinsamen Kranken- und Versorgungs-Kasse zu zahlen. Sind sie krank, so erhalten sie dafür unentgeltliche Arznei und Verpflegung im Krankenhaus oder eine Geldentschädigung um sich zu Hause verpflegen zu können. Bei Verstümmelungen und nach langjähriger Dienstzeit erhalten sie auch fortlaufende Pensionen. Keiner kann sich des Beitritts zu dieser Kasse entschlagen, keiner kann noch Mitglied bleiben wenn er freiwillig oder unfreiwillig die Werkstätten oder die Anstellung bei der Gesellschaft aufgibt. Die letztere hat auch eine Bibliothek für ihre Arbeiter gegründet. Ein Musik- und ein Gesangverein bestehen unter den Arbeitern und Angestellten; die Vereine erhalten Unterstützung von den Fabrikherren, welche den Musiklehrer besolden und auch ein Waisen-

haus unterhalten. Kurz, diese Fabrikherren lassen es sich ein hübsches Stück Geld kosten um das körperliche und geistige Wohl ihrer Arbeiter und deren Angehörigen zu fördern. Allgemein haben sie sich deßhalb eine große Anerkennung erworben.

Ich bin auch weit entfernt das Verdienst dieser Männer herabmindern zu wollen. Nur auf eins muß ich aufmerksam machen. Das vorsichtige menschenfreundliche Wirken dieser Fabrikherren entspricht nämlich durchaus nicht der volkswirthschaftlerischen Redensart von der Selbsthülfe und ähnlichen schönen Phrasen. Ganz abgesehen von den Absichten welche die Herrn Schneider und Genossen bestimmen, wird man zugestehen müssen, daß die Geldopfer welche sie dem Wohle der Arbeiter widmen, durchaus nicht anders als in die Reihe der „Werke der Nächstenliebe", der Almosen, eingetheilt werden können. Mögen nun auch diese Opfer mit einer gewissen Regelmäßigkeit gegeben werden, gewissermaßen in ein System gebracht worden seyn, im Grunde bleibt sich die Sache gleich: es sind und bleiben immer nur freiwillige Gaben oder Almosen. Die Geber mögen sich auch ihren Arbeitern gegenüber zu solchen Opfern moralisch verpflichtet fühlen, das gebe ich wiederum sehr gerne zu; bemerke aber daß dieselben dadurch das Gebot der Nächstenliebe nur noch bestimmter erfüllen. Der Arbeiter, dessen Thätigkeit den Fabrikherrn bereichern hilft, steht ohne Zweifel demselben am nächsten; er hat einen größern Anspruch auf dessen Wohlthaten.

Die Form, die Arbeiter durch Zahlung von Beiträgen an dieser Fürsorge für ihr eigenes Wohl mitwirken zu lassen, ändert nichts an dem Charakter solcher Einrichtungen. Die Kranken- und Unterstützungs-Kasse mit Beitrittspflicht und Begrenzung auf die Arbeiter desselben einzigen Arbeitgebers knüpft sich freilich in einer Hinsicht an die alten Innungen an, bei denen ebenfalls das Zwangsprincip bestand. Nur der eine gewaltige Unterschied ist hervorzuheben daß die Innungen völlig

unabhängige Genossenschaften waren, welche keine Fabrikherren als mildthätige Beschützer nöthig hatten, indem sie, anstatt aus von Tag zu Tag lebenden Arbeitern, aus selbstständigen, wenn auch meistens kleinen Meistern bestanden. Der jetzige Unterstützungsverein ist nur eine verkümmerte Innung oder ein unvollkommenes Ueberbleibsel eines solchen. Man wird zugestehen müssen, daß die alte Innung doch eine ganz andere Figur in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben spielte, als ein Verein von Arbeitern unter dem hohen Schutze eines Fabrikherren, von dem derselbe in jeder Hinsicht abhängig ist. Jedes Mitglied eines solchen Vereins hängt in zweifacher Hinsicht von dem Arbeitgeber ab. Erstens als Arbeiter, zweitens als Mitglied der Kranken- und Unterstützungs-Kasse, welche gänzlich in der Hand des Fabrikherren sich befindet. Daß hierin noch gar nichts von der Freiheit und Unabhängigkeit, von der Selbsthülfe und eigenen Strebekraft zu finden sei, welche unsere Volkswirthschaftler so sehr preisen und für den Arbeiter in Anspruch nehmen, liegt auf der Hand.

Man muß deßhalb untersuchen, wie sich die moderne Oekonomie diesen Einrichtungen gegenüber verhält, welche so sehr ihren „Grundsätzen" widerspricht. Bis jetzt haben wir von ihrer Seite nur unbegrenztes Lob spenden sehen. Woher aber dieser Widerspruch? Ganz einfach daher weil die Volkswirthschaft neuesten Zuschnittes überhaupt keine vernünftigen, bestimmten Grundsätze hat, sondern nur die dienstfertige Magd des Geldsacks ist; gemeinsamer einziger Zweck beider ist die Unterordnung des Menschen unter das Capital. Daß die hier in Rede stehenden Einrichtungen an der Erreichung dieser Zwecke arbeiten, dürfte wohl Jedermann einleuchten. Tragen doch dieselben wesentlich dazu bei den Arbeiter in jeglicher Hinsicht an die betreffende Werkstätte zu fesseln, ihn in Allem dem Fabrikherrn unterzuordnen. Tritt der Arbeiter aus der Werkstätte, so verliert er sofort und unwiderruflich alle Vortheile seiner bisherigen Mitgliedschaft, sowie

jeglichen Anspruch auf die eingezahlten Gelder. Der Austritt macht ihn doppelt hülflos und um es nicht zu werden, wird er sich manches gefallen lassen müssen, was er in jedem andern Falle nicht ertragen hätte. Daß hierunter auch Lohn-Herabsetzungen mit einbegriffen sind, ist leicht einzusehen. Wenn also die Arbeitgeber zur Erhaltung solcher Einrichtungen auch einige Opfer bringen, so wissen sie doch sehr wohl, was sie thun und welche Vortheile sie sich dadurch verschaffen.

Doch die Sache hat noch eine andere Seite. Arbeiter welche in der Fabrik Unglück haben und arbeitsunfähig werden, erhalten Unterstützungen aus ihrer Kasse. Der Fabrikherr ist deßhalb der Sorge für dieselben enthoben. Ebenso erhalten auch alte Arbeiter welche im Dienste der Fabrikherren ergraut und arbeitsunfähig geworden sind, daraus eine Art Pension. Dagegen erhalten diejenigen Arbeiter welche nur zeitweilig in den Werkstätten beschäftigt sind und deren Zahl bei den gegenwärtigen unstäten Verhältnissen des Gewerbebetriebs weitaus die große Mehrheit bildet, nichts von den gezahlten Beiträgen zurück, selbst wenn sie nie die Hülfe der Kasse in Anspruch genommen haben. Ihr Geld dient also dazu diejenigen zu unterstützen, die im Dienste der Fabrikherren alt werden oder ihre gesunden Glieder verlieren. Ja noch mehr, ohne die Beiträge dieser nur vorübergehend beschäftigten Arbeiter wäre es gar nicht möglich, den andern nennenswerthe Unterstützungen zu geben. Wie man sieht, dreht sich doch am Ende Alles nur um den Vortheil der Fabrikherren, die noch dazu vor der Welt als große Menschenfreunde gelten. Man muß gestehen, daß die liberale Oekonomie es versteht ihren Schutzherren, den Fabrikbesitzern, den Ruhm der Humanität auf die billigste Weise zu verschaffen. Diese volkswirthschaftlichen Wohlthaten nützen stets dem Wohlthäter am meisten.

Ich verwahre mich entschieden dagegen, hier persönlich gegen die obgenannten Fabrikbesitzer zu werden, denselben

etwas zur Last legen zu wollen. Ihr Thun dient nur als Beispiel welches durchaus nicht vereinzelt dasteht. Sie handeln jedenfalls in gutem Glauben an die herrschenden volkswirthschaftlichen Lehren, wie so viele ihrer Genossen welche ähnliche Einrichtungen in's Leben gerufen und beschützen.

Anders könnte es freilich werden, wenn diese Einrichtungen sich nicht auf die Arbeiter einer einzigen Anstalt beschränkten und überhaupt einige Selbstständigkeit besäßen. Alsdann könnte manches Gute daraus entstehen. Vor Allem müßte aber das Wohl des Arbeiters und nicht die Rücksichten auf den Vortheil des Fabrikherren die Grundlage solcher Unterstützungs= und Krankenvereine seyn. Die Arbeiter müßten die eigentlichen Leiter und Verwalter derselben seyn, wozu dieselben freilich wenig taugen, Dank der heutigen Volkserziehung. Eine Sparkasse müßte damit verbunden und die Gelder des Vereins so angelegt werden können, daß sie dem Gewerbszweig zu gute kämen dem die Arbeiter der betreffenden Kasse angehören. Natürlich müßte sich jeder solche Verein auf die Arbeiter desselben Berufs beschränken, so daß ein weiteres Band dieselben vereinigte. In jeder Stadt würden die Arbeiter desselben Handwerks einen völlig selbstständigen Verein bilden, der natürlich mit ähnlichen Vereinen der nächsten Städte in Verbindung treten könnte. Es könnten sich dann Produktiv=Associationen, Corporationen aus diesen Vereinen herausbilden. Die Stellung der Arbeiter würde dadurch eine ganz andere werden. Aber hierzu gehörte als unerläßliche Vorbedingung daß die Arbeiter wieder gute Christen würden und sich nicht mehr durch socialistische und sonstige verderbliche Lehren zu Gewaltthätigkeiten und Widersetzlichkeiten verführen ließen. Es fehlt denselben an verständiger Unterwürfigkeit, an Sinn für Unterordnung unter ihres Gleichen und deßhalb an Selbstständigkeit. Solche Vereine bedingen bei ihren Mitgliedern eine gewisse Gemeinsamkeit der Ueberzeugungen und Grundsätze, die nur durch entsprechende religiöse Gesinnungen erzielt werden kann. Bevor die

geistige Einheit unter den Arbeitern nicht wieder hergestellt ist, sind auch alle Bestrebungen im Vereinsleben nothwendigerweise unfruchtbar.

Bei der zweiten Gattung von Einrichtungen tritt der Widerspruch mit den „Grundsätzen“ der landläufigen Oekonomie ebenso wie die eigentliche Absicht, der einzige Zweck dieses Systems noch viel greller hervor. Als Beispiel will ich nur die menschenfreundlichen Unternehmungen der Elsässer Fabrikanten in Mülhausen, von deren Lob alle professionirten Volkswirthschaftler Deutschlands und Frankreichs überfließen und die sich deßhalb einer gewissen Notorietät erfreuen, einer eingehenderen Prüfung unterwerfen. Der Zweck der Mülhauser Gesellschaft (Société des Cités ouvrières) ist den Arbeitern billige Wohnungen und billige Nahrung zu verschaffen, wozu zwei besondere Einrichtungen bestehen, die wir eigens besprechen müssen, trotzdem sie von Einem Ursprung ausgehen.

Die Gesellschaft hat eine Bäckerei und eine Speiseanstalt eingerichtet, welche ihre Erzeugnisse ohne Gewinnst absetzen. (Ich unterstreiche dieß Wort damit man dasselbe im Verfolg dieses Aufsatzes nicht vergesse.) Das Brod ist deßhalb durchschnittlich um ein gutes Viertheil oder Fünftel billiger als bei Bäckern welche ihr Geschäft auf die gewöhnliche Weise betreiben. Bei der Speiseanstalt ist der Unterschied fast noch bedeutender. Die Fleischportionen kosten nur 15 bis 25 Centimen (Pfenninge) trotzdem sie $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Pfund Fleisch enthalten. Suppe kostet 5 bis 10, starke Gemüseportionen 10 Wein 40 bis 60 Centimen der Liter. Für etwa 50 Centimen kann der Arbeiter eine tüchtige Mahlzeit, Wein und Brod mit inbegriffen, haben. Und wie man hört, gefällt den Arbeitern diese Billigkeit außerordentlich, so daß sie gar nicht unzufrieden mit der Einrichtung sind. Obwohl ich nun das Beste des Arbeiters so sehr als jeder Andere will, kann ich mich mit der eben beschriebenen Einrichtung nicht einverstanden erklären, und zwar indem ich mich für dießmal auf den

Standpunkt der liberalen Oekonomie selber stelle. Alle Volkswirthschaftler geben zu — und hierin befinden sie sich ausnahmsweise in Uebereinstimmung mit dem gesunden Menschenverstand — daß die Arbeit, das Geschäft sich durch seinen Ertrag selbst erhalten müsse. In jedem andern Falle ist die Produktion ein Unding. Verlangen doch die Volkswirthschaftler daß alle Zölle abgeschafft werden, damit nirgendwo ein Gewerbszweig künstlich erhalten werde, und überall nur die den vorhandenen natürlichen Verhältnissen entsprechende Gewerbthätigkeit die auf eigenen Füßen stehen kann, gepflegt werde. Die Zölle müssen weg, damit keine künstliche Bevorzugung des einen oder andern Landes oder Gewerbszweiges möglich sei. Der Zoll welcher die auswärtige Concurrenz bis zu einem gewissen Grade ausschließt, muß als eine Art von Staats-Unterstützung Einzelner auf Kosten Aller betrachtet werden.

Eine Anstalt, eine Einrichtung aber welche auf Gewinnst verzichtet, ist deßhalb schon nicht lebensfähig, sondern zum Sterben verdammt. Sie widerspricht jeglichem gesunden volkswirthschaftlichen Grundsatz, indem sie als eine Wohlthätigkeits-, als eine subventionirte Anstalt dasteht, welche alle Concurrenz ausschließt. Sie ist eine Verläugnung des Princips der Gesellschaft, indem sie die Ernährung eines so wichtigen Theiles des Volkes von einer unlebensfähigen, künstlich gegründeten und erhaltenen Anstalt abhängig macht. Und dabei preisen uns die Herren Volkswirthschaftler die freie Concurrenz als das einzige, oberste Gesetz des Geschäftslebens! Warum finden dieselben es nun aber löblich, ja vortrefflich, die Concurrenz auf ihrem Gebiete mittelst derselben Mittel auszuschließen, welche die alte schutzzöllnerische Volkswirthschaft in Anwendung brachte? Denn künstliche Erhaltung eines hohen Preises durch Schutzzoll und künstliche Niederhaltung desselben mittelst Beseitigung des Gewinns sind in ihren Wirkungen doch vollkommen gleich. Beide sind künstliche Mittel zur Beseitigung der natürlichen Concurrenz. Oder ist etwa derjenige Gewerbtreibende der sein Brod durch

Handel und Zubereitung von Lebensmitteln für den Arbeiter verdient, nicht eben so berechtigt, nicht eben solcher Rücksicht werth, als jener, freilich meistens viel reichere Gewerbtreibende oder Geldmann der Maschinen oder Tuch verfertigt? Ich kann keinen andern Unterschied als etwa denjenigen des kleinern oder größern Betriebscapitals zwischen beiden finden. Sie sind beide die Vermittler zwischen dem Erzeuger von Rohstoffen und dem Verbraucher von verarbeiteten Waaren. Ebenso wie der Arbeiter mit dem Getreide das ihm der Rohstofferzeuger, der Landwirth liefert, nichts anzufangen weiß ohne Vermittelung des Müllers und Bäckers, ebenso ist Niemand der einen Rock braucht, mit der Wolle zu befriedigen die ihm der Schafzüchter liefert. Der Tuchmacher und Schneider allein können die Vermittelung, d. h. die Verwandlung der Wolle in einen Rock besorgen und sind deßhalb ebenso unentbehrlich wie der Schafzüchter. Ganz ebenso verhält es sich mit jeglichem Zweig der gewerblichen Thätigkeit. Auch der Grund, daß der Speisewirth welcher dem Arbeiter sein Mittagessen liefert, gar zu sehr im Kleinen arbeite, ist nicht stichhaltig und kann höchstens von einem Malthusianer oder ähnlichen Menschenfeind geltend gemacht werden.

Oder, frage ich, wollt ihr etwa den Handel und die Zubereitung von Nahrungsmitteln aus dem Bereich des freien Gewerbbetriebs streichen, indem ihr diese Geschäfte zu einer Art öffentlichen Einrichtung erhebt welche von Staatsbeamten geleitet wird? Die Mülhauser und alle ähnlichen Anstalten sind jedenfalls ein Anfang dazu. Dadurch bezeugt aber auch die Volkswirthschaft auf das schlagendste, daß ihr Zweck durchaus nicht auf die vernünftige Befriedigung aller Bedürfnisse der Gesellschaft, am wenigsten aber auf Beglückung der Massen, sondern einzig und allein auf fortdauernde Bereicherung des Großcapitals gerichtet ist. Denn wenn ihr die so höchst wichtige, jeden Einzelnen berührende Industrie der Verarbeitung der Nahrungsmittel abschaffen wollt, so beweist ihr dadurch ja nur daß ihr für dieselbe keinen Platz mehr in

eurem System habt, daß ihr dieselbe die doch eine der ersten nothwendigsten aller Industrien ist und Tausende von Menschen ihr Brod erwerben läßt, vollständig dem Großcapital opfern wollt.

Denn wohlgemerkt, diese Abschaffung der Nahrungsmittel-Industrie und deren Ersetzung durch öffentliche Einrichtungen soll ja nur zum Vortheile der übrigen Industrien durchgeführt werden. Bei der Nahrungsmittel-Industrie soll alle Concurrenz dadurch unmöglich gemacht werden, daß man den sachgemäßen Gewinnst abschafft, nur damit der billiger abgefütterte Arbeiter auch seine Leistungen billiger zugestehen könne. Abstreiten läßt es sich nun einmal nicht, daß eine solche Einrichtung nur zum Vortheile der übrigen, namentlich aber großen Industrien ausschlagen muß. Umsonst wird man einwenden, das ganze Unternehmen sei nur in der reinsten menschenfreundlichsten Absicht begonnen, der Arbeiter werde deßhalb um keinen Pfenning an seinem Lohne verkürzt. Dieß mag insoweit wahr seyn, als ich keinesfalls die Absicht der Gründer verdächtigen will und auf den Augenblick keine Lohnverminderung eingetreten ist. Aber dieß beweist doch eben nur daß der Arbeitslohn schon so sehr herabgedrückt ist, daß der Arbeiter nur noch mit Hülfe solcher künstlichen Mittel einigermaßen bestehen kann. Anderntheils ist auch schon die steigende Entwerthung des Geldes, der eine entsprechende Lohnerhöhung fehlt, jedenfalls einer Lohnverkürzung gleich zu achten. Eine nichteingetretene Lohnerhöhung ist eben nur eine Lohnverminderung.

Noch ein Vergleich dieser Art. Die ohne Gewinnst, gewissermaßen unter Leitung von öffentlichen Philanthropie-Beamten arbeitende Speiseanstalt und Bäckerei ist, kaufmännisch genommen, weiter nichts als die Abschaffung des natürlichen Vermittlers — den Speisewirth und Bäcker bloß als Handelsleute betrachtet — zwischen Erzeuger und Verzehrer, zwischen dem Landwirth und Arbeiter. Es sind philanthropische Fabrikherren welche diese Unterdrückung be-

werkstelligen, die von den Volkswirthschaftlern als ein Meisterstück philanthropischer Oekonomie gepriesen wird. Nun darf man hier aber fragen, warum denn diese menschenfreundlichen Fabrikherren es verabsäumen, auch die Vermittler zwischen ihnen und den Verzehrern abzuschaffen? Es müßten, um dem hier befolgten Grundsatz treu zu bleiben, fast alle Kaufleute, alle Handelscommissionäre und Handelsreisende und eine Menge sonstiger kleinerer Gewerbtreibenden abgeschafft werden. Sicher wird auch der blindeste, eingebildetste Oekonomist diesen Gedanken weder zu fassen noch zu vertheidigen wagen. Und doch wäre die Abschaffung all dieser Mittelspersonen weiter nichts als die folgerichtige Durchführung und Entwickelung der oben berührten Einrichtungen.

Wendet man etwas Logik, etwas gesunden Menschenverstand auf um diese Auskunftsmittel des liberalen Oekonomismus zu prüfen, dann sieht man sogleich zu welchen absonderlichen Folgen die Sache führen würde. Eine ganz ungeheuerliche Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse müßte eintreten. Alles selbstständige Streben auf dem Gebiete des gewerblichen und socialen Lebens müßte aufgegeben werden zu Gunsten der von den Großcapitalisten betriebenen Massenerzeugung; zwischen Erzeugern und Verzehrern gäbe es nur mehr eine Art amtlicher, öffentlicher Vermittler, alle Beziehungen der Erzeuger wie der Verzehrer müßten zu Gunsten der Massenproduktion geregelt werden. Kurz, von da bis zum reinen Socialismus mit schließlicher gewaltsamer Beseitigung der Capitalbesitzer gäbe es keinen Schritt mehr der nicht mit naturnothwendiger Schwere und Wucht eintreten müßte.

Durch Aufhebung der Zollschranken hat man das Absatzgebiet aller Gewerbzweige und somit die freie Concurrenz bis in's Unendliche erweitert. Selbstverständlich mußten sich die Massenerzeugung und das Capital dadurch noch mehr in einzelnen Händen concentriren. Dieß war ja auch der ausgesprochene Zweck der Zollreform, weil dadurch in manchen Ländern gewisse Industrien untergehen müssen, da sie nicht

mehr mit dem erforderlichen Gewinn betrieben werden können. Um sich das Leben noch einige Zeit zu fristen, mußte zu allen Mitteln gegriffen werden die eine billigere Erzeugung möglich machen. Zu diesen Mitteln gehören unbedingt auch die Mülhauser und ähnlichen Einrichtungen. Was nun aber, wenn die Concurrenten der Mülhauser Fabrikanten, die unter den gegebenen Umständen ebenso billig arbeiten, nun auch ähnliche Einrichtungen für ihre Arbeiter treffen und dadurch dann noch billiger arbeiten können?

Wie man sieht, handelt es sich hier im Grunde um eine Schraube ohne Ende. Daß die Mülhauser Einrichtungen mit ihrem Verzicht auf Gewinnst einen durchaus socialistischen Charakter haben, wird wohl Niemand bestreiten wollen. Und so führt denn die von den Volkswirthschaftlern, diesen gebornen Anwälten des Capitals, gepriesene freie Concurrenz zu nichts anderm als zur großartigsten Entwickelung des Socialismus, dessen Hauptmerkmal ja ebenfalls in künstlicher Organisirung der Erzeugung und des Verzehrens, in der Unterdrückung der natürlichen Vermittler besteht. Nur ist der Socialismus viel offener und beginnt gleich mit den Folgerungen zu welchen die moderne Volkswirthschaft unwillkürlich und mit steter Läugnung der unabweisbaren Consequenzen gelangt. Beide aber schließen eine gesunde naturgemäße, auf Selbstständigkeit des Individuums und der Familie beruhende Entwickelung der gewerblichen und dadurch auch der gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse aus. Man stelle sich nur einmal eine Gesellschaft vor, bei der ähnliche Einrichtungen wie die Mülhauser allgemein und auf allen Gebieten durchgeführt wären!

Mit der Speiseanstalt und Bäckerei der Mülhauser Gesellschaft ist das ganze übrige Unternehmen verbunden. Die Gesellschaft begann 1853 mit einem Capital von 300,000 Franken, welche von deren Mitgliedern zusammengeschossen und zum Bau der Arbeiterhäuser verwendet wurden. Dazu kam eine Regierungsunterstützung von ebenfalls

300,000 Franken, welche zum Bau und der Einrichtung des Speisehauses, der Bäckerei, der Badeanstalt, einer Kleinkinder-Bewahranstalt, des Waschhauses, der Wasserleitung, der Abzugskanäle verwendet worden sind. Die Gesellschaft verpflichtete sich, nie mehr als 4 Procent Zinsertrag an ihre Mitglieder zu zahlen und mindestens für 900,000 Franken Häuser zu bauen. Seitdem hat sie aber deren für zusammen 2,400,000 Franken gebaut. Zu dem Zwecke sind Hypotheken-Schulden gemacht worden, welche mit 4½ Proc. verzinst werden. Die Häuser sind zu dem Preise von 2650 und 3300 angeboten, je nachdem sie ein oder zwei Stockwerk haben. Die Arbeiter machen eine Anzahlung von 2 bis 300 Franken, wenn sie den Kauf antreten und zahlen dann monatlich 20 bis 25 Franken ab. Zweihundert Häuser sind schon ganz schuldenfrei und über 1,200,000 Franken sind schon im Ganzen von den Arbeitern abbezahlt worden. Jedes Haus hat einen kleinen Garten, ist gut gebaut und entspricht vollkommen allen Anforderungen die man vernünftigerweise stellen kann.

Gerne gestehe ich nun auch zu, daß hier wirklich etwas für die Arbeiter geleistet worden ist, obwohl ich wiederum bei der Art der Leistung meine Bedenken nicht verhehlen kann. Die Regierung gab, wie wir gesehen, als Unterstützung eine ebenso große Summe als die Mitglieder aufbrachten, und nur auf diese Weise konnte das Unternehmen der Gesellschaft auf die Beine gebracht werden. Mag nun auch das Unternehmen noch so viel Gutes gewirkt haben, dieser Umstand allein bildet einen höchst bedenklichen Zug an der Sache. Die Gesellschaft hat 800 Häuser für ebenso viele Familien gebaut, macht also für jede Familie eine Staatsunterstützung von 375 Franken oder 100 Thalern. Man darf sich wohl fragen ob es möglich, ob es gerathen seyn würde dieß System weiter auszubilden, es auf den Arbeiterstand eines ganzen Landes auszudehnen. Es gibt in Frankreich allein einige Millionen solcher Arbeiterfamilien welche derartige Häuser nöthig hätten

und wodurch dann die Staatsunterstützung in die Hunderte von Millionen steigen müßte. In Mülhausen selbst ist erst nur ein kleiner Theil der Arbeiter auf diese Weise untergebracht. Bei dem größten Theil der übrigen wäre es auch unmöglich, weil dieselben zu wenig verdienen um die nöthigen Gelder zu den Zahlungen aufbringen zu können. Ja man darf dreist behaupten, daß der größte Theil der Arbeiter in Frankreich und Deutschland in demselben Falle sich befindet und auch nie im Stande wäre, ein solches Haus zu bezahlen. Das System wäre also schon nicht allgemein anwendbar, ausgenommen die Staatsunterstützung müßte um ein Bedeutendes höher seyn, so daß die Häuser halb geschenkt würden. Die an sich so bedenkliche Sache der Staatsunterstützung wäre dadurch nur noch schlimmer.

Doch es kommt noch besser. Wir haben gesehen, daß auch die Speiseanstalt und die Bäckerei mittelst dieser Unterstützung gegründet worden sind. Wenn dieselben ihre Erzeugnisse ohne Gewinn verkaufen, so ist dieß also nur dadurch möglich, daß der Staat das Betriebscapital hergegeben. Denn müßten dieselben Miethe bezahlen, wie dieß die althergebrachte Volkswirthschaft erfordert, so könnten diese Anstalten natürlich nicht so billig, d. h. ohne Gewinn verkaufen. Also mit Staatsunterstützung, welche die Volkswirthschaftler mit Recht so sehr verpönen, soll die Lage der Arbeiter erträglicher gemacht werden. Und dieß nur um des Industrialismus, des Großcapitals willen! Die Staatsunterstützung ist weiter nichts als ein Almosen für die Arbeiter, das mittelbar nur zum Vortheile des Großcapitals, der Arbeitgeber gereicht. Denn der billiger lebende Arbeiter muß schließlich auch billiger arbeiten als er es unter den alten Verhältnissen gethan.

Das Bezeichnendste bei der Sache ist nun aber daß die moderne Oekonomie hier den „Grundsätzen" untreu wird, welche sie sonst so gerne in den Vordergrund zu schieben sucht, nur um ihren eigentlichen, stets so hartnäckig geläug-

neten Zweck, die Alleinherrschaft des Capitals zu erreichen. Der Staat muß die Arbeiter ernähren helfen, damit die freie Concurrenz auf's höchste gespannt werden kann und die Capitalisten die möglichst größten Geschäfte machen können. Deßhalb nimmt man die sonst überall grundsätzlich verpönte Staatsunterstützung ohne Weiteres hin. Was würde aber bei der Verallgemeinerung dieses Systemes entstehen? Was würde dabei herauskommen, wenn in einem ganzen Lande alle für Arbeiter bestimmten Speiseanstalten und Bäckereien auf öffentliche Kosten eingerichtet würden, um ihre Erzeugnisse ohne Geschäftsgewinn zu liefern? Wäre nicht eine allgemeine Lohnherabsetzung die unmittelbare, unausbleibliche Folge? Was aber würde dann bei der nächsten politischen oder wirthschaftlichen Erschütterung aus dem ganzen Arbeiterstande werden, dessen Ernährung auf solcher gebrechlicher und gefährlicher Grundlage beruhen würde? Ich glaube, ein Jeder wird sich dieß Alles an den Fingern nachzählen können, wenn ihm dieselben dabei nicht zu stark zittern.

In einem Punkt jedoch wird man dem Unternehmen der Mülhauser Gesellschaft alles Lob zuerkennen müssen. Dieselbe hat ihren Mitgliedern und Darlehengebern eine Beschränkung des Zinsfußes auferlegt, was freilich wiederum mit der Volkswirthschaft neuesten Zuschnittes im schneidendsten Widerspruch steht und weder nach unbeschränkter Concurrenz noch nach Beseitigung der Wuchergesetze riecht. Dagegen haben sie ihr Unternehmen so eingerichtet, daß der festgesetzte Zinsbetrag auch um so gesicherter ist. Sie befolgen also das uralte, christliche, ja päpstlich-römische Princip der Beschränkung des Zinsfußes verbunden mit der größten Sicherheit für Capital und Zinsen. Sie haben dadurch den vollgiltigen Beweis geliefert, daß eine jegliche Volkswirthschaft, welche wirklich diesen Namen verdient indem sie nämlich die Interessen der arbeitenden und minder bemittelten Classen denjenigen der geldmächtigen Minderheit vorgehen läßt, dergleichen Beschränkungen unbedingt erheischt. Denn

sobald das Interesse der Menschen der Mittel- und Ausgangspunkt der Volkswirthschaft wird, muß sich die Materie, das Geld solche Beschränkungen gefallen lassen; der Mensch und das Geld können nicht beide zugleich frei seyn, zugleich herrschen. Die moderne Volkswirthschaft mit ihrer unbeschränkten Concurrenz, ihrem Freihandel und Wucher ist weiter nichts als die unbedingte Freiheit und somit die Herrschaft des Geldes; die christliche, wirkliche Volkswirthschaft dagegen ist die Freiheit des Menschen, seine Herrschaft über die Sache, das Geld. Beide Systeme müssen sich deßhalb stets feindlich gegenüberstehen.

Ja, es gibt eine christliche Volkswirthschaft, die schon längst bestand und das großartigste Zeitalter der Geschichte, das Mittelalter, beherrschte, dessen Einrichtungen heute noch mustergiltig sind trotz aller liberal-ökonomischen Schmähungen. (Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß die jetzt noch bestehenden verkümmerten und oft verschrobenen Ueberbleibsel dieser Einrichtungen der Erhaltung werth seien.) Einer der vornehmsten Grundsätze, ich möchte fast sagen der oberste, der christlichen Volkswirthschaft war die von der Kirche von jeher gegen Wucher, d. h. gegen die unbedingte Freiheit des Geldes verhängte Verpönung. Die Kirche mußte so handeln weil sie das Geld nur als ein Hilfsmittel des gesellschaftlichen Verkehrs, nicht aber als Hauptsache desselben ansah. Sie billigte zwar den Bezug von Zinsen, aber von jeher hat sie es sich angelegen seyn lassen den Zinsfuß zu beschränken und auf das geringste zulässige Maß zurückzuführen. Daher finden wir in allen christlichen Staaten die Wuchergesetze, welche unmittelbar auf dem kanonischen Recht beruhen.

Thatsache ist nun aber, daß bei geringem Zinsfuß die Sicherheit des ausgeliehenen Capitals stets größer ist und auch seyn muß, und daß dadurch alle die vielen Schwindelgeschäfte, die großen allzu gewagten Spekulationen aufhören müssen. Es kommt Sicherheit und Regelmäßigkeit in die Geschäfte; dem Leichtsinn in Unternehmungen und Aus-

gaben wird eine heilsame Schranke gesetzt. Da alle nur bescheidenen mäßigen Gewinnst von ihren Capitalien haben, so müssen nothwendigerweise alle Waaren billiger seyn, was hauptsächlich dem kleinen Mann zu gute kommt. Der durch die großartigen Spekulationen und gewerblichen Unternehmungen herbeigeführte Geldüberfluß kommt nur den Reichen zu gute, denen es auf einige Gulden täglicher Ausgaben mehr oder weniger nicht ankommt. Nur der kleine Mann und der Arbeiter leiden unter der durch diese Verhältnisse in den letzten Jahren herbeigeführten mehr künstlichen als wirklichen Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse.

Hätten wir den Börsenschwindel, die gewagten Unternehmungen, die politischen Anleihen zu Wucherzinsen während der letzten zwanzig Jahre nicht gehabt, so wären heute nicht nur alle Lebensbedürfnisse bedeutend billiger, sondern wir wären auch nicht von einer furchtbaren wirthschaftlichen Krisis bedroht, wie wir es jetzt sind. Die Geschäfte würden einen regelmäßigen, sichern und ruhigeren Gang haben und dadurch würde auch die gesellschaftliche und politische Lage eine entsprechende ruhigere Entwickelung nehmen. Die gewagten Börsengeschäfte, das Schwindelfieber sind eigentlich nur die Revolution auf wirthschaftlichem Gebiet, die sich dann auch mit erdrückender Consequenz auf alle andern Gebiete überträgt. Dem System Law's folgte die erste französische Revolution auf dem Fuße; nach dem Börsen- und Industrie-Schwindel des Bürgerkönigthums kam 1848. Was nach dem durch die Pereire, Pinard, Mirès und Sippe, durch die italischen National- und sonstigen großen Anleihen hervorgebrachten wirthschaftlichen Fieber folgen muß, das wird die Welt bald genug erfahren.

Hier muß nun aber auch die Frage aufgeworfen werden, warum denn die Fabrikherren, welche sich und ihren Darleihern für das Mülhauser Unternehmen eine Beschränkung des Zinsertrags auferlegen, nicht auch dasselbe hinsichtlich ihrer eigenen Geschäftsunternehmungen thun. Wenn dieselben

anstatt 15 bis 20 Prc. bei ihren Fabrikunternehmen zu verdienen, sich mit 4 bis 6 Procent begnügen würden, könnten dieselben sicher den Lohn ihrer Arbeiter um ein Bedeutendes erhöhen, was nach meinem Dafürhalten die unerläßlichste Bedingung für die Besserung der Lage der Arbeiter und somit zur Lösung der socialen Frage wäre. Entweder Lohnerhöhung oder Herabminderung der Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, ohne dieß ist keine Lösung der socialen Frage möglich. Doch ich darf diesen Gedanken, dessen Berechtigung jeder aufmerksamere Beobachter unserer jetzigen wirthschaftlichen Zustände anerkennen wird und den auch Schulze aus Delitzsch wiederholt zugestanden hat, nicht weiter ausführen, um dem ohnedieß so empfindlichen Großcapital nicht vor der Zeit Schrecken einzujagen.

Aus den vorstehenden Andeutungen wird der Leser hoffentlich zur Genüge ersehen haben, worauf das ganze Gebahren dieser liberal-ökonomischen Menschenfreundlichkeit hinausläuft und wie höchst kläglich die Ergebnisse des in Paris eröffneten Preisausschreibens zur Lösung der socialen Frage gewesen sind. Die dem Fortschritt des 19. Jahrhunderts entsprechende Volkswirthschaft hat stets nur den Vortheil des Capitals im Auge, selbst wenn sie vorgibt, etwas zur Besserung der Lage der Arbeiter zu thun. Ihre angeblichen Wohlthaten und wirthschaftlichen Einrichtungen sind weiter nichts als Mittel die Unterordnung des Arbeiters unter das Capital zu bewerkstelligen oder wenigstens zu fördern. Das wenige Gute, was manchmal darin zu finden, steht im grellsten Widerspruch mit den Grundsätzen des Systems und entspringt einzig und allein dem Rest von Christenthum der sich noch bei Volkswirthschaftlern und Fabrikherrn vorfindet. Denn nur das Christenthum lehrt Uneigennützigkeit und Aufopferung und deßhalb auch Mäßigung und Beschränkung im Streben nach zeitlichem Gewinn. Es ist durchaus christlich und zünftlerisch wenn sich unsere Capitalisten freiwillig mit einem ge-

ringern Ertrage ihrer angelegten Gelder begnügen als sie ihn haben könnten.

Alles was hier also für die Lösung der socialen Frage geschehen, ist nicht einmal Stück- und Flickwerk, sondern höchst bedenkliche Versuche bei denen sich die gefährlichsten Folgen schon jetzt einstellen. Im Großen auszuführen, auf ein ganzes Land auszudehnen, böte große Schwierigkeiten und würde so große Opfer erheischen, daß es fast unmöglich würde. Ueberdieß wäre die Lage der Arbeiter eher viel schlimmer als besser, indem dieselbe durch solche Einrichtungen, namentlich diejenigen der zweiten Gattung, auf die letzte Stufe des Möglichen, zur äußersten Unselbstständigkeit und Abhängigkeit herabgedrückt seyn würde. Denn sobald einmal die Kosten des Lebensunterhalts und somit auch der Arbeitslohn durch diese künstlichen Mittel auf das geringste Maß zurückgeführt seyn würden, müßte die leiseste Verrückung der landwirthschaftlichen Erzeugung die ganze Ernährungsmaschine auf das empfindlichste berühren und selbst gänzlich über den Haufen werfen. Die letzten Hilfsmittel wären dann schon im Voraus verbraucht und wir hätten ein Arbeiterproletariat wie es elender und hilfloser und somit auch gefährlicher und verdorbener nicht gedacht werden könnte. Das heutige Proletariat wäre noch eine wahre Aristokratie dagegen.

Dagegen wären die Fabrikherren um ein bedeutendes reicher, die Herrschaft des Capitals noch mehr befestigt und ausgedehnt. Daneben wären die Arbeitslöhne der billigen Lebensweise wegen und den Anforderungen der unbeschränkten Concurrenz entsprechend auf das bescheidenste, unerläßlichste Maß zurückgeführt. Die Arbeiter würden dann in der That nur mehr von den Brosamen leben, welche ihnen die Bankokratie zuzuwerfen für gut fände. Die Scheidung zwischen besitzenden und nichtbesitzenden Classen wäre dann erst recht durchgeführt und zu einer Kluft geworden, wie sie gähnender und fürchterlicher nie da war, so daß eine Ausfüllung völlig unmöglich würde. Das Ende vom Liede könnte nur die

fürchterlichste social=politische Umwälzung seyn, welche die Welt je gesehen.

Wie weit, frage ich nun hier, muß nicht die Verdummung des Volkes oder vielmehr der Leser liberaler Zeitungen schon gediehen seyn, wenn letztere es wagen können der Welt einzureden, der Volkswirthschaftler Schulze aus Delitzsch habe Großes zur Lösung der socialen Frage geleistet, trotzdem seine Consum= und Vorschußvereine ganz ebenso wie die hier besprochenen Einrichtungen wirken, also die sociale Frage erst recht heraufbeschwören?

Hat uns die Pariser Ausstellung somit die ganze Aermlichkeit und drohende Gefährlichkeit solcher volkswirthschaftlichen Versuche zur Lösung der socialen Frage gezeigt, so hat dieselbe außerdem noch das Verdienst, dargethan zu haben, daß nur das Christenthum dieselbe lösen kann. Das Christenthum muß wieder in seine alten Rechte und Stellung eingesetzt werden, welche ihm durch den Separatismus entzogen worden sind. Herrscht das Christenthum wiederum in Familie, Gemeinde und Staat, in Handel und Wandel, in Sitte und Gebrauch, dann ist die Kette wiederum geschlossen welche die ganze Gesellschaft umfaßt und zusammenhält, und die sociale Frage ist ein entschwundener Alp.

XLVI.

Künstlerkämpfe.

Unter vorstehender Aufschrift brachte eines der letzten Hefte (Bd. 60, Heft 6) der Histor.=polit. Blätter einen Artikel „aus der Mappe eines Betheiligten", dessen Verfasser, wie er deutlich zu verstehen gibt, nicht bloß die Kämpfe zwischen Anderen beschreiben will, sondern auch gar gerne auf eigene Hand eine Lanze brechen möchte. Insbesondere hat er es auf die „Ritter der Gothik" abgesehen; indem er ihnen den Handschuh hinwirft, läßt er es zugleich nicht an aufreizenden Reden fehlen, um dieselben in Harnisch zu bringen.

Ich hebe den Handschuh auf, jedoch nur in meiner Eigenschaft als gleichfalls, in einem gewissen Sinne wenigstens, „Betheiligter", und wird der Herausforderer auch wohl mit einem solchen vorlieb nehmen müssen, da „Ritter der Gothik", wie er sie sich vorstellt, schwerlich ausfindig zu machen seyn dürften. Er schildert dieselben als „Fanatiker für welche Christenthum und Gothik eins und dasselbe sind, welche die einzig richtige Form sowohl des Christenthums als der Kunst auf eine kurze Spanne Zeit von etwa 60 bis 80 Jahren beschränken." Was zunächst die Bezeichnung als Fanatiker anbelangt, so wird kein Gothiker dadurch sich sonderlich verletzt fühlen, da sie nach heutigem Sprachgebrauche

auf alle Solche angewendet zu werden pflegt, welche von festen Principien aus, unbeirrt durch alle Verlockungen oder Anfechtungen, Schlagworte und Sophismen. geraden Weges auf das Ziel losgehen, welches sie für das rechte erachten. Im Uebrigen sind mir die Gothiker, deren ich nicht wenige auf meinem Lebensgange begegnet habe, durchweg als frische kräftige Naturen vorgekommen, die, weit entfernt auf Inquisitionstribunale oder Scheiterhaufen für die Kunstketzer zu sinnen, sich mit ihren Gegnern wacker herumboxen und über deren Schöpfungen sich weidlich lustig machen. Keinesfalls aber ist jemals den Verfechtern der Gothik die vorgedachte Doktrin in den Sinn gekommen. Allerdings sind sie nicht der Ansicht des Einsenders in Heft 6 (den ich fernerhin, um der Kürze willen, einfach mit X zu bezeichnen mir erlaube), daß „der in der Kirche stets lebendig fortwirkende Geist" eine vollgültige Bürgschaft für das Blühen der kirchlichen Kunst darbiete; sie halten vielmehr dafür, daß es auch auf diesem Gebiete auf und nieder gehe, je nach dem Geiste welcher eine Zeit und die jeweiligen Künstler belebt. So zum Beispiel meinen sie, daß wie glänzend die gothische Sainte chapelle des heiligen Ludwig den in der Kirche lebenden Geist zurückstrahle, ebenso entschieden die von Ludwig dem Vierzehnten in Versailles errichtete Palastkapelle denselben verläugne; sie meinen, daß durch die Mißhandlungen der Kunstdenkmäler der Vorzeit sowohl, als durch die Neubauten und Restaurationen während der letzten Jahrhunderte, handgreiflich dargethan sei, wie gar leicht jenem Geiste die „congruente Ausgestaltung" abhanden kommen kann, und sie glauben den Schluß daraus ziehen zu dürfen, daß ohne Unterlaß das Falsche als solches gekennzeichnet, und auf die richtigen Principien hingewiesen werden müsse, so lange wenigstens bis letztere wieder zu allgemeiner Anerkennung gelangt sind. Wenn, ihres Erachtens, diese Principien in der Periode der aufblühenden Gothik den klarsten und präcisesten Ausdruck gefunden haben, so fällt ihnen darum doch nicht ein, die

XLVI.

Künstlerkämpfe.

Unter vorstehender Aufschrift brachte eines der letzten Hefte (Bd. 60, Heft 6) der Histor.-polit. Blätter einen Artikel „aus der Mappe eines Betheiligten", dessen Verfasser, wie er deutlich zu verstehen gibt, nicht bloß die Kämpfe zwischen Anderen beschreiben will, sondern auch gar gerne auf eigene Hand eine Lanze brechen möchte. Insbesondere hat er es auf die „Ritter der Gothik" abgesehen; indem er ihnen den Handschuh hinwirft, läßt er es zugleich nicht an aufreizenden Reden fehlen, um dieselben in Harnisch zu bringen.

Ich hebe den Handschuh auf, jedoch nur in meiner Eigenschaft als gleichfalls, in einem gewissen Sinne wenigstens, „Betheiligter", und wird der Herausforderer auch wohl mit einem solchen vorlieb nehmen müssen, da „Ritter der Gothik", wie er sie sich vorstellt, schwerlich ausfindig zu machen seyn dürften. Er schildert dieselben als „Fanatiker für welche Christenthum und Gothik eins und dasselbe sind, welche die einzig richtige Form sowohl des Christenthums als der Kunst auf eine kurze Spanne Zeit von etwa 60 bis 80 Jahren beschränken." Was zunächst die Bezeichnung als Fanatiker anbelangt, so wird kein Gothiker dadurch sich sonderlich verletzt fühlen, da sie nach heutigem Sprachgebrauche

sind, daß „hölzerne Spitzbogen, schwindsüchtige Fialen und Knäufchen, unverstandene Nachahmungen älterer Muster“ und Vieles sonst noch darin sich breit macht, was „höchstens nur den blöden Blick des Nichtkenners zu täuschen vermag“; allein Herr X ist von einem kaum begreiflichen Irrthum befangen, wenn er glaubt, diese Erscheinungen seien durch die Lobpreisungen der Gothik seitens der Bewunderer und Kenner derselben hervorgerufen. Oder können vielleicht vernünftige Creaturen etwas dafür, wenn unvernünftige Affen sich wie sie zu geberden suchen? Als Augustus Welby Pugin, einer der ersten und eifrigsten Wiedererwecker der Gothik, im Jahre 1841 seine „Contrasts“ und seine „True principles“ schrieb, war jene Aftergothik längst schon im Schwunge und bildete einen Hauptzielpunkt seiner Satire, wie ein Blick auf die Abbildungen der letztgedachten Schrift (S. 23—25 und 41) ergibt, obgleich solches gothische Pfuschwerk doch wenigstens einen guten Willen verräth und überdieß großentheils das akademische der Neuheiden und Eklektiker in den Schatten stellt. Wenn, trotz alles Eiferns dagegen und aller Belehrung, auch heute noch vielfach Pseudogothiker ihr Unwesen neben Denjenigen forttreiben welche, über jedwede gothische Anwandlung erhaben, die Gotteshäuser mit bekleideten Puppen, Wachsfiguren in magischer Beleuchtung, Papierblumen, Gips-, Back-, Zink- und Gußeisen-Werk ausstatten, so liegt die Schuld wahrlich nicht an den Lobrednern der Gothik. Sie liegt einestheils an den Hütern des Heiligthums, die ihr Ohr gegen deren Reden verschließen, weil der principlose Schlendrian, das Schwimmen mit der Tagesmode, weit bequemer ist, anderntheils daran, daß zufolge des in antigothischem Sinne geübten Staatsmonopoles Meister der Gothik stets durch den härtesten Boden wachsen müssen. In England, wo dieses Monopol nicht besteht, zählt man bereits solche Meister zu Hunderten, und die Pfuscher verschwinden vor ihnen mehr und mehr, wie denn auch der Berichterstatter über die Pariser Ausstellung in diesen Blättern (Bd. 60,

Meister des 14. und des 15. Jahrhunderts gering zu schätzen; ja selbst die ausgeartetsten Werke des 16. Jahrhunderts stehen in ihren Augen immer noch höher, als Alles was später der Classicismus auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst geschaffen hat; nur halten sie es, in Anbetracht der modernen ästhetischen Verkommenheit, für überaus räthlich, daß die Praktiker sich zunächst an den einfacheren Mustern der Frühgothik zu orientiren und auszubilden, mit den constructiven Grundelementen, dem Generalbasse des gothischen Styles, innig vertraut zu machen suchen.

Das ist im Wesentlichen nicht bloß meine persönliche Ansicht, sondern auch die der hervorragendsten Förderer der christlich-germanischen Kunstweise, deren Gesammtheit kein billig Denkender für die etwaigen Excentrizitäten einzelner Heißsporne im gothischen Lager wird verantwortlich machen wollen.

Doch, wozu das Alles meinem Widerpart gegenüber, der ja die für ihn so tröstliche Ueberzeugung hegt, daß „der gothische Sturm glücklich vorüber“ sei? Selbst den Besten unter den Gothikern — so läßt er sich vernehmen — sei es zu arg geworden über den Produkten, welche ihre exclusiven Lobpreisungen der Gothik im Gefolge gehabt; die Geister, welche sie gerufen, hätten sie nicht mehr los werden gekonnt; erschöpft und entmuthigt ließen sie die Hände sinken, oder reichten dieselben gar den bis dahin von ihnen Befehdeten zum Freundschaftsbunde dar.

Es mag seyn, daß mein Blick in den Gesichtskreis, welchen der also sich Tröstende vor Augen hat, nicht reicht; jedenfalls kann ich ihm aus voller Ueberzeugung die Versicherung ertheilen, daß innerhalb *meines* Horizontes der „gothische Sturm“ nicht bloß nicht vorüber, daß er vielmehr in stetem Wachsen begriffen ist, daß er sogar das normale Alltagswetter werden zu sollen scheint. Freilich ist es nur allzu wahr, daß in nicht wenig Kirchen „die schwächlichsten gothisch *seyn sollenden* Möbel und Fabrikate“ eingedrungen

XLVII.

Der neue badische Kirchenstreit.

(Officielle Aktenstücke über die Kirchen- und Schulfrage in Baden *).

Schon im April 1860 verkündete die zur Herrschaft gekommene Durlacher Partei in ihrem Moniteur, der „Badischen Landeszeitung", offen ihren antikatholischen Absolutismus, ihr byzantinisches System. „Die Hoheit des Staats ist absolut. Die Kirche hat keine Rechte. Alles Recht ist nur weltlich. Der Staat kann innerhalb seines Gebiets eine fremde, von ihm unabhängige Macht nicht dulden." Dieses Programm ist lediglich der verständliche Ausdruck, die Uebersetzung des gleichzeitigen officiellen Programms. Diese Sorte von „Liberalen" versteht es ja trefflich den Talleyrand'schen Satz auszubeuten: „die Sprache sei dazu da, die Gedanken zu verbergen." Wenn officiell die Selbstständigkeit der Kirche verheißen wurde, so ist das — liberales Diplomatenlatein. Der „moderne liberale Staat" will den Katholiken gegenüber einfach das *cujus regio illius religio* ausüben. Die nachstehenden Thatsachen werden dieß beweisen.

Die Presse der seit 1860 herrschenden antikatholischen Partei, ja sogar die „Karlsruher Zeitung" suchte zuerst eine

---

*) Bei Herder in Freiburg. 1867. 82 Seiten. 8.

„Nationalkirche“ dem katholischen Volke zu insinuiren. Das Volk ließ sich aber in der zu unvorsichtig angelegten Schlinge nicht fangen. Die Meister vom Stuhl änderten den Feldzugsplan.

Wie aus den Beschwerden der Kirchenbehörde an die Regierung hervorgeht, hat die akatholische badische Presse seit 1860 bis jetzt und zwar trotz der bestehenden Strafgesetze die Lehren, Einrichtungen, Verordnungen und Diener der Kirche unaufhörlich verläumdet und herabgewürdigt. Die Regierung welcher die Staatsanwälte unterstehen, hat diese ausdrücklich angewiesen, Anklagen wegen Beleidigung von Kirchendienern 2c. nur im öffentlichen (Regierungs=) Interesse und auf Weisung der Staatsbehörde zu erheben. Die Regierung beauftragte oder ermächtigte aber bis jetzt keinen Staatsanwalt, gegen solche Vergehen einzuschreiten*) und die Gerichte — können diese fast immer nur auf Anklage des Staatsanwalts verfolgen.

Während so die Katholiken gegenüber der ihnen feindlichen Presse des Rechtsschutzes entbehren, wurde die katholische Presse unablässig gerichtlich verfolgt und sogar von der Polizei verwarnt und gemaßregelt. Ebenso ist auch das Vereinsrecht der Katholiken unter Ausnahmsbestimmungen gestellt. Ohne Genehmigung der Regierung darf kein Kloster errichtet werden und dieses Placet ist stets widerruflich. Im zweiten Hefte der „Officiellen Aktenstücke“ sind die Dokumente publicirt, welche darthun daß die Regierung in die innersten Angelegenheiten der bestehenden religiösen Genossenschaften eingegriffen hat. Sie octroyirte gegen den Willen und die Einsprache der Kirche die Vorsteherin des sogenannten Frauenklosters Adelhausen in Freiburg und ernannte in neuester Zeit sogar zwei Novizinen zu „vollberechtigten Mitgliedern“

*) Officielle Aktenstücke über die Schul= und Kirchenfrage in Baden. (Freiburg, Herder 1866) II. Heft S. 72 ff.

dieser religiösen Genossenschaft, obgleich die Kirchenbehörde die Anordnung der Profeßablegung nicht getroffen hatte. Als die Mehrzahl der Frauen sich weigerte, die Staatsvorsteherin als ihre Oberin anzuerkennen, erschien der damalige Ministerialrath (jetzt Minister Jolly) im Kloster. Herr Jolly war erst kurze Zeit vorher in's Ministerium befördert worden. Er ist Protestant, war 1860 noch ein junger unbekannter Docent in Heidelberg und betheiligte sich bei der Agitation gegen die Convention mit dem heiligen Stuhl. Herr Jolly machte kurze und ganze Arbeit. Er inquirirte die einzelnen „renitenten" Klosterfrauen nicht bloß über Alles was sie in dieser Sache gethan, geredet, wer zu ihnen gekommen sei, was und wie sie beteten 2c.; sondern drohte mit Aufhebung des Klosters und mit „Fortjagen" der „Renitenten"*). So zwang er die Majorität, der durch ihn (den Protestanten) vorgenommenen Institution der „Vorsteherin" anzuwohnen.

Es ist bekannt, in welch drastischer Weise die herrschende Partei durch Pöbelexcesse, Polizeiverbote 2c. die katholischen Casino's gehemmt hat. Die Vereine und Versammlungen gegen die katholische Sache erfreuen sich aber hoher Protektion. Sie durften zu derselben Zeit gegen die katholische Kirche gehalten werden wo die katholischen Versammlungen verboten wurden.

In Baden, dem Musterlande des modern-liberalen Staats beherrscht die Regierung alle öffentlichen Verhältnisse. Der centralisirte Polizeistaat ist aber mit seinem übergroßen Beamtenheer nicht zufrieden. Durch das liberal aussehende Institut der Bezirksräthe von der neuen Aera, welche wie die Gemeindevorsteher von der Regierung bestätigt oder auch octroyirt werden, ist die Zahl der Regierungsagenten durch „Bürger" vermehrt. Die Gemeindefreiheit, der Grundstein

*) Officielle Aktenstücke II. S. 56—65. Es ist hier nachgewiesen, daß die Regierung nicht berechtigt ist, die noch bestehenden Frauenklöster aufzuheben oder sich in deren innere Angelegenheiten einzumischen.

aller Volksrechte, existirt bei uns nicht. Die Wahlen für die Volksvertretung stehen unter der ausschließlichen Leitung und Aufsicht der Regierung. Deßhalb, und bei dem Umstande daß diese Wahl eine offene (nicht geheime) und indirekte ist — befinden sich in der Kammer fast nur Ministerialräthe, andere Beamte und Bürgermeister. Die Regierung hat die Macht und den Willen, die Beamten (mit Ausnahme der Richter) „gesinnungstüchtig" zu machen. Versetzungen in deterius bewirken, daß katholische Beamte keine „regierungsfeindliche", d. h. ultramontane Tendenz bethätigen können. Sogar der Umgang mit kirchentreuen Katholiken wird als unerlaubt betrachtet*).

Die Regierung spricht es officiell, wie z. B. bei der im September d. Js. geschehenen Vorlage des Schulgesetz-Entwurfs an die Kammern, aus, daß der Staat sich von der Kirche getrennt habe. Sie erkennt kein Recht der Kirche mehr an, welches aus der Verbindung von Staat und Kirche fließt. So ist nach der Verordnung des Handelsministeriums vom 31. Mai 1867 (Regierungsblatt Nr. 24) den Kirchenstellen die Portofreiheit vom 1. Januar 1868 ab — entzogen worden.

Dagegen gibt die Regierung nicht zu, daß die Kirche sich von diesem mehr als indifferenten Staate getrennt halte. In Sachen der Kirche kennen die Liberalen keine Consequenz, sondern nur die „Logik der Thatsachen".

Die Staatskirchengesetze vom 9. Oktober 1860 sprechen auf der einen Seite die Selbstständigkeit der Kirche aus, auf der andern erklären und behandeln sie dieselbe als eine Staatsanstalt, welche nur dasjenige Recht hat welches der protestantische moderne Staat ihr auf Widerruf zugesteht (§. 13). Die kirchliche Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, das Recht

---

*) Die Freunde des „ultramontanen" Rechtsanwalts Brummel, Verwalters Fehringer u. A. wissen davon zu erzählen.

der Kirche untersteht dem „Gesetz" und der oberen Entscheidung der Regierung (§. 15 und 16 dieses Gesetzes). Die Ehejurisdiktion ist Staatssache (§. 4) und die Nothcivilehe ist durch das Gesetz vom 9. Oktober 1860 eingeführt. Die staatlichen Verwaltungsbehörden entscheiden nach diesem Gesetz über die confessionelle Erziehung der Kinder und es kann hierüber (mit der Kirche) kein giltiger Vertrag geschlossen werden.

Alle diese enormen Mittel, die kirchliche Wirksamkeit, das religiöse Leben der Katholiken zu schädigen, genügten dem modernen badischen „Staat" noch nicht. Die Ausnahmsgesetze (§. 631, 631a ff.) des badischen Strafgesetzbuchs gewähren der Staatsgewalt schon eine diskretionäre Gewalt und machen die Beamten zu personae sacrosanctae. Auch damit glaubte die neue Aera noch nicht auszureichen. Das „Gesetz, die Bestrafung von Amtsmißbräuchen der Geistlichen" vom 9. Oktober 1860 macht die Regierung zum souveränen Richter über Conflikte welche zwischen ihr und der Kirche entstehen. Die Kirchendiener welche das Recht der Kirche gegenüber den Eingriffen der Staatsgewalt ausüben, ja sogar diese oder ihre „Anordnungen in feindseliger Weise tadeln", werden als Verbrecher behandelt.

So ist die katholische Kirche in ihren äußeren, in ihren Rechtsverhältnissen zur Staatsgewalt wehrlos. Wäre indessen das Gesetz von 1860 im Geiste des §. 7*) desselben vollzogen, wäre hiernach der Pflege der katholischen Religion, dem Recht der Kirche noch die gebührende Rücksicht zugewendet worden, so hätte wenigstens die Selbstständigkeit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten zur Wahrheit werden müssen. Aber auch dieser Grad von Freiheit sollte der Kirche nicht zu Theil werden.

---

*) Dieser §. lautet: „Die . . Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten frei und selbstständig."

Die Regierung verlangte, daß das kirchliche Ehegericht über kirchliche Eheverhältnisse erst dann entscheiden solle, wenn das Civilgericht entschieden habe. Sie erklärte das vor Erlassung der Sentenz des Civilrichters gefällte kirchliche Eheurtheil durch die Ministerial-Erlasse vom 18. Oktober und 24. November 1866 für nichtig, und drohte der Kirchenbehörde mit strafgerichtlichem Einschreiten. Diese beharrte auf ihrem Rechte kirchliche Ehesachen durch den kirchlichen Richter selbstständig und ohne Rücksicht auf das staatliche Procedere zu entscheiden.

Weit schärfer als in die kirchliche Ehe- und Disciplinar-Gerichtsbarkeit griff aber die Regierung in die Besetzung der Kirchenstellen, in die katholische Erziehung und Bildung, endlich in das Vermögen der Katholiken ein. Wie oben schon angedeutet wurde, sind fast alle Staats- und andere öffentliche Stellen mit Akatholiken oder Indifferenten besetzt. Die wichtigsten Staatsämter sind fast durchweg in den Händen der Protestanten. Jetzt sollen auch die katholischen Kirchenämter an „regierungsfreundliche" Geistliche vergeben werden.

Bis in die neueste Zeit glaubte die Regierung, der durch §. 9 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 von den Geistlichen verlangte Nachweis einer „allgemein wissenschaftlichen Vorbildung" sei dadurch erbracht, daß Niemand zum theologischen Studium zugelassen wurde, welcher das Lyceum nicht absolvirt oder eine „Abiturientenprüfung" bestanden hatte. Ein anderer Nachweis der wissenschaftlichen Vorbildung wurde und wird von keinem öffentlichen Diener verlangt. Da ordnete die Regierung am 6. September d. Js. an: „Die Zulassung zu einem Kirchenamte ist von einer Prüfung abhängig, welche vor einer durch das Ministerium des Innern zu ernennenden Commission zu erbringen" sei. „Die Commission wird unter dem Vorsitz eines Mitgliedes des Ministeriums, aus Professoren der Universitäten, der polytechnischen oder der Mittelschulen", also nur aus Staatsbeamten zusammen gesetzt. Die Prüfung ist „nach Beendigung der

Universitätsstudien abzulegen." Sie erstreckt sich auf den Nachweis der Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, der Geschichte der Philosophie, der Weltgeschichte, „insbesondere der Geschichte Deutschlands seit Anfang — des 16. Jahrhunderts", also auch der Reformationsgeschichte, ferner aus der deutschen Literaturgeschichte, endlich „der Kenntniß der Staatsverfassung des Großherzogthums, insbesondere der rechtlichen Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate."

Ein badisches „Amts- und Kreisverkündigungsblatt" gibt als Zweck dieser neuen, wohl nirgends bestehenden Ausnahms-Bestimmung an, den Geistlichen die „liberalen", antiultramontanen Regierungstendenzen einzuflößen. „Das Studium der Geschichte und der deutschen Klassiker wird den wohlthätigsten Einfluß auf die Richtung unserer Geistlichen ausüben und die Einsicht . . . in das Verhältniß zwischen Kirche und Staat wird nicht verfehlen, den Uebergriffen . . . theilweise vorzubeugen. Die allgemeine wissenschaftliche Bildung" (welche protestantische Geschichtsbaumeister tradiren) „wird dem jungen Theologen die Augen öffnen . . . . Ohne diese ist er nur zu häufig das blinde Werkzeug des Fanatismus."

Das erzbischöfliche Ordinariat protestirte gegen diese ihm im Entwurf mitgetheilte Verordnung am 17. April und 25. Juli und gegen die am 12. September publicirte Verordnung sofort am 14. September d. Js. Die Kirchenbehörde stützte ihre „Rechtsverwahrung" auf folgende Gründe: „Der Staat sei nicht berechtigt, die Kirchendiener heranzubilden oder die Kirchenämter zu besetzen. Es stehe der Staatsgewalt nicht zu, die Erfüllung der bischöflichen Pflicht zu leiten. Der Ordinarius kenne und übe seine Pflicht, den Geistlichen eine allgemeine wissenschaftliche Bildung ertheilen zu lassen, welche nach seitheriger Praxis der Kirche mit derjenigen der wissenschaftlich Gebildeten wenigstens auf gleichem Fuße stehe. Der Staat entscheide in solcher Weise ausschließlich über die Befähigung der katholischen Priester zu einem

Kirchenamte. Sogar das Gesetz vom 9. Oktober 1860 begehre von den Geistlichen nur diejenige wissenschaftliche Vorbildung, wie sie von andern öffentlich Bediensteten vor dem Antritt ihrer Berufsbildung verlangt wird. Das Gesetz gestehe der Regierung das Recht nicht zu, einer rein staatlichen, confessionell gemischten Prüfungscommission die fragliche Entscheidung zu übertragen. Die Kirche würde hiernach vom Staat abhängig gemacht bei . . der Bildung der Geistlichen und Besetzung der Kirchenämter. Die allein maßgebende, kirchliche Befähigung zum Kirchendienst werde . . . politischen Tendenzen untergeordnet. So werde die Kirche zu einer politischen Zwecken dienenden Staatsanstalt, und die Geistlichen würden für die Tendenzen eines jeweiligen Ministeriums mehr als für die ewigen Heilszwecke der Kirche brauchbar gemacht. Eine Prüfung aus dem . . Kirchenstaatsrecht könnte zu einer das kirchliche Recht und die Lehre der Kirche corrumpirenden Inquisition über die kirchlichen Grundsätze der Geistlichen werden."

Sofort nach der Publikation der fraglichen Verordnung untersagte der Erzbischof von Freiburg „den Geistlichen sich irgendwie bei dieser Staatsprüfung zu betheiligen." Diese Anordnung des Oberhirten wurde „am Feste Kreuz-Erhöhung" 14. September 1867 im erzbischöflichen Anzeigeblatt Nr. 14 publicirt. Zugleich wurden die obenberührten Erlasse des Ministeriums und des erzbischöflichen Ordinariats in diesem kirchlichen Amtsblatte abgedruckt.

Als hierauf das Ministerium durch Dekret vom 19. Sept. 1867 Nr. 11925 die berührte Verordnung des Erzbischofs „als in staatsbürgerliche Verhältnisse eingreifend und ohne Genehmigung des Staats erlassen" für rechtlich nicht gültig erklärte, erfolgte die öffentliche Erklärung des Ordinariats vom 3. Oktober d. Js.: „Die Entscheidung über die Befähigung zu einem Kirchenamt sei ein kirchliches, nicht aber ein staatsbürgerliches Rechtsverhältniß." Auf die Natur des Rechtsverhältnisses, nicht aber auf die dasselbe normirende

Behörde komme es an, ob das Verhältniß ein kirchliches oder staatliches sei. Die Kirche sei berechtigt, die kirchlichen Verhältnisse selbstständig zu regeln. „Das Placet existire rechtlich und seit 1853 faktisch nicht mehr. Die Regierung sei nicht zuständig oder berechtigt, die Verordnung des Herrn Erzbischofs für rechtlich ungültig zu erklären. Wir und die Geistlichen sind verpflichtet in dieser rein kirchlichen Sache lediglich die Anordnung des hochw. Oberhirten vom 14. Sept. d. Js. zu vollziehen." Ein großer Theil der Geistlichkeit der Erzdiöcese hat in den bis jetzt an den Herrn Erzbischof gerichteten Adressen seinen treuen Anschluß an die Kirchenbehörde erklärt mit dem Beifügen, daß sie die berührte Staats-Prüfung nicht machen werde.

So ist, trotz der entgegenstehenden Versicherung der „Karlsruher Zeitung", der Kirchenstreit förmlich wieder zum Ausbruch gekommen. Gleich beim Beginn dieses Kampfes hat sich aber gezeigt, daß die Regierung im Unrecht ist. Darauf gibt die sogenannte liberale Partei freilich wenig. Sie fragt ähnlich wie Pilatus: was ist Recht? Die Regierung hat aber die Macht nicht ihre Verordnung durchzuführen, weil kein Examinator ohne Examinanden prüfen kann. Die Drohung den Geistlichen welche die Staatsprüfung nicht bestehen, keine Pfründe verleihen zu lassen, also in Zukunft alle Temporalien zu sperren, wird schwer zu erfüllen seyn. Doch wir kommen hier bei dem zweiten Punkt des neuen Kirchenstreites an.

Am 25. Oktober 1861 kam die am 2. November 1861 vom Staatsministerium genehmigte Vereinbarung zwischen Kirche und Staat über die Verwaltung des katholischen Vermögens und die Besetzung der Pfründen zu Stande. Dieses Uebereinkommen beruhte (ähnlich wie die päpstliche Convention von 1859) auf dem System der Verbindung von Staat und Kirche. Weil der Kirche eine ihren Zwecken entsprechende Mitwirkung bei der Erziehung und Bildung, in Ehesachen, in Führung der sogenannten Standesbeamtung 2c. einge-

räumt war und die katholischen milden Stiftungen unter die Mitaufsicht der Kirche gestellt wurden, machte die Kirche der Staatsgewalt Concessionen. Sie concedirte, daß der Großherzog das Präsentationsrecht auf eine Reihe von Pfründen ausüben solle, auf welche ein kanonisch begründetes Patronatrecht nicht besteht. Die Regierung hat die berührte Convention von 1859 gebrochen. Die darauf beruhende Vereinbarung zwischen der Regierung und dem erzbischöflichen Ordinariat vom 10. November 1859 war also hinfällig. Durch das Uebereinkommen vom 25. Oktober 1861 concedirte aber der Erzbischof, daß die Vereinbarung vom November 1859 aufrecht erhalten werden solle*). Dieses Uebereinkommen gibt der Regierung das Recht, „gegen diejenigen Bewerber um eine Pfründe, welche ihr aus erheblichen und auf Thatsachen gestützten Gründen in rein bürgerlicher oder politischer Hinsicht mißfällig sind, ihre Einwendungen . . dem Herrn Erzbischof kund zu geben.“ Hiernach mußte die Regierung ihre Beschwerde einestheils auf staatliche Contraventionen beschränken und sie andererseits thatsächlich und rechtlich begründen. Die Entscheidung aber stand dem Erzbischof, dem Collator zu. In ähnlicher Weise wurde das neue Recht der Regierung in der badischen Kammer aufgefaßt**).

Seit dem Ausbruche des Schulstreites aber hat die Regierung eine Reihe von Bewerbern um katholische Seelsorgstellen, welche in diesem Conflikt pflichtgemäß die Rechte der Kirche vertheidigten, „wegen feindseliger Haltung gegen die Regierung als mißfällig erklärt.“ Sie weigerte sich constant „der Kirchenbehörde eine thatsächliche oder rechtliche Begründung einer solchen Ablehnung“ zu geben, oder mit dieser (der Kirche) „überhaupt darüber eine Verhandlung zu pflegen.“

---

*) Archiv für katholisches Kirchenrecht (Mainz, Kirchheim 1862) VII. S. 53 ff.

**) Officielle Aktenstücke (II. Heft) S. 68 ff.

Das erzbischöfliche Ordinariat hat die Widerrechtlichkeit solcher Tendenzprozesse, ohne Untersuchung und rechtliches Gehör, wobei der Ankläger zugleich Richter ist, nachgewiesen. Diese Kirchenbehörde hat dargethan, daß durch ein solches Verfahren der (damals und jetzt protestantische) Minister es ist, welcher über die Pfründebesetzung und über die geistige Richtung des Klerus entscheidet. Die Regierung beharrte bei ihrer Sentenz und gab dem katholischen Oberstiftungsrath die (ihr rechtlich nicht zustehende) Weisung, den „mißfällig erklärten" Geistlichen, welche der Herr Erzbischof auf eine Pfründe freier Collatur instituiren würde, die Temporalien zu sperren.

Durch diese Akte der großherzoglichen Regierung wurde also auch die erwähnte Vereinbarung von 1861 gebrochen. Solches geschah aber in noch höherem Grade bezüglich der Zurücknahme der Regierungszusagen in Betreff der katholischen sogenannten weltlichen Stiftungen. In dem dritten Hefte der „Officiellen Aktenstücke über die Schul- und Kirchenfrage in Baden" (Freiburg, Herder 1867) sind die bezüglichen Stellen der Uebereinkunft vom 25. Oktober 1861 abgedruckt. Inhaltlich derselben hat die großherzogliche Regierung der Kirche versprochen:

1) „Die katholische Religionsgesellschaft bleibt in dem (durch die völkerrechtlichen Verträge des J. P. O. und R. D. H. und die badischen Grundgesetze garantirten*) Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds."

2) „Hinsichtlich der Frage, ob Stiftungen als weltliche oder als kirchliche zu betrachten seien, bleibt der gegenwärtige Besitzstand unverändert, bis über Veränderungen das Einvernehmen zwischen der Staats- und Kirchenbehörde, oder ge-

*) Näheres hierüber in der Einleitung zu den „Officiellen Aktenstücken" III. Heft S. 3—5.

eigneten Falls eine richterliche Entscheidung herbeigeführt worden ist."

3) „Die großherzogliche Regierung wird hinsichtlich des katholischen milden (Schul- und übrigen) Stiftungsvermögens dem erzbischöflichen Ordinariat dieselben Mittheilungen" über die Voranschläge, Vermögensdarstellungen, Urkunden und Akten der Stiftungen „machen, welche ihr bezüglich des Kirchenvermögens zu machen sind."

4) „Dem erzbischöflichen Ordinariat wird davon Mittheilung gemacht werden, wenn ein liegendes Gut eines solchen Fonds veräußert, oder die Erträgnisse desselben zu einem der Stiftung nicht entsprechenden Zweck verwendet werden, damit es sich von der Erhaltung und stiftungsgemäßen Verwendung der (sog. weltlichen) Fonds überzeugen kann. Etwaige Beschwerden des erzbischöflichen Ordinariats sind ihm freigestellt."

Während der Verhandlungen über diese Uebereinkunft hat zwar die Kirchenbehörde nachgewiesen, daß kraft bestehenden Rechts die katholischen Schul-, Armen- und Spital-Stiftungen zum Kirchenvermögen gehören, der großherzoglichen Regierung also nicht die Leitung dieses confessionellen, erst in neuerer Zeit sogenannten weltlichen Vermögens zustehe. Bei der Ratifikation der berührten Uebereinkunft erklärte der Herr Erzbischof der Staatsregierung am 30. Oktober 1861: „Ich behalte mir vor die Rechtsansprüche der Kirche, insbesondere auf das katholische Schul- und Stiftungsvermögen in geeigneter Zeit geltend zu machen, da ich auf dieselben nicht verzichten darf." Der Herr Erzbischof ließ aber faktisch zu, daß das Vermögen dieser piae causae ebenso unter Leitung der Regierung wie andererseits das kirchliche, das katholische Cultvermögen unter Oberaufsicht des erzbischöflichen Ordinariats verwaltet werde. Diese Concession der Kirche wurde an die obigen vier von der Regierung zugesagten Bedingungen geknüpft.

Die Regierung hat indessen keine der obigen Zusagen

erfolgt. Sofort nach Erlassung des Schulaufsichtsgesetzes vom 29. Juli 1864*), wurde die sämmtlichen katholischen Schulfonds unter die Aufsicht des confessionell gemischten Oberschulraths und der staatlichen Kreisschulräthe. Die Verwaltung der Schulfonds wurde den bisherigen katholischen Stiftungs-Behörden entzogen. Die allgemeinen Schulstiftungen verwalten seitdem der Ober-, die örtlichen Schulfonds der Orts-Schulrath. Der letztere besteht wenigstens aus Katholiken, ist aber durchaus unter die Disposition der Regierung gestellt.

Die katholischen Stiftungen für Wohlthätigkeitszwecke wurden durch die Ministerial-Verordnung vom 30. Dezember 1862 unter der Verwaltung der katholischen Stiftungs-Commissionen belassen. Trotz dieser Bestimmung und der obigen Zusagen hat aber die Staatsregierung seit 1865 eine Reihe solcher Stiftungen dem katholischen Besitze und der katholischen Verwaltung, und zwar sogar mittels Anwendung offener Gewalt entrissen. Die Verwaltung dieser Stiftungen wurde confessionell gemischten Staats- oder politischen Gemeindebehörden, die Disposition hierüber der Regierung übertragen. Dieses geschah natürlich gegen den Willen und ohne „Einvernehmen“ mit der Kirchenbehörde.

Die letzten Bischöfe des ehemaligen Fürstbisthums Speyer, insbesondere Bischof August Graf von Stirum haben eine Anzahl kirchlicher katholischer Stiftungen gemacht. Sie dotirten sie aus kirchlichen Mitteln, meistens aus den Ersparnissen ihres bischöflichen Einkommens (mensa). Nach dem zur Zeit dieser Stiftungen d. h. im vorigen Jahrhundert geltenden Recht und kraft der Stiftungsurkunden leiteten und verwalteten die bischöflichen geistlichen Behörden diese Stiftungen. Die aus diesen Fonds dotirten Anstalten wurden ebenso bis zur Säkularisation des Bisthums von Geistlichen

*) Abgedruckt im ersten Heft der „Officiellen Aktenstücke“ (Freiburg, Herder 1864).

geleitet. Später und nach dem Jahre 1803 standen diese bischöflichen Stiftungen unter der Leitung und Verwaltung der katholischen Kirchencommission, bis 1862 unter dem katholischen Oberkirchen- und bis 1866 unter der Verwaltung des katholischen Oberstiftungsraths. Die letztere Behörde ist von der Kirche und dem Staat gemeinschaftlich bestellt. Sie beaufsichtigt die örtlichen und verwaltet die allgemeinen kirchlichen Fonds.

Das jetzige badische Ministerium (Jolly) nahm aber dem katholischen Oberstiftungsrath die Verwaltung der erwähnten bischöflichen Stiftungen weg. Die „Arme Studenten- (Knabenseminar-), die Arme Schulmeisterkasse und die Freischulenstiftung", welche zu kirchlichen Schulzwecken bestimmt sind, übertrug das Ministerium dem großherzoglichen Oberschulrath. Die Verwaltung der übrigen bischöflich Speyerischen (Bruchsal.) Stiftungen, nämlich: des „Barmherzigen Brüder- und Schwestern-, des Waisen- und Landesspitalfonds" nahm das Ministerium dem katholischen Oberstiftungsrath weg und übertrug sie dem gleichfalls confessionell gemischten, rein staatlichen großherzoglichen Verwaltungshof. Diese katholisch-kirchlichen Stiftungen haben ein Vermögen von etwa 300,000 fl.

Die rechtlich motivirten Beschwerden des erzbischöflichen Ordinariats gegen diese Eingriffe in den Besitz und das Eigenthum der Katholiken und der Kirche blieben fruchtlos. Die Vorstellung desselben, daß die ähnlichen protestantischen Fonds*) in protestantischer Verwaltung belassen wurden, daß der §. 20 der badischen Verfassung den Willen der Stifter heilig gehalten wissen wolle, diese bischöflichen Stifter aber die

*) In Nr. XVIII des „Verordnungsblattes für die evangel.-protest. Kirche des Großherzogthums Baden" vom 22. Oktober 1867 werden als Stiftungen, welche unter der protestantischen Kirchenbehörde stehen, u. A. aufgezählt: Schulhausbaucollektengelderfond, Land-Almosenkasse, Durlachischer Waisenfond, Neckarschulfond, und eine Reihe von Stipendienstiftungen.

berührten Fonds zum Zwecke der katholisch-kirchlichen Erziehung und Wohlthätigkeit, sowie für kirchliche Congregationen gestiftet hätten — war vergebens. Das gleiche Schicksal hatte die Berufung der Kirchenbehörde auf die völkerrechtlich garantirten Bestimmungen des westfälischen Friedens und Reichsdeputations-Hauptschlusses, wonach die Katholiken im Besitz, also in der daraus abfließenden Verwaltung dieser katholischen Fonds bleiben müssen.

Die großherzogliche Regierung hat sich auf eine Untersuchung über die rechtliche Natur dieser Stiftungen gar nicht eingelassen. Die Wegnahme derselben wurde von der höchsten Staatsbehörde mit den Worten bestätigt: „Der Großherzog habe nach dem Antrag des Staatsministeriums auszusprechen geruht, es sei der Beschwerde des Ordinariats keine Folge zu geben, da der (an die Staatsbehörde auszufolgende) Fond ein weltlicher*) sei und im Uebrigen sei der Kirchenbehörde die Vereinbarung mit der großherzoglichen Regierung oder die Betretung des Rechtswegs anheim zu stellen.“

Gerade dieses „Einvernehmen“, die demselben zu Grunde liegende aktenmäßige Untersuchung, die Prüfung der von dem erzbischöflichen Ordinariat urkundlich dargelegten Rechtstitel für die kirchliche Natur der fraglichen Fonds, hatte aber das Ministerium abgewiesen. Ueberdieß ist eine Vereinbarung mit einer Regierung, welche sich die unbeschränkte Disposition über die katholisch „weltlichen“ Fonds zuschreibt und deren Verwaltung den Katholiken entzieht, unmöglich. Das beweist die in den „Officiellen Aktenstücken“ abgedruckte Correspondenz zwischen dem Ministerium und dem Ordinariat mehr als zur Genüge.

Sic volo sic jubeo, stat pro ratione voluntas: so argu-

*) „Weltliche Fonds“ sind nach der Anschauung des jetzigen Ministeriums die Stiftungen für katholische Schul- oder Wohlthätigkeitszwecke, gleichviel, ob sie stiftungsgemäß kirchliche Fonds seyn sollen.

mentirt die jetzige badische Regierung. Die badischen Gerichte haben, wie in den berührten Aktenstücken zu ersehen ist, wiederholt auf erhobene Klagen des Ordinariats ausgesprochen, daß die vor 1803 errichteten katholischen Schul- und Wohlthätigkeitsstiftungen in der Regel kirchliche Fonds seien und als solche von Katholiken unter Aufsicht der Kirche verwaltet werden müssen. Ungeachtet dieser richterlichen Urtheile und des bestehenden Rechts fährt die Regierung fort, die katholischen Schul- und Wohlthätigkeitsstiftungen als „weltliche", d. h. im Besitz des Staats befindliche zu behandeln. So hat sie die Constanzer und Pfullendorfer, vor 1803 von der Kirche beaufsichtigten Spitalstiftungen mit einem Vermögen von etwa zwei Millionen Gulden der katholischen Stiftungscommission weggenommen und an die politische confessionell gemischte Gemeinde übertragen.

Ja sogar rein kirchliche (Cult-) Stiftungen, welche durch widerrechtliche und einseitige Anordnung der Regierung seit einiger Zeit Beiträge zu Schul- oder Wohlthätigkeitszwecken leisteten, wie ein Theil der St. Erhardspfründe in Gengenbach, die Kaplaneien in Waldshut, Kirchhofen, der Wallfahrtsfond Todtmoos, die sehr reiche von Ullner'sche Kaplaneistiftung in Weinheim, die Bruderschaftsfonds in Mannheim, Karsau, Weilheim, Rielasingen, St. Peter, Radolfzell ꝛc. hat die Regierung der seitherigen katholischen Verwaltung entzogen. Alle diese kirchlichen Fonds sind unter die Leitung und Verwaltung von staatlichen, nicht katholischen Behörden gestellt worden.

Allerdings wurde der Kirche die Betretung des Rechtsweges gegen die von der Regierung vollzogene Wegnahme der fraglichen Stiftungen gestattet. Nach den bestehenden badischen Gesetzen kann die Regierung das erzbischöfliche Ordinariat nicht mehr hindern gegen solche neue Säkularisationen die richterliche Hülfe anzurufen. Dieser Weg ist aber ein sehr schwieriger. Die Regierung hat sich, als ob sie Eigenthümer der erwähnten Fonds wäre, in den Besitz derselben

gesetzt. Sie hat aber auch zugleich den Katholiken alle Urkunden und Akten weggenommen, welche über die Stiftung, den stifterischen Willen, über die rechtliche Natur, den Zweck, die Leitung und Verwaltung der Stiftungen Aufschluß geben. Nach der bestehenden badischen Gesetzgebung haben weder die Kirchenbehörde noch haben die Katholiken das Recht, die sogenannten nichtkirchlichen d. h. die zu Schul- und Wohlthätigkeitszwecken bestimmten Fonds gerichtlich zu vertreten. Die Kirchenbehörde hat dieses Recht nur bezüglich der kirchlichen Fonds. Sie muß also in jedem einzelnen Falle den Nachweis erbringen, daß die betreffende pia causa nach bestehendem Reichsrecht und nach der rechtlichen Natur der Schul- 2c. Stiftung eine kirchliche, resp. annexum religionis sei.

Die Regierung verweigert aber der Kirchenbehörde die Urkunden- und Akteneinsicht, obgleich sie die Edition derselben sowohl in der Vereinbarung vom 25. Oktober 1861 zugesagt, als auch früher bewirkt oder versprochen hatte. So erklärte der Ministerialerlaß vom 16. Mai 1867 Nr. 6191 dem erzbischöflichen Ordinariat: „Wir treffen unter Einem die Anordnung, daß Wohldasselbe (Ordinariat) von den Akten und Urkunden über die Stiftung (Spitalfond zu Constanz) Einsicht nehmen lassen kann." Als aber hierauf ein erzbischöflicher Commissär zur Einsicht der Urkunden nach Constanz kam, erklärte ihm der Bürgermeister: der Gemeinde- resp. Verwaltungs-Rath werde gegen solches Vorgehen des Ministeriums remonstriren, da dieß ein Eingriff in die Rechte des Verwaltungs-Raths, des Eigners der Spital-Stiftung in Constanz, auch ein solches Verfahren ohne Wissen des Eigners geschehen sei. „Einstweilen müsse er jede Einsicht in die Spitalurkunden und Akten verweigern."

Das erzbischöfliche Ordinariat theilte diese unerhörte Erklärung des Bürgermeisters (unerhört schon weil die badischen Bürgermeister sonst gegen das Ministerium sehr loyal sind) dem Ministerium mit. Die Kirchenbehörde hat hiebei natürlich

das Eigenthum der politischen, nicht katholischen Gemeinde an diesem katholischen Fond bestritten. Inzwischen legte der Bürgermeister dem erzbischöflichen Commissär einige Aktenstücke zur Einsicht vor. Es waren dieß durchaus unerhebliche neuere Akten. Auf die Bitte des erzbischöflichen Commissärs, die älteren Dokumente, welche über den Ursprung und das Wesen der Stiftung Aufschluß geben, ihm vorzulegen, gab das Bezirksamt Constanz die ausweichende Antwort, dieselben seien (jetzt) im städtischen Archiv. Zugleich legte die Behörde das merkwürdige Geständniß ab: die erwähnten unerheblichen Akten „seien diejenigen Akten, welche s. Z. großherzoglichem Ministerium des Innern zur Grundlage der Entscheidung vom 30. März d. Js. vorgelegen haben.“ So hat also die Regierung ohne weitere Einsicht in die wesentlichen Dokumente, welche den rechtlichen Charakter der Stiftung bestimmen, „entschieden“, daß die Verwaltung derselben der politischen Gemeinde zustehe.

Die entscheidenden Urkunden und Akten wurden der Kirchenbehörde nicht mitgetheilt. Vielmehr erwiderte das Ministerium dem erzbischöflichen Ordinariat durch Erlaß vom 16. August 1867: „Wohldemselben wollte nicht die Befugniß eingeräumt werden, das Stiftungsarchiv nach dem dortseitigen Interesse etwa dienlichen Urkunden zu durchforschen. Die Urkunden, deren Einsicht gestattet werden soll, sind einzeln namhaft zu machen“ *). Diese kamen aber natürlich vor ihrer unvermutheten Hinwegnahme der Kirchenbehörde nie zu Gesicht. Ad impossibilia nemo obligatur. Indessen bezeichnete das erzbischöfliche Ordinariat soweit möglich die zur Einsicht gewünschten Urkunden. Durch Erlaß vom 12. September 1867 verweigerte aber das Ministerium die Einsicht definitiv.

So ist der Kirche und den Katholiken der Besitz und

*) Officielle Aktenstücke III Heft S. 16, Note.

die Verwaltung einer Reihe von katholischen Cult- und Wohlthätigkeits- sowie der katholischen Schulstiftungen entzogen und es ist ihnen großentheils unmöglich gemacht worden, den Rechtsweg zu betreten.

Die auf S. 73 ff. der „Officiellen Aktenstücke" abgedruckten „Entscheidungen" des Ministeriums beweisen, daß die Katholiken nicht einmal das bestehende Versammlungsrecht ausüben dürfen, um sich über die rechtlichen Schritte zur Vertheidigung ihrer Stiftungen zu berathen.

Endlich hat die jetzige Regierung auch die oben erwähnten Zusicherungen bezüglich der kirchlichen Mitwirkung bei der Aufsicht und Verwendung der katholischen Schul- und Wohlthätigkeitsstiftungen „als für die großherzogliche Regierung nicht mehr verbindlich" erklärt *). Die Regierung gerirt sich also als Eigenthümer dieser katholischen Fonds. Sie bestimmt, ob sie kirchliche oder „weltliche", ob sie noch für die Katholiken oder auch für Protestanten zu verwenden seien **). Sie hat der Kirche und den Katholiken jede Controle über die Verwaltung und Verwendung der sogenannten „weltlichen" Stiftungen entzogen, welche sie faktisch als Staatsgut behandelt. Ueber die Verwendung des Staatsvermögens zu wachen sind die Stände berechtigt, über die des katholischen Vermögens — besteht keine Controle.

Diese Controle ist aber um so nöthiger, weil die Erfahrung lehrt, wie man in Baden mit kirchlichen Fonds umging, so lange die Regierung solche verwaltete. So gab die Regierung aus der St. Erhardskaplanei in Gengenbach nach und nach 100,000 fl. zu Zwecken welche der Stiftung nicht entsprechen, z. B. an die politische Gemeinde. Die Maria-Viktoria-Stiftung ***) wird nicht ihrem Zwecke gemäß

*) Officielle Aktenstücke S. 48, 55.

**) A. a. S. 43, 44.

***) Diese Stiftung der letzten katholischen Markgräfin von Baden-Baden soll nach dem Willen der Stifterin durchaus unter der Leitung und

für die Förderung der katholischen Religion, sondern theilweise zu Gratialien 2c. für Beamtenrelikten verwendet. Wir haben oben gesehen, wie Kaplaneistiftungen zur Dotation von Schulen verwendet wurden. So sprach Ministerialrath Häberlin in seinem Referat vom 29. Juli 1816 über die erwähnte Kaplanei in Kirchhofen aus: „die Wallfahrer sollen ihr Wallfahrten aufstecken. Der Wille des Stifters ist dem Wohl des Staats untergeordnet." Die berührte Ullner'sche Stiftung in Weinheim wird sogar von Protestanten mitverwaltet und auch für Akatholiken verwendet.

Es ist bekannt, daß die katholische Universität Freiburg fast ausschließlich mit Katholiken welche ihrer Kirche entfrembet sind oder mit Protestanten besetzt ist. Die Beschwerden des erzbischöflichen Ordinariats wegen Verletzung der vertragsmäßigen Parität am Lyceum in Mannheim waren bis jetzt vergebens. Die protestantischen Mittelschulen, welche stiftungsgemäß mit protestantischen Geistlichen zu besetzen sind, erfreuen sich der Erfüllung des stifterischen Willens; die katholischen dagegen, welche wie z. B. das Lyceum in Rastatt

---

Verwaltung des Ordinarius stehen, sobald Oesterreich dieselbe aufgeben würde. Seitdem aber Oesterreich auf die Verwaltung der Maria-Viktoria-Stiftung, welche die Stifterin dem Erzhause übertragen, verzichtet hat, steht die Stiftung „zur Förderung des katholischen Religionswesens" in Baden unter der Regierung. Der Erzbischof hat keinen Einfluß auf diese kirchliche Stiftung. Die Stiftung der Maria Viktoria von 100,000 fl. zur Errichtung eines bischöflichen Seminars ist nicht effektuirt, wohl aber sind daraus 12,000 fl. dem Schullehrer-Seminar gegeben worden. Durch Urkunde vom 12. Mai 1781 übergab die Markgräfin dem Bischof von Speyer (als Ordinarius) 25,000 fl., um aus dem Erträgnisse dieses Capitals „eine immerwährende Commission zu bestellen, welche den badischen katholischen Unterthanen in Religionsangelegenheiten an die Hand gehen, ihre Gerechtsame vertheidigen solle." Nach der Auflösung des bischöflich Speier. Generalvikariats Bruchsal verschwand die Stiftung. Die von dem letzten katholischen Markgrafen gestiftete Kaplanei Baden existirt nicht.

pp 796/797 omitted

stiftungsgemäß geistliche Lehrer haben sollen, werden mit Laien besetzt.. Dazu kommt, daß die „ultramontanen" Professoren an katholischen Lehranstalten so selten gemacht werden wie weiße Raben.

Seit 1864 geht die großherzogliche Regierung damit um, nicht bloß die katholische Jugend in den höheren, sondern auch in den Volksschulen dem katholischen Geiste zu entfremden, die Kirche von der Mitwirkung bei der Erziehung und Bildung auszuschließen. Das jetzt den Kammern vorgelegte Schulgesetz will die gesammte Bildung zur Staats-Regie machen. Der „Staat", und zwar der jetzige mindestens unkatholische Staat, will neben dem staatlichen Schul- und Bildungszwang das Schulwesen in seiner Hand centralisiren und als Staatsmonopol erklären. Die Kirche soll nichteinmal ohne Staatsgenehmigung Schulen errichten und aus ihren Mitteln unterhalten dürfen. Nur die Ertheilung des Religionsunterrichts soll der Kirche überlassen bleiben; aber auch auf diesem Gebiet darf sie nichts in der Schule oder über den Lehrer ohne staatliche Mitwirkung bestimmen. Die katholischen Stiftungen, welche seither für katholische Schulen bestimmt waren, sollen nun für solche Staatsschulen verwendet werden. Sogar die katholischen Schulgemeinden sollen als „Confession" nicht unter kirchlicher, sondern staatlicher Leitung stehen. Unter dieser ausschließlichen Staatsleitung sollen die vereinzelten, von der kirchlichen Autorität getrennten Katholiken bestimmen, ob ihre Schulen katholisch bleiben oder confessionell gemischt werden sollen. Die Meßner- und Glöckner-Dienste sollen vom Schuldienste getrennt werden und die Lehrer dürfen nur den Organisten-, nicht aber jene „niederen kirchlichen Dienste" in Zukunft übernehmen.

Die Aufsicht über die Schulen soll, ähnlich wie dieß im Schulaufsichtsgesetz vom 29. Juli 1864*) vorgesehen ist, der

---

*) Abgedruckt in den „Officiellen Aktenstücken über die Schulfrage in Baden" I. Heft (Freiburg, Herder 1864) S. 41.

Orts=, Kreis= und Oberschulrath besorgen. Der erstere besteht aus dem Ortspfarrer, Bürgermeister, dem ersten Lehrer und 3 bis 5 von der Gemeindebehörde und den Katholiken unter Staatsleitung gewählten Mitgliedern. Der Vorsitzende wird von der Regierung, ebenso wie die Mitglieder des Kreis= und Oberschulraths ernannt. Nur der Ortsschulrath besteht aus Katholiken, die übrigen oberen Schulbehörden sind staatliche confessionslose Stellen. „Die Kirche kann für die Ueberwachung des Religionsunterrichts ihrer Angehörigen in der Volksschule ihre eigenen Aufsichtsbeamten ernennen, welche die kirchlichen Rechte und Interessen bei den staatlichen Schulbehörden der verschiedenen Instanzen vertreten können" (§. 21 des Gesetzentwurfs).

Das erzbischöfliche Ordinariat, welchem dieser Schulgesetzentwurf vom Ministerium zur Erklärung mitgetheilt wurde, behauptete und wahrte in erster Linie das Recht der Kirche auf die Schule und die katholischen Schulfonds als annexum religionis. Dieß ist auch schon in der erzbischöflichen Denkschrift über die Schulreform vom 3. Dezember 1863 in ausführlicher Weise geschehen. Die Kirchenbehörde verlangte, daß das katholische Schulwesen durch katholische, unter Mitwirkung der Kirche bestellte Behörden verwaltet und geleitet werde. Die Regierung ging hierauf nicht ein. In den Motiven zu dem neuen Schulgesetz spricht die Regierung aus, „die Trennung von Staat und Kirche sei eingetreten."

Auf dieses System des indifferenten Staats gestützt, verlangte die Kirchenbehörde in zweiter Linie: Trennung, d. h. vollständige Freiheit der Kirche und der Schule als einer sittlich=religiösen Anstalt von diesem religionslosen Staat. Diese Consequenz, die Unterrichtsfreiheit läugnet aber der badische Staat. Er ist eben nichts weniger als indifferent gegen die katholische Kirche. Er ist ein absolutistischer, ein „moderner Staat" und hat eine Staatsreligion — gegen die katholische Kirche.

Wie erwähnt stellt das neue Gesetz vielmehr sämmtliche

„Volksschulen“ d. h. Staatsschulen unter die Regierung und zwingt (§. 5) jede Gemeinde, eine Staatsschule zu unterhalten. Die Errichtung von kirchlichen (Corporations-) Schulen ist durch die Regierungsgenehmigung erschwert (§. 100). Die Errichtung von Privatschulen ist in demselben §. 100 an die Bedingungen geknüpft, daß deren Lehrer durch eine Staats-Prüfung die vom Staat verlangten, immer mehr erweiterten Kenntnisse nachweisen sollen, und daß in diesen Privatschulen „mindestens die Erreichung der Resultate der Volksschule sicher gestellt“ seyn muß.

Vergebens machte die Kirchenbehörde auf diese neuen Beschränkungen der Freiheit, auf den Umstand daß das Volkswohl durch diese neuen Belastungen leide, aufmerksam. Vergebens protestirte sie gegen die Verwendung der katholischen und kirchlichen Fonds zu solchen Staatsschulen. Vergebens reklamirte sie das Recht der Kirche, ohne Staatsgenehmigung kirchliche Schulen stiften und die von ihr früher schon gestifteten Schulen leiten zu dürfen. Die Regierung beharrte auf ihrem staatskirchlichen Standpunkt, daß die bestehenden Schulen wie überhaupt alle „öffentlichen Schulen“ unter der Leitung des Staats und der oben berührten staatlichen Behörden stehen müssen. Die Schulen sollten aber einstweilen als confessionelle Anstalten erhalten, der Kirche die Ertheilung des Religionsunterrichts in denselben gestattet und ihr, wie erwähnt, die Vertretung der kirchlichen (nicht der confessionellen!) Rechte bei den Schulbehörden eingeräumt werden.

Dieses Minimum von Unterrichts- und Religionsfreiheit motivirt die Regierung damit, sie wolle „die unerträglichste aller Despotien, den Zwang zu einem uniformen, durch die Staatsgewalt vorgeschriebenen Bildungsgang thatsächlich unmöglich machen.“ Die Regierung erklärte überdieß durch Ministerialerlaß vom 27. Januar 1866 an das erzbischöfliche Ordinariat: „die materielle Einwirkung der Kirche auf die Jugendbildung in den confessionellen Volksschulen solle un-

verkümmert erhalten bleiben. Die Kirche habe bei religiösen Fragen zuzustimmen. Ein gemeinsames Wirken nach gemeinsamen Zielen solle zwar nicht ausgeschlossen, aber die Funktionen der Kirchen sollen gegenüber den staatlichen Schulbehörden selbstständig gestellt werden."

So erübrigte der Kirche nur entweder den „Schulstreit" fortzusetzen oder, unter Wahrung ihres Rechts, einen modus vivendi einzugehen. Das erzbischöfliche Ordinariat entschloß sich zur Betretung des letzteren Weges. Wie schon in seinen Erlassen vom 16. April 1863 *), 6. April und 16. November 1865 **), so verlangte das erzbischöfliche Ordinariat in seinen über den Schulgesetzentwurf an das Ministerium gerichteten Erlassen vom 16. Januar, 1. und 6. Februar 1866 und vom 12. April und 3. Oktober 1867 die selbstständige, aber „aktuelle" Mitwirkung der Kirche bei der Leitung der katholischen Schulen und Schulfonds. Die Kirchenbehörde wollte zwar die vom Gesetzentwurf statuirten „staatlichen" Schulbehörden zulassen; aber die Rechte der kirchlichen Vertreter sollten zugleich von der Regierung garantirt werden. Dem citirten inhaltslosen §. 21 des Gesetzentwurfs gegenüber begehrte die Kirchenbehörde deßhalb die Anerkennung des Princips: „der Kirche steht das Recht zu bei der Leitung der Schule und Schulfonds zu dem Zweck mitzuwirken, damit die Schuljugend nach der Lehre ihrer Kirche herangebildet und das confessionelle Schulvermögen als solches erhalten und stiftungsgemäß verwendet werde."

Auf Grund dieses Princips verlangte die Kirchengewalt eine „rechtsverbindliche Zusage" der großherzoglichen Staats-Regierung, daß die kirchlichen Aufsichtsbeamten bei den Schul-Behörden mitzuwirken und zuzustimmen haben: bei allen das

*) „Officielle Aktenstücke" I. S. 10.

**) A. a. O. II. S. 26 ff. Vergl. Resolutionen des Klerus ebendas. S. 35 ff.

religiös-sittliche Gebiet berührenden Anordnungen und Bestimmungen, insbesondere über die Lehr- und Lesebücher, über den Lehrplan und die Lehrgegenstände, über die Ausbildung, Prüfung, Disciplin und Anstellung der Lehrer bezüglich ihres religiös-sittlichen Verhaltens und ihrer Befähigung in der religiösen Bildung und in der Kirchenmusik. Endlich sollen diese kirchlichen Vertreter mitwirken bei der Visitation der Schule, bei der Leitung der Wahlen und Abstimmungen der Katholiken und bei der Aufsicht resp. Erhaltung und stiftungsgemäßen Verwendung der katholischen Schulfonds.

Man kann nicht verkennen, daß diese von der Kirche verlangten Zusagen lediglich eine Consequenz des oben dargestellten, von der Regierung gewünschten Systems — der Leitung der Schule durch den Staat unter selbstständiger Mitwirkung der Kirche — sei. Eine solche Zusage wäre überdieß nur die Verwirklichung der seit der Vereinbarung von 1861 von der Regierung der Kirche gemachten Versprechen. Mit Recht erklärte aber das erzbischöfliche Ordinariat in seinem Erlasse vom 6. September 1867 der Regierung: die Kirche habe bei dem Nichtvollzug der in der berührten Vereinbarung von 1861 gemachten Regierungszusagen „die Erfahrung gemacht, daß die Ausübung der kirchlichen Pflichten nur insoweit faktisch möglich gemacht wird, als die bestehenden staatlichen Bestimmungen ihr unbestreitbares Recht dazu einräumen.“

Diese bestimmte Anerkennung des Rechts der Kirche, welches mit Rechtswirkung gegen Jedermann, auch gegen die Regierung ausgeübt werden kann und nicht bloß vag auf dem Papier steht, die Anerkennung eines neben dem Staat stehenden Rechtssubjekts, die Theilung der staatlichen Alleinherrschaft über die Schule — gibt der „moderne Staat“ nicht zu. Das erzbischöfliche Ordinariat erklärte wiederholt, die Kirchengewalt könne nur dann zum Vollzuge dieses Gesetzes mitwirken und sich über ihre „Stellung“ zu

demselben erst dann aussprechen, wenn ihr die berührte Mitwirkung rechtsgenügend garantirt sei.

In den Motiven zu dem Schulgesetzentwurf „hält sich" zwar die Regierung „zu der Erwartung berechtigt, daß beide Kirchen zum Vollzug des vorliegenden Gesetzes in loyaler Weise mitwirken werden." Bis jetzt hat aber die Regierung die von der katholischen Kirche gestellten Bedingungen zu dieser ihrer Mitwirkung nicht erfüllt. Das erzbischöfliche Ordinariat hat vor und bei der Vorlage des Gesetzentwurfs an die Kammern dem Ministerium erklärt: „wenn die berührte Anerkennung der kirchlichen Rechte.. durch eine Vereinbarung .. nicht zu Stande kommen sollte, halten wir uns für verpflichtet, die Rechte der Katholiken und der Kirche mit den uns zustehenden Mitteln zu vertheidigen." Diese Vereinbarung ist nicht zu Stande gekommen, weil die Regierung nur Rechte (Concessionen der Kirche), nicht aber Pflichten übernehmen will.

Der Herr Erzbischof hat, wie erwähnt, die Aufrechthaltung der von der Regierung zugesagten kirchlichen Mitwirkung bei der Leitung der katholischen Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten zur Bedingung des Uebereinkommens vom 25. Oktober 1861 gemacht. Diese Bedingung hat die Regierung nicht erfüllt. Sie hat das Uebereinkommen über die Pfründebesetzung und manchfach auch das über das Kirchen-Vermögen verletzt. Das erzbischöfliche Ordinariat erklärte deßhalb am 7. Februar 1867 dem Ministerium: die Regierung würde durch die „einseitige Aufhebung" eines Theils „der Vereinbarung" von 1861 dieses Uebereinkommen „über die Pfründbesetzung und das Kirchenvermögen aufheben"*).

Mit Recht schließen die neuesten Freiburger „Officiellen Aktenstücke" mit dem Ausruf: „Neben der Frage über das Eigenthum der Katholiken an ihren Stiftungen

*) Officielle Aktenstücke III. S. 53.

werden die weiteren 1861 theilweise geregelten Fragen entstehen: über die Besetzung der Pfründen, über das Kirchen-Vermögen, über die Schule, überhaupt die Frage über die selbstständige Existenz und ungehemmte Wirksamkeit der katholischen Kirche in Baden."

So muß der 95jährige Erzbischof von Freiburg nach 14jährigem Kampfe für die Selbstständigkeit der Kirche in einen Conflikt eintreten, welcher sich um die katholische Religionsübung, das exercilium publicum religionis dreht. Wie wir aus den „Officiellen Aktenstücken" ersehen haben, will die großherzogliche Regierung die kirchliche Gesetzgebung und Jurisdiktion im Wesentlichen selbst ausüben, die Geistlichen nach ihrer Tendenz heranbilden und darnach die Pfründen besetzen, das katholische Vermögen besitzen, verwalten und — als Waffe gegen die Kirche verwenden. Den Katholiken sind dadurch die Mittel (Fonds) zur katholischen Bildung und zur Hebung ihres Wohl-, zur Linderung ihres Nothstandes entzogen. Die Kirche soll von der Heranbildung der Jugend ausgeschlossen und diese im Geiste des „modernen Staats" geleitet werden*). Wie die Beamten, so sollen die Geistlichen, das ganze öffentliche Leben die Richtung des jeweiligen Ministeriums manifestiren. Die Wirksamkeit der Kirche im Volke für die Sittigung, Bildung und für den — nothleidenden Theil der Menschheit soll aufhören.

Dieser unchristliche Staat ist nicht bloß ein Gegner der Kirche, sondern insbesondere des Rechts und der Freiheit, welche das Monopol der herrschenden Partei seyn sollen. Die

*) Nachdem der letzte, wenn auch schwache Damm des Rechts mit dem Bundestag gefallen ist, sehen wir dasselbe widerrechtliche Verfahren gegen die Kirche Seitens der herrschenden Partei ausüben, wie es die absolutistischen Rheinbundsfürsten handhabten. Die „herrschende Partei" führt ihr „Landeskirchenthum" mit denselben Mitteln ein wie im 16. und 17. Jahrhundert die Fürsten die „Reformation" durchführten.

Kirche und die Katholiken beklagen sich in der That nur über die Entziehung der Vereins-, Versammlungs-, Unterrichts-, der Ueberzeugungs- und der corporativen Freiheit. So ist der Kampf der Kirche ein Kampf gegen den Absolutismus für die Religion, Sitte, Cultur und den Wohlstand des Volkes. Es ist der Kampf des Christenthums gegen den entchristlichten Staat mit seiner Staats-Allmacht, Corruption, Knechtung und Entnervung der Menschheit.

Die „Officiellen Aktenstücke" sind ganz dazu geeignet, den Katholiken in Deutschland die Augen über ihre Lage zu öffnen. Da Baden die Festung aller Gegner der Kirche, der Experimentirstaat derselben ist, so lernen wir an der Bedrückung der Kirche in diesem Lande nicht bloß was die Feinde der katholischen Religion wollen, sondern auch die Mittel zum Kampfe für die Erringung der kirchlichen Rechte kennen.

Wir sehen, daß eine Verbindung der Kirche mit diesen „modern-liberalen Staaten" nicht mehr möglich ist. Sie haben kein christliches Bewußtseyn; ihr gesammtes Leben und ihre öffentlichen Einrichtungen sind, mindestens gesagt, nicht mehr vom Geiste des Christenthums durchdrungen. Die Regierungen haben sich von der Kirche getrennt; also bleibt dieser nichts als die Separation von diesen Staaten übrig. Und nicht bloß in Baden (wie wir aus den „Officiellen Aktenstücken" ersehen) sondern auch in andern deutschen Staaten ist jeder Versuch einer auf Verbindung von Staat und Kirche beruhenden Vereinbarung gescheitert. Wir wollen es dem Leser der „Aktenstücke" überlassen die Winkelzüge zu verfolgen, auf denen sich der „moderne Staat" von allen Versprechungen gegen die Kirche loszumachen weiß. Die Concessionen der Kirche benützt dieser moderne Staat — gegen die Kirche und um sein unkatholisches Landeskirchenthum zu etabliren.

Wir sehen aus den aufgeführten Thatsachen ferner, daß

der juristische Weg nicht oder nur selten zum Ziel führt. Allerdings soll die Kirche ihre Rechte mit den vorhandenen Rechtsmitteln vertheidigen; aber das reicht in unserer Zeit nicht mehr aus. Unsere modernen hin und her wogenden Gesetze werden nur von den Herrschenden gemacht und der „Herrschende hat Recht". Die Gesetze des modernen Staats sind nicht „der Schutz der Schwachen". Seit 1866 insbesondere fehlt es der Kirche in Deutschland an jedem öffentlichen Rechtsschutz.

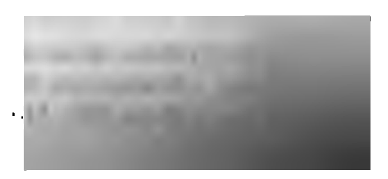
Die badische Regierung könnte sich nicht darüber beschweren, wenn die Katholiken, die ohnehin rechts- und vaterlandslos genannt werden, sich zum Schutz ihrer Rechte an die Garanten des westfälischen Friedens wenden würden. Die markgräflich badische Regierung hat ja zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Religionssachen die Intervention Rußlands, Dänemarks, Preußens ꝛc. gegen Oesterreich, gegen das Reichsoberhaupt angerufen*). Die Katholiken könnten sich über die Verletzung fast aller ihrer Kirche garantirten Rechte beschweren. Vom Standpunkt der Politik kann man aber auch zur Betretung dieses Rechtswegs nicht rathen, weil keine der garantirenden Regierungen in ihrem Lande die Rechte der Kirche achtet. Preußen kennt die badischen Verhältnisse und — läßt sie zu. Die jetzt herrschenden Parteien im „katholischen" Oesterreich und Bayern beneiden die badischen Liberalen um ihre Lorbeeren. Sie begreifen (?) nicht, daß Preußen durch die Unterstützung der protestantischen Confession sich mächtige Sympathien erwarb.

Justitia elevat gentes, miseros autem facit populos peccatum. Bei diesen Zuständen des Rechts und der öffentlichen Sitte wird man lebhaft an die Zeit des divus Augustus, Julianus, an das sinkende Imperatorenthum erinnert. Die Kirche hat fast überall dieselbe Stellung zum Staat

*) Officielle Aktenstücke III. S. 76.

wie in den letzten Zeiten des Heidenthums. „Drunten im Tiefen sitzen der Themis Töchter", und wir gehen derselben politischen und socialen Zerrüttung wie in den ersten christlichen Jahrhunderten entgegen.

So lasse man denn die Todten ihre Todten begraben. Die Kirche kann den Weg der „modern liberalen" Regierungen nicht gehen. Sie muß sich auf sich selbst stellen, sich auf ihre eigene Kraft und die göttliche Verheißung verlassen. So erübrigt nur, daß die katholische Kirche Gebrauch mache von der Religions- (der Freiheit der Kirche vom Staat), der Vereins- und der Unterrichts**freiheit**. Die Kirche verlange keine privilegia mehr, dulde aber auch in ihrem kirchlichen Gebiete keine staatlichen privilegia und Einmischungen. Sie stütze sich auf die bestehende allgemeine Freiheit und übe sie aus. Das katholische Volk dagegen wird seine Pflicht erkennen und seine Rechte ausüben, insbesondere das natürliche Recht der Eltern, ihre Kinder nach ihrer religiösen Ueberzeugung heranbilden zu lassen. Es wird sich eng an seine Bischöfe und Geistlichen anschließen, und so sehen wir dem Kampfe um die Civilisation und die Freiheit ruhig entgegen.



XLVIII.

Zwei mittelhochdeutsche Dichter.

Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Von Karl Meyer. Basel 1866. S. 120. 8.

Das geringschätzige Urtheil Schillers über die mittelalterlichen Minnesinger, der Vorwurf langweiliger Einförmigkeit, hat längst einer besseren Einsicht Platz gemacht. Was uns heutzutage an denselben am meisten anzieht, ist das politische, sittliche und kirchliche Leben jener Zeit, welches sich in diesen „Singeren" lehrreich genug niedergeschlagen hat, wobei natürlich immer die Subjektivität und der specielle Parteistandpunkt jedes einzelnen Poeten in Anschlag zu bringen ist. Zwei Dichter, welche nächst Walther von der Vogelweide am meisten als politische Dichter jener Zeit zu betrachten sind, Reinmar von Zweter und der in seinen äußeren Lebensverhältnissen noch schwerer zu bestimmende Bruder Wernher haben durch Karl Meyer eine eingehende Beleuchtung erfahren*).

Reinmars biographischer Umriß wird schwerlich fester

*) Andere chronologische Bestimmungen über die politischen Sprüche Reinmars gibt W. Wilmanns (in Kiel) in Haupt's Zeitschrift. Berlin 1867. XIII. 434—63.

gestellt werden können, als daß er gegen Ende des 12. Jahrhunderts, kurz vor dem J. 1200, in Zweter am Mittelrhein geboren wurde, in Oesterreich aufwuchs, dann um 1230 zu König Wenzel I. von Böhmen (1230—53) kam und eine Zeit lang eifrig zu Friedrich II. hielt, bis er sich um 1236 von demselben, den er früher als einen wahren Tugendspiegel pries welcher das sieche deutsche Reich gerettet und den Gott selbst geschickt hätte, mit Verzweiflung abwendete. Indeß boten ihm die Gegenkönige auch keine tröstlichere Aussicht, so daß er sich an das so vielen Sängerlein in alten und neuen Tagen gastliche Dänemark (hier Erich 1241—50) wendete. Noch trauriger stimmt ihn die Doppelwahl von 1257, welche er jedoch wahrscheinlich nicht lange erlebte, da längstens um 1260 sein spruchweiser Mund verstummt ist. Als Anhänger der Staufer klingt sein Lied natürlich gegen die Päpste Innocenz III., Honorius III. und theilweise noch gegen Gregor IX. Später, in der trostlosen Zeit des allgemeinen politischen Zerfalls wendet sich der Dichter, welcher in der Liebe und Ehe auch wenig Trost und Freude fand, zu der moralisirenden Betrachtung und der allgemeinen Klage über den unaufhaltsamen Untergang des ritterlichen Lebens, der feinen Sitte und des guten Tones. Die bedeutendsten Strophen beziehen sich wohl auf Friedrich II. zu dem er so lange Zeit und mit den größten Lobeserhebungen gestanden; entsetzt aber wendet er sich von ihm und dem tollen Treiben König Heinrich's VII., er ruft den allmächtigen Schöpfer im Himmel, den Ordner der Welt an, den Christen seine Macht zu beweisen und dem Staufer Friedrich zu widerstehen; er mahnt den heiligen Vater in Rom davon ab, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Im Spruch 132 (van der Hagen Minnesinger 1838 II. Bd. S. 201) sagt er: Ist der Kaiser unschuldig gewesen, so kann ihn kein Bann so beflecken, daß seine Unschuld nicht wieder an den Tag kommt; war er aber schuldig, so mag er es auch bleiben, und Reinmar wenigstens will diese Schuld, so viel an ihm liegt, der Welt bekannt machen (mit Schall von den

Dächern schreien), selbst wenn sie im Lateran sollte zugedeckt werden. Diese Stelle ist um so bedeutender als der Dichter nicht etwa mit Sack und Pack, wie man glauben könnte, in das welfische Lager überging, denn unter Cölestin IV. und Innocenz IV. grollt immer noch etwas sein ghibellinisches Blut. Mit dem Kaiser aber ist er ganz zerfallen, so daß er den deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl rieth, obwohl in der Folge von seinen Erwartungen keine in Erfüllung ging.

Auch Bruder Wernher, der, wie Herr Meyer deutlich hervorhebt, trotz seines Zunamens weltlichen Standes und ein „Fahrender" war, wurde von Friedrich II. abtrünnig. Wenn seit Innocenz IV. Regierungsantritt von beiden Parteien gefehlt wurde, so sucht doch auch Wernher das größere Unrecht auf des Kaisers Seite; er gedenkt auch der wild leidenschaftlichen Weise, in welcher namentlich in Italien der Krieg seit etwa 1245 geführt wurde. Aber nachdem Wernher Friedrichs Sache aufgegeben, nimmt er doch noch für Konrad IV. Partei. Herr Meyer bemerkt dazu ganz richtig: „Offenbar hatten auch die Dichter jener Zeit ein ganz richtiges Vorgefühl, daß mit dem Sturze des staufischen Kaiserhauses auch der ihrer Kunst und ihres Standes unauflöslich verbunden war. In der Zeit des Zwischenreiches verwilderte der Adel von Jahr zu Jahr mehr und mit ihm auch Dichtkunst und Gesang; diejenigen aber welche später in das Erbe der früheren Kaiser eintraten, hatten ganz andere Dinge vor Augen, als die Pflege der ohnehin tief gesunkenen höfischen Dichtkunst."

Bruder Wernher's weitere politische Beziehungen zu den verschiedenen Zeitgenossen — sein langes Leben kann bis zum Jahre 1266 verfolgt werden — sind ebenso wie die Reinmar's nach Möglichkeit aufgehellt; sie berühren uns hier nicht weiter. In Wernher's Sprüchen (denn von Liedern und vom Singen ist nun schon keine Rede mehr) herrscht die lehrhafte Richtung vor, die Lust an allegorischem Grübeln

und einem orakelnden Tone; doch verdient Wernher durch den kühnen und oft großen Wurf seiner Phantasie den Vorzug vor Reinmar.

Die neuerlich ausgebrochene Streitfrage, ob Bruder Wernher identisch sei mit dem Augustiner Wernher dem „Gartenäre" von Ranshofen, welchem Hr. Keinz die Abfassung des köstlichen „Meier Helmbrecht" vindicirt hat, wollen wir nicht entscheiden*). Nur ist zu bedenken, daß „Bruder Wernher" sich selbst als einen Layen zu erkennen gibt, aus dem Hr. Meyer sogar einen adeligen Herrn zu machen nicht übel geneigt scheint (S. 81); daß derselbe zur Zeit, in welche die Dichtung des Helmbrecht fällt, in Oesterreich gewesen seyn muß; dann aber, daß durch das ganze epische Gedicht des Helmbrecht ein so poetischer Guß und Fluß hinzieht, wozu der „Bruder Wernher" mit seiner bedächtigen Spruchweisheit sich nie hätte erheben können. Mag sonst auch noch so viele äußere Verwandtschaft zwischen den Beiden mit unterlaufen, so sind sie vom geistig poetischen Standpunkte aus doch ganz verschiedene Naturen.

*) Vgl. Meier Helmbrecht und seine Heimath. Von Friedrich Keinz. München 1865, und dessen Broschüre: „Zur Helmbrecht-Kritik." München 1866.

XLIX.

Zeitläufe.

Die jüngsten Kammerverhandlungen in Süddeutschland.

In dem Augenblicke wo wir die Feder ansetzen, sieht die Welt dem authentischen Text entgegen, durch den der österreichische Reichskanzler in Folge des kaiserlichen Besuchs zu Paris die hergestellte Identität zwischen den politischen Interessen beider Kaiserreiche verkünden wird. Die Sache als solche darf als feststehend betrachtet werden: das hat Kaiser Franz Joseph in Paris bei feierlicher Gelegenheit selber gesagt. Oesterreich ist der französischen und ist insbesondere der napoleonischen Politik als schwerstes Hinderniß im Wege gestanden, solange es seiner italienischen Rechte und Besitzungen noch nicht beraubt war, und solange es als Präsidialmacht des deutschen Bundes unter allen Umständen zur Vertheidigung des Rheines verpflichtet war. Beides hat nun aufgehört: der Rhein ist dem Wiener Kabinet seit den Ereignissen des vorigen Jahres ebenso fremd als der Po; und damit ist im europäischen Staatensystem ein Umschwung eingetreten wie kaum je seit Jahrhunderten.

Faktisch war die Allianz Oesterreichs durch diese Cardinal-Aenderungen im politischen Zusammenhange Europa's sofort „frei" geworden, „frei" insbesondere für Frankreich. Aber es

waren in dieser Richtung noch moralische Anstände zu befürchten; es wäre menschlich und natürlich gewesen anzunehmen, daß unauslöschliche Verstimmungen gegen den intellektuellen Urheber des Doppelraubs welcher die zwei glänzendsten Perlen in der österreichischen Kaiserkrone getroffen hat, und daß vielleicht gar dem entsprechende Gedanken der Restauration in Wien zurückgeblieben wären. Es war somit immer noch die Möglichkeit einer österreichischen Rachepolitik gegen Frankreich denkbar oder, um ein anderes Wort zu gebrauchen, die Möglichkeit einer österreichisch-preußischen Allianz. Auch damit ist es nun vorbei, seitdem der Kaiser in Paris durch den feierlichen Toast im Stadthaus an der Seine die jüngste Vergangenheit insgesammt zu den Todten und Begrabenen geworfen hat. Unter solchen Umständen — man muß es gestehen — gibt es für Oesterreich in der That nur mehr Eine „natürliche" Allianz, nämlich die französische oder besser gesagt die napoleonische. Dahin muß von nun an der Kaiserstaat an der Donau mit Naturgewalt gerissen werden.

Sonderbarer Weise will man dieser Wahrheit, um nicht zu sagen diesem politischen Axiom, in Berlin keinen Glauben schenken. Nachdem die preußische Politik nichts gethan hat, um ihrerseits der unheilvollen Wendung die doch so leicht vorauszusehen war, zuvorzukommen und wieder ein besseres Verhältniß zu Oesterreich im gesammtdeutschen Interesse anzubahnen, schreibt sie dem französischen Imperator dieselbe hochmüthige Sorglosigkeit zu. Man scheint in Berlin der Meinung gewesen zu seyn, als habe man Alles gethan, wenn man dem österreichischen Kaiser auf seiner Pariser Reise den Monarchen Preußens auf den Weg schicke, um persönlich ein paar unverfängliche Händedrücke mit dem Todfeind von gestern zu wechseln. In demselben Augenblicke, wo die beiden Herrscher in Paris die Identität ihrer beiderseitigen Interessen in der gegenwärtigen Weltlage constatirten, glaubten die officiösen Federn aus Berlin in süddeutschen Blättern noch

versichern zu dürfen: es werde wohl unmöglich seyn Beweise dafür beizubringen, daß zwischen Frankreich und Oesterreich ein Allianzverhältniß begründet sei*).

Wenn unter dem fraglichen Beweis ein schriftlicher Allianz-Vertrag verstanden werden sollte, oder auch nur ein still-schweigendes Einverständniß über geheime Kriegsabsichten und künftige Theilung der Beute, also ein Einverständniß nach der Art desjenigen wie es bei den Besuchen des Grafen Bismark zu Biarritz zwischen Preußen und dem Imperator zu Stande gekommen war — dann hätten jene friedensseligen Mittheilungen ohne Zweifel recht. Es ist so viel wie gewiß, daß weder ein solcher Allianzvertrag besteht noch ein Kriegsfall gegenüber den bisherigen Uebergriffen Preußens unmittelbar in Aussicht genommen ist. Aber der fruchtbare Keim zu beidem liegt in der Beust'schen Erklärung: daß die Beurtheilung Oesterreichs und Frankreichs sowohl in der italienischen und orientalischen Frage als in der deutschen Frage von den gleichen Gesichtspunkten ausgehe.

Es muß somit — dieß ist doch wohl der unabweisliche logische Schluß — gewisse Grenzen geben, deren Ueberschreitung durch Rußland in der Türkei, durch die Revolution in Italien, sowie durch Preußen in Deutschland die beiden Mächte nicht dulden, die sie vielmehr mit Waffengewalt verhindern werden. Jede thatsächliche Mißachtung der von ihnen gezogenen Schranken würde ihre gemeinschaftliche Aktion zur Folge haben. Mit Einem Wort: der Czar, Viktor Emmanuel und der norddeutsche Bund sind fortan in den Linien der österreichisch-französischen Entente cordiale consignirt und internirt. Oder aber sie werden den Krieg herbeirufen.

Wie wunderlich sich doch die Verhältnisse gestaltet und umgekehrt haben! Rußland und Preußen stehen jetzt, im

---

*) Vergl. z. B. den übrigens fast in bittendem Ton abgefaßten Artikel in der Allg. Zeitung vom 4. Nov. 1867.

engsten geistigen Connex mit der Revolution in Italien, grundsätzlich auf dem Boden des Nationalitätsprincips, während der Vater und Schöpfer dieses „neuen Rechts" auf die völkerrechtliche Basis des Vertragsrechts zurückgekehrt ist. Ob die Rückkehr ehrlich und nicht bloß durch die bittere Noth erzwungen seyn mag, das thut nichts zur Sache; das Faktum besteht. Er muß den Umwälzungen des von ihm selbst erfundenen Nationalitätsprincips Einhalt thun, es mag ihm lieb seyn oder leid. Behielten die Italiener recht mit ihrer Behauptung, daß das Gebiet des Papstes auch als solches italienisches Gebiet sei, so müßte auch Süddeutschland preußisch werden, und umgekehrt. Weil ein französischer Herrscher letzteres gutwillig nicht gestatten kann, so kann er auch ersteres nicht gestatten, und vice versa. In allen diesen Beziehungen aber laufen die Interessen Oesterreichs allerdings und ganz handgreiflich parallel mit den französischen. Die Frage ist nur die, ob die österreichische Macht durch die Intriken und Gewaltthaten des Imperators nicht zu tief herabgedrückt und geschwächt sei, um noch das erforderliche Gewicht in die Wagschale des französischen Bundesgenossen werfen zu können. Aber es ist keine Frage: das neue Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich gebietet den Stillstand der preußischen Vergrößerungs-Politik.

Mit andern Worten: die neue Entente gebietet den Stillstand dessen, was jetzt in der officiellen Sprache Preußens die berechtigte Entwicklung der deutschen Nation heißt. Das ist die einzige Bedingung unter welcher der Friede zwischen Frankreich und Preußen erhalten oder besser gesagt zur Noth gefristet werden kann. Die Entscheidung für eine nahe Zukunft hängt also davon ab, ob Preußen die fragliche Bedingung erfüllen will, oder ob es sie erfüllen kann wenn es auch wollte? Mit andern Worten: darauf steht der dürftige Weltfriede, ob man in Berlin besser im Stande seyn wird der in Fluß gebrachten Bewegung willkürlich Halt zu gebieten als dereinst der italienische Cavour es war, welcher

ja gleichfalls das Königreich beider Sicilien nicht einverleiben wollte, sondern eine so übereilte Vergrößerung Piemonts nicht weniger fürchten zu müssen glaubte, als Graf Bismark in seiner ersten Zeit die Einbeziehung Süddeutschlands in den norddeutschen Bund zu fürchten behauptete.

Müssen diese Fragen mit Nein beantwortet werden, ist das preußische Kabinet nicht Willens oder nicht vermögend sich selbst auf den Mund zu schlagen, der eben noch so voll genommen worden ist von dem „Beruf Preußens" für ganz Deutschland — von dem Moment an wird Europa nicht länger mehr auf die Erhaltung des Friedens zählen können als von eilf Uhr bis Mittag. Und nicht nur Frankreich wird sich dann zum Kampfe aufgerufen sehen für die Rettung seiner europäischen Stellung, sondern auch Oesterreich wird sich erheben müssen um den Preis seiner Existenz. Um so mehr wird Oesterreich als Bundesgenosse Frankreichs seinen letzten Mann und seinen letzten Gulden aufzubieten gezwungen seyn, als es täglich gewisser wird, daß mit dem Vorschreiten der preußischen Bewegung in Deutschland die unterirdischen Arbeiten Rußlands in der Türkei Hand in Hand gehen und genauesten Schritt halten. Oesterreich würde somit von dem deutsch-liberalen Andrang in der Front und gleichzeitig von dem Ansturm des Slavismus im Rücken mit gänzlicher Auflösung bedroht werden — offenbar eine Gefahr welche jede, auch die verzweifeltste, Entschließung rechtfertigen würde.

In welche Lage kämen aber ihrerseits die süddeutschen Staaten, wenn sie bei einem französisch-österreichischen Kriege buchstäblich wie zwischen zwei Mühlsteinen in die Mitte genommen würden? Ich will kein Wort verlieren über das viel bestrittene Problem, ob Preußen in dem Falle eines solchen Doppelangriffs vermögend wäre auch nur einige Regimenter Hülfstruppen nach Süddeutschland zu schicken. Gewiß ist soviel: die süddeutschen Staaten wären ebenso nach dem Gebote der deutsch-nationalen Idee, als auch ausdrücklich

durch die bekannten Berliner August-Verträge gebunden und verpflichtet an der Seite Preußens zu kämpfen, und was wäre dann ihr mögliches Kriegsziel? Nichts anderes, als um für Preußen die Erlaubniß und die Möglichkeit zu erstreiten sich auch noch über Süddeutschland auszudehnen und somit auch noch sie — eben die alliirten Südstaaten — selber zu verschlingen. Denn um diese Frage eben würde der Krieg entbrennen.

Verloren wären die deutschen Südstaaten auf jeden Fall. Ob nun der Sieg auf preußisch-russischer Seite oder auf französisch-österreichischer Seite bleibe, beidemal würde es einen selbstständigen Staat Bayern oder Württemberg nicht mehr geben. Im letztern Falle würden diese süddeutschen Gebiete als Siegespreis dem treuen Alliirten an der Donau zufallen; in Deutschland wäre dann die ächte und rechte Mainlinie, ein Dualismus hergestellt welcher der französischen Politik noch bessere Dienste erweisen würde als die im vorigen Jahre vom Imperator angestrebte Dreitheilung. Denn derselbe würde die Herrscher in den Tuilerien für alle Zeit von der Furcht befreien, daß sich Deutschland doch noch zu einer einheitlichen compakten Macht entwickeln könnte. Im Fall des preußischen Sieges aber müßten die süddeutschen Staaten sich natürlich aufgeben an die Forderungen der deutsch-nationalen Idee nach preußischer Interpretation. Denn, wie gesagt, dieß und nichts Anderes wäre ja eben die Kriegs-Ursache und das Kriegsziel für Preußen. Es träte somit die in der ganzen Weltgeschichte unerhörte Erscheinung ein, daß zwei zur Selbstständigkeit berechtigte Staaten sich an der Seite eines mächtigen Alliirten in einen großen Krieg stürzen müßten, um ihre eigene Verschlingung durch diesen Staat zu erkämpfen.

Sollte man es nun für möglich halten, daß die fraglichen Staaten nicht alle ihre Kräfte aufbieten würden um einem so unheilvollen Verlauf der Dinge den Weg zu verlegen? Dem Ausbruch des Stroms der sie unfehlbar ver-

schlingen müßte, Einhalt zu thun liegt oder lag aber ebenso in ihrem Recht wie in ihrer Macht. Das heißt: wenn sie nur ernstlich wollten, so konnten und durften sie den Stillstand des preußischen Cavourismus nach Bismarkischer Uebersetzung bewirken, welcher allein noch den Frieden erhalten oder wenigstens fristen konnte. Ja, hauptsächlich auf sie kam es an. Denn es war längst vorauszusehen, daß Preußen stillestehen würde, wenn es sich auf einen ihm entgegengesetzten Widerstand berufen konnte. Preußen wird aber nicht stillestehen können, wenn zu den Treibern im Innern auch noch die aktiven und passiven Treiber von außen kommen. Ich meine einerseits die Fortschrittspartei und andere preußischen Fanatiker unter dem deutsch-nationalen Deckmantel südlich vom Main; andererseits die verlockende Feigheit und selbstverachtende Wegwerfung der Regierungen und ihres Anhangs. Die Einen wie die andern Elemente haben dereinst den Grafen Cavour gezwungen gegen seinen Willen die beiden Sicilien einzuverleiben, und wir werden gleich sehen, wie erschreckende Aehnlichkeit das süddeutsche Verhältniß zu Preußen neuerlich mit der Geschichte der neapolitanischen Katastrophe gewonnen hat. Nur daß natürlich bei uns auf deutsche Manier vorgegangen wird, also nicht mit Freischaarenbanden und bestochenen Generalen, sondern mit Gesetzesartikeln, Verfassungsparagraphen und ministeriellen Programmen.

Auf uns, habe ich gesagt, wäre es hauptsächlich angekommen die Berliner Politik zu dem Stillstand zu nöthigen, oder vielmehr ihr den Stillstand zu ermöglichen, welcher allein noch den Frieden erhalten kann. Die Beust'sche Erklärung setzt daher als Bedingung der reservirten Haltung Frankreichs und Oesterreichs ganz richtig nicht nur die Würdigung und Unterstützung derselben in Berlin sondern namentlich auch in den süddeutschen Staaten voraus. Für Preußen den Stillstand zu gebieten war auch unser gutes vertragsmäßiges Recht. Der Prager Friede fordert die „unabhängige internationale Existenz“ dieser Staaten. Freilich spricht derselbe

Vertrag auch von einer „nationalen Verbindung“ die zwischen den süddeutschen Staaten und Norddeutschland existiren solle, zwischen den süddeutschen Staaten und Oesterreich aber nicht existiren dürfe. Immerhin aber lag das Ausmaß und die Qualität jener nationalen Verbindung in unserer Wahl. Der Prager Friede trägt wenigstens daran nicht die Schuld, wenn wir die nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde soweit ausdehnen, daß Frankreich und Oesterreich für die Sicherheit ihrer eigenen Stellung besorgt werden müssen, und lieber zu den Waffen greifen als sich ein solches Maß unserer Selbstwegwerfung gefallen lassen — zur „Verstärkung der Hohenzollern'schen Hausmacht.“

Um eine so große Entscheidung hat es sich bei den jüngsten Debatten der bayerischen Kammer über die Zollvereins-Verträge gehandelt. Ich nenne nur die bayerische Kammer; denn es ist bekannt, daß deren verwerfender Beschluß auch für die württembergische Kammer maßgebend gewesen wäre, sowie nun die Zustimmung in Bayern mit Nothwendigkeit die württembergische Annahme nach sich gezogen hat. Man darf unbedenklich sagen: wenn die bayerische Volksvertretung den Verträgen vom 8. Juli ein entschlossenes Nein entgegengesetzt hätte, so stünde jetzt die politische Situation Europa's um einen wesentlichen Zug anders. Preußen — daran ist ja kaum ein Zweifel mehr — würde andere Saiten aufgezogen habeu; mit andern Worten es hätte sich mit dem ersten Schritt zu jener Politik des Stillstands hingewendet welche allein noch im Stande wäre die Gefahr einer Conflagration abzudämmen. Wir aber hätten, ohne uns irgendwie ein undeutsches Zusammenspiel mit dem Ausland oder eine Verletzung der nationalen Pflichten vorwerfen zu müssen, uns eine Position errungen, um welche die europäische Constellation sich wesentlich anders gruppirt hätte, als es jetzt noch der Fall seyn kann.

Während wir nunmehr vor dem Forum der gesammten politischen Welt als verlorene und geopferte Leute erscheinen,

hätte andernfalls das Friedensbedürfniß des Welttheils sich auf unser Streben die staatliche Selbstständigkeit Süddeutschlands zu erhalten, als auf ein willkommenes Princip gestützt, und darin wäre von selbst die stärkste Garantie unserer politischen Existenz gelegen. Die süddeutschen Staaten als Grundpfeiler des europäischen Gleichgewichts hätten zum Axiom des continentalen Friedensstandes werden können; und durch die Nichtannahme der Juli-Verträge hätten sie diese Rolle übernommen.

Es ist anders ergangen; und die Folgen der Unterwerfung unter das Machtgebot Preußens können eben so wenig ausbleiben, als die Folgen unseres berechtigten Widerstandes ausgeblieben wären. Ich spreche nur mehr von zwei einer selbstständigen politischen Existenz noch fähigen Staaten Süddeutschlands. Denn Hessen und Baden müssen faktisch als geliefert betrachtet werden. Hessen gehört zum Theile schon zu dem Gebiet des norddeutschen Bundes, das heißt es steht bereits mit Einem Fuß im Grabe seiner staatlichen Existenz. In Baden aber ist das Werk des deutschen Neapolitanismus bereits so weit vorgeschritten, daß der großherzogliche Liborio Romano jüngst vor den Kammern erklärt haben soll (im stenographischen Bericht ist nämlich die Stelle unterdrückt): „Ich bin fest davon überzeugt, daß wenn wir nicht in ganz kurzer Zeit dem norddeutschen Bunde angehören, wir zu existiren aufgehört haben werden.“ Wenn der fragliche Minister diese Worte auch nicht gesprochen hätte, so wären sie doch jedenfalls wahr. Daß aber die Dinge in Baden so stehen, ist mit unsere eigene große Schuld. Es wäre unfehlbar selbst in Karlsruhe anders Wetter geworden, wenn man in München und Stuttgart noch in der zwölften Stunde den ernsten Schritt zur Wahrung der süddeutschen Selbstständigkeit gewagt hätte, wozu eben die letzte Frist und Gelegenheit in den jüngsten Oktober-Tagen geboten war.

An dem Beispiel Badens kann sich aber auch Jeder überzeugen, wie gut man in Berlin selber weiß, daß die

Kriegs- und Friedensfrage unbedingt von dem Verhalten Preußens zu Süddeutschland abhängt. Die badische Birne ist reif, Graf Bismark braucht kaum mehr zu schütteln, er braucht nur aufzufangen. Warum thut er es nicht? warum bindet er die badische Birne lieber noch mit Bindfaden auf? Er thut das, weil er wohl weiß, daß die Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund, welcher die Absorption Hessen-Darmstadts unweigerlich auf dem Fuße folgen müßte, dem Fasse den Boden ausschlagen würde. Schon die Preußen in Mainz sind ein brennender Pfahl im Fleische Frankreichs; auch noch Preußen in Rastatt und bis in die Schwarzwald-pässe hinauf — sie müßten unfehlbar das Maß der französischen Geduld zum Ueberlaufen bringen. Das ist es aber was der preußische Graf bereits um den schweren Preis von Luxemburg hat vermeiden wollen.

Aber es ist eben die Frage, wie lange man in Berlin, nachdem die Mahnung zum Stillstand von München und Stuttgart aus nicht, ja weniger als nicht ergangen ist, dem badischen Andringen wird die Thüre verschlossen halten können, im schreienden Widerspruche mit dem sich selbst zugeschriebenen „deutschen Beruf"? Und es ist zweitens die Frage, wie und wo ein Aufhalten auf der abschüssigen Bahn auch für Bayern und Württemberg seyn soll, nachdem diese Staatswesen sich nun einmal auf die abschüssige Bahn begeben haben, welche direkt in die Zustände und Stimmungen der badischen Verzweiflung an sich Selber führt und führen muß? Das ist geschehen durch die zustimmenden Beschlüsse zu den Verträgen vom August v. und vom Juli d. Js. Man hat in Bayern und in Württemberg nicht nur faktisch sondern auch mit ausdrücklichen Worten eingestanden, daß man weder den Muth noch die Kraft habe die Bedingungen der staatlichen Selbstständigkeit ferner zu leisten und irgendwie nennenswerthe Opfer hiefür zu bringen. Das war ein schweres Wort. Es ist unmöglich, daß einer solchen Erklärung nicht die That auf dem Fuße folge, und somit von dem was den



Staat ausmacht, ein Stück nach dem andern abfalle in den Staaten, wo solche Armuthszeugnisse offen aufgelegt werden vor ganz Europa.

Zum Ueberfluß legt die bayerische Regierung durch die ministerielle Deklaration vom 8. Oktober auch gleich selbst die Consequenzen dar. Wie tief ist Bayern jetzt schon herabgesunken von den stolzen Großmachtsgefühlen und den hohen Prätensionen — das „Zünglein an der deutschen Wage" wollte man seyn — unter der vorigen Regierung! Seitdem hat Bayern die Freiheit seiner Entschließung auf diplomatischem Gebiete aufgegeben durch den Berliner Vertrag vom 22. August. Es hat für den Kriegsfall die Führung seines Heeres abgetreten an den König von Preußen durch denselben August-Vertrag. Es hat seine wichtigsten materiellen Interessen, insbesondere ein großes Gebiet der indirekten Steuern, der obersten Verfügung Preußens unterstellt durch die jüngst angenommenen Zollverträge. Diese Verträge reduciren Bayern zugleich auf eine Filiale des norddeutschen Parlaments. Aber Herr Fürst Hohenlohe sagt in seiner Denkschrift vom 8. Okt. mit dürren Worten, es sei an diesen Abtretungen von den wesentlichen Attributen eines selbstständigen Staats noch immer nicht genug; und Se. Durchlaucht hat hierin vollkommen recht, insoferne der welcher A gesagt hat, auch B sagen muß.

Die bayerische Regierung hat daher in Berlin gleich auch weitere Verhandlungen über gemeinsam zu behandelnde Angelegenheiten angeknüpft, und sie ist bereit alle in den Artikeln 3 und 4 der norddeutschen Bundesverfassung aufgeführten Gegenstände als solche Gemeinsamkeiten anzusehen. Also die Posten und Telegraphen, Eisenbahnen und Wasserstraßen, Bankwesen und Papiergeld, Maß-, Münz-, Gewichtssystem und Consulatswesen, das ganze Gebiet der Civil- und der sogenannten socialen Gesetzgebung. Der Minister wie gesagt ist nur consequent, wenn er die oberste Leitung in allen diesen Angelegenheiten in das Parlament und den

Bundesrath von Berlin zu verlegen bereit ist. Der himmelschreiende Widerspruch des Mannes besteht nur darin, daß in denselben ministeriellen Programmen immer noch von der Selbstständigkeit, Souverainetät und Integrität der Krone und des Landes Bayern die Rede ist*).

Sicherlich werden aber die fremden Mächte welche bei der Entwicklung der deutschen Dinge um den Preis ihrer Selbsterhaltung interessirt sind, eines solchen Widerspruchs sich nicht schuldig machen. Sie werden fragen: was soll das noch für ein unabhängiger Staat oder überhaupt für ein Staat seyn, der in solcher Weise sein Hausrecht Stück für Stück an eine auswärtige Leitung überträgt und im eigenen Hause nur mehr eine Art Austräglerstube sich vorbehält? Von dem Moment an wo die fraglichen fremden Mächte beginnen werden sich also zu fragen, gestaltet sich jede gesetzgeberische Gemeinsamkeit die wir noch weiter an Preußen übertragen möchten, zum Kriegsfall, und wir werden unser Gut und Blut aufzuwenden haben, um die Erlaubniß — uns mediatisiren zu lassen für uns zu erkämpfen.

Dahin will es die Eine Partei, die Partei des eigentlichen Liberalismus, ganz absichtlich treiben; denn nur auf diesem Wege glaubt sie ein Deutschland nach ihrem Herzen machen zu können. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, daß wir unsere staatliche Selbstständigkeit verlieren sollen selbst um den Preis eines Kriegs. Die andere Partei ist die der Bedauerlichen. Sie überströmen vom Ausdruck des „Bedauerns", daß es so sei; aber da die Dinge nun einmal so und nicht anders lägen, so sei es nicht anders zu machen und helfe Alles nichts, man müsse sich fügen. In diesem Sinne haben

*) „Ein großer Theil des Staatslebens würde dadurch aus den Händen der Einzelstaaten in die Gemeinschaft Deutschlands übergehen": so sagt das ministerielle Blatt in Berlin, bezeichnet aber dennoch ein solches Verhältniß als einen „weitern Bund." Offenbar haben auch in dieser Frage die Wörter „ihre Bedeutung verloren."

in Bayern die Regierung und die Mehrheit der Kammern argumentirt, ja, es haben in beiden Südstaaten sogar die Träger der Krone sich bestimmend in die parlamentarische Verhandlung eingemischt und die Gegner der Submissions-Verträge desavouirt. So hat sich durch die begleitenden Umstände die Annahme der fraglichen Verträge noch trauriger gestaltet als die freie und ungezwungene Annahme der Verträge an sich gewesen wäre; die begleitenden Umstände haben eben bewiesen, daß man auch in Bayern und Württemberg kaum mehr spannenweit entfernt ist von den Zuständen und Stimmungen der großherzoglich badischen Verzweiflung an sich Selber.

Allerdings wäre ein mannhafter, auch zu Opfern bereiter Entschluß nöthig gewesen, um im Princip die Selbstständigkeit der süddeutschen Staaten und damit die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens zu retten. Im eigentlichen Volke wäre nun die entsprechende Gesinnung wohl noch vorhanden. Aber es hat sich bei den jüngsten Verhandlungen mehr als je gezeigt, daß unsere Kammern fast ausschließlich Vertreter der Bourgeoisie sind. Diese sociale Classe hat für alle politischen Fragen nur Einen Maßstab, den ihrer eigenen industriellen und commerciellen Interessen. Die Geldfrage hat sich schließlich namentlich in Bayern mit dem schwersten Druck auf die Berathungen gelegt, und sie ist der letzte Entscheidungsgrund geblieben. Wer außer diesem in den Kammern vertretenen Volke kein anderes Volk mehr in Süd-Deutschland kennt, der mußte allerdings auf die Meinung kommen, daß es im Lande an der Opferwilligkeit fehle, welche nöthig wäre zur ungeschwächten Erhaltung unserer politischen Existenz, und also nöthig gewesen wäre zur resoluten Abweisung der Verträge vom 8. Juli.

So ist nun die gerechte Strafe über jene verblendete Regierung gekommen, welche vor siebenzehn Jahren die materiellen Interessen als die stärksten Stützen des Thrones auserwählt hat. Gerade die materiellen Interessen haben jetzt ohne Scham und Scheu erklärt, daß es eben ganz gegen das

materielle Interesse wäre, Opfer bringen zu müssen um die fortschreitende Mediatisirung des Landes aufzuhalten. Inzwischen ist auch die Vertretung dieser materiellen Interessen mit ihrer indifferenten Gesinnung die absolut herrschende geworden, und man darf daher allerdings sagen, daß die Reaktion welche aufgeboten werden müßte, um die unabhängige internationale Existenz der süddeutschen Staaten zu retten — eine sociale Unmöglichkeit geworden sei.

Aber wer hier gewinnen will, der verliert. Denn zuverlässig gibt es nichts, was den europäischen Kriegsbrand unmittelbarer vor die Thüre rücken könnte als eben der successive Untergang der unabhängigen internationalen Existenz dieser süddeutschen Staaten.

L.

Wiener Bilder.

Von dem Treiben der gegenwärtigen Judenwirthschaft*) in Wien ist es schwer eine Beschreibung zu machen. Wenn alle

*) Wie sehr die mit dem obigen Ausdruck unseres Correspondenten bezeichneten Verhältnisse in Oesterreich und insbesondere in Wien sich zum europäischen Skandal ausgewachsen haben, bezeugt soeben auch die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Beilage vom 6. November). Der Verfasser der Aufsätze „Aus dem Wiener Leben" schreibt diesem Blatte: „Der Jude der eben noch nach Emancipation gerungen, ist heute schon nicht mehr mit seiner Gleichstellung zufrieden; er will bevorzugt seyn. Diesem eigenthümlichen Verlangen begegnen wir selbst bei talentvollen, bei geistreichen Juden; sie fordern allen Ernstes eine besondere Rücksicht für ihr Volk. Wenn man ein kleines Judenjüngelchen am Ohrläppchen zupft, schreien alle Juden des Erdballs über die unerhörte Mißhandlung, über das brutale Attentat. Wagt man die [illegible], daß dem

jene blutdürstigen Hyänen aus Israel die einst das Haus des Pilatus umtobten und ihr Geschrei und Gekreisch: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn“ dem römischen Landpfleger zuriefen — wenn alle diese Hyänen plötzlich mit Beibehaltung ihrer primitiven Wuth in Zeitungsschreiber umgewandelt würden, so könnten sie keinen ingrimmigern Haß gegen Christus zur Schau tragen, als jene jüdische Schwefelbande die jetzt durch ihr tagtägliches Gebrüll in Wien den Ton angibt und Alles terrorisirt. Die Juden der „Neuen freien Presse“ (sie hieße richtiger Neue freche Presse) nannten den canonisirten Pedro Arbues „einen Bluthund“, da sich faktisch, wie Hefele gezeigt, nicht Ein unter ihm gefälltes Todesurtheil nachweisen läßt. Um die jüdische Blutgier in den Hintergrund zu schieben, erlaubten sich diese Juden förmliche Gotteslästerungen. Ein Artikelschreiber des wüthenden Judenblattes erzählt einen Traum wie folgt: „Ich saß auf einem großen goldenen Stuhl, einen scharlachrothen reichverbrämten Mantel um die Schultern und eine dreifache Krone auf dem Kopfe. Zwischen den Beinen hielt ich den gekreuzigten Christus, so daß das Querholz des Kreuzes sich auf meine Knie stützte, und der heilige Geist schwebte in Gestalt einer weißen Taube bald mir zu Häupten bald zu den Füßen Christi. Rechts und links von mir und vor mir, so weit mein Auge reichte, wahrscheinlich auch hinter mir was ich aber bloß dem Schimmer nach schloß, weil ich mich nicht getraute mich umzusehen — befand sich Kopf an Kopf gedrängt eine unabsehbare Menge von Engeln, Seligen, Heiligen und Martyrern beiderlei Geschlechts, die offenbar alle in die Anschauung meiner Göttlichkeit vertieft waren und mir unaufhörlich: Heilig, heilig, heilig zuriefen. Mein Zustand war keineswegs ein behaglicher. Denn obwohl ich aus der allgemeinen Devotion merken konnte daß ich wirklich der liebe Gott sei, da sich die Erzengel und die Apostel und alle himmlischen Heerschaaren, ja Christus und der heilige Geist doch unmöglich darin irren konnten, so sagte mir eine Stimme

---

Jüngelchen vielleicht recht geschehen sei, so wird man für einen Reaktionär erklärt. Die Geschichte der Juden läßt sich in den Satz zusammenfassen: fünfzehn Jahrhunderte haben die Christen die Juden maltrātirt, heute maltrātiren die Juden uns.“

im Innern mit einer Bestimmtheit die mich höchlich verdroß: Sei kein Narr" u. s. w. Der Artikel fährt fort die unangenehme Situation Gott Vaters zu schildern. Es heißt: er (Gott Vater) habe gehört, „mein Stellvertreter auf Erden habe soeben einen gewissen Arbues zum Heiligen ernannt, und lasse mich höflich ersuchen, dieß im Himmel bekannt zu machen, sowie überhaupt die in einem solchen Falle gebräuchlichen Anordnungen daselbst zu treffen. Zugleich wurde mir (Gott Vater) ein kleiner Nekrolog des besagten Arbues mitgetheilt, woraus ich ersah, daß derselbe während seines Lebens mehrere tausend Menschen ihres Glaubens wegen habe lebendig verbrennen lassen, nach seinem Tode aber ein paar Duzend Leute von ihren körperlichen Gebrechen befreit habe." Weiter schildert der Artikel einen Streit zwischen dem heiligen Franciskus und Dominikus in dieser Angelegenheit, und die „Neue freie" läßt den heil. Franciskus sagen: „Nein, die Menschheit darf nicht so tief gedemüthigt werden daß sie Bluthunde als Ideale ihres eigenen Wesens verehren soll! Nein ein Peter von Arbues kann nicht als Gleicher gestellt werden neben einen Franz von Assisi; ich dieser Franz von Assisi selbst sage es, weil es die Heerschaaren des Himmels und der Erde mit mir sagen müssen. In einem Glauben, auf einer Erde, in einem Himmel können Franz und Arbues nicht zugleich als Heilige gelten."

Diese Judenbüberei bedarf keines Commentars. Seit der Rückantwort des Kaisers an die in Wien versammelten Bischöfe ist aber unter diesen schreibenden und Wien terrorisirenden Juden die volle Tollwuth ausgebrochen. Die Bischöfe, darunter der Cardinal von Wien, werden in den schändlichsten und niederträchtigsten Carrikaturen an den Schauläden der Tabakbuden ausgestellt; gegen den Klerus wird in einer Weise gehetzt gegen welche die Hetze der Voltairianer zu Paris vor 1793 ein unschuldiges Kinderspiel war. Israel regiert; und sein Regiment besiegelt es, indem es die volle Schale jüdischen Grimmes über die Kirche, die Bischöfe und den Klerus ausgießt. Das arme Volk wird durch diese Blätter derartig verhetzt, daß schon oft die beleidigendsten Schimpfworte Geistlichen auf der Straße zugerufen werden. Ein Blatt welches die Interessen der Slaven vertritt, bemerkte jüngst treffend: „Die Juden haben die Hetze

gegen das Concordat und den Klerus völlig organisirt — um die Aufmerksamkeit des Volkes von ihrem verbrecherischen Treiben, von ihrem Wucher und ihrer Markaussaugung abzuwenden! Herr von Beust ist außerordentlich judenfreundlich gesinnt, wie auch andere Regierungsherren, und nachdem dieselben sehr gescheidte Männer sind, werden sie auch ihre gewichtigen Gründe dafür haben." Vor Kurzem berichtete das „Vaterland", daß das Ministerium in Einem Jahre für die officiöse Judenpresse weit über 1½ Millionen Gulden ausgebe!

Die „Sonntagszeitung", ebenfalls von einer biedern Judenbande herausgegeben, brachte über Arbues folgenden Artikel: „Klingt es nicht wie eine Ironie des Geschickes, daß das verpfaffte spanische Königthum in dem Augenblicke zu Grunde gehen soll, wo man in Rom die Lebensgeschichte des spanischen Ketzermetzgers Don Arbuez prüft, um ihm vielleicht einen Sitzplatz unter den Heiligen anzuweisen? Jenes grauenvolle nichtswürdige Institut der Inquisition, die Ausgeburt menschlicher Bestialität und des infamsten Eigennutzes übt heute noch ihre furchtbare Rückwirkung". — Das Wiener Tagblatt, von einer jüdischen Gesellschaft herausgegeben, verbreitet in 50,000 Exemplaren seine rabbiaten Schmähungen. Der Jude Breyer gibt den „graden Michel", ein Blatt zur Bearbeitung der Bauern, und zugleich ein Witzblatt „das Reibeisen" heraus. Die Bischöfe erscheinen darin in allen möglichen Carrikaturen, theils um über sie Gelächter, theils um gegen dieselben Haß und Verachtung zu erregen. Die alte „Presse" ist „officiell" geworden. Ein protestantischer Redakteur wurde ministeriell berufen, der mit jüdischen Gesellen aus allen Pfeifen des Hohnes und Spottes gegen Kirche und Klerus aufspielt. Die literarischen Zustände sind jetzt total verjudet und weitaus niederträchtiger als im Jahre 1848. Die Einziehung des Kirchengutes wird immerfort gepredigt. Die Beraubung der Kirche liegt Israel aus zwei Gründen am Herzen. Erstens ließen sich da wieder durch Kauf und Güterzertrümmerung glänzende Geschäfte machen, zweitens hat das Moment der Rache an den Christen bei Israel von je eine hervorragende Rolle gespielt. Als sich die Rumänen den Import jüdischer Gauner verbaten, mußten die ministeriellen Telegraphen spielen; Oesterreich mußte

sich ins Mittel legen um die Rumänen zu belehren, daß es eine wesentliche Aufgabe eines aufgeklärten und toleranten Volkes sei, sich durch jüdische Blätter zu narkotisiren und durch jüdische Banden das Geld aussaugen zu lassen. Das Abgeordnetenhaus in Wien hielt es für sein schönstes Ziel den Juden allenthalben zur vollen Oberherrschaft über die Christen zu verhelfen. Alle Autorität soll niedergeworfen, der Adel abgeschafft, die Kirche beraubt, die Standesunterschiede nivellirt werden, nur die Geldherrschaft respective das Judenthum soll über den Trümmern der zerstörten Gesellschaft einen Tempel für das goldene Kalb erbauen. Zu dem Allem die unendliche — Gutmüthigkeit dieser Wiener; welche einerseits über die Judenmacht, die Zerstörung des christlichen Wohlstandes klagen und schimpfen, und andrerseits sich von den jüdischen Blättern leiten und lenken lassen, und mit innigster Hingabe alles glauben was ihnen Israel zu glauben vorstellet.

Wie der Cynismus im Bloslegen alles moralischen Schmutzes seinen Höhepunkt erreicht, hiefür nur Ein paar Beispiele. Ein Feuilletonist des jüdischen Blattes „Neue freie Presse" hat die Schamlosigkeit folgendes zu schreiben: „Wie alle alten Junggesellen habe auch ich mir bei mehreren verheiratheten Freunden eine Reihe von Häuslichkeiten gegründet, in welchen ich alle oder fast alle Freuden des Familienlebens genieße, ohne von den Leiden desselben ernstlich belästigt zu werden. Am wohlsten fühle ich mich unter dem Dache eines Mannes, welcher so gut war eine frühere Flamme von mir zu heirathen. Sie selbst hatte mich verschmäht. Man begreift daß ich an beide Menschen durch die wärmste innigste Dankbarkeit auf immer gefesselt bin. Dadurch daß sie nicht mein Weib geworden, hat sie in meinen Augen immer etwas vom Mädchen an sich behalten, und dadurch daß er sie zu seinem Weibe machte, machte er sie für mich zu einem Weibe wie die andern. Ich behielt die Illusion, und er bekam die Wirklichkeit; ich tausche nicht mit ihm, aber ich nehme sehr gerne den Thee bei ihm und ihr." In der jüdischen „Morgenpost" ist der bekannten Wiener Lokalsängerin Fräulein Gallmayer, von der die Blätter treuherzig berichten, daß sie einen eigenen Rauchsalon für männliche Besucher in ihren Appartements hat —

ein eigener vierspaltiger Artikel gewidmet, in welchem verschiedene Judenspäße über das gemacht werden was dieses Fräulein auf und unter dem Herzen habe, und in welchem mit der größten Ungezwungenheit berichtet wird, wie Fräulein Gallmayer „seit zwei Monaten der süßesten Freude eines weiblichen Wesens entgegengehe, und mithin noch sieben Monate der größten Schonung bedürfe." Und in dieser, ja in noch einer ärgeren völlig unberichtbaren Manier wird das Volk tagtäglich ungehindert bearbeitet. Die Behörden sind Null, und es hat den Anschein — sie wollen und sollen es seyn! Jüngst las man an allen Straßenecken angeschlagen: „Die Päpstin Johanna" von Alexander Patuzzi. Dieser Mensch, welcher eigentlich Alvensleben heißt, gab jüngst im Schmutzverlage von Wenedikt ein Buch so unsittlichen Inhaltes heraus, daß es von der Polizeibehörde (Ende 1867 dazu!) confiscirt wurde. Auch schreibt er eine populäre Geschichte der Päpste die in Heften herauskommt, alles ohne eine Spur von historischer Darstellung, rein ein Sammelsurium von Scandalromanen.

Das Höchste leistete jüngst das Judenblatt „Sonntagszeitung" indem es aus einem Pamphlet: „Memoiren eines geheimen Agenten" den jüngst in Erfüllung seiner Pflicht als Bischof von Albano an der Cholera verstorbenen Cardinal Altieri geradewegs beschuldigt, er habe zwei Banditen bestellt, den einen um für 500,000 Frcs. Napoleon, den andern um für 100,000 Frcs. Garibaldi zu ermorden!

Und es ist kein Mensch in Wien und Oesterreich der gegen diese verbrecherischen Juden, die in ihrem Haß gegen die Kirche das Höchste leisten, aufzutreten wagt! Dafür unterhält sich Herr von Beust in Paris ausgezeichnet, und in der Olmützer Consistorialkanzlei werden Nachsuchungen gehalten, Gendarmen bewachen die Predigten, daß diese keine Polemik anfangen, und die Bezirksvorsteher in den Provinzen bekommen vom Ministerium geheime Aufträge — den Klerus und die „Agitationen" für das Concordat zu überwachen!

Wir werden in Kurzem aus Oesterreich noch ganz andere Geschichten hören. Für jetzt mag das Vorstehende genug seyn!

LI.

Lage und Zustände in Frankreich und daran sich knüpfende Aussichten.

Von der deutsch-französischen Grenze.

Je weiter wir vorrücken, desto allgemeiner und eindringlicher wird die Ueberzeugung daß die Ereignisse des Sommers von 1866 nur das Vorspiel zu viel größern Verwickelungen und Umwälzungen waren, denen wir nicht entgehen können und welche binnen Kurzem eintreten müssen. Frankreich, oder was etwas anderes ist Napoleon der Volkskaiser, braucht den Krieg. Warum er denselben braucht und welchen Ausgang der Kampf aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen wird, soll hier angedeutet werden.

Man hat Napoleons Politik gerade in der letzten Zeit gar verschieden beurtheilt. Nachdem man Jahre lang dieselbe bewundert, hat man sie plötzlich ganz erbärmlich gefunden, weil man den Zusammenhang derselben außer Acht ließ und deren Ausgangspunkt vergaß. Um aber Napoleons bisherige Politik und seine jetzige Lage verstehen zu können, muß man sich vor Allem des Programmes erinnern, mit welchem das zweite Kaiserreich eingeleitet worden. Nach dem Staatsstreich trug ein Hauptwortführer des zu errichtenden Kaiserreichs, Herr Troplong, dem Senat den Bericht vor worin die Wiederherstellung des Kaiserreichs befürwortet wurde. Neben den

unentbehrlichen Redensarten von Ruhe, Friede, Wohlfahrt und ähnlichen schönen auf den Spießbürger berechneten Dingen, welche das Kaiserthum bringen sollte, gipfelte das in diesem Bericht aufgestellte Programm in folgenden auf die eigentlich treibenden Elemente berechneten Sätzen: „das Kaiserreich wird die Revolution seyn ohne die revolutionären Ideen; es wird die Ordnung seyn in der Revolution."

Vergleicht man nun diese beiden Sätze mit dem bisherigen Thun Napoleons, so wird einem Manches, ja Alles klar was man bisher nur schwer sich erklären konnte. Denn diese Sätze, dieses Programm waren von Napoleon selbst sehr genau erwogen worden und entsprechen vollkommen seinen Ansichten und Vorhaben. Es war auch jedenfalls ein stolzes weittragendes Wort, wenn das Kaiserreich versprach Ordnung in den Gang der Revolution bringen zu wollen; es setzte dieß eine gewisse Mission und vor Allem eine so große Gewalt voraus, daß man unwillkürlich Frankreich als die erste entscheidende Macht Europa's, sowohl in geistiger als materieller Hinsicht, betrachten mußte. Das napoleonische Frankreich setzte sich somit die Aufgabe die revolutionären Principien ohne die Schauderscenen und Erschütterungen der ersten französischen Revolution, gewissermaßen auf eine regelrechte Art in den verschiedenen Staaten zur Geltung zu bringen, ein System der Revolution durchzuführen und auf diese Weise an der Spitze von Europa und der Civilisation einherzustolziren. Ganz Europa durch Frankreich umgestaltet und von Principien beherrscht die von Frankreich ausgingen, dazu jedem einzelnen von dort ausgehenden Anstoße Folge leistend, kurz eine Art großes europäisches Puppentheater von dem Frankreich alle Fäden in der Hand hätte: dieß war so ungefähr das Bild der Zukunft, welches Napoleon seinen Franzosen durch das Programm ganz bestimmt in Aussicht stellte.

Für wie schwach und ohnmächtig man damals auch die übrigen europäischen Staaten, namentlich auch Preußen und

Deutschland ansah, so setzte dennoch die Ausführung eines solchen Programms, abgesehen von den „napoleonischen Ideen“ und dem damals noch überall eingewurzelten Gedanken an die Rheingrenze, unbedingt einen wesentlichen Machtzuwachs für Frankreich als Nothwendigkeit voraus. Denn so weit ist man noch nicht von dem Idealismus beherrscht, daß man in Paris hätte einen Augenblick glauben können, mit bloßen starken Ideen und ohne entsprechend große Heere und Schätze stets Meister der Bewegung zu bleiben die man hervorgerufen, d. h. an der Spitze der Civilisation einherschreiten zu können. Deßhalb wurde auch vom Beginn des Kaiserreichs dem nationalen Wahn oder vielmehr Dogma von der Rheingrenze eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt; auf jede mögliche Weise wurde der Gedanke dem Volke, den Halbgebildeten, Gebildeten und Gelehrten, den Gläubigen und Ungläubigen durch entsprechende Schriften und Zeitungen mundgerecht gemacht. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza wurde in Frankreich allgemein als das Vorspiel, die Bürgschaft des linken Rheinufers angesehen und deßhalb auch mit einer Begeisterung gefeiert, welche mit der Bedeutung dieser Sache in gar keinem Verhältnisse war.

Das sogenannte neue Recht, das Selbstbestimmungsrecht der Völker mit allgemeiner Volksabstimmung, das Nationalitätsprincip, das Princip der Nichteinmischung und wie alle diese „Principien“ genannt werden mögen die keine sind — waren bei Lichte besehen nur die äußern Formen unter denen die disciplinirte Revolution auftreten, sie sind nur die Handhaben deren sie sich bedienen sollte um ihre Werke und Schöpfungen zum größern Ruhme Frankreichs zu vollbringen. Sie sollten gewissermaßen die Revolution zur anerkannten öffentlichen Institution und zur Grundlage des neueuropäischen Staatensystems machen. Natürlich war dabei immer vorausgesetzt, daß Frankreich oder vielmehr die Napoleoniden der Mittel- und Ausgangspunkt, die Leiter des Systems bleiben sollten.

Man braucht nur einen oberflächlichen Blick auf die ganze äußere Politik Napoleons zu werfen, um dieses Programm überall in scharfen Umrissen hervortreten zu sehen. Bloß der Krimkrieg war das einzige Unternehmen welches nicht so ganz in das Programm paßte; aber man muß sich auch erinnern, daß nur der in Oesterreich herrschende josephinisch-bureaukratische, über alle Maßen beschränkte und verkommene Conservatismus Schuld daran war, daß dieser Krieg überhaupt stattfand und sodann England und Frankreich allein überlassen blieb. Hätte es damals eine einsichtige, wirklich conservative Regierung in Oesterreich gegeben, dann hätte die ganze Angelegenheit eine völlig verschiedene Wendung nehmen müssen und der Ausdehnung des napoleonischen Systems wäre von vornherein ein Riegel vorgeschoben worden. Es wäre dann wahrscheinlich ein ganz anderer Krieg geworden, in dem aber Oesterreich mächtige Verbündete gehabt hätte. Jedenfalls wären ihm die Niederlagen von 1859 und 1866 erspart worden. So aber leistete Oesterreichs aller gesunden wohlverstandenen Principien baare und blöde Politik dem Napoleonismus einen gewaltigen Vorschub, indem sie ihm erlaubte im Oriente die wirklichen Interessen Europa's und der Civilisation fast allein zu vertreten und dadurch sein Ansehen und seinen Einfluß in ganz Europa zu befestigen. Wer erinnert sich nicht der Popularität welche Napoleon durch den Krimkrieg erwarb und deren Nachwirkungen noch heute sichtbar sind. In den Donaufürstenthümern wurde, Dank dem Krimkrieg, das neue Princip zur Geltung gebracht, ohne daß man eigentlich noch recht sah, wo das hinaus wollte. Deßhalb konnte auch schon im Krimkrieg die italienische Umwälzung, dieses erste größere Unternehmen im Sinne des gedachten Programms, eingeleitet werden, ohne daß wiederum die österreichischen Staatsmänner sich der Sache recht bewußt wurden. Die Vorgänge in den Donaufürstenthümern hätten ihnen doch die Augen öffnen müssen, wenn sie überhaupt noch Augen gehabt hätten.

In Italien wurde das Nationalitätsprincip verwirklicht,

indem man das neue Recht in Anwendung brachte. Alles was dort geschehen, ist unter ausdrücklicher Zustimmung, wo nicht auf Befehl der französischen Regierung geschehen. Hätte man 1860 in Rom den Rath Merode's befolgt, das ganze französische Botschaftspersonal als Verschwörer gegen die Sicherheit des Landes festgenommen und das Gebäude der Gesandtschaft polizeilich durchsucht, wozu gegründete Ursachen vorhanden gewesen, dann wäre damals schon die ganze Zweideutigkeit, das nichtswürdige Doppelspiel der napoleonischen Regierung zu Tage gekommen. Doch die allzu große Vorsicht Antonelli's vereitelte Alles und förderte Napoleons verschmitzte Pläne. Hätte damals Oesterreich bei dem schändlichen Vertragsbruche der Cavour'schen Regierung den Kopf oben gehabt und wäre sogleich nach Turin vorgerückt, während dem die sardinischen Truppen ihren Raubzug nach den päpstlichen Staaten unternahmen, so mußte damals schon Napoleon aus seiner Doppelstellung gegenüber dem Papste heraustreten und Farbe bekennen, was alle seine nachfolgenden, für Oesterreich so verhängnißvollen Pläne vereitelt hätte.

Gleichzeitig mit der italienischen, wurde die deutsche Frage eingeleitet. Diese Einleitung beginnt aber nicht erst mit dem Aufenthalte Bismarks in Biarritz, sondern schon mit der Zusammenkunft Napoleons und Wilhelms in Baden im Juni 1860 und dem nachfolgenden Besuch des preußischen Königs in Compiègne. Es ist Thatsache daß Napoleon, der den verwegenen Mann erkannt hatte welcher auf seine Ideen und Pläne einging und den er als Werkzeug zu gebrauchen gedachte, auf die Ernennung Bismarks zum preußischen Minister-Präsidenten nicht ohne gewichtigen Einfluß gewesen. Die Sprache welche die Regierungsblätter bei seiner Ernennung und bis voriges Jahr führten, läßt keinen Zweifel hierüber aufkommen. Daraus ergibt sich denn alles Uebrige so ziemlich von selbst.

Alle sonstigen Handlungen der französischen Politik tragen denselben Stempel, alle zielen auf die Ausbreitung der disci=

plinirten Revolution. In Mexiko so gut wie in Spanien, in Luxemburg wie in Schleswig und den übrigen in letzter Zeit in Bearbeitung genommenen deutschen Ländern sollte die neue Lehre zur Herrschaft gebracht werden. Das mexikanische Unternehmen war eigentlich das verwegenste von allen, indem es sich darum handelte, das neue Princip in einem neuen Welttheil einzuführen und zugleich den Sprößling der legitimsten conservativsten Herrscherfamilie zum Träger des Unternehmens zu machen. Deßhalb auch der furchtbare Rückschlag den das Mißlingen desselben auf Frankreich ausübte. Die französische Politik Spanien gegenüber ist ganz die gleiche wie diejenige welche dem heiligen Vater gegenüber befolgt wird. Man zeigt äußerlich alle Freundschaft und Zuvorkommenheit für die regierende Familie und den Hof, wechselt Ordensbänder und hält Zusammenkünfte zu denen die arme hintergangene Königin noch das Gesetz übertreten muß, welches ihr verbietet außer Landes zu gehen. Daneben finden alle spanischen Malcontenten hauptsächlich in Frankreich Unterstützung und Beistand; Prim genießt in Paris der besten Aufnahme und selbst die Regierungsblätter behandeln diesen gemeinen Schurken in Generalsuniform mit Achtung und Auszeichnung. Man darf dreist behaupten, daß ohne diese französischen Gefälligkeiten Spanien die letzten Unruhen nicht erlebt hätte und überhaupt einmal zur Ruhe kommen könnte. Die Heirath des portugiesischen Königs mit der sardinischen Prinzessin war gleichfalls ein französisches Werk. Der Iberismus, der Spanien an Portugal annexiren will, hat in Frankreich seine wichtigste Stütze.

Aus dem Vorstehenden geht schon zur Genüge hervor, daß das System sich nie und nimmer mit der Kirche verträgt noch je vertragen kann, daß deßhalb alle Katholiken welche etwas Gutes für den Katholicismus von dem napoleonischen Frankreich erwarten, sich gewaltig täuschen. Die heimtückische, mit keinem Worte zu bezeichnende Politik dem Papste gegenüber, den man überdieß beständig auf die unverschämteste,

beleidigendste Weise mit Rathschlägen hofmeistern will, hätte eigentlich Jedermann schon längst die Augen öffnen müssen. Man denkt im napoleonischen Frankreich an nichts Geringeres als an dasjenige was damals schon im Plan gewesen, als man die berüchtigte Broschüre „der Papst und der Congreß" vom Stapel ließ. Der Papst soll sich mit den modernen Ideen versöhnen, lautet der Kunstausdruck an dem so Manche irre werden. In Wahrheit sollte es aber heißen: der Papst muß sich der Revolution unterwerfen und seinen Räubern Abbitte thun, indem er Unrecht für Recht, Diebstahl, Mord und Verschwörung als Werke der Nächstenliebe anerkennt. Dieß will man und dieß muß man immer noch wollen, so lange man auf diesem System beharrt dessen Krönung nicht etwa in der Freiheit sondern in einem neuen Schritt zur Knechtung, nämlich der Errichtung einer Art Nationalkirche bestehen würde. Die ganze gegen den Papst befolgte diabolische Procedur hat nur den einen Zweck denselben mürbe, machtlos zu machen, ihn von seinem Standpunkt d. h. von seiner göttlichen Mission abzubringen, und ihn wo nicht zum Werkzeug, so doch wenigstens anscheinend zum Mitschuldigen der napoleonischen Pläne zu machen.

Denn das wird doch Jeder zugestehen, daß Napoleon, indem er sein Programm aufstellte und dasselbe in Italien zur Ausführung brachte, sich keine Illusionen über dessen Gegensatz zum Papstthum und der Kirche machte. Eben deßhalb wird auch in Frankreich das Nöthige nicht verabsäumt um dieses Programm zur Durchführung zu bringen. Man will eine Erneuerung der berüchtigten vier Artikel, natürlich mit napoleonischem Versöhnungszuschnitt, eine Nationalkirche die sich freilich nicht völlig von Rom trennen würde; denn weiter getrauen sich auch die verwegensten Nationalkirchler heute nicht mehr zu versteigen. Aber locker genug müßten die Bande werden um diese Nationalkirche zum gefügigen Werkzeug der Regierung zu machen und durch dieselbe die Gewissen so leiten zu können, daß für jede etwas zweifelhafte

That der Regierung stets ein Entschuldigungs= oder Beschwichtigungsgrund gefunden würde. Durch die Lockerung der Verbindung mit Rom würde sich dasselbe einer wichtigen Stütze beraubt sehen, aller oder doch der meisten menschlichen Hülfsmittel beraubt seyn und dabei sich im schneidendsten Widerspruch zu dem von der mazzinisch=garibaldischen Regierung geschaffenen sogenannten italienischen Nationalgefühl befinden. Dann wird Rom wohl schon nachgeben müssen, denkt man in den Tuilerien.

Man scheint es gar nicht zu wissen oder es wenigstens gänzlich unbeachtet gelassen zu haben, welche Anstrengungen und Erfolge die französische Regierung schon in dieser Hinsicht aufgeboten hat. Der Erzbischof von Paris — da ich einmal Namen nennen muß, will ich bloß diejenigen Namen geben bei denen die Sache so auffällig ist, daß sie nicht mehr verschwiegen werden kann — der Erzbischof spricht in seinen Hirtenbriefen stets von der berüchtigten Versöhnung, indem er den Papst dazu einzuladen sich erdreistet, nie aber von dem verletzten Recht, von der empörendsten aller Ungerechtigkeiten und Missethaten. Daneben läuft eine stete widerliche Verherrlichung des Kaiserthums, das fast als eine Art Erlöseramt dargestellt wird. Folgerichtig sucht er überall die zweifelhaftesten Priester in die wichtigsten Stellen, namentlich als Direktoren und Professoren an die vielen geistlichen Schulen und Seminarien zu bringen. Als er seine Romreise nicht mehr verschieben konnte ohne Aufsehen zu erregen, hielt er sich zuerst einige Tage in Florenz auf, wurde von den Behörden mit aller Auszeichnung empfangen und that dasselbe in ebenso auffallender Weise auf dem Heimwege, um so die „Versöhnung“ gleichsam durch Thatsachen zu versinnlichen. Von andern durch Napoleon ernannten und vom Papst nur mit Mühe angenommenen Bischöfen will ich nicht sprechen, sondern nur darauf hinweisen, daß bei einer neulichen Zusammenkunft französischer Oberhirten die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, die bekannten vier Artikel seien das einzige

Mittel die Kirche unter den gegenwärtigen Umständen zu vertheidigen, während diejenigen welche anderer Ansicht waren, allein blieben und nicht durchzubringen vermochten. Die gesteigerte und überspannte Nationalitätseitelkeit ist bei den ohnedieß so national ausschließlichen Franzosen zu einer solchen Verirrung gekommen, daß selbst sonst unabhängige, vorurtheilsfreie Geister davon erfaßt werden. Wenn der Papst durch den zeitweiligen Verlust der weltlichen Macht gleichsam gefallen, glaubt man die Kirche dadurch zu retten daß man die französische Kirche gewissermaßen der Solidarität mit dem Papstthum entkleidet: dieß ist die Verirrung welche man jetzt zu verbreiten sucht. Wie weit die verderbliche Ansicht schon gedrungen, geht daraus hervor, daß der übrigens so vortreffliche, freilich etwas zu kampffertige Bischof von Orleans sich auch etwas dieser Ansicht genähert (?) und mit der Regierung gleichsam seinen Frieden geschlossen hat. Sein Hirtenbrief über das Concilium, worin er dem heiligen Vater vorgreift, und seine beiden Briefe an Rattazzi geben Zeugniß von der neuen Richtung, die der Regierung angenehm ist.

Bis zum Ausbruche des von Napoleon geschürten deutschen Krieges ging auch Alles gut in der äußern Politik, denn die Niederlage in Mexiko wäre durch einen tüchtigen Brocken Rheinland leicht zu verschmerzen gewesen. Das mexikanische Unternehmen hatte wegen seines conservativen und katholischen Beigeschmacks den Beifall der revolutionären Parteien nicht gehabt, denen aus lauter Patriotismus auch nichts an dem Mißlingen desselben liegen konnte. Man zählte in Paris sicher auf ein Stück Rheinland; der berüchtigte Brief vom 11. Juni 1866 gibt Zeugniß davon. Man hoffte auf ein Unterliegen Preußens und auf preußisches Anrufen der Vermittlung Frankreichs. Hierauf beruhte der ganze Plan. Denn nur dann konnte man erwarten, daß das immerhin aristokratische oder vielmehr junkerliche Preußen sich zur Annahme der modernen Principien, des allgemeinen Stimmrechts u. s. w. bekehren würde. Unter solchen Bedingungen hätte dann sich

Preußen in Deutschland abrunden dürfen, am Rhein aber hätte es abtreten müssen. In keinem Falle durfte Oesterreich siegen oder seinen Sieg benutzen. Hat es doch in Italien über das dortige Gesindel gesiegt und dennoch trotz aller französischen Vermittlung Venedig abtreten müssen; genau so wäre es ihm in Deutschland im Falle des Sieges gegangen. Wenn man in Wien trotzdem das Gegentheil glaubte, so beweist dieß nur daß man dort, Dank dem Liberalismus und dem Bureaukratismus, jeglichen Urtheils verlustig geworden und die Consequenzen gegebener unabänderlicher Thatsachen nicht mehr zu schätzen vermag. Wer überhaupt je das mindeste Gute von einem Napoleon für Oesterreich erwartet, verdient in's Narrenhaus oder wenigstens über die österreichische Grenze hinaus geführt zu werden. Hatte sich doch der jetzige Leiter der österreichischen Politik schon vor dem böhmischen Feldzug zu der Aeußerung verstiegen, daß man sich im schlimmsten Fall mit dem Opfer von Venedig aus der Verlegenheit reißen würde. Eine Aeußerung welche beweist, wie sehr jeglicher gesunde und klare politische Sinn bei den sogenannten geschickten Politikern abhanden gekommen. Daß man einen solchen Mann dann noch als österreichischen Reichskanzler brauchen kann, bezeugt wiederum die geistige Armuth des josephinisch-bureaukratisch zu Grunde gerichteten Kaiserreichs, wo heutzutage der fast nur mit kleinlichen Mitteln arbeitende alte Metternich noch als ein Riese angestaunt werden müßte. Die Abtretung Venedigs schließt die Anerkennung des neuen Princips in sich und damit will man eine neue Aera in dem nur kraft des uralten unabänderlichen Rechtes bestandfähigen Oesterreich beginnen?

Die bedingungslose Auslieferung Venedigs an die mazzinisch-garibaldischen Verbrecher wider Völkerrecht, Sitte und Christenthum ist übrigens auch zu einem Verhängniß für das napoleonische Frankreich geworden. Hat Oesterreich durch diese traurige Abtretung das Papstthum aufgegeben und das neue Recht und Nationalitätsprincip anerkannt, so ist durch diese

Durchführung des Nationalitätsprincips in Italien auch dessen Durchführung in Deutschland ermöglicht, ja sogar gesichert. Denn wie wollen Frankreich und Oesterreich sich in Deutschland demjenigen Grundsatze widersetzen den sie in Italien selbst anerkannt und zur Herrschaft gebracht?

Die bedingungslose Ueberlieferung Venedigs war zugleich der Verzicht auf jegliche katholische, d. h. Rechts-Politik von Seiten der beiden katholisch genannten Großmächte. Frankreich und Oesterreich haben durch diese Abtretung und hauptsächlich wegen der Umstände unter denen dieselbe erfolgt ist, eine Machtstellung und einen moralischen Einfluß eingebüßt den sie so leicht nicht wieder erringen werden. Die Abtretung Venedigs sichert die Herrschaft Preußens in Deutschland und hiedurch ist für beide ein Gegner entstanden, dem sie nicht mehr gewachsen sind, indem derselbe die Leidenschaften von 45 Millionen wachrufen und deren Einheitsbestrebungen mit einem Heere von einer Million Soldaten die zu den besten der Welt gehören, unterstützen kann. Die Macht Preußens und die Ohnmacht Frankreichs sind größer als man glaubt. Preußen, und nicht mehr Frankreich, verfügt jetzt über Krieg und Frieden, dieß fühlt selbst derjenige welcher es nicht zugestehen will. Von welchem Gewicht aber das vom Liberalismus in die Bearbeitung genommene und schon bald zu Grunde gerichtete Oesterreich fernerhin ist, mag ein Jeder selbst ermessen.

Zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich muß es kommen und zwar binnen Kurzem. Nachdem Frankreich seine Weltstellung durch Sadowa verloren, würde sich Napoleon schon zufrieden gegeben haben, wenn nur das ungefügige Preußen außer seinem Nationalitätsprincip auch das von ihm erfundene Selbstbestimmungsrecht der Völker mit allgemeiner Abstimmung angenommen und sich so dem napoleonischen Programm angeschlossen hätte. Aber dazu fühlt sich Preußen zu stark, es hat sein eigenes Princip, es steht auf eigenen Füßen, braucht also nicht wie das von Almosen lebende

jungitalische Bettelkönigreich an den Brocken zu zehren welche ihm Frankreich und Oesterreich zuwerfen. Das Selbstbestimmungsrecht liegt nicht im „preußischen Beruf", das weiß ein Jeder und das haben die Annexirten und die preußischen Bundesbrüder sogar schon handgreiflich empfunden. Das ist es aber gerade, was Napoleon nie und nimmer verzeihen kann, weil dadurch dem Faß, in welchem er die ganze Welt zusammenrütteln wollte, der Boden ausgeschlagen ist. Das napoleonische Programm, das Princip nach welchem er die Welt umgestalten, seine Dynastie sichern und die Rheingrenze erobern wollte, ist bei Sadowa in die Luft gefahren und deßhalb muß es Krieg geben. Es handelt sich zwischen Preußen und Frankreich viel mehr um eine Principien= als um eine bloße Machtfrage. Noch weniger aber kann es der französische, gerade durch Napoleon ungebührlich aufgestachelte Nationalstolz über sich bringen, daß Preußen ebenso stark sei und ein ebenso tüchtiges, wo nicht tüchtigeres Heer besitze als Frankreich. Dieß ist ein weiterer Grund zum Kriege. Begreift auch nicht jeder Franzose die Principien um die es sich handelt und die er oft bekämpft, so fühlt doch ein jeder daß Frankreich seine bisherige Stellung als europäische Vormacht nicht ohne Protestation, d. h. nicht ohne einen National=Krieg aufgeben kann. Und weil Preußen so trotzig ist, kann auch Italien sich auf die Hinterbeine stellen und Rom verlangen, ohne daß sich Napoleon ernstlich widersetzen dürfte. Dadurch aber verliert er den letzten Rest von Sympathie welche ihm einige Katholiken noch immer bewahrt hatten. Will er nicht fortgejagt werden wie Ludwig Philipp, so muß er wenigstens den Versuch machen, die bisherige Weltstellung Frankreichs zu retten, und dieser Versuch heißt Krieg gegen Preußen.

Aber nicht bloß Mexiko, Rom und Sadowa drängen nach dem letzten Mittel durch welches Napoleon seine Herrschaft noch fristen kann, auch die innere Lage mahnt gebieterischer als je daran, daß nur mehr eine Ableitung nach

außen die aufgehäuften Uebel mildern und das Platzen der gefährlichen Mine verhindern oder wenigstens unschädlicher machen kann. Denn selbst der Rheinfeldzug wird auch hier nicht mehr sehr viel retten können, sondern immer nur ein Nothbehelf seyn. Deßhalb glaube man ja nicht an die vielen schönen Reden und Versicherungen über den Frieden, die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen und die Ruhe-Bedürftigkeit des erstern. Es ist dieß nur ein Manöver um das Publikum etwas hinzuhalten und zu beruhigen, um so etwas Zeit zu den Rüstungen zu gewinnen, an denen noch so vieles fehlt. Warum hätte man sonst noch dieser Tage eine die Rheingrenze als unbedingte Nothwendigkeit und Abschluß der kaiserlichen Politik darstellende Broschüre auflegen lassen, was doch bei den französischen Preßzuständen immer etwas zu bedeuten hat?

Der unter Napoleon zur großartigsten Entfaltung seiner Wirksamkeit gelangte liberale Oekonomismus hat dafür gesorgt, daß die innere Lage völlig unhaltbar geworden ist. Ein solch heilloser Wirrwarr, eine solche fürchterliche Umwälzung aller wirthschaftlichen Verhältnisse dürften wohl in keinem Land in so kurzer Zeit vorgekommen seyn, als dieß in Frankreich in den letzten Jahren der Fall gewesen ist. In Paris wurde Alles förmlich mit Dampf getrieben, deßhalb ist der Rückschlag auch ein um so gewaltigerer. Das zweite Kaiserreich hat das Reichwerden, den Genuß als höchste Lebensziele vorangestellt, natürlich um dadurch für fehlende höhere Güter zu entschädigen. Es bildete sich deßhalb ein System von Unternehmungen aus, welches unter den glänzendsten Verheißungen auftrat, die ganze Welt in Bewegung setzte und in einen Schwindel hineinzog der seines gleichen suchte, um dann schließlich mit dem fürchterlichsten Katzenjammer zu enden. Wir befinden uns jetzt in letzterm Zustande und deßhalb muß mit einem gewaltigen Schlag die verpestete Luft gereinigt werden um den Preis der Existenz. Nur wenige haben dabei den gefährlichen Charakter dieser

Unternehmungen bei Zeiten erkannt. Der bedeutendste unter diesen einsichtigern Männern, Herr Crampon, bewies 1861 im „Monde“ daß die damals auf 1800 Franken geschraubten, ursprünglich zu 1000 Franken ausgegebenen Aktien des Credit Mobilier höchstens 400 Franken werth seyn könnten, und daß dieß großartigste unter dem Schutze des Staates stehende Unternehmen auf keinen vernünftigen und gesunden Grundlagen beruhe. Er wurde dafür zu 14 Tagen Gefängniß und nebst dem Eigenthümer der Zeitung zu 1000 Franken Strafe verurtheilt. Dieser Tage hat Herr Crampon seinen Irrthum eingestehen müssen; diese Aktien sind nämlich nicht einmal mehr 400 sondern nur noch etwa 175 Franken werth, indem dieselben an der Börse nicht höher bezahlt werden. Dießmal wurde Herr Crampon aber auch nicht gestraft, denn die Zeit hat seine Prophezeiung über die Maßen gerechtfertigt. Nun haben aber Leute, welche die Sache genau kennen, ausführlich nachgewiesen, daß die drei jüdischen Brüder Pereire mittelst des Credit Mobilier sich über 400 Millionen Vermögen erworben und ihre zahlreichen Helfershelfer auch nicht leer ausgegangen sind, während der leichtgläubige, habsüchtige und maßlos beschränkte Gimpel, gemeiniglich „Publikum“ genannt, mindestens 1000 Millionen durch das Unternehmen eingebüßt hat. Ich führe hauptsächlich den Credit Mobilier an, weil derselbe das bedeutendste derartige Unternehmen und zugleich eine Staatsanstalt ist. Daneben könnte ich aber noch einige Duzend ähnlicher größerer und kleinerer Unternehmungen anführen, welche ganz ebensolche Verhältnisse aufweisen. Von der einen sind die 500 Franken-Aktien auf 37, bei der andern auf 91 und bei einer dritten gar auf 29 Franken gefallen und auch zu diesem Preise dürfte das Papier bald viel zu theuer seyn. Von den vielen Unternehmungen und Anstalten die schon gänzlich abgethan sind, soll gar nicht die Rede seyn.

Bei all diesen Unternehmungen ist jedoch ein Ergebniß außer allem Zweifel: die Urheber und Leiter derselben sind reiche oder vielmehr überreiche Männer geworden, denn nur

einigen wenigen derselben haben die Gerichte das Handwerk gelegt, und jene welche wirklich verurtheilt worden sind, haben stets ihr Schäfchen in's Trockene gebracht. Dagegen sind aber wiederum durch diese Unternehmungen Hunderttausende von mehr oder weniger bemittelten Familien ganz verarmt oder doch sehr heruntergekommen. Die Kluft zwischen der besitzenden und nichtbesitzenden Classe ist gähnender, drohender geworden als je, und da an eine Ueberbrückung der Kluft durch das jetzige System nicht mehr zu denken, so muß dieselbe nothwendig nach einer Katastrophe hindrängen, die fürchterlich werden dürfte. Es ist wie gesagt die neuere Volkswirthschaft, der die ganze Schuld aufgeladen werden muß. Der von ihr gepflegte Wahn, daß Bewegung, Umlauf der Werthe einer wirklichen Vermehrung der vorhandenen Werthe gleichkomme, und die daraus sich folgernde Lehre, daß Credit klarer und wirklicher Reichthum sei, sind Schuld an diesen die Grundfesten der Gesellschaft erschütternden Umwälzungen. Alle die erwähnten unheilvollen Unternehmungen waren Creditanstalten, von denen jede sich irgend einen Zweck als Vorwand gestellt; sie brachten eine ganz ungewöhnliche, ich möchte sagen unendliche Bewegung des Geldes hervor. Die Herren von der Volkswirthschaft jeder Gattung priesen die neuen Institute deßhalb in allen liberalen Zeitungen und in allen Tonarten als das letzte Endziel alles Fortschrittes; sie sind deßhalb die größten Mitschuldigen. Ohne sie und ihre bodenlosen, dabei aber verführerisch geschriebenen und anscheinend wissenschaftlichen Erörterungen über den Credit und die Volkswirthschaft hätte das Publikum nicht so auf den Köder angebissen und den gewissenlosen Spekulanten sein gutes Geld hingetragen. Gerade die gar zu hohen Erträgnisse, von 10 bis 20 Procent, welche man in Aussicht stellte und in den ersten Jahren auch wirklich ausbezahlte, hätten das Mißtrauen erwecken sollen; nur die ganz erstaunliche Kunst der Anpreisung, welche die liberalen Oekonomisten in der Presse entwickelten und die durch dieselbe Presse her-

vorgerufene Gedanken- und Urtheilslosigkeit des sogenannten gebildeten Publikums, das an alles glaubt woran das Aushängeschild Fortschritt angeheftet wird, konnten es dazu bringen das Mißtrauen des Spießbürgers zu überwinden und ihn in die Falle zu locken.

Mit diesem Ausbeutungsschwindel, in den auch die gewöhnlichen Eisenbahn- und sonstige auf einer greifbaren Grundlage beruhenden Unternehmungen hineingerissen worden waren, gingen die ausländischen Anleihen, welche ebenfalls bis 10 vom Hundert und mehr als Zinsen versprachen, und die großartigen Häuserniederlegungen und Bauunternehmungen in Paris und in einigen großen Provinzialstädten Hand in Hand. Jungitalien allein hat Frankreich um zwei Milliarden geschröpft, wobei ihm wiederum die käufliche liberale und die Regierungs-Presse die wichtigsten, mit Gold aufgewogenen Handlangerdienste geleistet. Nächstens wird dieß immerhin noch pfiffige Bettelreich einen hübschen Bankerott machen und damit wieder einige Hunderttausend französische Familien mehr oder weniger zu Grunde richten. Ein solches Sturzbad wird diese Familien freilich gründlich von jeglichem Nationalitätsfieber heilen. Aehnlich verhält es sich mit andern ausländischen Anleihen welche hauptsächlich in Frankreich untergebracht wurden. Während der letzten zehn Jahre hat Frankreich für etwa 4000 Millionen Franken ausländische Staatspapiere gekauft: diese Summe ist so ziemlich auf Nimmerwiedersehen aus dem Lande verschwunden.

Bei diesen Schwindel-Unternehmungen und Anleihen wurden aber eine Zeit lang wirklich die versprochenen hohen Erträgnisse und Zinsen ausgezahlt oder werden theilweise noch gezahlt und außerdem den Darleihern durch Prämien u. s. w. verschiedene Vortheile geboten. Es ist selbstverständlich daß die Leute, welche ihre Einkünfte auf diese Weise um das Doppelte oder Dreifache steigen sahen, und auf die von den Volkswirthschaftlern gepriesene Sicherheit der betreffenden Unternehmungen und Borger vertrauten, auch um so viel

mehr ausgaben. Dazu die großartigen öffentlichen Arbeiten in Paris bei denen Tausende von Eigenthümern und Geschäftsleuten, welche ihr Eigenthum oder Geschäft gegen Entschädigung aufgeben mußten, ihr Vermögen verdoppelten, ja verzehnfachten und außdem etwa 100,000 Menschen einen um das doppelte bis fünffache gesteigerten Verdienst fanden. Man glaubt kaum wie bei all diesen Vorgängen mit dem Geld um sich geworfen wurde. Die nächste Folge davon war ein Luxus, eine Ueppigkeit, die sich von oben herunter bis auf die niedersten Classen erstreckte. Diesen Luxus und Ueberfluß kann man allenfalls, wenn auch schwer entbehren, aber die gleichzeitig eingetretene gewaltige Steigerung der Miethen und nothwendigsten Lebensbedürfnisse, welche nicht entbehrt werden können, ist in ihrem ganzen Umfange geblieben und durch die Ausstellung nur noch gesteigert worden. Dazu die seit Sadowa dauernde Geschäftslosigkeit. So erklärt sich das jetzt drohende Massenelend neben dem überschwänglichen Ueberfluß und der frechen Ueppigkeit einiger Hundert durch die erwähnten Schwindeleien bereicherter, dabei aber vor der Welt als fortschrittliche Ehrenmänner dastehender Schurken und Beutelschneider, deren Geschäfte zu groß sind, als daß sie ein gewöhnlicher Staatsanwalt übersehen könnte. Man hat überhaupt noch viel zu wenig darauf aufmerksam gemacht daß unsere moderne, liberal-fortschrittliche Gesetzgebung durchaus ungenügend ist um dem volkswirthschaftlich-liberalen Diebstahl im Großen beikommen zu können. Es liegt da noch eine höchst wichtige Aufgabe für christliche Gesetzeskundige der Zukunft vor.

Dazu kam noch der Handelsvertrag mit England welcher der französischen Gewerbthätigkeit harte Schläge versetzte, indem verschiedene Zweige derselben fast zu Grunde gingen. Dann die dießjährige schlechte Ernte, deren schlimme Folgen trotz aller schon getroffenen Vorsichtsmaßregeln nicht ausbleiben können. Frankreich muß mehrere Hundert Millionen baares Geld nach dem Ausland schicken um seinen Körner-

Bedarf zu decken und trotzdem wird das Brod (gegenwärtig schon etwa $2^1/_2$ Silbergroschen das Pfund) theuer bleiben, so daß der arme Arbeiter kaum das trockene Brod wird bezahlen können. Also eine neue gefährliche Bresche in den ohnedieß schon verrotteten Wall des Nationalwohlstandes gerade in dem Augenblicke wo nach den Versicherungen der Oekonomisten Frankreich eine irdische Glückseligkeit und eine Wohlfahrt genießen sollte wie noch nie ein Land zuvor.

Die politische Unzufriedenheit wäre schon zu beschwichtigen. Denn so lange der Arbeiter Verdienst und billiges Brod hat, macht die politische Schwüle wenig Eindruck auf ihn. Man erinnere sich nur daß jeder französischen Revolution eine Theuerung voranging. Ihrerseits wissen die Pariser Arbeiter es noch sehr wohl, daß 1848 am Tag nach der Flucht Ludwig Philipps das Brod gerade um die Hälfte im Preise fiel und daß ihnen damals auch eine Vierteljahrsmiethe nachgelassen wurde. Die leibliche Noth welche in Frankreich, wo alles von der Regierung abhängt und ausgeht, auch um so eher auf die politischen Zustände und Einrichtungen zurückgeführt wird, ist stets der Hebel um die Volksmassen in Bewegung zu setzen. Gegenwärtig hat in Paris eine nur etwas zahlreiche Familie bei drei bis vier Franken täglichem Verdienst kaum etwas mehr als um trockenes Brod und eine kümmerliche Wohnung sich anschaffen zu können. Außerdem hat Napoleon durch seine bekannten Versuche der Lösung der socialen Frage oder vielmehr zur Organisirung der Arbeiterverhältnisse gar sehr zur Verbreitung gefährlicher Auffassungen der wirthschaftlich-politischen Verhältnisse sowie des socialistischen Gedankens beigetragen. Die socialistischen Arbeitercongresse in Genf und Lausanne, der sogenannte Friedenscongreß in Genf, der Congreß der socialen Wissenschaft in Gent und der Studentencongreß in Lüttich, wo überall die tollsten, blutdürstigsten Reden von Franzosen aus den verschiedensten Ständen gehalten wurden, haben zur Genüge dargethan, welche ruchlosen Umsturz- und

Blutgedanken in den französischen Massen gähren und sich immer mehr ausbreiten. In Frankreich selbst hätten die materialistischen Kundgebungen der tollen Studenten der medizinischen Schule doch Allen die Augen öffnen sollen.

Dieß ist nun aber bei der französischen Regierung durchaus nicht der Fall. Der jetzige Unterrichtsminister Duruy ist eine jener engherzig-eingebildeten, überaus anmaßenden Schulmeisterseelen deren Standpunkt nicht über die vier Wände der Schulstube hinausgeht, und welche glauben die Welt mit ihrer schalen Wissenschaft von Grund aus umgestalten, beglücken und regieren zu können. Deßhalb befördert der Mann auch alle ungläubigen Lehrer am liebsten, er hat namentlich die medizinische Schule materialisirt. An seiner Lieblingsschöpfung, der gewerblichen Normalschule in Cluny, woselbst Lehrer für die künftigen, ebenfalls Duruy'schen Gewerbschulen gebildet werden, ist ein Moralprofessor angestellt und im Programm, welches der Moniteur veröffentlichte, heißt es: Instruction morale et religieuse. Der Anstaltsgeistliche und Religionslehrer ist demnach nur eins jener Anhängsel welches man bei erster Gelegenheit über Bord werfen kann. Von den 250 meistens von Staats- und sonstigen Stipendien lebenden Zöglingen erfüllen höchstens 10 ihre Christenpflichten, von etlichen 50 Lehrern und Hilfslehrern — eine größere Vorschule ist mit der Anstalt verbunden — zusammen fünf, und darunter merkwürdigerweise der Direktor. Jedoch gehen der letztere und die Lehrer nicht in der Anstaltskirche zu den heiligen Sakramenten um keinen Gewissensdruck auf die Herren Zöglinge auszuüben! So weit hat man es im katholischen Frankreich gebracht.

Duruy erklärt es übrigens offen bei jeder Gelegenheit, und wer weiß nicht wie er überall Gelegenheit zum Redenhalten findet, daß sein Zweck auf die Entchristlichung der Schule, auf völlige Umwandlung derselben in eine Anstalt für humanitäre, revolutionäre, kurz fortschrittlerische Propaganda hinausgeht. Und, man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren

lassen, er thut sein Möglichstes in dieser Hinsicht, was viel sagen will indem er fast völlig freie Hand hat.

Ueberhaupt befindet sich kein einziger ordentlicher Katholik im Rathe des Kaisers, der seine Minister stets unter Protestanten, Juden und mehr oder weniger abgefallenen Katholiken herauszuwählen weiß. Deßhalb ist es für jeden Katholiken, der öffentlich seine Religion übt, außerordentlich schwierig in irgend einem Zweige der Verwaltung, der Justizpflege oder in der Armee voranzukommen. Die 1850 den Katholiken besonders hinsichtlich der Volksschule gemachten Zugeständnisse, durch welche diese für das Kaiserreich gewonnen wurden und so dessen Herstellung sicherten, drohen unter solchen Umständen sehr bald alle Bedeutung zu verlieren. Wegen all dieser Ursachen, wozu noch die schmähliche Behandlung des Papstes kommt, sehnen sich die Katholiken herzlich nach einer Besserung der Lage, nach einer Aenderung der Politik. Sie wissen sehr wohl daß die Wendung nur durch große äußere oder innere Ereignisse herbeigeführt werden kann, und deßhalb wünschen sie solche fast herbei, natürlich ohne deßhalb dergleichen gewaltsam hervorrufen zu wollen, wozu sie übrigens auch die Macht nicht hätten.

Ein Punkt, der noch ganz besonders schwer in die Wagschale fällt, ist die durch die jetzigen Verhältnisse des Ackerbaues entstandene Unzufriedenheit des Landvolks. Napoleon hatte vom Beginne seiner Regierung Alles angewendet sich der Bauern zu versichern, und es war ihm dieß auch ziemlich gelungen. Namentlich in den eigentlich fränkischen oder revolutionären Provinzen so wie im Elsaß, Lothringen und Flandern war das ganze Landvolk ordentlich für ihn begeistert. Er sicherte den Frieden im Innern, den Ruhm nach außen. Der vorhin geschilderte Finanzschwindel kam zum großen Theil den Bauern dieser Provinzen zu gute, welche ihre Erzeugnisse mittelst der vermehrten Eisenbahnen viel vortheilhafter als früher nach Paris, England u. s. w. verwerthen konnten. Die Bauern sind während der ersten

Regierungsjahre Napoleons reich geworden und dieß ist für sie ja bekanntlich eine Hauptsache. Daneben haben sie aber auch, fast nur auf Veranlassung der Regierungsbeamten die vielfach als Börsenagenten handelten, sich in das Börsengeschäft gemischt und Papierchen gekauft, darunter neben den immerhin noch hinreichende Sicherheit bietenden Staatspapieren auch Dingerchen von der schlimmsten Sorte, z. B. Aktien des Credit Mobilier welche ihnen meistens im Namen der Regierung aufgeschwatzt wurden und welche nun bald des Aufhebens nicht mehr werth seyn dürften.

Sodann haben die ungeheuren öffentlichen Arbeiten in Paris und auf verschiedenen andern Punkten den Bauern die Dank dem Zweikindersystem ohnedieß nicht besonders zahlreichen ländlichen Arbeiter noch mehr vermindert. Vor zwei Jahren hat man auch durch die von den amtlichen Oekonomisten herbeigeführte Aufhebung des Getreidezolls dem französischen Landbau um einige hundert Millionen geschadet, da er dadurch seine Erzeugnisse unter dem Selbstkostenpreis verkaufen mußte. Nun kommt die neue Heeresorganisation welche unbedingt geboten ist und welche die Regierung fast um jeden Preis durchführen muß; sie nimmt ihnen noch den Rest der Arbeitskräfte weg. Daneben müssen die Steuern auch erhöht werden, trotzdem dieselben schon hoch genug geschraubt sind. Jetzt erst wird man die Höhe der Abgaben empfinden und deßhalb unzufrieden werden, wenn nicht in allem Uebrigen schon Ursachen genug zur Unzufriedenheit vorhanden wären. Was aber bleibt der Regierung übrig, wenn sie auf diese Weise ihre festesten Stützen verliert? Man hat in Paris und den großen Städten und besonders auch im Ausland darüber die Achseln gezuckt oder sich gar darüber lustig gemacht, als Napoleon kürzlich mit so großem Aufwand von Umständlichkeiten eine großartige und allgemeine Verbesserung und Ausbau der Vizinalwege in Aussicht stellte. Erwägt man aber die Lage des Landvolks und das Verhältniß des Kaisers zu demselben, so wird man finden daß die Sache eine sehr ernste

Seite hatte. Napoleon hatte sich während der ersten Jahre seiner Regierung wirkliche Verdienste um den Landbau oder vielmehr um das Landvolk erworben; dasselbe ist dadurch ebenfalls dahin gekommen so ziemlich Alles von der Regierung zu erwarten; deßhalb mußte er bei der jetzigen schlimmen Lage der Bauern wiederum etwas für ihren Stand zu thun suchen.

In Paris sind nun auch die Zustände gänzlich unhaltbar geworden. Die Hunderttausende, welche dort seither auf Kosten der Regierung oder vielmehr des Landes üppig gelebt haben, wollen freilich immer noch weiter so fortleben. Die Regierung würde ihnen dieß Vergnügen sicher auch noch ferner sehr gerne gewähren, wenn es nur anginge; aber es wird bald nicht mehr gehen. Das Geld wird dazu fehlen, das Borgen wird schwierig, seitdem die Einnahmen des Staats angefangen abzunehmen, was doch ein höchst bedenkliches Zeichen des sinkenden Wohlstandes ist. Die durch die Regierungs-Unternehmungen und den amtlichen Börsenschwindel reich gewordenen Leute denken nicht daran dem Volke unter die Arme zu greifen, sondern nur daran ihren Raub in Ruhe auf die beste Weise zu genießen. So gibt diese Classe ein Beispiel das gefährlich auf die genußsüchtige Menge wirkt. Der vor Kurzem gestorbene jüdisch-protestantische Minister Fould, der über 150 Millionen hinterlassen, hat wie so viele andere vergessen die Regierung zu seinem Erben einzusetzen, und deßhalb kehrt nichts von dem wieder, was einmal aus dem Staatssäckel geflossen. Es muß demnach an Geld fehlen um die Mastkinder der Regierung noch weiter zu füttern.

Was nun thun? Aus Paris kann die Regierung ihre unersättlichen Schützlinge einmal nicht fortjagen nachdem sie dieselben hingezogen; aber wenn es einen tüchtigen Krieg gibt, dann gehen Tausende und abermals Tausende unters Militär und lassen sich am Ende todtschießen; andere Tausende ziehen sich nach ihren Provinzen zurück um dort den Sturm ruhig abzuwarten und dabei billiger die schlechte Zeit zuzubringen.

Nur muß der Krieg ein nationaler seyn, es muß sich um einen großen Einsatz — um die Rheingrenze handeln, dann ist jeder Franzose bis herab zu dem letzten zu außerordentlichen Opfern fähig. Jetzt noch einmal ähnliche Unternehmungen zu beginnen wie die italienische, wäre trotz aller wüthenden Hetzereien der käuflichen liberalen Presse etwas durchaus Unmögliches. Noch mehr. Es wird der Regierung schließlich unmöglich werden die weltliche Macht des Papstthums gänzlich fallen zu lassen. Bei dem letzten Garibaldischen Raubzug nach dem Kirchenstaat sprachen sich vierzehn Pariser Zeitungen, worunter nur sechs welche man als katholische Blätter bezeichnen kann, für die Einmischung zu Gunsten des Papstthums aus, während nur sieben im Solde Jungitaliens und früher auch Preußens stehende Blätter sich dagegen erklärten und die Abschaffung der weltlichen Herrschaft verlangten. Die Ueberzeugung daß letztere nothwendig und ein besonderes Interesse Frankreichs sei, hat sich in der letzten Zeit sehr verallgemeinert. Die jungitalienischen Tugenden der Gewissenlosigkeit, Frechheit und Undankbarkeit fangen an jeden halbwegs ehrlichen Menschen anzuekeln. Die Franzosen sehen ein daß sie in Italien nur die Betrogenen gewesen sind. Ob die Regierung dieß auch einsieht, mag dahin gestellt bleiben, gewiß ist aber, daß es ihr nicht gleichgültig seyn kann wenn ihre Fehler und Mißerfolge von dem Volke erkannt werden.

Man wird nun begreifen, warum die französische Regierung unbedingt und trotz aller ungünstigen Aussichten Krieg mit Preußen anfangen muß, bei dem es sich um Seyn oder Nichtseyn handeln wird. Im ganzen Volke, von oben herab bis zum letzten Arbeiter herrscht in dieser Hinsicht nur eine einzige Stimme und eine ganz gleiche Ueberzeugung. Dieser Krieg kann deßhalb nicht ausbleiben trotzdem die Regierung damit ihren letzten Trumpf ausspielt. Ich für meinen Theil glaube daß sie dabei zu Grunde gehen wird, indem das französische Heer in keinem Falle dem preußischen eine nam-

hafte Schlappe beibringen, viel eher selbst eine oder die andere erleiden dürfte.

Das französische Heer ist nämlich seit den letzten fünfzehn Jahren sehr heruntergekommen und befindet sich gegenwärtig in sittlicher und jeder andern Hinsicht auf einem Punkt unter den es kaum noch heruntersteigen kann. Ich muß hier etwas weiter ausholen.

(Schluß folgt.)

LII.

Der namhafte Gelehrte der Augsburger Allgemeinen Zeitung und der Martyrer Pedro Arbues de Epila.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte am 6. Mai dieses Jahres einen Artikel, in welchem in Betreff des jüngst canonisirten Pedro Arbues folgende Hauptstellen vorkommen:

1) In dem Verzeichniß der zu Canonisirenden „figurirt der Name eines Mannes, der bei der Einführung der spanischen Inquisition als ein Hauptwerkzeug diente und sein Andenken mit Blut in die Annalen derselben einschrieb, nämlich Don Pedro Arbues de Epila."

2) Als „die Inquisition, wie in den übrigen Provinzen Spaniens, so um 1480 nun auch in Aragon eingeführt wurde, zeichnete sich der genannte Arbues als einer der erbarmungslosesten Inquisitoren aus."

3) „Die Inquisition trat damals in ihrer gehässigsten

und unsittlichsten Gestalt, nämlich als Finanzquelle auf, da der königliche Fiskus durch Confiskation des Vermögens aller für schuldig Erklärten bereichert werden sollte."

4) „Den Angeklagten wurden weder die Namen ihrer Ankläger, noch die Anklage selbst mitgetheilt." — Dazu kommt 5) die Erklärung:

„Wir entnehmen diese Angaben nicht etwa einem kirchenfeindlichen Schriftsteller, sondern unser Gewährsmann ist der Großinquisitor Paramo... Dieser erzählt, daß in der Provinz (sic) Aragon 2000, in der Stadt Sevilla allein von 1485—1520 4000 Menschen verbrannt worden seien ... Die unglücklichen Opfer der Inquisition boten vergeblich große Geldsummen an, wenn man ihnen nur die gegen sie erhobenen Anklagen mittheilen wollte, damit sie der Denunciation gegenüber nicht ganz wehrlos daständen; die Stände von Aragon erhoben vergeblich Protest gegen dieses grausame und habgierige Verfahren. Da damit nichts erzielt wurde, so trieb die Verzweiflung zu einem Attentat gegen Arbues — dem einzigen Mittel das, nach der naiven Aeußerung Paramo's (S. 189), gegen diesen fanatischen Wütherich noch übrig gelassen war."

6) „Schon Paul III. wollte die Canonisation dieses Mannes vornehmen, aber das Resultat der Nachforschungen über die Art des Martyriums scheint damals nicht günstig befunden worden zu seyn."

7) „Bisher galt in der Kirche der Grundsatz Martyrem non facit poena sed causa. Aber für den Tod des Arbues liegt keine edle Ursache vor."

Einen Monat später kommt die Allgemeine Zeitung in einem Artikel „Rom und die Inquisition", nachdem inzwischen katholische Blätter gegen die Darstellung vom 6. Mai Einspruch erhoben hatten, nochmal auf Arbues zu sprechen und läßt nun den Historiker Blancas mit „dürren Worten" erzählen: daß Arbues „wegen seines heftigen Vorgehens in der Sache der Juden (d. h. der im Verdacht einer geheimen Hinneigung zum Judenthum Stehenden) den bittersten Haß der-

selben auf sich zog. Tag und Nacht seien diese von großer Angst gepeinigt worden; denn Arbues habe täglich zu Saragossa Gericht gehalten, fleißig, klug und aufmerksam in der Entscheidung der Fälle."

Ferner heißt es in diesem Artikel: „Nach der allgemein recipirten Doktrin, wie sie Benedikt XIV. in seinem berühmten Werk von der Canonisation (III. 16, 3) ausführlich entwickelt hat, ist nur derjenige als Martyrer zu betrachten, welcher durch einen freien Entschluß seines Willens entweder für das Bekenntniß des katholischen Glaubens, oder doch wenigstens für die Uebung einer durch den Glauben gebotenen Tugend den Tod erduldet hat. Aber man wird nicht behaupten können daß Arbues für das Bekenntniß des katholischen Glaubens gestorben sei; denn Niemand muthete ihm die Verläugnung desselben zu; er fiel vielmehr meuchlings, weil er durch sein blutiges Geschäft das bedrängte Volk zur Verzweiflung brachte."

Zu allem Diesem kommt noch hinzu, daß in den Beilagen zur Allg. Zeitung vom 2. und 3. August des Arbues nochmal gedacht wird, wobei besonders die ihm zugeschriebenen Wunder behandelt werden.

Zu gleicher Zeit mit den letztgenannten zwei Artikeln erschien in der Civiltà Cattolica in Rom eine in der Sache sehr gediegene Widerlegung der gegen Arbues geschleuderten Anschuldigungen in zwei Artikeln, von denen der eine am 3., der andere am 17. August veröffentlicht wurde. Soweit diese beiden Artikel die Sache behandeln, habe ich dieselben meiner Arbeit zu Grunde gelegt, im Weitern aber und theilweise auch hier die einschlägigen Quellen selbst eingesehen. Das Resultat welches ich daraus gewonnen habe, läßt sich kurz in den Satz zusammenfassen: Der „namhafte katholische Gelehrte" der Allg. Zeitung hat den wirklichen Thatbestand in einer Weise entstellt, daß man fast sagen muß, er habe so viele Entstellungen geliefert, als er Sätze ausgesprochen hat. Das wird sich im Nachfolgenden zur Genüge zeigen.

Zunächst müssen im Vorbeigehen zwei minder bedeutende Unrichtigkeiten gerügt werden, deren sich der „namhafte Gelehrte" schuldig macht. Er nennt Aragon eine Provinz, während doch jedem Historiker bekannt seyn muß, daß es ein Königreich war; ferner ist bei ihm Paramo Großinquisitor, während derselbe nur Inquisitor in Sicilien war. Auch das muß bemerkt werden, daß der erste Artikel die Inquisition um 1480 in Aragon eingeführt werden läßt, der vom 2. August dem Arbues eine sechzehnmonatliche Wirksamkeit (vom 4. Mai 1484 bis 15. September 1485) zuschreibt, während beides unrichtig ist, da die Inquisition nicht um 1480, sondern durch Ernennung der Inquisitoren am 4. Mai 1484 eingeführt wurde, die Wirksamkeit der Inquisitoren aber erst nach dem 19. September 1484 begann.

Doch gehen wir auf die Sache selbst näher ein. Unser Gelehrter beruft sich in seinem ersten Artikel auf Paramo, so daß es scheinen möchte die scharfen Ausdrücke, mit welchen Arbues charakterisirt wird, rührten von Paramo her. In einem späteren Artikel sagt er selbst, ohne aber das vorher Ausgesprochene zu widerrufen oder zu modificiren, Paramo wisse nur Gutes und Löbliches von der Inquisition zu erzählen, weßhalb denn die Ausdrücke: „fanatischer Wütherich", „einer der erbarmungslosesten Inquisitoren", „ein Mann der zu den blutdürstigsten Inquisitoren gehört", „blutiges Geschäft" und was Dergleichen mehr ist, unserm Autor, nicht dem Paramo auf Rechnung geschrieben werden müssen. Aber die Thatsachen, wird man fragen, werden doch wohl dem Paramo entnommen seyn, auf welche sich jene harten Ausdrücke stützen? — Keineswegs.

Für's Erste fehlt der Beweis, daß Pedro Arbues sein Andenken mit Blut in die Annalen der Inquisition einschrieb, gänzlich. Allerdings will der „namhafte katholische Gelehrte" den Beweis hiefür liefern, da er den Paramo erzählen läßt, in der Provinz Aragon seien 2000 Menschen verbrannt worden. „Wir haben, heißt es in der Civiltà Cattolica Ser. VI. Vol. XI.

p. 282, im Paramo den Text dieser Erzählung gesucht (denn der Anonymus citirt hier keine Seite), aber vergebens. In dem Capitel in welchem er eigens De Inquisitione Regni Cathaloniae et Aragoniae spricht (p. 177—185), geschieht davon mit keiner Sylbe Erwähnung; vielmehr unterläßt er, während er bei Erwähnung der Inquisition der andern Gegenden die Zahl der Verurtheilten annähernd angibt, hier bei Besprechung des Reiches Aragon und der Zeiten des Arbues die Angabe einer ähnlichen Zahl gänzlich. Die 2000 in Aragon lebendig Verbrannten sind demnach ein purer Traum unseres Autors." Aber woher kommt denn diese Angabe von 2000 Verbrannten? Nun, Paramo gibt an, daß in verschiedenen Gegenden Castiliens zu verschiedenen Zeiten circa 2000 Häretiker verbrannt worden seien, und dieß scheint der „namhafte Gelehrte" in seinem Eifer gegen Arbues auf Aragon übertragen zu haben. Somit wird durch diese Angabe der Blutdurst des Arbues nicht bewiesen. Ja noch mehr, in dem ganzen Paramo, auf 886 Seiten, findet sich kein Wort, daß Arbues nur einen einzigen Häretiker dem Feuertode überantwortet hat.

Aber die Anklage wird wohl wahr seyn, daß die Inquisition damals in der gehässigsten Gestalt auftrat, als Finanzquelle nämlich, da der königliche Fiskus durch Confiskation des Vermögens aller für schuldig Erklärten bereichert werden sollte. Auch hiefür will Paramo nicht Zeugniß geben. Allerdings spricht er von Vermögens-Confiskation der Verurtheilten; aber davon weiß er nichts, daß dieß zur Bereicherung des Fiskus geschehen sei, sondern er spricht sich wiederholt lobend über Ferdinand und Isabella aus, daß sie nach Abzug der Unterhaltungskosten für die Inquisition, für arme Angeklagte und die erforderlichen Beamten das Uebrige auf Spitäler, Kirchen, Klöster und zu andern frommen Zwecken verwendeten. Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung muß der „namhafte katholische Gelehrte" selbst erzählen, Isabella habe versichert, sie behalte für sich von dem confiscirten Vermögen keinen

Maravedi; aber sie meinte nach ihm: es werde ja alles zu Staatszwecken und zum Wohle der Christenheit verwendet. Woher er das weiß, sagt er nicht, von Paramo jedenfalls nicht; er müßte denn nur die oben angegebenen Arten der Verwendung unter diese zwei Begriffe zusammenfassen.

Auch das weiß er nicht von Paramo, daß den Angeklagten weder die Namen ihrer Ankläger noch die Anklage selbst mitgetheilt worden sei. Denn Paramo hätte ihn belehrt, daß sich die Inquisitoren, denen ein Rath von rechtsgelehrten Beisitzern zur Seite stand, bei den Processen an die Regeln des Rechtes halten mußten und hielten (juris limites in processibus faciendis adversus reos non excedebant p. 139), daß sie nicht nach Willkür, sondern nach den Vorschriften des Rechtes auf Grund von Beweis (secundum allegata et probata) ihr Urtheil zu fällen hatten. Wenn unser Autor dennoch angibt, die unglücklichen Opfer der Inquisition hätten vergeblich große Geldsummen angeboten, wenn man nur die gegen sie erhobenen Anklagen mittheilen wolle, damit sie der Denunciation gegenüber nicht völlig wehrlos dastünden: so ist das eine Angabe, über die man nicht genug staunen kann. „Clamabant, so heißt es bei Paramo, nimis asperum atque iniquum esse, attestationes testium reis non publicari." Hier ist nur der Beschwerde gedacht, daß man den Angeklagten die Zeugenaussagen nicht mittheile; von einem Nichtmittheilen der Anklage ist keine Rede.

Aber unmittelbar an die eben gekennzeichnete Darstellung knüpft unser Gelehrter die bestimmte Angabe: „Die unglücklichen Opfer der Inquisition boten vergeblich große Geldsummen an, wenn man ihnen nur die gegen sie erhobenen Anklagen mittheilen wollte." Sagt Paramo davon etwas? Auch nicht. Er berichtet, die judaisirenden Convertiten hätten Ferdinand und Isabellen, besonders aber letzterer eine ungeheure Summe Geldes angeboten, um zu erwirken, daß die Güterconfiskation aufgehoben werde (ingentem pecuniae vim Regibus ac praesertim Reginae offerunt, ut articulus ille con-

fiscationis abrogaretur). Liest man ferner die weiteren Worte: „Die Stände von Aragon erhoben vergeblich Protest gegen dieses grausame und habgierige Verfahren“, Worte welche in ihrer unmittelbaren Anreihung an das eben Erwähnte besagen, daß auch die Stände gegen Nichtangabe der Anklage protestirt hätten — liest man diese Worte und vergleicht damit Paramo's Text, dann kann man sich in der That nicht genug über die Unverschämtheit solcher Fälschungen wundern. Denn Paramo sagt auch hievon kein Wort, sondern gibt nur an, die Stände hätten deßwegen Gesandte an den König geschickt, weil ihnen die Convertiten immer mit der Behauptung in den Ohren lagen, daß ihre Freiheit und ihre Privilegien auf dem Spiele stünden (quoniam populares libertatis ac privilegiorum regni jactura, quae amitti conversi jactabant, non parum commovebantur, consecuti sunt, ut quatuor Status, in deputationis domo, ubi de gravioribus regni causis disceptatur, convocati, legatos ad Regem mittant).

Doch das Stärkste ist, was über die Ermordung des Arbues dem Paramo in den Mund gelegt wird. Es „trieb die Verzweiflung zu einem Attentat gegen Arbues, dem einzigen Mittel, das nach der naiven Aeußerung Paramo's gegen diesen fanatischen Wütherich noch übrig gelassen war.“ Hienach hätte Paramo den Meuchelmord an Arbues gebilligt, hätte er denselben das einzige Mittel genannt, welches gegen den fanatischen Wütherich noch übrig gelassen war. Von all dem ist kein Wort wahr. Folgendes berichtet vielmehr Paramo: „Sie sprachen von der sicheren Hoffnung ihr Ziel zu erreichen, und auf teuflische Eingebung hin beschlossen sie das was öfter in ihren Zusammenkünften besprochen worden war, nämlich daß sie den Inquisitor Peter Arbues de Epila, den Martin de la Raga, Assessor des heiligen Officiums, und den Petrus Frances, oder doch diejenigen von diesen bei welchen sie es vermöchten, tödteten; sie übertrugen dieses Geschäft einem gewissen Johann de la Abadia, einem aufrührerischen und höchst verdorbenen Menschen, der sich ähn-

liche Schanddiener beigesellte (jactabant tamen bonam esse spem rei conficiundae, ac diabolica instigatione, quod saepius in eorum conventiculis ventilatum fuerat, nempe ut Inquisitorem Petrum Arbues de Epila, Martinum de la Raga assessorem sancti officii, et Petrum Frances, vel ex iis quos possent, occiderent, deliberarunt; eo munere cuidam Joanni de la Abadia, seditioso ac petulantissimo homini, demandato, qui ejus flagitii ministros sibi simillimos copulavit etc.)." Im weiteren Verlaufe der Erzählung nennt Paramo unsern Arbues einen heiligen Inquisitor, einen heiligen Martyrer, spricht von seinem heiligen Leibe. Man sieht hieraus zur Genüge, wie der „namhafte katholische Gelehrte" durch seinen eigenen Gewährsmann Lügen gestraft wird.

Bisher wurde nur Paramo als Ankläger des Arbues beigezogen; in einem neuen Artikel vom 4. Juni wird auch noch Blancas angeführt, der gleichfalls ein Verdikt gegen denselben gesprochen haben soll. „Hören wir aber den angezogenen Historiker Blancas selbst über das Auftreten des Arbues, so erzählt derselbe selbst mit dürren Worten: daß er wegen seines heftigen Auftretens in der Sache der Juden (d. h. der im Verdacht einer geheimen Hinneigung zum Judenthum Stehenden) den bittersten Haß derselben auf sich zog. Tag und Nacht seien diese von großer Angst gepeinigt worden; denn Arbues habe täglich in Saragossa Gericht gehalten, fleißig, klug und aufmerksam in Entscheidung der Fälle." So der Gelehrte der Allgemeinen Zeitung. Sollte etwa auch hier wieder Fälschung oder Entstellung vorliegen? Wir wollen sehen.

Blancas ist zunächst voll des Lobes für Arbues. Er sagt von ihm (Hispania illustrata tom. 3 p. 706) und von seinem Mitinquisitor Jeglar: „Fuerunt egregii duo et praestantes viri. Den Arbues speciell bezeichnet er als vir quidem justus et optimus, singulari bonitate et modestia praeditus; inprimisque sacris literis excultus et doctrina. Dann fügt er bei, er würde es für unrecht halten über eine That

mit Stillschweigen hinwegzugehen, welche von verruchten und sakrilegischen Händen verbrecherischer Menschen begangen worden sei. Dieses Lob und diese Ehrfurcht gegen Arbues deutet schon an, daß das vehementer invehi nicht den tadelnden Begriff eines „heftigen Auftretens“ hat, sowenig als das Ciceronianische vehementissime displicet mit „es mißfällt mir aufs heftigste“ übersetzt werden darf.

Wichtiger indeß als dieser Punkt, ist der Umstand, daß der „namhafte katholische Gelehrte“ die Stelle aus Blancas zu Ungunsten des Arbues verstümmelt hat. Die Stelle heißt nämlich: „Hic itaque Petrus Arbuessius cum pro suscepto munere in Judaeorum causam vehementer inveheretur: perditae illorum multitudini in acerbissimum odium venire coepit. Ipsi enim, maleficiorum suorum conscientia stimulati, vehementer horrebant, quorsum haec esset inquirendi in eos instituta ratio eruptura.“ Es ist also, wie wir sehen, das perditae illorum multitudini unübersetzt geblieben, was gewiß dem Berichte des Blancas eine andere Färbung gibt als unser Autor erscheinen läßt. Dann ist das von Blancas angegebene Motiv der Furcht der judaisirenden Convertiten, das Bewußtseyn der Frevelthaten gar nicht erwähnt. Nachher kommt Blancas nochmal auf die Sache zu sprechen, erwähnt die Angabe daß das Leben der in Rede stehenden Juden flagitiosa ac turpis gewesen sei, und fügt bei, daß sich bei Vielen verabscheuungswürdige Verbrechen theils nach eigenem Geständnisse theils durch Ueberführung herausgestellt hätten (multorum ex ipsis accusationes, graviter tractatae, ad extremum nefariis confessionibus ac deprehensionibus detestabilium scelerum fuerant conclusae). Von all dem weiß der „namhafte katholische Gelehrte“ nichts. Erfüllen derlei tendenziöse Auslassungen nicht das Maß einer Fälschung?

Aber der Mann, der schon in seiner bisherigen Darstellung ein so seltsames Geschick zur Entstellung der Wahrheit gezeigt hat, begnügt sich hiemit noch nicht, sondern gibt unter Bezugnahme auf Benedikt XIV. der Kirche auch zu

verstehen, wie sie bei Canonisirungen verfahren solle. Im Artikel vom 4. Juni heißt es nämlich: „Nach der allgemein recipirten Doktrin, wie sie Benedikt XIV. in seinem berühmten Werk von der Canonisation (III. 16, 3) ausführlich entwickelt hat, ist nur derjenige als Martyrer zu betrachten, welcher durch einen freien Entschluß seines Willens entweder für das Bekenntniß des katholischen Glaubens, oder doch wenigstens für die Uebung einer durch den Glauben gebotenen Tugend den Tod erduldet hat. Aber man wird nicht behaupten können daß Arbues für das Bekenntniß des Glaubens gestorben sei; denn Niemand muthete ihm die Verläugnung desselben zu; er fiel vielmehr meuchlings, weil er durch sein blutiges Geschäft das bedrängte Volk zur Verzweiflung brachte.“

Was von dem bedrängten Volke und dem blutigen Geschäfte gilt, ist schon aus dem Gesagten ersichtlich. Aber auch mit andern Aufstellungen hat es eine eigene Bewandtniß. Hätte der „namhafte Gelehrte“ den Canonisten Benedikt XIV. richtig wiedergegeben, so müßten nicht nur die unschuldigen Kinder aus dem Kalender gestrichen werden, die ja nicht „durch einen freien Entschluß“ ihres Willens für den Glauben gestorben sind, sondern wohl auch noch andere Martyrer, voran der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifacius welchem auch nicht die Verläugnung des Glaubens zugemuthet, welcher vielmehr von den Friesen verrätherischer und hinterlistiger Weise ermordet wurde. Doch lassen wir diese Feinheiten bei Seite und sehen wir, ob Benedikt XIV. wirklich gegen die Canonisation des Arbues angerufen werden kann.

Hier begegnen wir nun der seltsamen Erscheinung, daß der nämliche Benedikt XIV., welcher eine Lehre aufstellen soll nach der Arbues nicht canonisirt werden dürfte, an mehreren Stellen (I. 17, 8 und 9; 24, 6; 27, 4 und 9; 30, 4; III. 13, 12 u. s. w.) von Arbues spricht und nicht bloß zugibt, daß Arbues wirklich Martyrer war, sondern auch den Grund angibt, warum er dieß war. Unser Gelehrter hat nun hievon nichts gesehen; ja er hat sich, indem er von der causa

martyrii spricht, begnügt, lib. III. cap. 16, num. 3 aus Benedikt XIV. zu citiren, wo nur von der freiwilligen Annahme des Todes die Rede ist, während doch lib. III. 1 und 2 de causa martyrii quoad persecutorem et tyrannum handelt und lib. III. 19 de causa martyrii ex parte martyris, wo also das zu finden gewesen wäre, was man bei der Besprechung der causa martyrii gerade braucht.

Hier nun wird in Betreff der causa martyrii ex parte martyris auseinander gesetzt, daß fides credendorum vel agendorum erforderlich ist, d. h. Bekenntniß oder Predigt der katholischen Lehre, oder Ausübung einer Tugend welche vom Glauben geboten oder gerathen ist. Daß Arbues aus einem solchen Grunde gestorben ist, da er wegen Verfolgung der Häresie, also wegen eines Werkes zum Schutze des Glaubens den Tod erlitten hat, das ist dem Canonisten Benedikt XIV. nicht im mindesten zweifelhaft. Und auch über die freiwillige Annahme des Todes von Seite des Arbues besteht kein Zweifel, da die Bollandisten ausdrücklich berichten, er habe nach Empfang der Todeswunden Gott gedankt, daß er für Vertheidigung des Glaubens sterben dürfe, und er habe für seine Mörder gebetet. Acta Sept. V. 734.

Noch muß übrigens der Satz gewürdigt werden: „Schon Paul III. wollte die Canonisation dieses Mannes vornehmen, aber das Resultat der Nachforschungen scheint damals nicht günstig befunden worden zu seyn. Wie geschieht es nun, daß man jetzt darauf zurückkommt“ . . .? — Damals, als dieser Artikel geschrieben wurde, mag wohl der „namhafte Gelehrte“ noch nicht gewußt haben, daß das Resultat der Untersuchungen ein günstiges war, was ein Beweis wäre, mit welchem Leichtsinn er an die Behandlung einer so weithin wirkenden Frage ging. In seinen Nachtragsartikeln vom 2. und 3. August weiß er davon. Es hatten nämlich die Untersuchungen, welche Paul III. im Jahre 1537 anstellen ließ, keineswegs zu einem ungünstigen Resultate geführt; aber die Fortsetzung des Processes unterblieb wegen des Dazwischen-

tretens kriegerischer Ereignisse. Nachher wurde der Proceß wieder aufgenommen, und am 25. September 1663 erging der Ausspruch der Congregation der Riten, man könne sicher zur feierlichen Canonisation schreiten. Dazu ist man nun im Juni dieses Jahres geschritten.

Bisher sind wir in der Hauptsache der Beweisführung der Civiltà Cattolica gefolgt, welche am Schlusse bemerkt, sie werde nochmal auf die Sache zurückkommen, wenn der Gelehrte aus Franken der Ankündigung vom 13. Juli in der Allg. Zeitung gemäß den Beweis für seine Aufstellungen liefern werde. Daß das italienische Blatt dieß thun werde, ist nicht wohl anzunehmen, da in den Artikeln vom 2. und 3. August nichts wesentlich Neues beigebracht ist. Daß der von den Bollandisten gebrauchte Ausdruck acerrimus persecutor haeresum nichts für Arbues Nachtheiliges enthält, weiß Jeder dem nicht unbekannt ist, daß die Kirche auch heute noch die Häresien ausgerottet wünscht, und zwar aus Liebe zu Gott und den Menschen. Auch daß severitas mit „Härte" statt mit „Ernst" oder „Strenge" übersetzt wird, hat wenig zu bedeuten, und ebenso ein paar andere Kleinigkeiten.

Wichtiger ist übrigens doch das Folgende. Der „namhafte Gelehrte" erzählt, Arbues sei gemahnt worden, „sein Amt niederzulegen oder von seiner Härte abzustehen". Er citirt hiefür S. 733 und 753 der Bollandisten. Aber nirgends ist hier von einer Mahnung, Arbues möge von seiner Härte abstehen, die Rede, obwohl viermal von der Entdeckung des Mordanschlages gesprochen wird. Wir haben es also hier wieder mit einer Fälschung zu thun.

Weiter! Nach Ermordung des Arbues erschien zweimal zu verschiedenen Zeiten wunderbarer Weise an der Stelle, wo der Mord stattgefunden hatte, das Blut wieder ganz frisch. Darüber müssen wir unsern Gelehrten hören und dann mit seiner Erzählung die Darstellung in den Bollandisten mit den notariell beglaubigten Urkunden vergleichen. Erstere Erzählung nun lautet:

„Diese (die Blutflecken) waren nämlich bald verschwunden oder unsichtbar gemacht (die Jesuiten meinen: man habe sie hinweggewischt); aber um die Zeit seines Begräbnisses wurden sie wieder sichtbar, und das Blut sah recht frisch aus... Das Volk kam, rief: Wunder! tauchte Tücher und Papierstücke in das nasse Blut, und nach einer Versicherung verwandelten sich diese Blutflecken später in Rosen und andere röthliche Blumen. Da die Sache das erstemal so gut ging, wiederholte sich das Wunder zwölf Tage später. Die Geistlichen in der Kirche verhüllten erst den in den Kirchenstühlen befindlichen Chorknaben die Köpfe, enthüllten dann die mit einem wollenen Tuche bedeckte Stelle, wo früher das Blut gesehen worden, und — es war wieder frisch aussehendes Blut in ziemlicher Quantität da. Wieder wurde das Volk schnell herbeigerufen, das mit großer Erbauung, und nunmehr durchdrungen von der so augenscheinlichen Gottgefälligkeit der Inquisition, seine Tücher und Papierschnitzel abermals eintauchte. Der Jesuit Mariana meint freilich: es möchten da wohl ludibria oculorum stattgefunden haben — mit Unrecht, es waren eher ludibria der Hände als der Augen . . . Auf Befehl des Inquisitors Talavera und auf Verlangen des Fuentes, Fiskalprokurators der Inquisition, wurde von einem Notar über das Wunder mit dem Blute ein Protokoll aufgenommen und nach Rom gesandt, wo die Congregation dasselbe vollkommen zuverlässig fand." Nicht wahr, ein hübscher Theatercoup.

Wollen wir dieser Erzählung, welche mit Bezugnahme auf die Bollandisten und die in Rom vorgelegte Denkschrift, von welcher die Bollandisten Auszüge geben, abgefaßt ist, die Darstellung der Bollandisten mit einigen Bemerkungen gegenüber stellen. Die ausführlichere Erzählung lautet:

„Es wurde sowohl am erwähnten fünfzehnten Tage, als auch am sechzehnten und heutigen (17.) des Monats und Jahres, welche voran angegeben sind, der erwähnte Ort, an welchem das Blut vergossen worden war, von sehr vielen

und verschiedenen Personen aus dem Klerikal- und aus dem Laienstande gesehen, beschaut und sehr genau untersucht, wobei kaum bemerkt werden konnte, daß eine Spur von Blut da sei; und wenn etwas bemerkt wurde, so war es so viel wie nichts, und die Farbe des erwähnten Blutes war ganz verschwunden; und es war so vertrocknet, daß es unmöglich war, mit Papier oder einem Stücke Linnen oder Wolle oder mit etwas Anderm etwas von diesem Blute aufzufassen. So erzählten und beglaubigten öffentlich viele und verschiedene Christgläubige. Ehe ich weiter fahre, mag, weil es schwer glaublich scheint, daß das Blut an dem nämlichen Tage, in dessen Nacht es vergossen worden war, so sehr verschwunden sei, die Bemerkung hingehen, es sei dasselbe wahrscheinlich damals schon weggewischt gewesen, sei es wegen Reconciliation der Kirche, sei es auf Befehl des Erzbischofs-Prorex oder der Magistrate, damit dessen Anblick das Volk, welches, wie gesagt, wegen Ermordung des Martyrers gegen die Juden sehr aufgebracht war, nicht noch mehr erbitterte. Wenn man es nicht vielleicht einem neuen Wunder zuschreiben muß, daß jenes Blut so schnell verschwunden war. Ich will in der Erzählung fortfahren.

„Es war nun damals am erwähnten 17. Tage nach Anordnung der göttlichen Majestät, damit die Erinnerung an den erwähnten ehrwürdigen Vater, den Magister Petrus de Arbues, sonst Epila, Inquisitor für den heiligen Glauben, mehr bekräftigt würde (folgt eine Nebenbemerkung), das erwähnte Blut am erwähnten Orte vor dem Chore der erwähnten Kirche, in welcher es vergossen worden war, wieder zum Vorschein gekommen und floß, wie wenn es erst frisch vergossen worden wäre. Da lief das ganze Volk schnell hin, um von dem Blute aufzufassen, Einige mit Papier, Andere mit einem Stücke Linnen und mit verschiedenen andern Dingen . . . Weil nun das Erwähnte offenbar zur Erhöhung des heiligen christlichen Glaubens, zur Ehre und zum Ruhme der Christgläubigen, zur Vertheidigung des christ-

lichen Glaubens und zur Beschämung der Verfolger desselben und anderer Bösen zu dienen schien, und weil das Gedächtniß vergeßlich ist, so ließ, damit über das Vorerwähnte, über einen so wichtigen, höchst wichtigen Vorgang für immerwährende Zeiten ein Andenken bewahrt werde, der ehrwürdige Magister Martinus Garsia, der heil. Theologie Professor, Canonikus an der erwähnten Kirche zu Saragossa, als Prokurator der Canoniker des sehr verehrungswürdigen Capitels der genannten Kirche durch mich den Notar und die unten bezeichneten Zeugen eine Besichtigung vornehmen und das erwähnte Blut untersuchen und über das Vorerwähnte ein öffentliches Instrument ausfertigen. Und ich Petrus Lalueza Notar nahm damals weißes Papier in die Hand in Gegenwart der unten bezeichneten Zeugen und einer sehr großen Menge Volkes, welche in großer Aufregung an dem erwähnten Orte versammelt war" (es heißt nicht, das Volk sei herbeigerufen worden) „um das erwähnte Blut zu sehen und von demselben zu erhalten, zeigte das erwähnte weiße Papier öffentlich und legte es dann nieder (hier fehlt in der Urkunde etwas) und berührte mit demselben die Erde an der Stelle, wo das erwähnte Blut war; und ich faßte mit demselben sogleich von dem erwähnten Blute auf, und das erwähnte Papier wurde davon gefärbt, und ich zeigte es öffentlich den unten verzeichneten Zeugen und Allen die ringsum standen."

Am Ende des Instruments sind sieben Zeugen verzeichnet, und ist das Siegel des Notars beigefügt. Sig†num mei Petri Lalueza, notarii publicii civitatis Caesaraugustae etc.

Zwölf Tage später erneuerte sich das Wunder, und es wurde dasselbe wieder von dem Notar bezeugt, der eigens bemerkt, er habe nebst den Zeugen und vielen andern Umstehenden das Blut mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet (bene, attente et cum maxima attentione recognovimus et perspeximus). Hier wird noch erwähnt, daß bei Abbetung des Psalmes Deus laudem meam ne tacueris und den sonst damit verbundenen Ceremonien die Chorknaben mit schwarz

verhülltem Kreuze und Gesichte zugegen waren zum Ausdrucke der Trauer über den verübten sakrilegischen Mord (p. 736), ein Ritus der ein Jahr lang beobachtet wurde. Der Ort selbst, wo sich die Blutflecken das erstemal gezeigt hatten, war zur Verhütung der Unehrerbietung gewöhnlich mit einem wollenen Tuche bedeckt. Bei Wegnahme desselben zeigte sich am zwölften Tage nach der ersten Bluterscheinung das Blut neuerdings.

Mit dieser Darstellung der Bollandisten vergleiche man die einzelnen Momente der Erzählung unseres Gelehrten. Nach den frivol hingeworfenen, durch nichts begründeten Worten „da die Sache das erstemal so gut ging, wiederholte sich das Wunder zwölf Tage später“, erzählt er von Verhüllung der Köpfe der in den Chorstühlen (von solchen weiß der Bericht nichts) befindlichen Chorknaben durch die Geistlichen, ohne im geringsten Erwähnung davon zu thun, daß dieß der Trauerritus gewesen sei, so daß man gar leicht auf den Gedanken geführt wird, man habe den Knaben unmöglich gemacht, ein vorzunehmendes Gaukelspiel zu sehen. Und ein Gaukelspiel mochte ja das Ganze seyn; denn „der Jesuit Mariana, erzählt unser Gelehrter, meint freilich: es möchten da wohl ludibria oculorum stattgefunden haben — mit Unrecht, es waren eher ludibria der Hände als der Augen.“ Die Aeußerung Mariana's soll gewissermaßen die Stütze des daran geknüpften Schlußurtheils unseres Gelehrten seyn; darum müssen wir dieselbe näher betrachten.

Sie lautet: „Man sagte, daß sein (des Arbues) vergossenes Blut während jener ganzen Zeit in Wallung war, wenn nur nicht der Fall da war, daß die Augen sich täuschten, oder die Beschauenden sich eine ungegründete Vorstellung machten.“ Hier kommt zweierlei zu bemerken. Erstens ist gar nicht richtig, daß Mariana meint, es hätten ludibria oculorum stattgefunden; er erzählt das Wunder nur mit der Restriktion, daß man dasselbe nicht unbedingt annehmen müsse, da die Möglichkeit der Täuschung nicht ausgeschlossen

sei. Der „namhafte katholische Gelehrte“ hat also den Mariana nicht richtig wiedergegeben, wobei ihm noch das Sonderbare begegnet, daß er dießmal dem angehängten Nachsatze der vorangehenden Erzählung gegenüber das Hauptgewicht beilegt, während er bei der oben angeführten Erzählung von der Blutwegwischung dem vorangehenden Bericht gegen ein nachfolgendes ganz ähnliches Bedenken Geltung zuspricht. Zweitens zeigt sich hier Mariana, wie schon die Bollandisten bemerken, schlecht unterrichtet; er erzählt nur nach Hörensagen (dixose) und erzählt, daß das Blut während jener ganzen Zeit in Wallung gewesen sei, während die authentischen Berichte nur von einem zweimaligen, zwölf Tage auseinander liegenden Erscheinen des Blutes sprechen. Wenn aber dennoch einer solchen Erzählung der Darstellung der Augenzeugen und der notariellen Beglaubigung gegenüber Gewicht beigelegt werden will, so ist das ein Vorgehen das jeden andern Namen eher verdient, als den einer geschichtlichen Erzählung.

Das läßt unser Gelehrter allerdings nicht so erscheinen; denn er thut keine Erwähnung von der für seinen Zweck nicht passenden Autopsie des Notars, die denn doch kein bloßer bedeutungsloser Nebenumstand ist, und ebensowenig von den angeführten Zeugen.

Noch muß erwähnt werden, daß der „namhafte katholische Gelehrte“ sagt: wieder sei das Volk herbeigerufen worden, während der Notar angibt, er sei mit vielen Gläubigen in der Kirche anwesend gewesen, und Einige hätten sich aus Andacht zum Orte, wo das Blut vergossen worden war, begeben. Dann kann nicht ungerügt bleiben, daß der nämliche Gelehrte das Volk „von der so augenscheinlichen Gottgefälligkeit der Inquisition“ durchdrungen seyn läßt, während hievon wenigstens in dem angezogenen und bei den Bollandisten abgedruckten Dokumente kein Wort steht.

Das mag genügen, um zu zeigen, daß die in der Allgemeinen Zeitung gegebene Darstellung der Vorgänge mit

Arbues eine wahrhaft schmähliche Entstellung und Fälschung der Wahrheit ist.

Aber der „namhafte katholische Gelehrte“ hat auch noch eine Geschichte der Inquisition bei dieser Gelegenheit veröffentlicht, die wir vielleicht ein anderesmal ausführlich besprechen werden. Für heute begnügen wir uns zur Kennzeichnung dieses Machwerks nur auf einige Punkte aufmerksam zu machen.

In Nr. 168 der Allgemeinen Zeitung heißt es: „Die Anfänge der Inquisition wurden schon durch Lucius III. gemacht, der im J. 1184 die Verordnung erließ, daß sowohl die Bischöfe als die weltlichen Machthaber allenthalben den Häretikern nachforschen und sie vor Gericht ziehen, die Hartnäckigen darunter aber dem weltlichen Arme zur Hinrichtung übergeben sollten . . . Diese Bestimmung erneuerte Innocenz III. und erweiterte sie.“

Ist das wahr? Lucius III. hat allerdings im J. 1184 ein Dekret gegen die Häretiker erlassen, in welchem er die Leute bestimmt, welche excommunicirt seyn sollten; auch fordert er die Grafen, Barone, Rektoren und Consuln der Städte und anderer Orte auf, der Kirche auf Verlangen gegen die Häretiker Hülfe zu leisten. Ferner ist wiederholt davon die Rede, daß die wirklichen und hartnäckigen Häretiker dem weltlichen Arme zur gehörigen Bestrafung übergeben werden sollten. Davon aber, daß sie dem weltlichen Arme zur „Hinrichtung“ übergeben werden sollten, steht im Dekrete kein Wort. Der „namhafte katholische Gelehrte“ hat dieses Wort, auf das gerade das Meiste ankommt, willkürlich hingesetzt, also die Sache gefälscht. Ueberlieferung an den weltlichen Arm war damals keineswegs gleichbedeutend mit Hinrichtung; denn die Todesstrafe wurde erst durch Friedrich II., den eine gewisse Geschichtsdarstellung einen großen Kaiser nennt, in die Reichs-Gesetzgebung gebracht. Die besondern Strafen, welche Lucius III. für die Begünstiger der Häretiker am Schlusse seines Dekretes festsetzt, sind: Ehrlosigkeit, Ausschluß von der Advokatie und dem Zeugnißrechte, sowie von den öffentlichen Aemtern.

Hieraus mag man schon schließen, was es mit der auf Innocenz III. bezüglichen Behauptung für eine Bewandtniß hat. Doch besehen wir uns die Sache näher. Unter dem 7. Mai 1198 gibt Innocenz III. dem Erzbischof von Sens den Auftrag, einen der Häresie verdächtigen Dekan, wenn sich derselbe nicht rechtfertigen könne, abzusetzen und in ein Kloster zu sperren; von einer Hinrichtung ist keine Rede. Auf dem im J. 1209 zu Avignon abgehaltenen Concil wird die weltliche Hülfe zur Vertreibung (exterminare heißt das Wort) und Bestrafung der Häretiker in Anspruch genommen. Sie sollten mit Güterconsiskation und den canonischen und gesetzlichen Bestimmungen gemäß bestraft werden. Friedrichs II. Gesetz bestand damals immer noch nicht. Weltliche Machthaber, welche ihre Schuldigkeit in diesem Betreffe nicht thäten, sollten persönlich excommunicirt, ihre Länder interdicirt, die kirchlichen Lehen ihnen entzogen werden. Von einer Hinrichtung ist wieder keine Rede. Wenn zur selben Zeit Philipp II. von Frankreich einige Ketzer verbrennen ließ, so geht das den Papst nichts an.

Im J. 1210 wurden dem Grafen von Toulouse die Bedingungen angegeben, unter welchen er mit der Kirche wieder ausgesöhnt werden sollte. Der vierte Punkt verlangt Vertreibung der Häretiker aus seinem Gebiete (expellet ejicietque omnes haereticos); von einer Hinrichtung ist wieder keine Rede.

Endlich beschäftigt sich das vierte Lateranconcil (1215) nochmal mit den Häretikern, spricht wieder von Auslieferung derselben an die weltliche Gewalt, animadversione debita puniendi; von einer Hinrichtung ist nirgends die Rede.

Nach Anführung dieser Momente, welche aus dem 13. Bande von Labbé's „Sacrosancta Concilia“ entnommen sind, wird es nicht mehr nothwendig seyn, zur näheren Orientirung in dieser Sache die übrigen dem Pontifikate Innocenz III. angehörigen Aktenstücke zu durchstöbern. Nur soll im Vorbeigehen noch auf eine die spätere Zeit betreffende Angabe aufmerksam gemacht werden, um zum Schlusse einen recht ekla=

tanten Beweis für die Unglaubwürdigkeit unseres Gelehrten zu erhalten. Es berichtet derselbe: „Der einzige unter den Päpsten jener Zeit dem man ein reines und edles Streben und aufrichtige Liebe für die Kirche zuerkennen muß, Gregor X. (1271 — 1276), begnügte sich über die Inquisition zu schweigen" ... Es ist einfach nicht wahr, daß Gregor X. über die Inquisition geschwiegen hat. Es findet sich nämlich eine Bulle Gregors X. vom 1. März 1273, dessen Titel schon anzeigt, daß er dieselbe Haltung gegen die Inquisition beobachtete wie seine Vorgänger und Nachfolger. Der Titel heißt: „Gregorius Episcopus Servus Servorum Dei: Dilectis filiis Fratribus Praedicatorum et Minorum Ordinum, Inquisitoribus haereticae pravitatis, auctoritate Sedis Apostolicae deputatis, et in posterum deputandis: Salutem et Apostolicam benedictionem."

Damit soll dieser Punkt vorläufig erledigt seyn. Aber was geht aus der ganzen bisherigen Darstellung hervor? Unläugbar soviel, daß hier eine Fälschung stattgefunden hat, und zwar eine Fälschung zum Schaden der katholischen Kirche, wie sie in der Literatur selten seyn möchte. Es ist die Darstellung des „namhaften katholischen Gelehrten" eine böswillige Verfälschung der Wahrheit, die um so mehr verurtheilt werden muß, je schädlicher sie gewirkt hat.

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" hat sich als Organ zur Verbreitung dieser Fälschung hergegeben zur Verunglimpfung der katholischen Kirche. Da man nun nicht wohl annehmen darf, daß dieses Blatt sich zur Aufgabe gesetzt hat die katholische Kirche in solcher Weise zu beschimpfen, so werden wir wohl erwarten dürfen, daß sie es als ihre Pflicht erachte, gegenwärtige Darstellung in ihren Spalten aufzunehmen und so den angestifteten Schaden einigermaßen wieder gut zu machen. Daß zwei Correspondenzen aus Rom in wenigsagenden Phrasen über die bezüglichen Artikel der Civiltà Cattolica absprechen, kann wohl das Augsburger Blatt nicht daran hindern.

LIII.

Zur Kunstgeschichte.

Archäologische Bemerkungen über das Kreuz, das Monogramm Christi, die altchristlichen Symbole, das Crucifix. Von J P. Münz, Kaplan in Frankfurt. Frankfurt, Hamacher 1866.

Es ist als wahrer Fortschritt zu begrüßen, daß die historischen Vereine allmählig nicht bloß die Ueberreste der alten Römerherrschaft in unsern deutschen Landen aufsuchen und erforschen, sondern auch die Reliquien des christlichen Alterthums der Beachtung und Kritik würdigen. Denn diese letzteren liegen uns gewiß unendlich näher und verdienen mehr unser Interesse als jene Reste der Fremdherrschaft in Deutschland, jene Münzen, Sporen, Haarnadeln, Schwerter, Urnen und Grabsteine der Römer, auf welche man bisher fast allein und mit Heißhunger Jagd gemacht hat.

So hat in den letzten Jahren der Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung eine Reihe von Abhandlungen über die wichtigsten Themen der christlichen Archäologie gebracht. Der Verfasser derselben ist Hr. J. Münz, Kaplan bei St. Leonhard in Frankfurt. Da diese Abhandlungen von so großer Bedeutung für die archäologische Wissenschaft, von Interesse für jeden gebildeten Christen und zugleich in einer ansprechenden klaren Form verfaßt sind, wurde ein

Separatabdruck derselben veranstaltet und so ist das schöne Buch entstanden, das wir hier zur Anzeige bringen wollen. Was demselben einen besondern praktischen Werth und Vorzug vor ähnlichen Schriften gibt, ist der Umstand, daß zum Wort das Bild gefügt ist. In acht schöngravirten Tafeln ist nämlich das anschaulich gemacht was im Texte historisch erläutert ist, so daß man hier die ganze Entwicklung der einzelnen Kunstdarstellung klar vor Augen hat.

Der Schrift selbst sendet der Verfasser ein Verzeichniß der Literaturwerke voraus, welche über seine Themen sich verbreitet haben. Es möchte so ziemlich vollständig seyn. Nur Rossi's neues Prachtwerk über die Katakomben ist noch nicht angeführt und Sepp's Leben Jesu nicht benützt. Ebenso hätte der Berliner evangelische Kalender öfter beachtet werden können. In demselben legt Professor Piper viele werthvolle Studien nieder. So finden sich dort treffliche Aufschlüsse über die Bilder des guten Hirten und über die Darstellungen des Kreuzes mit der Figur des Adam am Fuße (Jahrgang 1863 bis 1864).

Die Zahl der Abhandlungen ist im Titel des Buches selbst angedeutet. Die erste verbreitet sich über das Kreuz im Allgemeinen, die verschiedenen Formen des Kreuzes, die ältesten Kreuze der Christen, und über die ältesten Kreuze die am Mittelrhein gefunden werden. Eine Fülle von interessanten Notizen aus den besten Quellen über das heiligste Zeichen der Christenheit wird hier geboten. Es wird neuerdings dargethan, daß Christus ohne Zweifel an einem sogenannten lateinischen Kreuze mit eingefügten Querbalken (crux immissa) gestorben sei, nicht an einem Taukreuze (crux commissa). Hiebei muß ich übrigens bemerken, was dem Verfasser unbekannt zu seyn scheint, daß nach Didron's gründlicher Darlegung die Unterscheidung eines griechischen und lateinischen Kreuzes nach der Länge des Querbalkens ganz falsch ist. Als griechisches Kreuz darf nach Didron nur das Kreuz mit zwei Querbalken bezeichnet werden. Es scheint dieses auf die Patriarchalwürde

von Constantinopel und Jerusalem hinzudeuten. Alle Kreuzpartikel, die sammt Gefäß aus dem Oriente kamen, haben bei uns auch jene Form mit zwei Querbalken, so das berühmte Kreuz von Scheyern in Bayern, wo selbst das seidene Säckchen noch vorhanden ist, in welchem der Legat von Jerusalem den zweiarmigen Kreuzpartikel in goldenem Gefäße mitgebracht hat.

Die zweite Abhandlung erörtert das Monogramm Christi und seine Varietäten. Das berühmteste Monogramm des Heilands ist jenes das aus der Verbindung der beiden Anfangsbuchstaben des Namens Christi (X und P) gebildet ist. Es war früher als das constantinische Monogramm bekannt, weil es dem Kaiser Constantin in der Schlacht gegen Maxentius aus Sternen gebildet am Himmel erschien, worauf es der Kaiser auf seinen Feldzeichen anbringen ließ. Es ist aber jetzt dargethan, daß die Christen dieses Monogramm schon früher auf Grabsteinen, Siegeln, Ringen, Bildern angebracht haben, es kam nur seit der wunderbaren Erscheinung des Kaisers häufiger zur Anwendung. Man findet es von da an unzählige Mal auf Grabsteinen, auf den Helmen und Schilden der Soldaten, auf den Kronen und Münzen der Kaiser, auf Lampen und Siegeln. Der Herr Verfasser führt sofort alle möglichen Varietäten dieses Monogramms vor, wie es vorkommt in Verbindung mit einem Olivenkranze, mit Lilien und Tauben, mit Alpha und Omega, mit dem Dreiecke u. s. f.

Eine andere Abhandlung bespricht die altchristlichen Symbole. Aus der Bedeutung der Bilder in der Sprache der Schrift und der Kirche erhellt das Interesse, welches dieses Thema erweckt. Es wird hier der Schlüssel gegeben zum Verständniß nicht bloß vieler Bildwerke, sondern auch mancher Ausdrücke der heiligen Schriften. Wir finden hier nach den besten Autoritäten erklärt die Symbole des Fußes (Besitzstand, Vollendung des Erdenwandels, Nachfolge Christi), der Hand, des Lammes (die zwei Lämmer, welche dem Kreuze

auf alten Bildern zuweilen, bedeuten Juden- und Heidenchristen), des Pferdes, des Hirsches, des Löwen, des Hasen (Vergänglichkeit alles Irdischen), der Taube, des Pfaues, des Hahns, der Schlange, des Fisches, der am häufigsten vorkommt als Sinnbild des Menschen der im Meere der Welt schwimmt, und Christi des Erlösers, dessen Name und Wesen in den Buchstaben des Wortes ἰχθυς angedeutet sind, dann des Delphin, der Palme, des Baumes, der Lilie, des Ankers, des Rings, der Lampe, des Schiffes, der Wage, der Sterne und des Dreiecks.

Die folgenden Untersuchungen beschäftigen sich wieder mit der Darstellung des Kreuzes und des Gekreuzigten in allen Jahrhunderten. Zuerst erscheint das Kreuz ohne Christus, aber mit Edelsteinen und Gemmen geziert, oder so, daß blühende Rosen auf allen Seiten hervorsprossen (Coemeterium St. Pontiani in Rom) nach den Worten des schönen Hymnus:

Crux fidelis, inter omnes
Arbor una nobilis:
Silva talem nulla profert
Fronde, flore, germine.

Dann wird das Lamm vorgeführt als Sinnbild des Erlösers am Kreuze auf unzähligen Monumenten. Es sprach dieses Bild laut zu den Christen und verhüllte das Mysterium der Erlösung vor den Ungläubigen. Das Lamm steht unter dem Kreuz, während oben Tauben sitzen (die Erlösten), oder es liegt mit dem Kreuznimbus um das Haupt unter dem Kreuze, oder es ist selbst an's Kreuz geheftet (S. 112).

Die eigentlichen Crucifixbilder mit Christus selbst kommen seit dem sechsten Jahrhundert immer häufiger vor. Das trullanische Concil zu Constantinopel gebot sogar im Jahre 692, daß statt des bisherigen Lammes die menschliche Gestalt Christi selbst am Kreuze angebracht werde. Nach Gregor von Tours († 594) gab es in der alten Kirche zu Narbonne ein Gemälde welches Christum am Kreuze, mit einem

Linnentuche umschürzt, vorstellte. Ebenso fand man im Grabe des Königs Childerich aus dem Ende des sechsten Jahrhunderts ein Broncekreuz mit einem Christus. Das älteste erhaltene Gemälde eines Crucifixes findet sich in der syrischen Evangelienhandschrift vom Jahre 586, welche bei S. Lorenzo zu Florenz aufbewahrt wird. Wenn Hr. Münz das Crucifixbild auf dem Schrein des heil. Willibrord zu Cleve für das älteste in Deutschland hält (S. 120), so möchten wir diesen Platz viel eher dem Gemälde des Gekreuzigten einräumen das sich im Evangelienbuch des heiligen Kilian zu Würzburg findet, da dieses Buch ohne Zweifel von diesem Heiligen aus der Heimath mitgebracht wurde, während der obengenannte Schrein erst lang nach dem Tode des Heiligen gefertigt wurde.

Eine Episode in der Geschichte des Crucifixes bildet die Carrikatur eines Crucifixes, welches vor mehreren Jahren in den Kaiserpalästen Roms auf dem Palatin gefunden wurde und die jetzt im Museum Kircherianum des Jesuitenklosters zu Rom aufbewahrt wird. Es stellt bekanntlich ein Kreuz vor an welchem eine Eselsgestalt angeheftet erscheint, während unten am Fuße ein Mann ihm Kußhände zuwirft. Es trägt das Ganze in griechischen Lettern die Inschrift: Alexamenos betet seinen Gott an. Offenbar ist das an die Wand gekritzelte Bild ein roher Spott, den sich ein Sklave oder Soldat der noch dem Heidenthum angehörte, gegen seinen christlichen Mitsklaven Alexamenos erlaubte.

Der Verfasser geht dann auf die Geschichte des Crucifixes zurück und bespricht mit rühmenswerther Gründlichkeit und Ruhe alle einschlägigen Fragen, über die Zahl der Nägel, über die Bekleidung Christi am Kreuze, über den Fußpflock, über Adam und den Todtenschädel am Fuße des Kreuzes, über Krone, Kreuzigung und Umgebung des Kreuzes (heiliger Personen, Soldaten, Sonne und Mond).

Endlich schildert Hr. Münz den Unterschied der römischen und griechischen Darstellung des Gekreuzigten (die

Abendländer erkannten früher Christum auch am Kreuze als schön, als Gott und König der Welt, während die Griechen ihn als bloßen leidenden, vom Schmerze verzerrten Menschen abbildeten), dann den Unterschied der altchristlichen, romanischen, gothischen und Renaissance-Crucifixe, ferner die Stationskreuze welche bei den Prozessionen mitgetragen wurden, und zuletzt die interessantesten Crucifixbilder welche sich am Mittelrhein aus dem Mittelalter erhalten haben.

Damit glauben wir auf den reichen Inhalt des vorliegenden Buches hingewiesen zu haben, und laden den Herrn Verfasser ein auch andere Themen der christlichen Archäologie mit gleicher Gründlichkeit, mit gleichem kritischen Takte und in so gelungener Form zu bearbeiten.

LIV.

Wandereindrücke in und über Tyrol und Oesterreich im September 1867.

I.

Auch mich hatte die Katholikenversammlung in das herrliche Tyrol gezogen. Ich verzichte auf die Beschreibung jener festlichen Tage, so wohlthuend und ergreifend sie auch waren. Spät sogar entschloß ich mich, Manches über das edle und verläumdete Tyrol und seine biedern Bewohner in mein Tagebuch einzuzeichnen, was sich theils aus eigener Wahrnehmung theils nach Mittheilungen ehrenwerther Männer aller Stände meinem Gedächtnisse eingeprägt hat.

Finden Sie einige dieser Aufzeichnungen im Folgenden einer weitern Verbreitung werth, so bleibt es Ihrem Ermessen ganz anheimgegeben, dieselben in den mir lieben „gelben Blättern“ aufzunehmen. Tyrol schließt im Allgemeinem so viel Vortreffliches in sich, daß ein von oben günstig wirkender, nur einigermaßen guter Wille dieses katholische Kernland auf eine Stufe hoher Entwicklung heben könnte. Wird dieses geschehen? Was bisher geschah, möge als Fingerzeig dessen dienen, was man von der Zukunft erwarten darf.

Was den politischen Zustand des Landes betrifft, so besteht noch, der äußern Form nach, die alte Gliederung der Stände. Kirche, Adel, Städte, Landgemeinden bilden die „Landschaft“. Ein palastartiges Gebäude in der schönen „Neustadt“ von Innsbruck ist Eigenthum der Stände und umschließt zahlreiche historische Gegenstände und Erinnerungen. Die Stände haben ihre eigenen Beamten und Einrichtungen verschiedener Art wie vordem; der von der Regierung auf vier Jahre ernannte Landeshauptmann führt den Vorsitz. Das ganze Volk ist kampfgeübt und steht auf den ersten Ruf, wie alle Blätter seiner Geschichte bis auf die Wunder seines unermüdlichen Heldenmuthes im laufenden Jahrhundert darthun, sogleich in Waffen. Trotzdem findet das wackere Land keine Gnade vor dem scharfblickenden liberalen Auge.

Die Grundlage der tyrolischen Verfassung bildet nämlich das altgermanische Eigenrecht, vermöge dessen jeder freie Mann sich selbst vertritt, und wo die Vertretung durch Wahl auf einen Dritten übergeht, dieselbe nur auf einen Theilnehmer der Genossenschaft fallen kann, deren Mitglieder sämmtlich und wahrhaft gleichberechtigt sind. Nirgends wurde wahrgenommen, daß dieses Verhältniß auf den Freiheitssinn und die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe und Eidestreue des tyrolischen Volkes nachtheilig eingewirkt hätte. Was sich bis auf die neueste Zeit von fürstlichen Prälaten, reichen Stiftern und Grundeigenthümern, als Virilstimmführer auf dem Landtage, aus den Stürmen der Zeit noch gerettet hat, bildet

gleichsam nur ein Ueberbleibsel aus der Vorzeit, wo jeder freie Landstandsberechtigte sich und das Land vertrat.

An diesen Verhältnissen rüttelte aber seit den Tagen der K. Maria Theresia und ihres Sohnes Joseph Alles stufenweise mehr und mehr. Der berechtigten Virilstimmen gab es immer weniger, auch die Zahl der seitdem aus den historischen Ständen Vertretenen nahm ab, die Vertretung der Städte und Landgemeinden verlor ihre geschichtlich hergebrachte Basis, wurde zwar erweitert, näherte sich aber der modernen Wahlform nach der Kopfzahl. Damit trat die social-politische Bedeutung der Stände in den Hintergrund, und das formell-politische Moment überwog.

Dieser wichtige Umschlag war die naturnothwendige Folge des mit dem Josephinismus in seinen Grundzügen veränderten Regierungssystemes, das sich allmählig überall, am schwersten in Tyrol, mit den sogenannten modernen Ideen über die Allgewalt des Staats eingebürgert hatte. Diesen Uebergang führte der Augenblick in das Leben, als man der Kirche, dem Adel, den Städten und Landgemeinden die autonome Verfügung über ihr Eigenthum und die sich darauf gründenden innern Standesangelegenheiten entzog und sie, nach dem Beispiele der französischen Revolution, Alle in gleicher Weise als Administrirte unter die Vollgewalt sogenannter verwaltender Staatsbehörden stellte.

Das Volk als solches in seinen Gliederungen wird damit der bisherigen und natürlichen social-politischen Wirksamkeit entkleidet und zwar sowohl bezüglich seiner corporativen Privatrechte als auch der öffentlichen Geschäfte des Landes, mit welchen erstere seit Jahrhunderten sich eng verkettet hatten. Jede selbstständige Handlung im Allgemeinen und Besondern hörte für die Stände von der Stunde an auf. Was für das öffentliche und privative Leben des Volkes geschah, vollzog sich lediglich noch durch das Medium der Staatsbeamtung. Die bürgerliche „Gleichheit“ hatte zwei neue Classen geschaffen: Eine die unbedingte Befehle über

Alles und Jedes, Großes und Kleines, erließ, eine andere welche ebenso unbedingte Folge leisten mußte. Der Regierung standen keine eigentlichen Corporationen, nur mehr Einzelne gegenüber, deren Widerstand, wo er sich hervorwagen wollte, man leicht wie den aufgelösten Bündel Reis zerbrach.

Es scheint mir nicht ohne Interesse, der Rückwirkung dieser Verhältnisse auf die einzelnen Stände gerade in Tyrol zu folgen.

Die Kirche mußte, ihres festen hierarchischen Baues wegen, weniger als Adel und Städte von der sie lähmenden Einwirkung der Bureaukratie ergriffen werden. Ein untrüglicher Beweis für die göttliche Verheißung liegt offenbar darin, daß die Kirche den Verwüstungen des Josephinismus nicht endgültig erlag; wir sehen sie vielmehr jetzt eben, durch das Organ von 25 Bischöfen der Gesammtmonarchie Zeugniß für den festen Willen ablegen dieses Joch für immer abzuwerfen. Wenn man bedenkt, daß es seit Menschenaltern in Oesterreich kaum einen andern Weg gab als durch das Gubernium, um zu der bischöflichen Würde anzusteigen, so muß eine solche Umkehr, wie sie die bischöfliche Adresse bezeichnet, Staunen und Bewunderung erregen. Die Netze des cäsaristischen, eigentlich bureaukratischen Papismus waren in Oesterreich so fest geschlungen, daß der künftige Episcopus, durch die Tretmühle des josephinischen Regierungscollegiums als geistlicher Rath getrieben, erst übereinstimmend gedrillt werden mußte, ehe er von dem heiligen Geiste inspirirt werden durfte. Es genüge die wunderbare Thatsache hier zu constatiren, daß ein so mächtiger Impuls, wie er in der bischöflichen Adresse liegt, von einem durch solche schwere Prüfungswege gewanderten Episcopate nur ausgehen konnte; ich untersuche nicht, wie eine die Kirche tief erniedrigende Lage der Dinge nichtsdestoweniger eine weitere Thatsache möglich machte, die ebenfalls vor uns liegt.

Dr. Moufang hat unter der stürmenden Zustimmung der ganzen Versammlung und mit der ihm eigenthümlichen

Kraft in Innsbruck das Wort ausgesprochen: „Der Josephinismus ist todt und wird nie mehr lebendig“, und damit obige Thatsache feierlich verkündet. Als System nannte er den Josephinismus das Schlechteste was es gibt; er verderbe nämlich die Religion und mache aus dieser Himmelsgabe eine armselige Polizeianstalt. Anstatt daß man Gott gehorche, weil es Gott befohlen, anstatt daß man der Kirche gehorche, weil die Kirche die Stellvertreterin Gottes sei, fordere der Josephinismus daß man gehorche von wegen eines kaiserlichen Hofdekrets. Das höre auf Religion zu seyn. Wären Oesterreichs Völker in der Mehrheit nicht unverwüstliche Katholiken, so hätten sie unter der achtzigjährigen Herrschaft des Josephinismus längst aufhören müssen ein katholisches Volk zu seyn.

Diese Worte des Hrn. Dr. Moufang haben zunächst Bezug auf das Tyrolervolk, welches seinen Bischöfen verhältnißmäßig die Erfüllung ihres apostolischen Amtes leicht machte. Deßhalb haben Bischöfe und Klerus, aller Ungunst der Zeiten ungeachtet, einen immerhin noch der göttlichen Heilsanstalt einigermaßen entsprechenden Einfluß in Tyrol auf Land und Leute.

Aber gerade dieser Umstand ruft den fanatischen Haß aller Feinde der Kirche auf das seinen Glauben mit ebenso viel Energie als Ausdauer schützende Tyrolervolk herab. Wo es bisher nicht gelang, die Wahrheit zum vollen Durchbruch selbst bei vielen Wohlmeinenden zu bringen, da sagte gleichsam ein christlicher Instinkt dem treuen Volke in Tyrol, daß es mit seiner eigenen Glaubensfreiheit und seinem irdischen Glück aus und vorbei seyn werde, sobald in seine stillen Thäler die Glaubenslosigkeit unter dem Schilde der Glaubensfreiheit einziehe, die nichts anderes als die Loslösung von jeder Gewissenhaftigkeit bedeutet. Um hierüber klar zu sehen, bedarf es nur eines Blickes in das Unwesen welches der liberale Unglaube mit der katholischen Kirche da treibt, wo er herrscht. Und wo herrscht er nicht, oder ist nicht im

vollen Zuge die Herrschaft zu erringen? Die Früchte der langen josephinischen Periode reiften besonders außerhalb Tyrols und gaben sich namentlich nach zwei sehr bestimmten Richtungen kund: die höhern und vorzugsweise die mittlern Stände, einschließlich der immer mehr Alles beherrschenden, überaus zahlreichen Bureaukratie, entfremdeten sich den christlichen Uebungen und Anschauungen immer mehr. Die untern Stände, namentlich das Landvolk blieb allerdings fest bei seinem traditionellen Glauben, seine äußern Uebungen der Religion verfielen aber unter der mangelhaften Pflege eines dem Regierungssystem entsprechend herangebildeten Klerus nicht selten einem gedankenlosen Mechanismus*).

Als Wahrzeichen, wie weit in Oesterreich die geistlose Strömung der „gebildeten" Stände gediehen und welchen Einfluß der Unglaube dort bereits errungen hat, zeigt z. B. das Wuthgeschrei, das sich aus diesen Kreisen gegen das Concordat von 1855 erhebt.

Unter dem schwankenden Experimentiren der österreichischen Staatskünstler gelang es nach und nach allen kirchenfeindlichen, in den höhern Schulen, im Staatsdienste, in der hohen Finanz und in der Presse gebietenden Elementen, das Concordat zu einem Popanz hinaufzuschrauben, welcher eine förmliche Kriegserklärung gegen die Kirche veranlaßt hat. Die ungeheure Verwirrung der Begriffe und die künstliche Verdrehung aller sich daran knüpfenden Fragen lassen die Folgen kaum ermessen, welche für die ganze Monarchie sich daraus entwickeln können.

Ich muß es vor Allem als eine durchaus enge und beschränkte Auffassung betrachten, wenn man die würdige,

*) Der frühere Fürsterzbischof Milde in Wien führte ein von ihm verfaßtes Religionshandbuch in den Schulen ein, worin, wie mich persönlich ein sehr angesehener Geistlicher versicherte, das Wort Gott nicht ein einzigesmal vorkömmt.

ruhige, ganz objektiv gehaltene Adresse der 25 Bischöfe nur aus dem Gesichtspunkt einer einseitigen Vertheidigung des Concordats beurtheilt. Hierin fand sich ein erwünschter Vorwand, um mit bubenhafter Frechheit das heilig zu haltende Ansehen des Episcopats und damit der Kirche selbst in den Koth herabzuziehen.

Die Bischöfe hatten viel Höheres dabei im Auge, als es die bloße Rechtfertigung eines Staatsaktes wäre. Sie entwickeln umfassend, klar und schön die ewigen Principien der Wahrheit, und schärfen sie dem Kaiser wie dessen Völkern ein, der wie diese ihrer Hirtenpflege untersteht. Sie sagen sich damit feierlich von den josephinischen Traditionen ihrer Vorgänger los und bezeichnen den Weg, welcher eingeschlagen werden muß, um die geheiligten Zusagen zu erfüllen welche zwar durch das Concordat ertheilt, aber seit zwölf Jahren nur höchst unvollständig vollzogen worden sind. Der Grund warum dieß nicht geschah, liegt einfach darin, daß die autonome Stellung der Kirche ihr nur auf dem Papiere zugesichert, in der Wirklichkeit nicht eingeräumt ward. Es bedurfte dazu einer längern vorbereitenden Arbeit, um erst mit dem josephinischen Schutte aufzuräumen, damit in den Völkern das Verständniß für die Sache erst geweckt, Klerus und Volk für den Gebrauch der zurückgegebenen Rechte und der entsprechenden Pflichten herangezogen werden konnte. Was geschah aber seit zwölf Jahren in diesem Sinne? So viel wie nichts. Das Concordat blieb ein geschriebenes, nicht verstandenes Papier, das sich zu einem sehr geeigneten Schlagwort, als Werkzeug und Mauerbrecher gegen die Kirche Gottes benützen ließ und reichlich auch benützt wurde. Es lag hierin nur die immer wiederkehrende Erneuerung jenes tolle, tolle, crucifige! gegen die Kirche, wie es sich schon gegen ihren Gott und Meister erhoben und ihr von Ihm vorhergesagt worden war.

Staatsallmacht und Autonomie der Kirche wie der Völker sind zwei nicht zu vereinigende Begriffe. Dieß beweist

in neuester Zeit die verhängnißvolle Entwicklung der Dinge in Oesterreich. Vergleicht man die Sprache, welche Kaiser Franz Joseph in dem Patente vom 5. Nov. 1855 führte, wovon sich noch leichte Anklänge in seiner Antwort an den Wiener Gemeinderath vorfinden, mit der Erklärung an die 25 Bischöfe vom 15. Oktober d. Js., so ist die schiefe Ebene unverkennbar, welche die kaiserliche Regierung, sicher nicht zu ihrem Heile, seitdem betreten hat. Die Haltung derselben zu der Lebensfrage für Tyrol, wo vorzugsweise die Elemente zu einem freien, corporativen, autonomen Volksleben im Allgemeinen noch vorhanden sind, gibt deutlich den Maßstab an, welche Fortschritte die Dinge auf dem Wege zu einer absolut unitarischen Staatsgewalt — soll der österreichische Reichskörper nicht auseinander fallen, eine Unmöglichkeit — seit einer kurzen Reihe von Jahren gemacht haben. Die Versicherungen, Tyrol bei seinen eigenthümlichen Rechten und Freiheiten zu belassen, wurden immer abgeschwächter, während gleichzeitig die Bureaukratie dieselben thatsächlich immer mehr beschränkte. Alles strebt aber in der moralischen Welt nach einem gewissen einheitlichen Gleichgewicht. War also die frühere ständische Verwaltungsthätigkeit, ein eigentliches Selfgovernment, auf die Bureaukratie in den wesentlichsten Beziehungen übergegangen, so blieb von dem Eingreifen der Stände nur noch ein Schein, ein Formenwesen ohne eigentlichen Gehalt zurück, der bei dem ersten Conflikt verschwinden muß. Hieraus ergibt sich nun jene Parteispaltung, wie sie namentlich bei Wahlen zu Tage tritt, deren wesentliche Bedeutung zur rein politischen wird. Es kömmt dabei und bei den zu verfolgenden Zwecken nicht mehr auf wirkliche sociale und religiöse Freiheiten und Rechte, sondern nur darauf an mittelst einer davon getrennten selbstständigen, sogenannten politischen Freiheit einen Druck auf die Gesinnung der Völker auszuüben, um eben alle wirklichen Freiheiten und Rechte dem Joche eines glaubenslosen, „liberal" genannten Parteidespotismus zu unterwerfen.

An dieser Fälschung des constitutionellen Princips arbeitet man in Oesterreich, wie ich später zeigen will, mit Macht. Dieser Geist welcher die obersten Organe der Regierung ergriffen zu haben scheint, findet augenscheinlich in dem sogenannten Reichstag seinen Höhepunkt und Ausdruck. Das Princip und der ganze Organismus der katholischen Kirche steht aber mit diesem Geiste im direktesten Widerspruch, so auch vorab, mit beinahe verschwindenden Ausnahmen, das ganze Land Tyrol.

Der Zusammenstoß mußte erfolgen, es war im Ganzen gleichgültig bei welchem Anlasse es geschah. Diesen bildete aber die Concordatsfrage und folgerichtig die Adresse der Bischöfe. Es wird in diesem Kampfe nicht unwahrscheinlich der materiell schwächere Theil äußerlich vorerst unterliegen, und die Kirche wohl eine schwere Einbuße an ihrem irdischen Einflusse und Gute erleiden. Dann öffnen sich im Verlaufe der eingetretenen Krisis wohl nur zwei Wege: die Dynastie erkennt entweder die Gefahren, welche ihr und dem Lande drohen, wenn auf der beschrittenen Bahn parlamentarischer Allgewalt fortgefahren wird, und ändert wenn sie noch kann, das System, indem sie den Kronländern ihre wahren Rechte und Freiheiten wiedergibt; oder sie verschließt sich im Interesse der herrschenden Parteien diesen Anforderungen der Gerechtigkeit. Wozu dieß Letztere führen kann, liegt wohl außerhalb jeder menschlichen Berechnung.

Von großem Gewichte für die Entscheidung wird die Behandlung der Concordatsfrage seyn, nicht minder vielleicht die damit eng verbundene Stellung Tyrols zu der unitarischen Verfassung. Entweder kehrt man, mit andern Worten, zu dem Patent vom 5. November 1855 und den ganz correkten Bestimmungen des Oktober-Patents von 1860 zurück, oder man verfolgt die in der Antwort des „constitutionellen“ Kaisers an die Bischöfe bezeichnete Spur und unterbreitet dem eigentlich souverainen Reichstag die jeweilige Verfügung

über die Kirche und die Rechte und Freiheiten Tyrols sowie aller andern Kronländer der Monarchie.

Man wird aber consequent weder das Eine noch das Andere thun, sondern unter den Stürmen fortlaviren bis zu dem Augenblick, wo die selbsteigene Entscheidung bei Gefahr des Untergangs zur Nothwendigkeit geworden ist. Dieser Nothstand tritt aber auch für die entgegenstehende Seite gebieterisch jetzt schon auf.

Man hat manche Stimmen auch katholischerseits vernommen, welche die Aufhebung des Concordats als wünschenswerth bezeichnen und gerade deßhalb die bischöfliche Adresse „unzeitgemäß und ungeschickt" zu nennen sich erlaubten. Gleichzeitig wurde anerkannt, daß die einseitige Vernichtung des Concordats ein Treubruch wäre, und rechtlich nur diejenigen über einen Vertrag verfügen können, die ihn abgeschlossen haben. Die hohe stets mit Gerechtigkeit und Milde gepaarte Einsicht des heiligen Stuhles bedarf hierin keines Raths noch eines Fingerzeigs. Allein ebensowenig kann man sich dem Augenschein verschließen, daß das Concordat von 1855 unter ganz andern Voraussetzungen abgeschlossen wurde, als der Verlauf der Dinge in Oesterreich sie heute noch als vorhanden erkennen läßt. Es kann somit durchaus keinem Zweifel unterliegen, daß das Recht zur Kündigung des Vertrags heute dem heiligen Stuhle unbedingt zustehen muß. Dem Kaiser als einem treuen Sohne der Kirche wurden in dem Concordat z. B. Zugeständnisse gemacht, welche die Kirche schädigen müßten, wenn sie nicht von ihm selbst, sondern unter ganz andern Einflüssen zur Anwendung kämen.

Da sagt z. B. der Art. 19: „Se. Majestät wird bei Auswahl der Bischöfe, welche er kraft eines apostolischen von Seinen Allerdurchlauchtigsten Vorfahren überkommenen Vorrechtes dem heiligen Stuhl zur canonischen Einsetzung vorschlägt oder benennt, auch in Zukunft des Rathes von Bischöfen, vorzüglich derselben Kirchenprovinz Sich bedienen." Solche Garantien persönlichen Vertrauens bestehen aber für

den heiligen Stuhl nicht mehr, wenn der „constitutionelle“ Fürst die Ausübung solcher Rechte auf Staatsminister überzutragen sich verpflichtet glaubt, welche möglicher Weise nicht katholisch, dem katholischen Wesen sogar abgeneigt sind, und ihrerseits von einer Reichstags-Mehrheit beherrscht seyn können die sich, wie soeben geschieht, auf die feindlichste Weise gegen die Kirche ausspricht. Hr. von Beust muß aus seiner früheren Heimath wissen, mit welcher Eifersucht die sächsischen Protestanten über ihre evangelische Freiheit und „deutsche Libertät“, gegenüber der denkbaren Gefahr eines großartigen Proselytismus von Seiten ihrer zur katholischen Religion zurückgekehrten Landesherrn wachten, so ferne thatsächlich eine solche Gefahr auch lag. Warum sollen denn die Katholiken Oesterreichs jeden Schutzes für ihr gutes Recht in dem Maße verlustig gehen, als man sie täglich ihrer Rechte mehr mit offener Gewalt beraubt?

Bei jedem Vertrage, also auch einem Concordate sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: Inhalt und Form. Der Inhalt muß unter aufrichtig Contrahirenden immer aufrecht erhalten werden, wenn die Form auch einer Abänderung unterliegen mag. Manchmal greift man aber nur die Form an, um damit dem Inhalt, d. h. dem Wesentlichen beizukommen. Bei dem tollen, in der Juden-Presse und in den von ihr beherrschten Gemeinderathsstuben mancher Städte ausgebrochenen Geschrei gegen das Concordat mag es Vielen ein Geheimniß geblieben seyn, um was es sich eigentlich bei der ganzen Frage handelt. Die lange Abgeschlossenheit der österreichischen Länder von dem übrigen Deutschland hat nur höchst unvollkommene Kenntnisse über die Entwicklung des constitutionellen Lebens der deutschen Kleinstaaterei dahin gelangen lassen. Die Presse hat in ihrer enormen Mehrheit, unter dem Schutze josephinischer Staatsweisheit dafür gesorgt, daß an einer officiell verbotenen und öffentlich ausgebotenen, nur um so pikanteren Frucht die große Zahl der sich aufgeklärt dünkenden Lesewelt mit Lust und Begierde naschte. Der

Nimbus, den alle Denkenden „im Reich" theils längst theils seit 1866 endlich abgestreift haben, wirkt aber noch massenweise auf das kindlich naive Volk in den deutschen Landen Oesterreichs, wovon selbst Prälaten und Klerus so wenig als der Adel und bürgerliche Kreise ganz frei sind. Sie staunen das geschwätzige Kammerregiment der Phrase, worüber die Verständigen im Westen sich ärgern oder lachen, als Neues, Bewunderungs- und Nachahmungswürdiges an. Der kleinstaatliche Minister Beust ist ihr Prophet. Man liest und versteht nichts als solches oder noch schlimmeres Zeug.

Diese Leute sind sich daher durchaus nicht darüber klar, daß die Angriffe nicht der Form des Concordats sondern dem Inhalte, d. h. der Religion selbst gelten, welche die Bischöfe durch Eid und Pflicht, opportune et importune, zu schützen berufen sind. Die Form eines Concordats darf aber um so unbedenklicher aufgeopfert werden, als die Erfahrung vielfach zeigt, daß die ehrliche und nachgiebige Vertragsweise des heiligen Stuhles sich häufig nur principiellem Treubruche gegenüber befindet.

Darf man sich unter solchen Umständen verwundern, wenn so viele tüchtige und einsichtsvolle Männer, wie sie Oesterreich zählt, allgemeine Muthlosigkeit ergreift und Manche rath- und kopflos dem liberalen Troß und seinem Treiben stillschweigend zusehen!

Empörend aber geradezu muß ich es nennen, wenn man sogar gutgesinnte Katholiken in den Ruf einstimmen hört, die Kanonen von Solferino und Königgrätz hätten nur den Sieg der modernen Ideen über das mittelalterlich-katholische Oesterreich verkündet. Dem katholischen Glauben und der treuen katholischen Gesinnung seiner Völker, insbesondere des Volkes von Tyrol verdankt Oesterreich in den beispiellosen Kämpfen von drei Jahrhunderten, daß es überhaupt noch besteht. Ich wünsche die Probe nicht zu erleben, wie viele Jahrzehnte seiner Existenz sich von nun an zählen lassen werden.

LV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

VII. Die geistigen Mächte vor der Katastrophe.

Frankfurt 15. Juli 1866.

Auch jetzt muß ich einen zweiten Brief dem einen Gegenstand widmen. Freilich ist der Stoff sehr groß, aber vielleicht fängt doch das Alter an, mich geschwätzig zu machen. Doch schnell zur Sache, damit ich nicht noch weitläufiger werde.

Soll ich Dir von dem Zwang der Meinungen sprechen? Dir der Du so gut weißt als ich, daß Niemand weniger eine freie Erörterung ertragen kann als der aufgeblähte Spießbürger? — Was solchen Zwang voraussetzt und bewirkt, das kann Jeder in der Behandlung der Personen sehen welche eine mißliebige Meinung aussprechen; aber zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß es vor Allem nicht die Geldsäcke selbst, sondern daß es ihre Anhänger und Diener sind welche die Aufpasserei besorgen, die geeigneten Maßregeln hervorrufen und theilweise auch vollziehen. Freilich stünden diese dienenden Kräfte sogleich zur Verfügung einer anderen Seite, wenn bei dieser die Macht

wäre, und sie verdienen darum nicht größere Achtung. Hast Du niemals bemerkt, wie solche Günstlinge der Tagesherrlichkeiten von geistesunabhängigen Männern sprechen, selbstverständlich, wenn sie es nicht hören; hast Du niemals erfahren, wie sie, um deren eigener Meinung willen, ehrbare Menschen behandeln, wenn sie nicht reich sind? Hast Du niemals gesehen, wie sie wedeln und sich ducken vor ihren Götzen, und Zeter rufen über die Unseligen welche diese Götzen nicht anbeten wollen? Wunderst Du Dich über den Lakaiensinn derjenigen die nichts haben und nichts sind und doch etwas werden wollen? — Manche Krankheiten haben ihre Ursachen in fortwährendem Ekel; dieser weicht am Ende der Gewohnheit, aber die Gewohnheit zerrüttet die Nerven.

Wenn man nun die heiligsten Ideen für die gemeinste Selbstsucht mißbraucht; wenn man die Völker verblendet und betrügt; wenn man mit Grundsätzen prahlt die man innerlich verläugnet oder verlacht, und äußerlich in ihren Gegensatz umkehrt; wenn man notorische Thatsachen verläugnet oder absichtlich verdreht; wenn man die unbescholtensten Personen und die reinsten Charaktere in den Koth zieht — dann mein Freund, dann darf man wohl sagen: wir leben in der Zeit der Lüge. Diese Zeit hat die Zunft der sogenannten Literaten geschaffen, in welcher der vorherrschende Theil aus „gebildeten Juden“ besteht. Es ist die Ordnung dieser Zunft, daß man zu glauben vorgibt, was eben taugt, daß man niemals etwas ausspricht, weil man es für wahr hält; daß man niemals sucht was wahr ist, sondern was das Interesse des Augenblickes verlangt. Kannst Du da eine unbefangene Erörterung, kannst Du eine gerechte Beurtheilung der Dinge, der Begebenheiten oder der Personen erwarten? Diese Zunft ist in dem Dienst der Partei, sie ist ein unentbehrlicher Bestandtheil ihrer Maschinerie.

Doch, mein Freund, auch in dieser vertraulichen Mit-

theilung will ich nicht hart oder ungerecht seyn; denn ich weiß, welch großen Zwang die Ungunst der Lage auf den besten Mann ausüben kann. Unter den gewöhnlichen Literaten gibt es gar Viele die ihrer Natur nach ehrenhaft und gut gesinnt dem Zwang sich fügen müssen um des lieben Brodes willen. Ich habe solche unglückliche Leute gekannt deren schönes Talent mißbraucht worden ist; die, fast in der Lage der Fabrikarbeiter, sich nach Freiheit und Selbstständigkeit sehnten. Ich hab auch Andere gekannt welche sich dem Zwang nicht fügten, welche ihrer Ueberzeugung getreu mannhaft die Selbstständigkeit ihres Gedankens behaupteten, und welche darum, wenn nicht in bittere Noth, doch in eine kümmerlich unsichere Lage geworfen worden sind. Kann hier die Rede seyn von einer freien unabhängigen Presse?

Die Parteiregierungen verletzen nicht den Buchstaben der Preßgesetze, aber sie sind nicht ängstlich im Gebrauch der vielen Mittel, die ihnen zu Gebote stehen um auf die Presse zu wirken. Freilich sind die Gerichte nicht geneigt, in jedem Ausdruck welcher der Partei mißliebig ist, ein Preßvergehen zu verurtheilen, aber die einfache Thatsache eines Prozesses kann ein mißliebiges Blatt vernichten oder wenigstens Redakteur und Unternehmer in großen Schaden bringen; andererseits aber können die Behörden Prozesse verhindern welche gegen begünstigte Schriften anhängig gemacht werden könnten. Der Richter selbst, welches auch seine persönliche Ueberzeugung seyn möge, ist an den Buchstaben des Gesetzes und der Verordnung gebunden und nicht immer steht ihm deren Auslegung frei. Soll ich die Subventionen, die amtlichen Anzeigen, die Empfehlungen einerseits, oder die Entziehung der Anzeigen, die offenen und geheimen Verwarnungen, die Drohungen, die Schwierigkeiten der Versendung — soll ich alle die kleinen und großen Maßregeln anführen, durch welche die Partei im Besitz der Gewalt die Presse zu begünstigen oder zu knebeln vermag? Was nun ihre Literaten in Folge allgemeiner oder besonderer Weisung schreiben, das soll die

öffentliche Meinung darstellen; und werden die Regenten beirrt, so werden die Völker getäuscht.

Nothwendig darf ich doch die Universitäten nicht übergehen. Vor einem halben Jahrhundert hat man ihnen vorgeworfen, daß sie die Wissenschaft von dem Leben trennen; jetzt tadelt man, daß sie die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen, sondern immer nur für die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft bearbeiten. Der Tadel ist nicht gerecht, denn die Universitäten können so wenig als einzelne Menschen sich der allgemeinen Strömung entziehen und sie sollen derselben sich nicht entziehen. Sie sollen die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen, aber sie sollen sie auch nutzbar machen. Die Universitätslehrer haben viel beigetragen zur Verbreitung der Lehre welche man die liberale nennt, aber kein billiger Mensch kann damit einen Vorwurf begründen; denn wenn sie nach gewissenhafter Forschung diese Lehre angenommen haben, so durften sie auch auf dem Lehrstuhl ihrer Ueberzeugung nicht untreu werden. Man kann den Universitäten und ihren Lehrern schon andere und zwar sehr begründete Vorwürfe machen. Wenn sie darauf sehen, daß kein Stümper oder Halbwisser einen akademischen Lehrstuhl besteige, so haben sie vollkommen Recht; aber sie thun großes Unrecht, wenn bei der Zulassung sie die politische Gesinnung des Anzustellenden oder dessen religiöse Ueberzeugung und vielleicht auch eine gewisse Selbstsucht bestimmt. Die deutschen Universitäten waren sonst die Heimath und der Hort der geistigen Freiheit; jetzt haben manche derselben einen Zwang eingeführt, der nicht geringer, aber noch viel gehässiger ist als der mittelalterliche Zunftzwang. Nach ihrer Stiftung und ihrem Wesen sind die deutschen Universitäten selbstständige Körperschaften und es hat diese Eigenschaft ihnen Niemand bestritten. Durch strenge Aufrechthaltung ihrer körperschaftlichen Rechte hätten sie der Freiheit unermeßliche Dienste leisten können, aber sie haben es nicht verstanden diese Rechte zu wahren, und manche haben sich zu gehorsamen

Staatsstellen erniedriget und sind dienstbar geworden der bestehenden Gewalt. — Sonst haben die deutschen Universitäten in wichtigen Fragen sich den Ansprüchen der Gewalt entgegengestellt und mannhaft und mit überlegener Geisteskraft haben sie gekränkte Rechte verfochten. Jetzt ist dieser Muth gar selten geworden; sie haben geschwiegen bei vielen Gelegenheiten bei welchen sie laut ihre Stimme hätten erheben sollen. Wo Universitätslehrer in das Staatsleben traten, da haben sie ein doktrinäres unpraktisches Wesen in die Geschäfte gebracht und nicht selten haben sie in hohen Staatsämtern das Recht viel weniger geachtet als die Minister welche von Jugend auf die Luft der Kanzleien geathmet haben und grau geworden sind in diesen.

Den Universitäten ist eine Elite der reiferen Jugend anvertraut und manche wirken verderblich auf diese. Denn sie bringen unhaltbare Auffassungen in gute Köpfe, und sie geben dem Leben hoffnungsvoller Jünglinge eine falsche Richtung. Wohl erziehen sie brauchbare Werkzeuge dem Staat, aber sie erziehen auch religions- und glaubenslose Menschen der Gesellschaft und mit diesen liefern sie gehorsame Diener den Mächten des Tages.

Von den Universitäten sind die Lehren des Materialismus ausgegangen; Universitätslehrer, und darunter theologische, führen ohne Unterbrechung einen erbitterten Kampf gegen das positive Christenthum. So lange dieses nicht gänzlich verläugnet wird von den Menschen, kann die Staatsgewalt die Kirche nicht vollkommen und bedingungslos unterwerfen, nicht einmal in Rußland. Bei den Einsichtigern der Partei folgt die Verfolgung des Christenthums aus festem Grundsatz; bei den Anhängern und Dienern ist sie ein gewisser Instinkt und planmäßig wird sie von den geheimen Gesellschaften angeregt, unterhalten und gefordert, selbstverständlich um mit den Kirchen das gesammte Christenthum zu untergraben. — Bei Menschen reiferen Alters finden diese Lehren ihren Widerstand schon in der Macht der Gewohn-

heit und in der viel kleineren Beweglichkeit des Geistes; aber das Widerstreben kann höchstens nur der Gegenwart dienen, denn die Zukunft liegt in der Jugend. Diese nimmt mit Leichtigkeit auf was man bietet, und was sie aufgenommen das läßt auch das Alter nie vollkommen fallen. Den Eltern kann man die Erziehung ihrer Kinder nicht vorschreiben, und wenn man es könnte, so vermöchte man nicht sie zu überwachen; aber, Herr der Schule, hat man die Sache in der Gewalt. Wohl soll die Staatsgewalt eine Aufsicht und, wenn Du willst, eine strenge Aufsicht über die Schulen ausüben; aber diese Aufsicht soll nicht das Schlechte fördern und nicht heilige Rechte verletzen. Kannst Du es loben, daß man die Volksschulen zu Schulen des Unglaubens und mittelbar der Unsittlichkeit, daß man die Schullehrer zu überspannten Menschen mache und sie als politische Wühler gebrauche?

Ist Freiheit dort, wo man den Unterricht als Staatsmonopol behandelt, wo man die Eltern zwingt, ihre Kinder in Anstalten zu senden in welchen man diese von dem Glauben ihrer Väter abwendet, und die Achtung für ihre Altvordern zerstört, in welchen man der Gesinnung und dem Glauben ihrer Eltern entgegen, der Partei eine Brut von blinden Anhängern erzieht? Ist es nicht ein furchtbarer Zwang der Meinung, wenn man die Errichtung von Schulen im christlichen Sinn wenn nicht geradezu verbietet aber durch tausend gemachte Schwierigkeiten ihr Entstehen erschwert; und wenn sie entstanden, ihr Gedeihen und ihr Wirken verkümmert? Glücklicherweise ist es noch in keinem Staate zu dem Aeußersten gekommen welches die Partei erstrebt, in manchen jedoch ist man in der verderblichen Richtung schon sehr weit vorgerückt und nach kurzer Zeit schon stellten Rohheit und Unsittlichkeit der jungen Leute als nothwendige Folgen sich ein. Allerdings gibt es auch in diesen Ländern noch viele Volkslehrer welche, bescheiden und einfach, sich nicht überheben, welche gewissenhaft ihren schweren Be-

ruf erfüllen, und diesen anders als die verdrehten Köpfe der modernen „Volksbildner" auffassen. Solche Lehrer werden nun freilich als „alte Zöpfe" verhöhnt und mißachtet und gelegentlich mißhandelt, aber gerade darum sollte man diese Männer hochhalten.

Was schlecht ist in den obern Klassen, das verbreitet sich in den untersten Schichten des Volkes. Sieht der schlichte Mann, wie die bestehende Gewalt gewissen Meinungen ungünstig ist, so meint er, diese Ungunst müsse doch nicht unverdient seyn und er wendet sich ab von Persönlichkeiten welchen er sonst Vertrauen bewies. Dagegen hört er, wie andere Personen, achtungswerth durch Lebensstellung und Besitz, Grundsätze aussprechen die er für wahr hält; er versteht nicht die falsche Anwendung dieser Grundsätze und er wird auf schnöde Weise mißbraucht, ohne daß er es weiß. Wenn dieser schlichte Mann seinen eigenen Vortheil bedenkt, so fehlt ihm das richtige Urtheil. In keiner Klasse sind diejenigen häufig, welche die Bedeutung und die stille Wirksamkeit gewisser Personen richtig bemessen; überall aber erwartet der gewöhnliche Mensch gar gerne von Andern was er durch eigene Kraft wohl zu erwerben vermöchte. In keiner Klasse sind diejenigen häufig welche einer wahren oder eingebildeten Gewalt gegenüber die eigene Meinung festhalten.

Die Gewohnheit übt ihre Macht auch auf die bessern Menschen und in natürlichem Gange bewirkt die Gewohnheit, daß diese Menschen die Unfreiheit, den Druck und die Verfolgungen für den regelmäßigen Zustand, die Lüge für Weisheit und die Verblendung für preiswürdigen Fortschritt halten. Wie sehr man es täusche oder verblende, in dem Volk bleibt immer eine gewisse Achtung für die Autorität; aber es verwechselt mit der Autorität die Gewalt und so erzeugt sich der Knechtsinn, welcher das Wort „Freiheit" nach allen Seiten umherwirft.

Das gemeine Volk schwätzt die befohlenen Schlagwörter nach, aber ihm mangelt eine leitende Idee. Mit der reli-

giösen Empfindung geht auch der Rechtssinn verloren, und in die Leerheit des Gemüthes tritt die Genußsucht. Vielleicht wird die Unsittlichkeit mit geringerer Rohheit erscheinen, als sie erschien in den Zeiten welche noch die gesunde Volkskraft gesehen; aber über der innern Fäulniß liegt nur ein künstlicher Firniß und die Verwesung schreitet um so stärker vor, als eine glatte Oberfläche sie deckt. Kannst Du, mein Freund, noch einen Charakter in solchem Volk suchen, kannst Du eine wirkliche Volksmeinung erwarten, mußt Du nicht vielmehr darauf rechnen, daß es seinen Knechtssinn zur Verfügung stellen werde einer jeden thatsächlichen Gewalt?

Siehe dich um in den Verwaltungen aller Staaten und leugne wenn du kannst, daß gerade das moderne System die wahren und gemachten Bedürfnisse der Staaten und damit die Lasten des Volkes vergrößert. Neben den stehenden Heeren mit Zündnadelgewehren stehen die ebenso kostspieligen Heere der Beamten mit ihren weniger sichtbaren aber nicht minder gefährlichen Waffen, und beide Heere werden überall noch vergrößert. Du kannst nicht in Abrede stellen, daß all die ungeheuern Lasten zum weitaus größten Theil von den untern Schichten des Volkes getragen werden und daß die Herrschaft des Reichthumes es ist welche in Kammern und Regierung die Vermehrung der Lasten beschließt und erzwingt. Freilich wohl muß auch der Reiche sein Theil tragen, aber dieser, ich hab es oben bemerkt, kann viel leichter einen sehr großen Theil seines Einkommens abgeben als der Unbemittelte einen sehr kleinen. Alle Leistungen der Völker können den Aufwand nicht decken, das Schuldenmachen ist eine Nothwendigkeit geworden; die immer wachsenden Staatsschulden fordern von der Gegenwart immer größere Leistungen; sie verderben die Zukunft und am Ende müssen sie furchtbare Katastrophen herbeiführen.

In der großen Masse der besitzlosen Arbeiter gibt es eine Unzahl elender und verkümmerter Menschen, aber man findet darin auch sehr viele Männer von ungebrochener

Kraft, welche in der Erregung gesteigert, wohl gegen ihre Herren sich wendet. Diese wissen es, und sie suchen den Haß dieser Menschen auf andere Bestandtheile des Volkes zu werfen. Es gelingt ihnen auch, denn diese Arbeiter, mit allen Mitteln für die Verneinung und den Unglauben hergerichtet, hassen gehörig „die Junker und die Pfaffen" und theilweise jede höhere Stellung, aber der Haß gegen die „Geldsäcke" ist darum nicht geringer geworden. So steht die Arbeitskraft der Nation feindselig gegen alle andern Klassen und immer breiter und tiefer wird diese Spaltung. Die Arbeiter und ihr Führer beschäftigen sich nicht mehr mit den thörichten Phantasien des Communismus, aber dem ganzen System der Gegenwart sind sie am meisten gefährlich, wenn sie etwas Mögliches wollen. Das Capital wird ewiglich eine Macht bleiben, der Besitz wird immer einen Einfluß ausüben; aber ihre jetzige Stellung werden beide nicht festhalten können. Die besitzlosen Arbeiter werden wohl niemals ein eigentlicher Stand werden, es sind ihnen bis jetzt noch nicht einmal die ersten Anfänge gelungen; sie werden wohl niemals die öffentlichen Angelegenheiten bestimmen, sie werden noch weniger je in den Besitz der Staatsgewalt kommen — aber sie werden in den jetzigen Zuständen immer ein Gährungsstoff seyn und ohne Zweifel auch eine furchtbare Kraft in der Katastrophe, welche früher oder später die gegenwärtigen Verhältnisse verändern wird.

Du sagst: ich sei ein Schwarzseher. Du sagst, so schauderhaft wie ich sie geschildert, seien denn doch unsere Zustände nicht. Ich sage: Gottlob, zur vollkommenen Fäulniß ist es noch nicht gekommen, aber der Prozeß der faulen Gährung hat begonnen und schon merkbare Fortschritte gemacht. Wird kein Mittel gefunden, welches dem weiteren Fortschreiten Einhalt thut, so werden wir mit immer größerer Schnelligkeit einer Auflösung der Gesellschaft uns nähern und vielleicht einem allgemeinen Umsturz der bestehenden Staaten. — Gibt es ein solches Mittel? Die Völker, besonders die

germanischen sind gewaltig zähe und die Parteimänner wissen es nicht. Wie verblendet und verdreht diese Völker auch seyn mögen, im tiefen Innern ruht unbewußt noch immer eine gewisse Pietät, schläft ein angeborner Rechtssinn und das Vertrauen auf höhere Fügung. Die sittlichen Ideen sind unter dem Schlamm einer sog. Aufklärung verborgen, aber sie sind nicht vernichtet. Liegt nun darin eine Heilkraft, so muß sie erst wieder frei werden und damit sie es werde, müssen gewaltige Erschütterungen dem faulen Schlamm einen Abzug verschaffen. Gewaltsame Revolutionen, wenn ja in der allgemeinen Verkommenheit möglich, wären immer nur Erscheinungen der Verwesung, aber sie würden diese nicht einstellen, und so bleibt nichts übrig als das Gewitter im Völkerleben, als der Krieg mit allen seinen Gräueln.

In dieser Bewegung der Völker verlieren die heutigen Götzen ihre Macht und man hört nicht mehr die Hymnen ihrer Anbeter, die Schlagwörter werden lächerlich und das Reich der Lüge zerfällt. In Verheerung und Noth verschwinden die schlechten Neigungen und die jämmerlichen Rücksichten. In seiner Noth verachtet der Mensch die Weisheit die ihn bisher geführt und geblendet, und er sieht was die ganze Wirthschaft werth gewesen. Er erhebt sein Gemüth wieder zu den höhern Mächten; in dieser Erhebung bieten sich andere Anschauungen, durch diese aber gewinnt er wieder Vertrauen auf sich selbst, und der Knechtssinn wird gebrochen. Im Kriege erscheinen wieder Charaktere, darum gewinnt auch das Volk wieder Charakter. Die grausame Zerstörung nützlicher Pflanzen zerstört auch das wuchernde Unkraut, auf dem befreiten Boden kann nun die wahre Freiheit gedeihen und wachsen, und vielleicht geschwächt, aber gesundet gehen die Völker aus dem Unglück hervor. Allerdings wird bei gänzlich verkommenen Völkern der Krieg das Ende um so schneller herbeiführen, aber für die gesammte Menschheit ist es dann kein Unglück. Der Einbruch der Barbaren in das westliche Europa ist entsetzlich gewesen, ungeheure Zerstörun-

gen bezeichneten ihren Gang, aber heute kannst Du nicht darüber jammern, daß diese urkräftigen Menschen das Reich der entarteten Römer zerbrachen. So furchtbar die Gräuel, so entsetzlich die materiellen Folgen des Krieges — die Genesung der Völker wäre nicht zu theuer erkauft mit dem ungeheuern Unglücke. Daß aber das furchtbare Heilmittel nothwendig geworden: das ist eben die Schuld der Partei und ihres Treibens.

Je mehr die innere Verwesung fortschreitet, um desto ängstlicher seufzen die Menschen nach Frieden; aber gerade in der Zeit der Verkommenheit sind immer auch die Beziehungen der Staaten gestört, entstehen die großen politischen Fragen die, wenn auch lange vertagt, doch gelöst werden müssen. So, mein Freund, haben wir nicht mehr nöthig, um einen ordentlichen Krieg zu beten — er kommt schon von selber.

Du meinst, ich habe von den staatlichen Zuständen der Gegenwart durchaus nicht eine erschöpfende Darstellung gegeben, und Du hast vollkommen Recht. Ich habe mit gebotener Rücksicht und in möglich milden Tönen den allgemeinen Charakter unserer Zustände zeichnen und nur Andeutungen machen wollen, welche Dein feiner Kopf mit seiner Kenntniß der Einzelheiten schon weiter ausspinnen wird. Bei allem Dem habe ich doch weit mehr geschrieben als ich eigentlich wollte.

Nächstens das Weitere und so Gott will das Ende! Von Herzen

Dein N. N.

LVI.

Ein Hochwächter der Freiheit im Wiener Abgeordnetenhause.

Folgendes drastische aber durchaus auf Akten begründete Bild der liberalen Justizpflege in „Neuösterreich“ dürfte in weiteren Kreisen einiges Interesse haben.

Moritz Karoly (alias Pollak), ungarischer Jude, war Hotelbesitzer in Alexandrien. Als Mitschuldiger großartiger von jüdischen Gaunern ausgeführter Diebstähle wurde dieser Karoly 1865 nach Wien ausgeliefert. Vom hiesigen Wiener Landesgerichte wurde er mit Urtheil vom 28. September 1866 wegen Diebstahl zu achtjährigem schweren Kerker verurtheilt, und dieses Urtheil wurde vom Oberlandesgericht mit Erkenntniß vom 13. November 1866 bestätigt.

Nach Verhaftung des Karoly im Jahre 1865 schickte die Frau Karoly's aus Alexandrien in zwei Raten dem Notar und Reichstagsabgeordneten Schindler (der nebenbeigesagt kein Doktor ist, und dieß vor Gericht aussagen mußte) dreißig Napoleons mit dem Verlangen, Schindler solle die Vertheidigung ihres

Mannes übernehmen. In einem Brief vom 5. Oktober 1866 schrieb die Karoly unter Anderm an Schindler über den Zweck ihrer Sendungen: „ich habe Ihnen seiner Zeit zwei Geldsendungen gemacht zusammen 30 Napoleon zur Bestreitung von etwa entstehenden Kosten.“ Schindler selbst schrieb in einem Brief an die Schwester der Karoly, Rosalia Bauer nach Ungarn, daß er von der Frau Karoly ersucht wurde: die Vertheidigung ihres Mannes zu übernehmen; und in einem Brief vom 22. Nov. 1865 an die Frau Karoly schrieb Schindler: „seien Sie überzeugt, daß ich bemüht bin, schon jetzt alle Beweismittel zu sammeln, welche bei der Schlußverhandlung zu Gunsten Ihres Mannes geltend gemacht werden können, sowie ich überhaupt nach meinem besten Wissen und Gewissen und soweit es immer nur die Sachlage zuläßt, meine Thätigkeit als erwählter Vertheidiger Ihres Mannes anstrenge und anstrengen werde.“ — Die Schwester der Karoly, Rosalia Bauer gab schriftlich zu Protokoll, daß Schindler ihr in Wien wörtlich gesagt hat: „Madame, sein Sie beruhigt, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort; fürchten Sie nichts, ich werde ihn vertheidigen, ich bin doch ein allbekannter Mann.“ Die Karoly hatte früher Hrn. Schindler geschrieben, wie in Alexandrien die Cholera wüthe. Schindler bestätigte aber der Karoly nie den Empfang der 30 Napoleons und legte ihr auch keine Rechnung darüber.

Die Schlußverhandlung gegen Karoly begann am 20. Sept. 1866; einige Wochen vorher verlangte der verhaftete Karoly, daß Schindler endlich die Akten studiere, damit er ihn gehörig vertheidige. Allein Schindler hatte sich nur einmal im Frühling sehen lassen, und erklärte daß er einen bedeutenden Vorschuß benöthige. Nach Schluß der Voruntersuchung ließ sich Schindler gar nicht mehr sehen, obgleich er erst jetzt in der Lage gewesen wäre von den Akten Kenntniß zu nehmen. Er hielt sich in Stadt Steyer auf, und schrieb nun einen Brief an seinen Concipienten Prochaska mit dem Auftrage, den Karoly zum Erlag von tausend Gulden aufzufordern, widrigenfalls er die Vertheidigung nicht übernehmen könne. Diesen Brief zeigte Prochaska

vor dem Untersuchungsrichter dem Karoly. Letzterer jammerte daß nun keine Zeit mehr sei das Geld aus Aegypten herbeizuschaffen, indem die Schlußverhandlung schon bevorstehe, und wollte dem Hrn. Schindler eine Anweisung auf eine Erbschaft in Wien geben. Der Concipient Schindlers erkundigte sich, erfuhr daß diese Erbschaft sich nicht auf 1000 fl. belaufe, ging dann zum Untersuchungsrichter und erklärte, daß unter diesen Umständen sein Herr Chef Schindler die Vertheidigung ablehnen müßte.

Nun wurde in aller Eile ein anderer Vertheidiger gesucht und in der Person des Hrn. Dr. Kratky gefunden. Dr. Kratky verlangte nun sehr natürlich von Schindler auch die Uebergabe des Vorschusses von 30 Napoleons, welche Schindler behufs der Vertheidigung des Karoly erhalten habe — wie dem Dr. Kratky sein Client sagte. Darauf erwiderte Schindler dem Dr. Kratky: „Wer hat Ihnen das gesagt? Was geht Sie das an? Das Landesgericht hat auch schon gefragt, ich gebe weder Ihnen noch dem Landesgericht eine Antwort.“ Nun verlangte Karoly selbst am 29. September 1866 protokollarisch die Rückstellung des Vorschusses von 30 Napoleons. Der Vorsitzende theilte Hrn. Schindler eine Abschrift dieses Begehrens mit der Aufforderung mit, sich hierüber binnen acht Tagen zu äußern, allein Schindler äußerte sich nicht und mußte neuerdings ermahnt werden.

Inzwischen war vom Oberlandesgericht das erstrichterliche Urtheil über Karoly am 13. November 1866 bestätigt, und in demselben obergerichtlichen Urtheile wurde dem Landesgericht aufgetragen, die von Karoly am 29. September gemachte Anzeige gegen Schindler der gesetzmäßigen Erhebung und Erledigung zuzuführen.

Schon am folgenden Tage den 14. November hat endlich Schindler die wiederholt verlangte Aeußerung über das Begehren Karoly's nach Rückstellung des Vertheidigungsvorschusses dem Landesgericht übergeben, worin es heißt: „Die Aufträge, welche ich von seiner (Karoly's) Frau aus Alexandrien erhielt, welche

ich auch gewissenhaft vollzogen habe und für welche Vollziehung sie mir auch einen entsprechenden Vorschuß einsendete, sind eine Angelegenheit welche auf die Vertheidigung des Karoly vor dem Strafgerichte keinen Bezug haben."

Nun ließ das k. k. Landesgericht in Wien die Frau Karoly durch den österreichischen Consul in Alexandrien vernehmen, ob sie dem Schindler in irgend einer Angelegenheit einen Auftrag ertheilt habe. Sie erklärte, daß sie Schindler nur den Auftrag gegeben habe ihren Mann zu vertheidigen, und dafür ihm im Voraus 30 Napoleons geschickt habe.

Nun nahm das Landesgericht eine Durchsuchung der Papiere Schindlers vor und fand, daß Schindler gar keine andere Angelegenheit für die Karoly zu besorgen hatte, außer der Vertheidigung ihres Mannes. Auf wiederholte Vorladung vor Gericht ist aber Schindler nicht erschienen, indem er Krankheit vorschützte.

Erst nach allen diesen Vorgängen, als kein Ausweg mehr übrig blieb, schickte Schindler die 30 Napoleons an das Landesgericht mit dem Ersuchen dieselben der Karoly zuzustellen, und mit dem Bemerken, „seine Rechte gegen die Frau Karoly behalte er sich vor"; zugleich legte er eine Art Rechnung nach welcher er für die Vorbereitung zur Vertheidigung des Karoly 280 fl. theils verdient, theils ausgelegt hätte; in dieser Rechnung figurirt ein Posten von 152 fl. für die Reise von Stadt Steyer nach Wien 1866 wegen der Schlußverhandlung, während Schindler nur einen Brief nach Wien geschrieben, und in dieser Angelegenheit gar nicht von Steyer aus in Wien gewesen ist. Nun machte das Landesgericht Requisition um die Falschheit dieser Posten zu constatiren. Dr. Kratky, der Vertheidiger des Karoly sagte aus: er habe keine Zeile Arbeit bezugs der Vertheidigung des Karoly von Schindler bekommen.

Mehr als ein halbes Duzend gewiegte praktische Juristen des Landes- und Oberlandesgerichtes erkannten in diesem Falle

gemeine Verbrechen; nur schwankten sie mit der Bezeichnung derselben zwischen Veruntreuung und Betrug. Jetzt aber begaben sich die zwei Großliberalen Castor und Pollux der Civilehe und anderer tugendhaften Bestrebungen in's Justizministerium — und von da gelangten nun drei Aufträge schnell hintereinander und einer schärfer und urgirender als der andere an die Oberstaatsanwaltschaft, die Untersuchung einzustellen. Unter einem wurde dem Staatsanwalt verboten gegen diese Einstellung eine Berufung einzulegen, ohne allen gesetzlichen Grund zu diesem sehr humanen Vorgang. In der Sitzung des Oberlandesgerichts wurde der Akt in aller Geschwindigkeit von einem Oberlandesgerichtsrath erledigt.

Wir aber haben obige Denktafel (über diese in der juridischen Welt sehr wunderbare Begebenheit) an den hochaufragenden Felsen der Neu-Oesterreichischen Justizpflege zum ewigen Gedächtniß hingehangen; und es wäre sehr gut, wenn auch noch einiges andere könnte dazugehängt werden!

LVII.

Lage und Zustände in Frankreich und daran sich knüpfende Aussichten.

Von der deutsch-französischen Grenze.

(Schluß.)

Bekanntlich stützte sich das zweite Kaiserreich hauptsächlich auf das Militär und glaubte deßhalb Alles thun zu müssen um demselben Treue und Ergebenheit einzupflanzen und eine treffliche Organisation zu geben. Die wichtigste und folgenschwerste Veränderung, welche zu diesem Zwecke eingeführt wurde, war daß alle für Geld dienenden Stellvertreter (remplaçants) oder Einsteher die Fähigkeit beigelegt erhielten, nicht nur zu Unteroffizieren sondern auch zu Offizieren zu avanciren. Sodann geschah alles um diese Stellvertreter aus dem Heere selbst zu nehmen, indem man Soldaten den Vorzug gab welche schon eine erste Dienstzeit (von sieben Jahren) abgedient hatten. Ueberhaupt suchte man auf jegliche Weise denjenigen Soldaten wirthschaftliche Vortheile zu verschaffen welche aus dem Soldatenstande sich einen Beruf machten. Die Regierung übernahm selbst die Werbung von Stellvertretern und sorgte dafür daß die Einstehersumme gut angelegt wurde, so daß der Soldat ebensogut wie jeder andere

Geschäftsmann, außer Vermehrung des Einkommens durch Alterszulagen, auch Vermögen erwirbt. Dank dieser Fürsorge und diesen Maßregeln hat sich die Zahl der fortdienenden alten Soldaten und Stellvertreter ungemein vermehrt. Es gibt derselben etwa 150,000 Mann welche selbstverständlich den Kern des Heeres bilden und deren Einfluß bestimmend auf alle übrigen Soldaten wirkt. Die Offiziere sind durch diesen Einfluß der störrigen alten Soldaten ordentlich in Schach gehalten und wirken moralisch weniger auf die Soldaten als anderswo.

Thatsache ist nun aber daß diese alten Soldaten in sittlicher Hinsicht meistens die verkommensten Menschen sind, bei denen Trinken und Unzucht Lebenszweck geworden ist, dessen sie sich öffentlich rühmen, den sie als etwas Selbstverständliches ansehen, während sie jeden als einen Dummkopf und einfältigen Tropf behandeln, der diese Gesinnung nicht theilt. Dabei sind derlei altgeschulte Praktiker wenig gefügig gegen ihre Obern. Sie können um so mehr wagen als ihre Zahl so groß ist, daß sie in manchen Abtheilungen ein Drittel und mehr beträgt, und weil sie die jüngern Soldaten durch ihren Einfluß und durch ihre ungebundene Rohheit völlig beherrschen und einschüchtern. Das Schlimmste aber ist daß diese Leute keine Hingabe, keine Aufopferung für ihren Beruf mehr besitzen. Das Gefühl des Vaterlandes, das Nationalbewußtseyn ist bei ihnen vor den zeitlichen Rücksichten in den Hintergrund getreten. Der Soldatenstand ist zum Geschäft geworden, sie denken fast nur mehr daran ihre Dienstzeit ohne Verstümmelung ihres Körpers zu vollenden, um dann von der nicht unbeträchtlichen Pension und den Zinsen der Einstandssumme gemüthlich leben und lumpen zu können. Der Schwung, die Begeisterung für das Vaterland fehlen bei diesen Classen des Heeres viel mehr als anderswo. Wirklicher Patriotismus ist nicht mehr unter ihnen zu finden, sondern nur noch Lust und Eigennutz. Das Geld und die sonstigen Vortheile, welche sie an die Regierung fesseln

sollten, hat diese aller sonstigen Moral und geistigen Qualität so ziemlich ledigen Leute verdorben, indem es eine Bresche in deren letzte Tugend, den Patriotismus, brach.

Das französische Heer ist durch die Stellvertreter-Institution nicht nur sittlich herabgekommen sondern auch fast undisciplinirbar geworden. Alle Offiziere klagen darüber. Deßhalb ist auch eine der neuern Bewaffnung entsprechende Taktik und die nöthige strenge kaltblütige Disciplin kaum noch bei diesen widerstrebenden Gewohnheitsmenschen einzuführen. Und doch ist eine völlige Umgestaltung der Taktik und eine Wiederherstellung der Disciplin dringender als je geboten. Völlig durchgeführt können diese Maßregeln aber nur werden, wenn die verkommenen alten Soldaten aus dem Heere entfernt werden, was nur in einem Zeitraum von sechs bis acht Jahren bewerkstelligt werden kann. Man hat fünfzehn Jahre gebraucht um das Heer durch das jetzige verderbliche System herunterzubringen, es ist also sicher nicht zu viel wenn man die Hälfte dieser Jahre als unbedingt nothwendig zu der Heilung des Uebels verlangt. Dann wird sich allerdings der jetzt überall so bedauerlich auftretende Geist des fast vaterlandslosen Landsknechtthums verlieren und dem ursprünglichen und warm patriotischen Geiste des französischen Volkes wieder Platz machen.

Seit den algerischen Kriegen sind sowohl Taktik als Organisation sehr vernachlässigt worden und liegen deßhalb gegenwärtig im Argen. Die eigentliche Kriegswissenschaft ist fast verloren gegangen, nur die Ausbildung des einzelnen Mannes ist gepflegt worden und deßhalb hängt auch beim französischen Heere so viel von der Stimmung, von dem Geiste des Heeres ab. Was Material und Verpflegung anbetrifft ist nach dem Geständnisse aller Offiziere alles so mangelhaft und unvollständig, daß ohne die erstaunliche Fertigkeit des einzelnen Mannes, sich in allen Lagen zurechtzufinden und durch eigene Thätigkeit die Mängel zu überwinden, nichts genügen würde und das französische Heer

schon die schlimmsten Unfälle erlitten hätte. Leider verläßt man sich immer noch zu sehr auf diese unschätzbare Eigenschaft des französischen Soldaten, die aber einem gutgeführten, schnell operirenden Heere gegenüber wenig mehr helfen würde. Beim italienischen Feldzug fehlte es an allen Ecken und Enden, trotzdem man über zwei Monate gebraucht um 160,000 Mann feldmäßig ausrücken zu lassen. Die Umsicht und die erfinderische Anstelligkeit des Soldaten wußten alles noch gut zu machen. Die Führung und das Zusammenwirken der verschiedenen Truppenkörper aber waren so schlecht, daß ohne die wirklich außerordentliche persönliche Tapferkeit und den ungestümen Muth der Soldaten alles so ziemlich verloren gewesen wäre. Jeden Augenblick gab es Unordnung und Verwirrung, die oft in fluchtartiges Durcheinanderdrängen ausartete. Am Abend nach Solferino befand sich, nach dem unwidersprechlichen Zeugnisse verschiedener militärischer Autoritäten, das französische Heer in solcher Unordnung und Verwirrung, alles war so außer Rand und Band, daß eine förmliche fluchtartige Bewegung (panique) entstand und es alle Mühe kostete etwas Ruhe und Ordnung zu schaffen und das Heer vor völliger Demoralisation zu bewahren. Wäre in diesem Augenblick eine geschlossene gutgeführte österreichische Division angerückt und hätte fest angegriffen, so war es um das französische Heer geschehen. Sicher, dieß gestehen gerade die verständigsten französischen Offiziere zu, hätten die Franzosen damals mit preußischen Soldaten zu thun gehabt welche so geführt worden wären wie sie es im letzten Kriege gewesen, die Franzosen hätten anstatt Siege zu erfechten, sehr schwere Niederlagen in der Lombardei erlitten.

Trotzdem es gerade nicht an tüchtigen Offizieren fehlt, läßt das französische Offiziercorps im Allgemeinen viel zu wünschen übrig. Ein nicht unbedeutender Theil der Offiziere besteht aus emporgekommenen Berufssoldaten, aus Leuten ohne viel Erziehung und mit mangelhaften Kenntnissen, eine Art Glücksritter denen außer etwas Nationalstolz jegliche

höhere Gesinnung fehlt. Es sind Plebejer in vollem Sinne des Wortes. Viel wissenschaftlicher Eifer ist auch gerade nicht in den andern aus den Militärschulen stammenden Offizieren, da man, Dank wiederum den algerischen Kriegen und dem herrschenden Schlendrian, die wissenschaftliche Ausbildung mit Ausnahme der Artillerie und der Pioniere bisher gar sehr unterschätzt hat. Seitdem der böhmische Feldzug die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung der Offiziere wiederum glänzend dargethan, ist es den französischen Offizieren auch bedenklich geworden mit dem preußischen Heere sich zu messen, indem sie sich gestehen müssen, daß die preußischen Offiziere ihnen an fachlicher Ausbildung überlegen sind.

Auch in sittlicher und religiöser Hinsicht ist an dem französischen Offizierscorps gar Vieles zu tadeln. Besonders die aus dem Soldatenstande hervorgegangenen Offiziere sehen fast ebensogut wie der gemeine Mann die Verführung eines Mädchens als eine Art Heldenthat oder als ein Mittel an eine reiche Heirath zu machen. Wie es in den höhern Graden aussieht, geht schon daraus hervor, daß es in manchen Regimentern für junge Leute welche ihre Christenpflichten beobachten, gänzlich unmöglich ist zu avanciren. Ein Offizier der ein praktischer Katholik seyn will, ist im französischen Heere viel übler daran als im preußischen, und deßhalb gibt es auch nicht viele welche religiös sind. Wie dieß auf die Mannschaften wirkt, kann man sich leicht vorstellen. In Paris wo stets 60 bis 80,000 Mann in Garnison liegen, findet man bei dem sonntäglichen übrigens sehr feierlichen Militärgottesdienst in dem Invalidendom kaum hundert Soldaten und Offiziere welche sich in der ungeheuren, mindestens 10,000 Menschen fassenden Kirche so kümmerlich und vereinsamt ausnehmen, daß einem das im Herzen weh thun muß. Ein Verein (Oeuvre des Militaires) der sich die sittliche und religiöse Besserung der Soldaten zur Aufgabe gemacht und dem auch in Paris von Seiten der Militärbehörden keine Hindernisse bereitet werden, hat bloß gegen 600 Soldaten

für diesen Zweck gewinnen können. Rechnet man dazu noch einige Hundert andere welche ihre Christenpflichten erfüllen, so kommen immer nur etwa 1 bis 1½ Procent praktische Christen heraus.

Aehnlich verhält es sich bei Offizieren und Soldaten in ganz Frankreich. Und dabei darf man nicht vergessen, daß ein guter, wenn nicht der größte Theil der als Stellvertreter dienenden alten Soldaten aus den starkbevölkerten Provinzen, der Bretagne, Elsaß, Lothringen, Flandern und der Freigrafschaft stammen, welche in religiöser Hinsicht zu den besten in Frankreich gehören. Es ist also nicht zu viel gesagt, wenn man das französische Heer in seiner gegenwärtigen Verfassung als eine Schule der Verderbniß und als einen Sumpf der Sittenlosigkeit bezeichnet. Wenigstens steht dasselbe in sittlicher Hinsicht unendlich tiefer als das preußische. Darf es deßhalb Wunder nehmen wenn alle übrigen sittlichen Eigenschaften des Heeres leiden, wenn Rohheit und Gefühllosigkeit überhand nehmen, wozu freilich die unmenschliche Art der Kriegführung in Algerien das Meiste beigetragen, die alle edlern menschlichen Regungen zu ersticken drohte. Die Offiziere können nichts oder wenig dagegen, einige begünstigen sogar dergleichen Ausschreitungen. Ich möchte deßhalb denjenigen Deutschen welche sich voriges Jahr über die Preußen beklagten, nicht wünschen daß sie auf dieselbe Weise mit den Franzosen Bekanntschaft machten, der Versuch würde ihnen übel bekommen.

Die hervorstechendsten Eigenschaften des jetzigen französischen Heeres, der ungestüme Muth und die persönliche Tapferkeit, welche aber nach dem Zeugnisse aller Offiziere durch die Launenhaftigkeit und Störrigkeit der alten Soldaten sehr beeinträchtigt werden und ohnedieß bei manchen Bewegungen ebensoviel stören als nützen, sind das einzige was dasselbe noch vor dem preußischen Heere voraus hat oder worin es dem letzteren gleichkommt. In allem Uebrigen steht das französische Heer mehr oder weniger hinter dem preußischen

zurück. Taktik, wissenschaftliche Bildung, sittliches Bewußtseyn, besonders aber Kaltblütigkeit auf die jetzt fast alles ankommt, fehlen gar zu oft bei Offizieren und Soldaten. Unter den Soldaten hat die Bildung entschieden eher ab- als zugenommen, indem seit der Bevorzugung der Berufssoldaten die jungen Leute aus bessern Familien nicht so leicht mehr als gemeine Soldaten eintreten wie dieß früher sehr zahlreich der Fall gewesen. Ein weiterer Hauptfehler besteht darin, daß keine Einheit der Gesinnungen und Ueberzeugungen bei Soldaten und Offizieren herrscht, während das preußische Heer anders als durchaus königlich gesinnt kaum gedacht werden könnte. Alle politischen Farben sind im französischen Heer ausreichend vertreten, besonders seit der Soldatenstand zum Geschäft geworden. Bei den höhern Offizieren und Generalen fehlt es nicht nur gar zu oft an wissenschaftlicher Ausbildung, sondern auch an der nöthigen Unterordnung, was besonders in Italien schon so bedenklich hervortrat. Bei einem Kriege aber der mehrere Hunderttausende in's Feld führen wird, wie es beim Rheinfeldzug der Fall seyn muß, kann dieß zu verhängnißvollen Folgen führen.

Soll ich Ihnen nach all diesen gewissenhaften Ueberlegungen meine Ansicht aussprechen, so muß ich zugestehen daß, soweit menschliches Ermessen hierbei maßgebend seyn kann, in einem Kriege zwischen Preußen und Frankreich das erstere fast mehr Aussichten auf Erfolg hat als Frankreich. Natürlich bleibt vorausgesetzt daß die Heere etwa gleiche Stärke haben, was ja den Verhältnissen entspräche, und daß nicht ganz außerordentliche Umstände hinzutreten. Im schlimmsten Falle kann Preußen unterliegen, aber bis über den Rhein wird dasselbe keinesfalls zurückgeworfen werden. Und bis zum Frühjahr wird das französische Heer sicher auch nicht anders werden, es wird seine Mängel nicht beseitigt und die der neuen Bewaffnung entsprechende Taktik sich angeeignet haben, was bei ihm schwerer als bei jedem andern Heere seyn wird, da die bisherige Taktik gerade das Gegentheil von dem

[illegible] nach einem [illegible] Reglement zu [illegible] ist, welches zu dem Verständniß [illegible] und [illegible] das französische Heer gefügt hat. Die [illegible] welche [illegible] Distanzen zu schießen [illegible] Angriffe, wenn bis jetzt die Hauptstärke des französischen Heeres bildeten, können nie [illegible] zum [illegible] [illegible]. Halten die preußischen Truppen nur etwas Stand, was sie nach den Erfahrungen im letzten Kriege jedenfalls versuchen, und machen sie dann zur rechten Zeit jene geschickten, plötzlich ausgeführten Bewegungen, durch welche sie 1866 fast alle Gefechte entschieden haben, dann bringen sie sehr leicht Verwirrung in die französischen immer etwas aufgelösten Reihen. Gestehen doch alle französischen Militärs, daß gerade die Unordnung dasjenige ist was sie am meisten zu befürchten haben, und daß, wenn der Fall eingetreten, alles verloren wäre, indem die einmal gesprengten Glieder nicht mehr zu sammeln sind und keinesfalls sich unter dem Feuer des Feindes neubilden lassen. Die Franzosen werden sich tapfer, sehr tapfer schlagen, aber damit ist nicht alles gewonnen unter den gegenwärtigen Umständen. Ich für meinen Theil wundere mich immer noch, warum Preußen den günstigen Augenblick in der Luxemburger Geschichte versäumt hat. Damals waren seine Aussichten besser als je, indem die Mangelhaftigkeit der französischen Ausrüstung und Vorbereitung zur Zeit alle Begriffe überstieg.

Auch sind alle französischen Soldaten und Offiziere sich sehr wohl bewußt, daß sie an Preußen einen ebenbürtigen und gewaltigen Gegner haben werden. Während früher der französische Soldat es nie zugab, daß er je besiegt werden könnte, daß irgend ein Soldat der Welt es ihm nur gleich thun könne und während er deßhalb alle andern Armeen mit souveräner Verachtung betrachtete, gibt er heute schon zu, daß es mit Preußen sehr hart hergehen dürfte, daß er unter Umständen sogar von dieser Macht besiegt werden könnte ohne daß seine Ehre darunter zu leiden hätte. Wer das französische

Heer seit längeren Jahren kennt und mit dessen unbeugsam stolzem Selbstbewußtseyn vertraut ist, wird die Tragweite eines solchen Umschwungs zu schätzen wissen. Es liegt darin schon ein halber Sieg für Preußen.

Aber mit einer Niederlage des Heeres wäre noch nicht Frankreich geschlagen. Im Heere würde nur das jetzige Regierungssystem auf den Tod getroffen, nicht aber das französische Volk dessen bessere Elemente dadurch wieder in den Vordergrund gerückt würden und zu der verdienten Geltung kämen. Während das officielle Frankreich in Stücken ginge, würde das wirkliche patriotische und katholische Frankreich mit Macht aufstehen und den Kampf wieder aufnehmen. Ein Nationalunglück kann das französische Volk nur stählen, neu und besser gestalten, indem dadurch manche durch die fremdartigen revolutionären Institutionen eingemischte Schlacken abgestreift würden und das Volk in seiner ursprünglichen edlen Stärke, in seiner christlichen Mannestugend hervortreten würde. Es könnte nach dem ersten Kriege eine Pause eintreten, weil unter den heutigen Umständen es nicht mehr möglich ist mit einem geschlagenen Heere den Feldzug fortzusetzen. Sicher aber würde bei einem neuen Zusammenstoß das alte Frankreich die Scharte auswetzen welche das revolutionäre Frankreich sich hätte schlagen lassen. Sicher würde es in Frankreich nicht so gehen wie in Oesterreich, wo durch den Krieg die fürchterliche Thatsache vor aller Welt sich offenbarte, daß die amtliche österreichische Welt völlig vaterlandslos ist, daß es in Oesterreich mit wenigen rühmlichen Ausnahmen keine Oesterreicher mehr gibt und daß es deßhalb ganz in der Ordnung ist, wenn der Gemeinderath der Hauptstadt mit dem Beispiel der schamlosesten verrätherischen Vaterlandslosigkeit voranging ohne daß ihm mehr als eine verzagte unschuldige Rüge zu Theil ward.

Trotzdem so Vieles über die Ursachen der österreichischen Niederlage in Böhmen gesprochen wurde, erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit meine Meinung darüber zu sagen, die auf [illegible]

Thatsachen und eingehenden Beobachtungen beruht. Die Oesterreicher sind geschlagen worden und mußten geschlagen werden, weil dieselben überhaupt keine Oesterreicher mehr sind, weil im Heer fast jede Spur eines Gedankens an den Beruf Oesterreichs abhanden gekommen ist. Es ist die außerordentliche sittliche Verkommenheit, die Ueberzeugungs- und Vaterlandslosigkeit eines großen Theils des österreichischen Offiziercorps und Beamtenthums welchen die vornehmste Schuld der Niederlage zugeschrieben werden muß. In Berlin gibt es höchstens zwei Duzend katholische Offiziere. Trotzdem sah ich dort jeden Sonntag mehrere derselben in der Kirche worin ich meine Andacht zu verrichten pflegte, öfter sah ich auch Offiziere sich der Communionbank nahen; von denjenigen welche in andere Gotteshäuser, namentlich die Garnisonskirche gingen, will ich nicht sprechen. In Wien dagegen erinnere ich mich nicht je einen Offizier in einer Kirche gesehen zu haben, trotzdem es daselbst Hunderte von katholischen Offizieren gibt. In einer österreichischen Provinzialstadt sah ich freilich einmal einige Offiziere in einer Kirche und freute mich schon, daß diese Herren seit Sadowa etwas in sich gegangen. An der Wirthstafel aber mußte ich mich nachher aus deren eigenem Mund überzeugen daß die einzige Ursache ihres Kirchenbesuchs die Aufführung einer jener tanzmusikalischen Messen gewesen, welche in Oesterreich zu häufig sind und jedem wirklich Andächtigen den Kirchenbesuch verleiden möchten. Statt dem St. Stephansdom sah ich den ganzen Tag über mehrere in nächster Nähe desselben liegende Kaffeehäuser mit Offizieren gefüllt, welche die dort in 10 bis 15 Exemplaren aufliegenden jüdischen Schand- und Schmutzblätter eifrig lasen. Was ist nun von einem Offizier oder Beamten zu erwarten der dahingekommen ist, daß er seine geistige Nahrung und politische Unterweisung nur noch aus den vaterlandslosesten, gemeinsten aller Blätter holt, welche tagtäglich außer der unvermeidlichen Zugabe von nichtswürdigen glatten Zoten, das Vaterland, den Kaiser, dessen Regierung, die Kirche, die Geistlichkeit,

überhaupt alles was im Lande ehrenhaft und überzeugungstreu ist, auf die unfläthigste Weise beschimpfen und beschmutzen und dafür Garibaldi, Preußen und die Juden auf den Schild erheben? Wo kann da Ueberzeugung, wo kann da Vaterlandsliebe, wo kann da Glaube an die Zukunft Oesterreichs bestehen, wenn man nur Blätter liest und unterstützt welche den Beruf Oesterreichs läugnen und offen an dessen Zerstörung arbeiten, ja sich dessen noch rühmen? Es fehlt an der religiösen Ueberzeugung und deßhalb auch an der politischen, und nirgends weniger als in dem auf den Katholicismus gegründeten Oesterreich können diese Ueberzeugungen vermißt werden. Wo sie fehlen, da fehlt auch der Trieb sich für das Vaterland anzustrengen, etwas zu lernen, und sein Leben einzusetzen. Die unverhältnißmäßig große Zahl von gefangenen österreichischen Offizieren hätte doch einiges Bedenken erregen sollen. Hat nicht kürzlich auch ein höherer österreichischer Offizier eine Broschüre herausgegeben, worin er als Hauptbedingung eines Erfolgs des österreichischen Heeres den unverbrüchlichen Vorsatz verlangte, zu siegen oder zu sterben, ein Beweis also daß ein solcher Vorsatz, zu dem mehr als physischer Muth und vor allem aber feste Ueberzeugungen gehören, bei den österreichischen Offizieren während des letzten Krieges im erforderlichen Maß nicht bestanden hat.

Worin aber besteht die Stärke des preußischen Heeres? Nur in dem Glauben an die Mission Preußens, der bei allen Offizieren lebendig ist und von ihnen auf die Soldaten übertragen wird. Der Preuße ging in den Krieg mit dem Entschluß des Siegens oder Sterbens, er war in jeder Hinsicht seit langem vorbereitet. Es handelte sich um Seyn oder Nichtseyn für ihn und er wußte es. Der Oesterreicher aber ging in den Kampf indem er, von der liberalen vaterlandslosen Wiener Presse eingeschult, sich darauf verließ daß man im schlimmsten Falle sich mit dem Opfer Venedigs aus [illegible] Patsche ziehen werde. Deßhalb mußte der [illegible] eintreten und Oesterreich in einer Weise [illegible]

noch nie vorgekommen war. Das Uebelste ist daß seit dem Kriege noch keine Besserung eingetreten, daß die blutige Lehre nichts genützt hat und man fast, wäre es nicht eine Existenzfrage, eine zweite tüchtige Lehre für das geplagte Oesterreich wünschen möchte. Hat nicht auch ein anderer österreichischer Offizier eine Broschüre geschrieben worin er, getreu der von der Wiener preußisch-garibaldischen Judenpresse empfangenen Abrichtung, schließlich in dem Concordat die Hauptursache der Niederlage findet und dessen Aufhebung als die erste Bedingung künftiger Siege verlangt? Welche Begriffe von Ehre und Manneswürde muß man nicht bei einem solchen Individuum vermuthen, welches an seinen Kriegsherrn die Zumuthung des Wortbruchs zu stellen sich herausnimmt? An Oesterreich scheint wirklich Hopfen und Malz verloren zu seyn, wenn man nach zwei solchen Mißerfolgen wie diejenigen von 1859 und 1866 noch nicht zu besserer Einsicht gelangt. Wie niederschlagend mußte es auf mich wirken, als ich im laufenden Jahr bei meinem ersten Aufenthalte in Oesterreich in der Dreher'schen Bierhalle zu Wien, an einem Tische an dem auch Offiziere Platz genommen, einen Studenten der Wiener Universität hören mußte wie er sich über die Niederlagen Oesterreichs freute, weil man dadurch das Concordat los werde und eine liberale Regierung erhalten werde. Ich wurde blutroth über die ausgeschämte Vaterlandslosigkeit, alle übrigen aber um mich herum stimmten zu, indem sie den Unsinn ruhig hinnahmen. Ich war allein ein Oesterreicher unter diesen Leutchen. Unter den katholischen nichtösterreichischen Deutschen, unter den conservativen Protestanten Deutschlands werden Sie mehr Leute finden welche einen Begriff vom Berufe Oesterreichs haben als in Oesterreich selbst. Ja noch mehr, unter den Katholiken Frankreichs getraue ich mir mindestens ebensoviel dergleichen Leute zu finden als in Oesterreich, wo außer der Weltgeistlichkeit, einem Theil des Adels, einigen Beamten welche eine rühmliche Ausnahme bilden, und einigen ebenso vereinzelten Bürgern wohl noch Liberale, Bis-

märker, Garibaldiner, Juden u. s. w., aber beileibe keine Oesterreicher mehr zu finden sind. Was in Oesterreich „Bildung“ zu besitzen vorgibt, ist alles andere als österreichisch. Nur das niedere Volk, der kleine Handwerkerstand der Städte und die Bauern haben neben der alten unverbrüchlichen Treue auch noch eine gesunde österreichische Tradition erhalten. Aber so lange diese gesunden Elemente von Juden, glaubenslosen Bureaukraten und vaterlandslosen Advokaten mißhandelt werden, kann es nicht besser werden.

So lange es so fortgeht in Oesterreich, hat Preußen nichts von daher zu fürchten, selbst nicht bei einem gleichzeitigen Kriege mit Frankreich. Die Ereignisse sind stets nur die Verwirklichung der herrschenden Ueberzeugungen und Ideen. Seit fünfzig Jahren wird die Idee eines preußisch-deutschen Staates auf jegliche Weise im deutschen Volke verbreitet. Die Lehre vom preußischen Beruf, die preußisch-protestantische Geschichtsbaumeisterei sind leider auch bei einem großen Theil der gebildeten Classen außerhalb Preußens in Fleisch und Blut übergegangen. Hierin liegt die Macht Preußens und die Ursache seiner Erfolge. Wie kann ein von einer solchen Geschichtsauffassung angesteckter bayerischer oder österreichischer Offizier mit der nöthigen Ueberzeugung und Hingabe auf Leben und Tod gegen Preußen streiten? Nun ist aber der deutsche Offizier, der in Preußen zugleich auch einen sehr vervollkommneten Militärstaat erblickt, gar sehr zu einer solchen Geschichtsauffassung geneigt, die ihm überdieß oft in königlich bayerischen oder k. k. österreichischen Staatsanstalten eingeimpft wurde. So lange es deßhalb in Oesterreich keine ächt österreichische Geschichtslehre gibt, so lange man daselbst keinen österreichischen Beruf kennt, ist Oesterreich kein ebenbürtiger Gegner mehr für Preußen. Nach meinen persönlichen Beobachtungen glaube ich versichern zu dürfen, daß mit Ausnahme Tyrols etwa, wo es übrigens auch zu preußeln anfängt, die deutschösterreichischen Provinzen einer preußischen Annexion weniger Widerwillen entgegensetzen würden als

Württemberg und Bayern, obgleich in Folge der letzten Ereignisse der vaterländische Sinn bei einigen Classen auch in diesen beiden Ländern etwas abgestumpft wurde.

Soll ich Ihnen noch erzählen, wie sich die Vertreter Oesterreichs im Auslande betragen? In Mainz, Frankfurt war das preußische Offizierscasino auf das nichts weniger als preußische, dabei aber conservative und anständige „Mainzer Journal" abonnirt, das österreichische Offizierscasino aber nicht. Wollte ein Geschäftsmann etwas anzeigen, was zur Kenntniß der österreichischen Offiziere gelangen sollte, so mußte er es in die sehr preußisch gesinnten liberalen Schmutzblätter von Frankfurt und Mainz einrücken lassen. In Paris gab und gibt die österreichische Botschaft heute noch schweres Geld aus um einflußlose und verachtete liberale Flunkerblätter zu gewinnen, über welche sich dann das Publikum lustig macht, während die Herren Redaktoren sich in's Fäustchen lachen. Dagegen ist die österreichische Botschaft auf keines der katholischen Blätter abonnirt die selbst in den schlimmsten Zeiten, z. B. 1859, Oesterreich gegen alle ungerechten Angriffe vertheidigten. Der „Monde" versuchte es einmal und schickte der Botschaft die Nummern zu, worin Artikel über den fast als Heiliger gestorbenen Erzherzog-Hochmeister Maximilian und über die wirklich ausgezeichneten österreichischen Erzeugnisse auf der Ausstellung enthalten waren; heute noch hat er den Dank für diese Aufmerksamkeit zu erwarten. Doch, ich muß aufhören mit diesen Erbärmlichkeiten, welche aber für die österreichischen Zustände leider nur zu bezeichnend sind.

Die über alle Begriffe bankerotte Politik Napoleons hat trotzdem in letzter Zeit einen ungeahnten Erfolg errungen, der aber den Fall nicht aufhalten wird. Selbstverständlich ist es wiederum das um allen politischen Verstand gekommene Oesterreich, welches die Kosten davon trägt. Napoleon kam so ziemlich als Bittender nach Salzburg: Dank dem österreichischen Staatskanzler, nicht zu verwechseln mit einem österreichischen

Staatsmann, konnte er fast als Triumphator nach den Tuilerien zurückkehren. Seit Salzburg begann in Oesterreich die Concordatshetze in eine Art Veitstanz überzugehen und wenige Wochen darauf konnten die Regierungsblätter in Paris mit selbstgefälligem Schmunzeln berichten, daß der Kaiser von Oesterreich in seiner Antwort an die Bischöfe sich ganz derselben Ausdrücke bedient habe welche sie selbst seit langen Jahren gebrauchten. Die Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich sei also gesichert, indem ersteres die Grundsätze des letzteren annehme. Wäre noch eine Spur von Verständniß der Lage im österreichischen Ministerium gewesen, so konnte man Napoleon die Bedingung auferlegen den Raubstaat jenseits der Alpen zu zerstören, dem heiligen Vater sein Ländergebiet zu sichern; so konnte man Preußen eine furchtbare Schlappe beibringen, indem man das Princip erstickte auf welchem der norddeutsche Erfolg beruht. Freilich wäre das nicht liberal, dagegen aber um so österreichischer gewesen. So aber kann sich Preußen zu der Salzburger und Pariser Kaiserzusammenkunft nur Glück wünschen. Anstatt das französische Regierungssystem zu katholisiren, wird das österreichisch-französische Bündniß Oesterreich völlig dekatholisiren und napoleonisiren. Natürlich paßt dieß vollkommen in den napoleonischen Plan den wir schon vorhin besprochen, und der jetzt auch bei der zweiten Expedition nach Rom wieder überall durchschimmert. Das aus Italien und Deutschland durch Napoleon vertriebene Oesterreich wird nun auch aus der Kirche hinausgeworfen, und so der letzten Sympathien verlustig die es noch unter den Katholiken hatte und die für Napoleon sehr unbequem waren, indem er dieselben als Vorwurf gegen seine Politik in Italien empfinden mußte. Hat nun Oesterreich nichts mehr vor Frankreich bei den Katholiken voraus, dann ist Napoleon, so denkt der Mann wenigstens, Herr der Lage in Rom und kann seine Versöhnungspläne als „erster Sohn der Kirche“ durchführen. Das Bündniß mit Oesterreich soll den Papst zum Nachgeben zwingen,

indem es ihn seiner letzten Stütze unter den Regierungen beraubt. Dieß ist der Plan.

Von dem Bündniß Oesterreichs mit Frankreich hat unter diesen Umständen kein rechtlicher Mensch Gutes zu erwarten. Dieß Bündniß ist kein katholisches, sondern ein napoleonisch-beustisches. Das von der Unfähigkeit seiner liberalen Staatskünstler zu Grunde gerichtete Oesterreich wird napoleonisirt und revolutionirt, um dann als Nationalitätsmaterial zu künftigen Compensationen reif zu werden. Denn der eigentliche Alliirte Napoleons ist das ihm gleichartige Rußland, dem er deßhalb im Orient allen Vorschub leistet, wie die jetzige Geschichte mit Candia wiederum zeigt. Oesterreich darf höchstens noch einige unterthänige Henkersdienste thun, Frankreich das linke Rheinufer erobern helfen; dann könnte der Mohr gehen, denn dann käme das russisch-französische Bündniß, für welches Oesterreich Annexionsmaterial abgibt. Diejenigen welche an die Lebensfähigkeit eines napoleonisirten „liberalen" Oesterreichs glauben, gehören in's Irrenhaus wo sie sich mit denjenigen welche von einem napoleonischen Frankreich etwas Gutes erwarten, über die Beschränktheit der Welt unterhalten mögen. So hängt das Troplong'sche Programm von 1852 sehr genau mit der Salzburger Zusammenkunft zusammen, von der sich manche vertrauensseligen Katholiken in Deutschland so viel versprechen. Wenn die Leute doch einmal begreifen wollten, daß Napoleon sich stets gleich geblieben ist und sich bis zu seinem Ende gleich bleiben muß.

Bei den bevorstehenden Verwickelungen wird neben der religiösen namentlich die sociale oder vielmehr wirthschaftliche Frage eine gewichtige Rolle spielen. Die beweglichen Werthe werden zum großen Theil zu Unwerthen werden und dadurch eine furchtbare Umwälzung aller gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse sich vorbereiten. Erst werden die sogenannten industriellen Papiere, die Schwindelgeschäfte à la Credit Mobilier in ihr Nichts zerfallen. Dann werden die

Staatspapiere folgen, indem Jungitalien als fortgeschrittenster Bettelstaat den Reigen der Staatsbankerotte eröffnen wird; Oesterreich wird nachfolgen, nachdem es vorher seine Kirchengüter dem vaterlandslosen Spekulantenthum und den jüdischen Harpyen in den unersättlichen Rachen geworfen. Der in den letzten Jahren des Fortschritts zur anerkannten Institution gewordene Vertragsbruch wird sich somit erst auf die den Staatsschulden als Bürgschaft und Unterlage dienenden Verträge ausdehnen, um dann auch im eigentlichen Privatleben zur Anwendung zu kommen. Es wird diese Praxis um so leichter allgemein werden, als ja die schon gedachten Schwindel-Unternehmungen durch ihren privilegirten, oft geradezu unter staatlichem Schutze stehenden Diebstahl im Großen das glänzendste Beispiel der Nichtachtung des Eigenthums gegeben haben. Es wird aber in nächster Folge den Geldsäcken selber gelten, welche jetzt so gar ungeberdig nach dem Kirchengut, nach Abschaffung der Feiertage, Entchristlichung der Schule und Ehe schreien. Die Kirchenberaubung in Italien und Oesterreich wird das aufgeklärte und fortgeschrittene Volk zu Allem fähig machen helfen. Wir wollen sehen, wie der Tanz denjenigen gefallen wird, welche jetzt so beflissen die Musik dazu componiren.

In dem allgemeinen Schiffbruche wird die Kirche allein aufrecht bleiben und der Sammelpunkt aller gesunden Elemente werden. Oesterreich wird hoffentlich dann auch wieder zu sich kommen, denn das Volk ist dort, Dank dem Klerus, noch gesunder als fast irgendwo, dabei gut kaiserlich und kirchlich gesinnt. Für Frankreich zähle ich sicher auf ein frisches Leben nach der großen Katastrophe; denn dort haben sich die guten Elemente schon unter der Leitung eines eifrigen muthigen Klerus gesammelt und organisirt. Hat auch das religiöse Leben im Volke vielfach mehr als anderswo gelitten, so hat sich doch das katholische Nationalbewußtseyn durch die letzten Ereignisse wunderbar gestärkt. Vertheidigen doch heute schon ebenso viel liberale als katholische Blätter die weltliche

Herrschaft des Papstes. Wer hätte das vor zwei Jahren für möglich gehalten? Trotz allem will der Franzose nur katholisch seyn, es liegt ein unverwüstliches katholisches Gefühl in ihm, das zwar durch das Geschrei des Tages übertäubt, nie aber völlig erstickt werden kann, sondern bei der ersten Gelegenheit wieder durchbricht. Trug nicht schon die 1848er Umwälzung ein anderes Gepräge und brachte den Katholiken etwas Freiheit? Bei der künftigen Krisis wird dieß noch mehr der Fall seyn trotz des inzwischen ungemein verbreiteten Socialismus, der als letzte Consequenz des überwundenen vulgären Liberalismus der Kirche keinen dauernden Widerstand wird leisten können. Das in der Tiefe des Volkes liegende katholische Gefühl ist es, welches mir Frankreich so lieb macht und welches ich als die Bürgschaft betrachte, daß die älteste Tochter der Kirche auch wiederum dieses Namens in vollem Umfange würdig werden wird. Deßhalb bangt es wir trotz allem nicht um die Zukunft Frankreichs.

LVIII.

Bischof Konrad II. und die Passauer Annalen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bisthums Passau.

Detailforschungen auf dem Gebiet der Geschichte der deutschen Bisthümer bedürfen keiner Rechtfertigung mehr. Hat sich doch bereits allenthalben die Ueberzeugung festgesetzt, daß ohne eine eingehende und erschöpfende Behandlung

der Geschichte der deutschen Bisthümer und Stifte eine deutsche Reichs- und Kirchengeschichte den jetzigen Ansprüchen nicht mehr genügen könne. Denn abgesehen davon daß das ganze Mittelalter hindurch einzelne hervorragende Bischöfe und Prälaten das politische Leben Deutschlands beherrschten, knüpft sich auch die Pflege von Kunst und Wissenschaft, die Hebung des Wohlstandes, die Bildung des Handwerks, die Cultivirung des Bodens, kurz der gesammte civilisatorische wie materielle Fortschritt an die Geschichte der deutschen Stifte, der Bisthümer und der Klöster. In richtiger Erkenntniß dieser Bedeutung hat denn auch die Gegenwart schon manche werthvolle Monographie an's Licht gefördert, und an mehr als einem Orte sind viele Kräfte beschäftigt bisher unbeachtetes und verkanntes Material zugänglich zu machen, um so eine lang gefühlte Lücke in unserer vaterländischen Geschichte auszufüllen.

Das älteste der bayerischen Bisthümer, Passau, hat bereits vor einem Jahrhundert einen ausgezeichneten Geschichtschreiber an dem Jesuiten Hansitz gefunden, dessen Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Gelehrsamkeit und gesunder kritischer Sinn die meisten Arbeiten der Neuzeit in Schatten stellt. Seit Hansitz aber wurde durch die Veröffentlichung einer Menge von früher unbekannten Quellen nicht bloß das Material viel reichhaltiger, sondern auch das vergleichende Studium ermöglicht, so daß jetzt manche Resultate seiner Forschungen nicht mehr haltbar erscheinen, viele Schwierigkeiten aber die er noch nicht zu lösen vermochte, jetzt von selbst wegfallen. Dennoch hat Hansitz keinen nennenswerthen Nachfolger mehr gefunden. Der hochverdiente Geschichtschreiber der Stadt Passau, der in der Lokalgeschichte rühmlich bekannte Dr. Erhard, hat seinem Zwecke nach seine Forschungen leider zu sehr auf die Geschichte der Stadt beschränkt. Ein Professor in Halle war es, Dümmler, welcher angesichts der Wichtigkeit der Passauer Bisthumsgeschichte für den ganzen Südosten Deutschlands Forschungen über die Geschichte unseres Bisthums im

ersten Jahrtausend der christlichen Aera anstellte*). Aber Pietät für die alten Traditionen der Kirche Passau's war bei Dümmler, einem Preußen und Protestanten, nicht zu suchen und so verwandte denn der gelehrte Professor von Halle sein ganzes kritisches Talent nur darauf zu zeigen, daß die ganze Geschichte der Kirche Passau's vor Bonifacius nur Trug und eitle Fabel, einer unserer angesehensten Bischöfe aber, der berühmte Piligrin, ein Betrüger und Urkundenfälscher gewesen sei. Es war wieder kein Passauer, sondern der bescheidene Benediktinermönch P. Rupert Mittermüller in Metten, der die Ehre Piligrin's rettete**).

Dümmler hat ganz richtig mit dem begonnen was jederzeit das erste seyn sollte, nämlich mit der Kritik der Quellen; solange hierin noch nicht ein Anfang gemacht ist, läßt sich für die wahre und wirkliche Geschichte nichts gewinnen. Leider hat es Dümmler dabei manchmal an der nöthigen historischen Treue und Gewissenhaftigkeit fehlen lassen, so daß er sich zu Behauptungen fortreißen ließ, die bei besonnener Forschung und ruhiger Vergleichung mehr als gewagt, ja als völlig aus der Luft gegriffen erscheinen. So sollen nach seiner Behauptung die Passauer Annalen, die annales patavienses unter dem berühmten Bischofe Otto von Lonstorf (1254—65) in Passau abgefaßt worden seyn und sollen sogar ähnlich wie der bekannte Lonstorfer Codex ein officielles Gepräge an sich tragen***). Bei der Wichtigkeit der Frage für die Geschichte des 13. Jahrhunderts dürfte es geboten seyn, diese Behauptung näher zu beleuchten und den Werth der annales patavienses eingehend zu erörtern. Bevor ich jedoch dieß thun kann, ist es nöthig den Inhalt dieser Annalen an andern uns erhaltenen unzweifelhaften Quellen

---

*) Bischof Piligrin von Passau und die Lorcher Fabel.

**) Vergl. seine Abhandlung über Piligrin im „Katholik" (1867).

***) Dümmler, l. c. p. 73.

und Urkunden zu prüfen, um darnach ein entscheidendes Urtheil fällen zu können.

I. Bischof Konrad II. von Passau.

Nach der Angabe von Bruschius und Hund erzählen die annales patavienses, daß unmittelbar nach der Absetzung des Bischof Rudiger ein polnischer Prinz Namens Konrad, Sohn eines Herzogs von Polen und Neffe des Böhmenkönigs, zum Bischof von Passau erwählt worden sei 1250. Anstifter dieser Wahl sei der Dekan Albert der Böhme (Albertus Boemus) gewesen, der dafür auch die Schlösser Bubuz (castrum Bubuz cum suis comitatibus!?), Wildenstein und Wolferstein sammt den dazu gehörigen Besitzungen empfangen habe. Der dankbare Bischof habe dem bestechlichen Domdekan außerdem noch die Propstei Niedernburg und alle Benefizien jener Kanoniker verliehen die ihm nicht gewogen gewesen wären. Dafür habe dann Albert mit 100 Mark Gold die Kosten gedeckt, welche Konrad während eines zehnmonatlichen Aufenthalts in Köln gemacht, und später zur Rückkehr nach Polen noch weitere 66 Mark zur Verfügung gestellt. Nach 15monatlicher Regierung hätte nämlich den fürstlichen Bischof die Lust zu heirathen angewandelt und er sei darum in seine Heimath nach Polen zurückgekehrt, um sich dort mit der Tochter des Herzogs Odowitz zu verehlichen und durch Beseitigung seines Bruders Wladislaw zum Herrn von ganz Polen zu machen. So Bruschius in seinem Werke de Laureaco veteri et de Patavio Germanico lib. II, p. 199. Er fügt hinzu: nec nos quicquam aliud in pataviensibus annalibus de eo scriptum invenimus. Mit denselben Worten auch Hund Metropolis Salisburg. edit. Gewold I, 211. In derselben Weise erzählt es auch Schritovinus: catalogus archiep. et episcoporum Laureacensis et Pataviensis ecclesiarum ad Fridericum III. Romanorum imperatorum bei Rauch, script. rerum Austriac. II, 502. Auch Aventin kennt diesen

Bischof Konrad, weiß aber von ihm nichts zu erzählen als daß er bald den Bischofsstab weglegte, nach Böhmen ging und eine Frau nahm: annales Boi. lib. VII. cap. 5 p. 653. (Lipsiae 1710). Auch er beruft sich für seine Angaben auf Annalen, die er aber nicht näher bezeichnet: ita quidam in annales retulere. Ich zweifle nicht, daß auch er die Passauer Annalen meinte.

Ich glaube, daß die ganze Erzählung von diesem Bischofe Konrad eine fabelhafte sei, daß ein solcher gar nie existirt habe. Die Gründe die für diese meine Ansicht geltend gemacht werden müssen, sind für mich völlig überzeugend und ich hoffe, daß kaum ein stichhaltiger Einwand dagegen erhoben werden könne. Ich lege diese Gründe zur vorurtheilsfreien Erwägung vor.

1) Keine einzige der gleichzeitigen Chroniken erwähnt dieses Konrad, vielmehr erzählen alle ausdrücklich, daß unmittelbar auf Rudiger Berthold von Sigmaringen gefolgt sei; ich stelle sie alle hier zusammen.

a) Hermannus Altahensis: 1250 Rudgerus pataviensis episcopus propter hoc quod in scismate inter regnum et sacerdotium favere videbatur parti adversae, ab Innocentio quarto ab officii et beneficii deponitur dignitate et dominus Pertholdus, frater Alberti Ratisponensis episcopi, substituitur, cui statim capitulum et civitas Pataviensis cum ministerialibus obedire coeperunt unanimiter et subesse, predicto R. episcopo, contra voluntatem Chunradi Regis et Ottonis ducis Bavariae penitus refutato.

b) contin. Lambac. ad annum 1249—50: Rudgerus episcopus patav. propter inobedientiam a papa Innocentio excommunicatur et ab episcopatu ejicitur, post quem Pertholdus frater ep. Ratisponensis eligitur.

c) contin. Garstens. 1250: item Rugerus patav. ep. a domino deponitur et Bertholdus sibi substituitur.

d) contin. Sancrucens. II. 1250: venerabilis patav. episc. Rudgerus depositus est de sede episcopatus sui. Bertholdus frater Ratisp. episcopi ordinatur pro eo

e) annales S. Rudperti Salisb. 1250: dominus Ruodgerus patav. ep. a domino papa deponitur et Pertholdus frater ep. Ratisp. sibi substituitur.

Dieß sind die Chroniken welche von dem Vorgang Notiz nehmen. Es ist zu bemerken, daß mit Ausnahme der ann. Salisb. sämmtliche der Diözese Passau angehörten. Wie wäre es möglich, daß man in allen diesen Klöstern, welche doch mit Passau in lebhaftem Rapporte standen, von dem Bischofe Konrad, welcher 15 Monate lang regiert haben soll, nichts gewußt hätte? Schon aus diesem Schweigen allein dürfte man mit vollem Rechte darauf schließen, daß dieser angebliche Bischof Konrad erst später in den Katalog der Bischöfe von Passau eingeschoben wurde.

2) Die Unmöglichkeit, daß zwischen Rudiger und Berthold ein Bischof Konrad mit 15monatlicher Regierungszeit existirt haben könne, ergibt sich aber ganz evident und unwiderleglich aus den uns noch erhaltenen Urkunden.

Bischof Rudiger wurde urkundlich nach den im päpstlichen Archive noch vorhandenen Instrumenten abgesetzt am 11. März 1250. Die Absetzungsbulle ist datirt aus Lyon*). Darauf hin trat sogleich Albert der Böhme, der Domdekan als Administrator der Diözese auf bis zur Aufstellung eines neuen Bischofs**). Bischof Rudiger scheint die Absetzungs-Bulle entweder erst spät erhalten zu haben, oder er war vielleicht gesonnen sich nöthigenfalls mit Waffengewalt zu behaupten; denn am 8. April noch stellte er zu Passau eine Urkunde aus, bei welcher drei Archidiakone und Kanoniker als Zeugen figurirten, darunter auch Otto von Lonstorf, der spätere berühmte Bischof***).

Bald darnach wandte sich aber das Kapitel von Rudiger ab und bevollmächtigte den Dekan Albert und den Propst Meingot von Waldeck behufs Creirung eines neuen Bischofs. Da Innocenz IV. kurz zuvor die Wahlfreiheit der Kapitel

*) Die Urkunde ist abgedruckt im 16. Bande des literar. Vereins in Stuttgart, p. 132—34.

**) ibid. p. 136.

***) Monum. Boic. 29, 369.

suspendirt hatte*), so mußten die beiden Bevollmächtigten sich nach Lüttich begeben, wo Petrus Caputius der päpstliche Legat für Deutschland eben damals sich aufhielt. Schnell einigte man sich über einen neuen Bischof, denn schon am 16. Juni 1250 datirt die Confirmationsurkunde des päpstlichen Legaten**). Der neu creirte Bischof war Berthold, Graf von Peittingau und Sigmaringen, Bruder des Bischofs von Regensburg und Vizedom daselbst, welcher ob seiner Anhänglichkeit an die päpstliche Sache schon im Februar 1249 vom Papste zum Administrator der weltlichen Güter des Bisthums ernannt worden war***). Gleich darauf erhielt der neu ernannte Bischof Berthold die Regalien von König Wilhelm zu Boppard†). Laut eines Rechtsspruches der Fürsten sollte Berthold an die Veräußerungen, Verträge und Tausche, welche sein Vorgänger während der Zeit der Excommunikation, d. h. während voller neun Jahre (1241 — 50) eingegangen hatte, nicht gebunden seyn.

Aus diesen Urkunden erhellt klar, daß Berthold unmittelbar auf Rudiger gefolgt sei und daß für den angeblichen Bischof Konrad, der 15 Monate lang regiert haben soll, keine Zeit übrig bleibt.

Dem Jesuiten Hansitz, der ein scharfer Kritiker war††), entging dieser Widerspruch der Angaben der Passauer Annalen mit den Urkunden keineswegs, er getraute sich aber nicht die Aechtheit der ersteren zu bezweifeln, er suchte sich vielmehr dadurch zu helfen, daß er die 15 Monate der angeblichen Regierungszeit Konrads auf drei reducirte. Allein abgesehen

*) Vergl. die Regesten Innocenz IV. im 16. Band des literar. Vereins p. 150, Nr. 367.

**) Die wichtige Urkunde in Monum. boic. 29, 372—74.

***) Regesten Innocenz IV. l. c. Nr. 369.

†) Monum. boic. 30, 309. Schreitwein las statt Boppardia — Lampardia, Hund und Bruschius Langobardia und ließen König Wilhelm eine italienische Stadt belagern. Hansitz vermuthete Leewardia in Friesland.

††) Dieß Zeugniß gibt ihm selbst Dümmler l. c p. 81.

davon daß dieß reine Willkür ist, erhellt schon aus den oben angeführten Daten und Urkunden auch die Haltlosigkeit dieser Hypothese des scharfsinnigen Jesuiten. Zu allem Ueberflusse existirt aber noch eine Urkunde, welche jede Schwierigkeit hebt und auch diese Hypothese völlig beseitigt, indem in ihr ausdrücklich hervorgehoben wird, daß Berthold unmittelbar auf Rudiger gefolgt sei. Die Urkunde*) ist auch dadurch merkwürdig, daß sie zu den ältesten von jenen zählt welche auch deutsch abgefaßt wurden. Der Eingang lautet: cum post depositionem Rudegeri quondam patav. episcop. quam ipse R. tandem voluntarius admittebat venerabilis dominus Pertholdus episcopus per justam sui assumptionem episcopatus ejusdem regimina suscepisset etc. In gleichzeitiger deutscher Fassung: „Do Bischolf Rudeger vom Bistuom ze Bassowe, mit recht und mit sin selbes willen gescheiden wart, nach dem wart Bischolf Bertholb der heute ist gewaltiger Bischolf . . .“ Damit fällt auch die Hypothese des Hansitz, indem die Unmöglichkeit, daß zwischen der Regierung Rudeger's und Berthold's noch ein anderer Bischof gewesen sei, durch diese feierliche Beurkundung der unmittelbaren Nachfolge Berthold's auf's evidenteste dargethan ist. Eine andere Hypothese stellte Hund auf, indem er den Widerspruch dadurch zu heben suchte, daß er ein zweimaliges Pontifikat Berthold's annahm, das erstere in das Jahr 1249 verlegte, ihn durch Konrad verdrängen, dann aber in Folge der Resignation des letzteren 1251 neu gewählt werden ließ**). Allein diese Combination ist ohne historische Basis und fällt in sich selbst zusammen, nachdem urkundlich feststeht, daß Rudeger erst 11. März 1250 entsetzt und am 16. Juni bereits Berthold bestätigt wurde. Nach solch bestimmten urkundlichen Beweisen wird man sich wohl bescheiden müssen, Konrad II.

---

*) Sie ist abgedruckt in Monam. boic. 29, 403 ff. Ich bemerke, daß sie Hansitz noch nicht kannte.

**) Hund, Metrop. Salisb. I 211.

aus der Reihenfolge der Bischöfe von Passau wieder zu streichen; er hätte ihnen ohnehin keine Ehre gebracht.

3) Ein fernerer Beweis für die Unrichtigkeit der Angaben der Passauer Annalen liegt darin, daß die Umstände der Erzählung so viel Auffallendes und Unmögliches an sich tragen, daß man daraus allein schon auf spätere Dichtung schließen könnte. Schon die Angabe, daß Konrad bloß auf Betreiben des Dekan Albert des Böhmen gewählt worden sei, macht mißtrauisch. Denn einmal war Albert zur Zeit der Absetzung Rudiger's gar nicht in Passau, wie aus seinem Schreiben an das Kapitel und den Stadtrichter Hustemund klar hervorgeht*). Außerdem erscheint Albert jederzeit als eifriger Beförderer der Candidatur Berthold's**). Ferner war damals die Wahlfreiheit der Kapitel in ganz Deutschland suspendirt und durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß und Genehmigung des Papstes unter keiner Bedingung eine Wahl stattfinden***). Für Passau insbesondere hatte Innocenz IV. dieß Verbot ausdrücklich am 14. Februar 1249 gegeben†): si cessione . . . vacarit ecclesia patav., capitulo inhibeant expresse, ne ad electionem seu postulationem vel nominationem cujusquam procedant absque nostra licentia speciali. Die weitere Angabe, daß Konrad alle Pfründen der ihm feindseligen Kanoniker dem Albert überlassen habe, klingt viel zu abenteuerlich als daß sie irgend Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen könnte.

Ein fernerer, 4) Beweis gegen die Aechtheit der Angaben der Passauer Annalen liegt noch in dem Umstande,

---

*) Bibliothek des liter. Vereins, Bd. 16. p. 137.

**) Monum. boic. 29, 373: quem (Bertholdum) Alb. decanus et praepositus patavienses cum instantia postularunt heißt es in der Konfirmationsurkunde vom 16. Juni.

***) Regesten Innocenz IV. l. c. Nr. 367.

†) ibid. Nr. 371; man war damals der Hoffnung, Rudeger werde freiwillig resigniren; für diesen Fall galt diese Instruktion an die Aebte von Emmeram und Walterbach.

daß man in Passau selbst Jahrhunderte lang von diesem angeblichen Bischof Konrad nichts wußte. Der Passauer Chronist Staindel*), dem die sogenannten Passauer Annalen nicht vorlagen, weiß auch von diesem Konrad nichts, ein klarer Beweis, daß derselbe seine Existenz nur dem Verfasser der annales patavienses verdanke. Dazu kommt, daß auch Schreitwein und Bruschius außer den annales patav. noch andere Quellen vorlagen, welche ganz mit den noch vorhandenen Urkunden übereinstimmen und von einem Bischof Konrad nichts wissen. So erzählt Bruschius**), bevor er die Angaben der annales patav. anführt, ganz richtig folgendes: Rudigerus pontificia autoritate ab episcopatu amovetur... cui statim eadem autoritate Bertholdus de Pietengaw.... subrogatur. Aehnlich auch Schreitwein***). Daraus kann man abnehmen, daß diesen Chronisten noch Quellen vorlagen welche in direktem Widerspruche standen mit den annales patavienses. Da die Chronisten die letzteren als eine ächte Quelle betrachteten, den Widerspruch also nicht zu lösen vermochten, stellten sie die beiden Angaben unvermittelt nebeneinander, bemerkten aber ausdrücklich, daß sie die abweichenden Angaben den annales patav. entnahmen†). Wir sind jetzt im Stande durch vergleichendes Studium den Widerspruch zu lösen dadurch, daß wir die ersteren Angaben weil mit den Urkunden übereinstimmend für ächt, die Daten der annales patavienses aber für Dichtung erklären. Ich glaube, daß diese sogenannten Passauer Annalen gar nicht in Passau entstanden sind, auch den Ereignissen die sie erzählen keineswegs gleichzeitig abgefaßt wurden, sondern daß sie das Mach-

---

*) Vergl. sein chronicon bei Oefele, script. rer. boic. I. 420—542; Staindel lebte in Passau selbst und schrieb kurze Zeit vor Bruschius sein chronicon.

**) l. c. p. 193.

***) Rauch. script. II. 500—503.

†) So Bruschius und Hund.

werk eines unwissenden Compilators seien. Den Beweis hiefür will ich jetzt erbringen.

II. Die Passauer Annalen (annales patavienses).

Hund sagt am Schlusse seiner Erzählungen über den angeblichen Bischof Konrad II., dux poloniae: nec nos quicquam aliud in Pataviensibus annalibus de eo scriptum invenimus *). Mit denselben Worten schließt auch Bruschius**). Was also Bruschius und Hund von diesem Konrad zu erzählen wußten, haben sie diesen annales patavienses entnommen. Ueber die Beschaffenheit dieser Annalen gibt Hund nähere Aufschlüsse, indem er schreibt***): Patavie exstat vetustus liber in membranis scriptus, continens annales patavienses deductos usque ad annum domini 1255, unaquoque catalogum succinctum Laureacensium et Pataviensium archiepiscoporum cum copiis diplomatum tam summorum pontificum quam Romanorum imperatorum, quem mihi Reverend. dominus Urbanus episcopus patav. legendum communicavit. Huic operi propter antiquitatem meo judicio non modica fides habenda. Auch Schreitwein lagen sie vor, wie sich aus einer Vergleichung desselben mit Bruschius und Hund leicht ergibt, obwohl er selbst gar keine Quellen nennt. Ob Aventin die Annalen selbst kannte oder nur aus der Benützung Anderer, bleibt zweifelhaft†). Später gingen diese Annalen gänzlich verloren und schon Hieronymus Pez spürte ihnen vergeblich nach††).

Wann und wo sind diese Annalen entstanden? Sind sie wirklich so wichtig wie Hund wähnte, sind sie wirklich in

*) Metrop. I 211.

**) l. c II. 199.

***) l c. I. 190.

†) Aus seinen Worten annal. Boic. lib. VII. cap. 5, 37 kann man beides abnehmen.

††) Vergl. Dümmler, p. 132.

Passau unter Bischof Otto entstanden wie Dümmler so keck behauptet?

Diese Fragen sind eigentlich schon entschieden durch die vorhergehende Abhandlung über Konrad II., wo nachgewiesen wurde, daß die Angaben dieser annales gänzlich unhaltbar sind. Sie können in Passau nicht abgefaßt seyn, am wenigsten unter Bischof Otto, der vier Jahre nach der angeblichen Regierungszeit Konrads selbst Bischof wurde, unter Rudeger bereits Archidiakon und Domherr war. Wären die Annalen zu seiner Zeit (er regierte 1254 — 65) abgefaßt worden in Passau, so hätte doch eine solche Fabel nie und nimmer Aufnahme finden können. Die Annalen erwähnen ferner nach Hund's ausdrücklicher Versicherung, daß der berühmte Agitator Albert der Böhme*) von den Passauern 1249 geschunden worden sei. Nun starb aber Albert erst Ende September 1256 und zwar eines ruhigen Todes, also zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Otto's! Daraus folgt doch klar, daß die Annalen unmöglich unter dem Pontifikate Otto's in Passau entstanden seyn können. Oder ist es denkbar, daß ein Augenzeuge und Zeitgenosse solche Erdichtungen und Märchen hätte den Annalen einverleiben können**)? Die annales pataviensis erwähnen ferner, daß Bischof Berthold den Kanonikus Eberhard von Johannstorf habe ermorden lassen. Diese Verwechslung Berthold's 1250 — 54 mit Gebhard 1222 — 32 ist denn doch auch ein deutlicher Beweis, daß die Annalen nicht unter dem Pontifikate Otto's

*) Ich habe die Biographie dieses berühmten Mannes zusammengestellt und werde sie seiner Zeit in den Druck geben, da sie für die damalige Zeit von großem Interesse ist.

**) Auch die Angaben über das Ende Rudeger's sind größtentheils unrichtig. Er starb erst 1258. Vergl. Monum. Germ. IX. 644: anno 1258 dominus Rudgerus patav. ep. depositus obiit. — Aventin und Hund lassen ihn schon 1254 sterben, was jedenfalls unrichtig ist, da 1256 noch seiner als lebend gedacht wird. Monum. boic. 29, 160.

1254—65 als des Nachfolgers von Berthold, sondern später angelegt wurden und zwar außerhalb Passau, da nicht anzunehmen ist, daß in Passau so früh das historische Bewußtseyn verloren gegangen sei. Daß sie in Passau nicht entstanden seien, dafür bürgt auch die Thatsache, daß sie daselbst vor Bruschius noch nicht bekannt waren*). Staindel, der Passauer Chronist gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte noch keine Kenntniß davon. Bald darauf wurden sie durch Bruschius in Passau eingeführt. Von da an behaupteten sie ihre Herrschaft bis zur Gegenwart in einem Grade, daß sich selbst ein sonst so kritischer Gelehrter wie Dümmler von ihren Prätensionen hinreißen ließ. Die Geschichte Passau's im 13. Jahrhundert wird eine ziemlich veränderte Gestalt bekommen, wenn die Autorität dieser Annalen, welche seit Hund in so großem Ansehen standen, derjenigen der Urkunden wieder weichen muß.

Nach meiner Ansicht ist die Geburtsstätte dieser annales patavienses in Oesterreich zu suchen, in der Abtei Kremsmünster. Dort tauchen plötzlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts Bischofskataloge von Passau auf, in denen Konrad, dux poloniae, bereits als Bischof von Passau mit 15monatlicher Regierungszeit sich findet. In Passau selbst hätte man auch um diese Zeit, also wenige Decennien nach Rudiger's Regierung, mit einem solchen Kataloge kaum Glauben gefunden, da dort noch Leute leben mußten, welche die Bischöfe Rudiger, Berthold und Otto gesehen und persönlich gekannt hatten; und ein Gleiches gilt von den falschen Angaben über Albert den Böhmen, von der Verwechslung Berthold's mit Gebhard. Anders war es in Kremsmünster. In diesem Stifte war, in Folge der Nachlässigkeit einiger Aebte, besonders aber in Folge der Wirren welche durch das Aussterben der Babenberger, das Interregnum und die Kämpfe um den Besitz

*) Schreitwein hat wahrscheinlich nie in Passau gelebt, sondern in Oesterreich.

des Landes herbeigeführt wurden, Alles in Unordnung und Verfall gerathen. Die Reihenfolge der Aebte, das Urbarium, das Verzeichniß der zum Kloster gehörigen Güter waren verloren gegangen. Abt Friedrich von Aich 1273—1326 suchte den alten Glanz des Stiftes wieder herzustellen und beauftragte einen Mönch Sigimar, ein Verzeichniß der zum Kloster gehörigen Besitzungen und die Reihenfolge der Aebte wieder herzustellen. Sigimar that noch mehr, er fertigte auch ein Verzeichniß der Regenten Bayerns und der Bischöfe von Passau an, in welch letzterem bereits Konrad als Bischof figurirt: Chonradus dux polonononiae (statt poloniae) electus sedit Palavie annum I, menses III, et postmodum duxit uxorem*). Dieß ist das erste historische Dokument für Konrad und dieß findet sich eben in Kremsmünster. Es ist zu bemerken, daß der Zeit- und Ordensgenosse des Sigimar, Bernardus Noricus ein chronicon chremifanense verfaßte, in welchem Konrad bloß 12 Monate Regierungszeit beigelegt werden, ein Beweis wie wenig sicher man in Kremsmünster in den Angaben war. Die schriftlichen Dokumente, die urkundlichen Aufzeichnungen waren eben verloren gegangen, so daß Sigimar und seine Collegen sich gezwungen sahen, zu den Traditionen, den Ueberlieferungen des Volksmundes Zuflucht zu nehmen**). Es dürfte die Behauptung kaum zu kühn seyn, daß in dieser Periode historischer Thätigkeit in Kremsmünster auch die annales patavienses entstanden seien. Vielleicht legte man dabei ältere aus Passau entlehnte Bischofskataloge zu Grunde, wie ein solcher bis Bischof Altmann reichend von Rauch***) unter den Sammlungen des

---

*) Rauch. script. II, 343. Rauch führt alle historischen Sammlungen aus Kremsmünster unter dem Titel: opuscula Bernardi Norici auf. Vergl. dagegen Hansiz und Dümmler p. 135.

**) Vgl. Rauch in der Vorrede zur Ausgabe der opuscula Bernardi Norici.

***) l. c. II. 356—59.

Bernardus Noricus mitgetheilt wurde. Soviel ist wenigstens gewiß, daß die Werke der Annalisten in Kremsmünster den annales patavienses sehr viel homogenes enthalten, eine Menge von Halbwahrem, Unrichtigem, von Fabeln und Märchen.

Was die Benützung der Passauer Annalen betrifft, kann ich mir eine Bemerkung nicht versagen. Ich habe schon erwähnt, daß Bruschius und Hund sie fleißig benützt haben, letzterer schon deßhalb weil er sie für eine der besten und wichtigsten Quellen betrachtete*). Es ist darum klar, daß beide, die nämliche dritte Quelle benützend, oft wörtlich miteinander übereinstimmen. Dieß hat in neuerer Zeit dem fleißigen Sammler Hund den Vorwurf zugezogen, er hätte nur zu oft den Bruschius wörtlich ausgeschrieben. Blumberger und Dümmler klagten ihn eines förmlichen Plagiats an Bruschius an. Mit Unrecht. Denn Hund erwähnt jederzeit, daß er diese oder jene Angabe, die er mit Bruschius gemein hat, aus den annales patavienses entlehnt habe. Will man nun Hund nicht absichtlicher Täuschung und des Betruges zeihen, so wird man die Uebereinstimmung beider einfach dadurch erklären dürfen, daß sie beide aus gemeinsamer dritter Quelle schöpften, nämlich den Passauer Annalen, wie sie dieß auch öfter erwähnen. Schon der Umstand daß Hund aus den von ihm citirten annales patav. öfters Urkunden ihrem Wortlaut nach anführt, während Bruschius bloß darüber referirt, müßte jeden Zweifel an der selbstständigen Benützung derselben verscheuchen. Dieser Vorwurf ging eben nur aus einer oberflächlichen Kenntniß der Passauer Annalen hervor und beweist wieder, was selbst anerkannten Gelehrten alles begegnen könne!

Auch einer Ansicht Böhmer's muß ich Erwähnung thun, weil sie mir gleichfalls ganz unrichtig zu seyn scheint. Böhmer**) glaubt nämlich, daß von Albert dem Böhmen

*) Metrop. I, 190.

**) Kaiserregesten 1198—1256, Einleitung p. LXIX.

außer seinen Missivbüchern noch andere Reliquien existirt haben müssen, die uns verloren gegangen. Dieß zeigen, meint er, nicht bloß die Ausführungen Aventin's in seinen Annalen und in einem von Höfler in der Bibliothek des liter. Vereins 16, 153 ff. mitgetheilten Bruchstück desselben über Bischof Rudiger, sondern schon die frühesten Benutzungen der Reliquien Alberts in Schreitwein catalog. episc. patav. apud Rauch 2, 499.

Was das von Höfler mitgetheilte Bruchstück anbelangt, so stimmt es ad verbum überein mit Bruschius l. c. p. 184—196. Möglich daß Aventin (falls das Bruchstück von ihm überhaupt herrührt) dieses Bruchstück aus den Passauer Annalen entlehnte, aber von Reliquien Alberts ist darin keine Spur zu finden. Es ist vielmehr eine werthlose Compilation, einiges Wahre, aber noch mehr Falsches enthaltend. Daß Auffassung und Latinität für die Autorschaft Aventin's sprächen, diese Behauptung Böhmer's erscheint als falsch, nachdem feststeht, daß das Bruchstück schon vor Aventin bei Bruschius sich findet. Auch Schreitwein lagen keine uns unbekannte Reliquien Alberts des Böhmen vor, sondern eben nur die Passauer Annalen. Da er diese nicht kritisch zu benützen verstand, so trägt sein catalogus episc. patav. offen das Gepräge einer rohen Compilation an sich, in welcher die größten Widersprüche unvermittelt sich aneinander reihen. Das wirklich Historische an der umfangreichen Arbeit Schreitwein's ließe sich auf wenige Blätter reduciren.

Fasse ich die Resultate der bisherigen Forschung in wenigen Sätzen kurz zusammen, so kann ich behaupten:

1) Auf Rudiger folgte unmittelbar Bischof Berthold; ein Bischof Konrad II., dux Poloniae, hat nie existirt. Die Quelle auf deren einzige Autorität hin man die Existenz dieses Konrad bisher behauptete, nämlich die

2) Annales patavienses sind eine werthlose Compilation. Wo und wann sie entstanden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten; manche Umstände weisen auf Kremsmünster als Ort der Abfassung. Nur so viel ist gewiß, daß sie

nicht in Passau entstanden, am allerwenigsten unter Bischof Otto.

Dieß die Resultate. Um zu einem befriedigenden Abschluß zu kommen, ist aber noch eine Frage zu erörtern, die Frage nämlich: Wie kam man zu der Annahme eines Bischofs Konrad II.? Ist sie gänzlich aus der Luft gegriffen, oder hat sie vielleicht einen historischen Hintergrund?

III. Entstehung der Fabel eines Bischof Konrad II.

Wie in der Natur so gibt es auch in der Geschichte Räthsel, die entziffern zu wollen Thorheit seyn würde. Nicht für alles und jedes läßt sich Grund, Veranlassung und Zweck mehr eruiren; geschieht es dennoch, so ereignet es sich nur zu oft, daß etwas Fremdartiges in die Geschichte hineingetragen wird. Ich gestehe offen, daß es mir nicht möglich war ein bestimmtes, über alle Zweifel erhabenes Resultat zu erlangen, aber wie bei den Passauer Annalen überhaupt, so drängten sich mir auch in dieser Frage Vermuthungen auf die, weil sie sich auf historische Anhaltspunkte stützen, ich hier mittheilen will.

Der Gedanke an eine absichtliche Erdichtung muß nach meiner Ansicht abgewiesen werden, schon aus dem Grunde weil absolut nicht abzusehen ist, welchen Zweck eine solche Fälschung der Wahrheit gehabt haben sollte. Ich glaube mit Grund annehmen zu dürfen, daß zufällige Umstände Veranlassung dazu gaben.

Bekanntlich bestand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Speyer eine Diplomatenschule, deren Stifter der 1224 als Reichskanzler verstorbene Bischof Konrad von Speyer war*). Aus dieser Schule gingen viele Prälaten

*) Vergl. über ihn Böhmer, Regesten 1198 — 1256, Einleitung p. XLIX. Dazu Fontes II. 195, Anmerkung.

hervor, welche als Agenten des Papstes oder des Kaisers verwendet wurden. Einer von diesen, Propst Konrad von St. Guido wurde 1249 nach Oesterreich gesandt, um dort die päpstlichen Interessen im Kampfe gegen Kaiser Friedrich II. zu vertreten *). Dieser nämliche Konrad, Propst von S. Guido in Speyer, war ein halbes Jahr früher dem damals noch lebenden Erzbischof Siegfried III. von Mainz dringend empfohlen worden mit dem gemessenen Befehle, demselben bei nächster Gelegenheit ein deutsches Bisthum zu verschaffen **).

Konrad scheint mit bestimmten Aussichten auf den Bischofsstuhl in Passau nach Oesterreich gegangen zu seyn (ganz Oesterreich gehörte ja damals zu Passau) und ich zweifle nicht, daß derselbe Mann der sich die Anwartschaft auf das nächst erledigte Bisthum zu verschaffen gewußt hatte, auch alle Hebel anwandte um Bischof von Passau zu werden. Er trat in der That sehr selbstherrisch in Oesterreich auf, ignorirte die bischöfliche Autorität in Passau förmlich und setzte auf einem Tage zu Neustadt bei Wien kraft eigener Machtvollkommenheit als päpstlicher Agent den Pfarrer von Wien ab, verbot jede Cumulation von Pfründen ***) und schärfte die alte Constitution ein, daß kein Unehelicher (namentlich nicht Söhne von Geistlichen) zu kirchlichen Würden

*) Boehmer fontes II. 196: anno domini 1249 Cunradus praepositus S. Widonis dictus de Steinach iter arripuit in Austriam eundi in die omnium Sanctorum, ubi functus est legationis officio.

**) Bibliothek des literarischen Vereins 16, 179: cum dilectus filius Conradus prepositus ecclesie S. Guidonis Spirensis sue devotionis et probitatis obtentu mereatur ab eadem sede apostolica honorari . . . mandamus quatenus eundem alicui ecclesie cathedrali de regno Alamannie, quam primum ad hoc facultas se obtulerit, in episcopum autoritate nostra preficias et pastorem.

***) Dadurch mußte er sich namentlich den Dekan Albert den Böhmen zum Feinde machen, da dieser gegen zwanzig Pfründen besaß.

und Pfründen zugelassen werden dürfe. Sein Dekret von Neustadt ist ein förmliches Reformdekret*). Aber trotz der Gunst die Konrad am päpstlichen Hofe genoß, wurde er bei Besetzung des Bischofsstuhles in Passau nicht berücksichtigt, weil das Domkapitel in Passau gegen denselben sich sträubte und bei dem päpstlichen Legaten Petrus Caputius dringend (cum instantia) um die Ernennung des Grafen Berthold von Peitingau und Sigmaringen bat**). Der päpstliche Legat hatte Grund das dringende Bittgesuch zu genehmigen und den Grafen Berthold nicht zu übergehen, weil er auf seinen Bruder, den Bischof Albert von Regensburg, einen eifrigen Anhänger der päpstlichen Sache Rücksicht nehmen mußte.

Wie Propst Konrad zum neuen Bischofe von Passau sich stellte, darüber herrscht großes Dunkel. Wir besitzen nur noch eine kurze Inhaltsangabe eines Briefes Alberts des Böhmen, welche einige Anhaltspunkte gewährt. Bald nach der Confirmation des Bischofs Berthold schickte nämlich Albert von Donaustauf aus ein Schreiben an den Abt des Schottenklosters in Wien mit dem Auftrage die Vollmachten des Propstes Konrad von St. Guido als päpstlichen Legaten für erloschen zu erklären, alle Güter die er an sich gerissen, ihm wieder abnehmen und ihn nöthigenfalls in den Kerker werfen zu lassen, wenn er sich nicht fügen wolle***). Leider ist der Wortlaut des Briefes nicht bekannt, aber so viel geht

*) Es ist datirt vom 19. April 1250, abgedruckt in den Mon. boic. 29, 370.

**) Mon. boic. 29, 373

***) Bibliothek des literarischen Vereins 16, 137: in die beati Jacobi indictione VIII. de castro Tumstorff misimus litteras in Austriam abbati Scotorum in Wienna per Gerhobum abbatem de Vormbach, ut revocet et infirmet legationem prepositi S. Guidonis Spirensis, mandantes districte, ut et bona ipsius capiat quae extorsit, et si prexpedierit brachio seculari carcer deputetur.

schon aus der kurzen Inhaltsangabe hervor, daß Konrad in schweren Conflikt mit dem Kapitel in Passau gerathen war, daß er sich auch die Ungnade des päpstlichen Stuhles zugezogen haben mußte, weil ihm die Befugnisse eines Legaten abgenommen wurden. Wahrscheinlich hatte Konrad, sich schon als künftigen Bischof betrachtend, von den Gütern der Kirche Passau's in Oesterreich Besitz ergriffen und sich dadurch den Zorn des Kapitels in Passau und die Ungnade des päpstlichen Stuhles zugezogen. Darauf wenigstens scheinen die Worte: bona quae extorsit, hinzubeuten.

Von da an verschwindet Konrad in der Geschichte, wenigstens ist mir nichts mehr von ihm bekannt. Sein Auftreten in Oesterreich mochte aber Veranlassung genug gewesen seyn, daß das Volk in ihm einen Bischof sah. Der Volksmund, der immer sagenbildend ist und nach Abenteuerlichem hascht, mochte die weitere Ausschmückung allmählig von selbst bilden *). Aus dem Volksmunde aber schöpften, wie wir gesehen haben, die Chronisten von Kremsmünster, wo zuerst die Sage von einem Bischof Konrad von Passau, einem dux poloniae, auftauchte.

*) Vielleicht wurde Konrad vom Böhmenkönig in seiner Opposition gegen das Kapitel in Passau unterstützt, so daß die Sage ihn zu einem Neffen desselben machte?

Georg Ratzinger.

LIX.

Herr Lukas über das Wesen der Presse.

Herr Lukas — ein seit kurzer Zeit sehr bekannt gewordener Name — hat großen Lärm verursacht durch sein hier in Rede stehendes Buch *). Und zwar mehr in der sogenannten „guten Presse“ als in der schlechten, die sich am einfachsten durch Ignorirung vertheidigt. Man muß auch Herrn Lukas zugestehen, daß er den Dingen höchst ungenirt auf den Grund geht, unbekümmert darum wie hart er dabei wohlmeinende Lieblingsansichten und gutmüthige Voreingenommenheiten verletze oder nicht. So hat er es schon mit seinem „Schulzwang“ gemacht, und fast mehr noch wandelt er mit seinem vorliegenden Buche auf dem Wege der rücksichtslosesten Kritik. Aber es ist keine Nergelei sondern ein frisches, schneidendes Wort das der Verfasser in die Tages-Nebel der Unklarheit hineinspricht, und will man ihn nur unbefangen auffassen und nicht mißverstehen, so muß man ihm im Wesen der Sache doch auch dießmal wieder Recht geben.

Was haben wir nicht seit Jahren schon singen und

*) Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung, von Joseph Lukas 2. Aufl. Regensburg, Pustet. 1867.

sagen hören über den Satz, daß wir durch Hebung und Förderung der „guten Presse“ die Gegner der Kirche und der Gesellschaft mit ihren eigenen Waffen schlagen und das von der schlechten Presse verbreitete Gift paralysiren müßten. Herr Lukas sagt nun: ganz vergebliches Bemühen! Er sagt nicht, daß wir somit unsere Flinte in's Korn werfen und auch die Posten die wir auf dem Gebiet der Tagesliteratur noch innehaben, aufgeben sollten. Herr Lukas weiß sehr wohl, daß ohne die bisherigen Bemühungen der guten Presse, und wenn eine solche überhaupt nicht bestünde, aller Wahrscheinlichkeit nach sein eigenes Buch nicht vor die Oeffentlichkeit getreten wäre. Aber er warnt vor Verkennung und oberflächlicher Auffassung der furchtbaren feindlichen Macht, die allen Freunden der göttlichen Ordnung auf der Welt in der eigentlich so genannten Tagespresse gegenübersteht. „Die Presse, wie sie sich heutzutage ausgewachsen hat, ist ein großes Uebel; unsere katholische Presse ist etwas Gutes, weil sie das kleinere Uebel ist. Sie gleicht der Nothwehr, die an sich auch ein Uebel, aber gegebenen Falls sehr gut und sehr nothwendig ist.“

Es ist eine bekannte Phrase, daß die freie Presse die beste Bildungsschule der Völker sei und daß auch der heftigste Kampf der entgegengesetzten Meinungen schließlich nur zum Guten führe, zur selbstständigen Befreiung der Geister durch die Wahrheit. Im Grunde ruht diese Anschauung auf einer einfachen Uebertragung der Theorien des ökonomischen Liberalismus auf die Frage von der Presse. Die Manchester Schule behauptet, daß die freie Concurrenz nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage den normalen Zustand des Erwerbslebens in der Gesellschaft bilde. Die Thatsachen haben aber bewiesen, daß dieser national-ökonomische Grundsatz falsch ist. Denn unter der Allgewalt jenes angeblichen Naturgesetzes ist der Zustand der Gesellschaft immer anormaler geworden, und eben jetzt erscheint er von Tag zu Tag unhaltbarer.

Ebenso ist es mit der Presse. Was die Uebermacht des

Capitals auf dem Gebiet des Erwerbslebens ist, das ist der Reiz des Bösen auf dem Gebiet der Presse. Die Bedingungen des Wettkampfes sind hier so ungleich wie dort. Der arme Mann mit der bloßen Kraft seiner gesunden Arme kämpft vergeblich gegen die erdrückende Herrschaft des Capitals, und ebenso wenig ist die einfache Darlegung der Wahrheit in den christlichen Blättern dem Pandämonium der ungebändigten Leidenschaften gewachsen, welche sich in der heutigen, der eigentlich modernen Presse concentriren.

Hr. Molitor, der geistreiche Domherr von Speyer, hat vor Kurzem einen enthusiasmirenden Aufruf erlassen: „Auf, gründen wir eine Großmacht der guten Presse! es bedarf der Kräfte, aber wir haben sie!" Herr Lukas erwidert darauf: „Unsere Hülfsmittel gegen die Verheerungen der Presse sind gar klein beieinander. Ein Radikalmittel gibt es durchaus nicht. Wenn dem Herrn Domcapitular Molitor sofort 50 Millionen Gulden zur Verfügung gestellt würden, und er würde damit alle bestehenden Blätter Deutschlands aufkaufen, das Redaktionspersonal conservativ instruiren, die Tendenz katholisiren — in kurzer Zeit würden fast alle diese Blätter einschrumpfen und neue Titel würden die alten Tendenzen wieder in unzähligen Journalen verbreiten. Die Zeitungen befriedigen ja nur die Nachfrage!" Hat Herr Lukas recht oder nicht? Ich glaube, daß ihm wohl oder übel Jedermann wird recht geben müssen. Ja, es ist so; und es bliebe auch dann so, wenn unserm literarischen Bestreben die materiellen und geistigen Kräfte in so reichem Maße zu Gebote stünden, als es erfahrungsmäßig nicht der Fall ist.

Das Uebel muß also tiefer liegen, und es liegt in der That in der modernen Gestaltung der Gesellschaft selber. Die sogenannte gute Presse, auch wenn sie mehr oder weniger liberal in der Wolle gefärbt ist, muß doch immer das Princip der Autorität vertreten, sie muß eine an die höhere und übernatürliche Ordnung gebundene Gestaltung der Societät fordern und vertheidigen. Gerade das ist es aber wogegen die

moderne Gesellschaft sich empört hat. Die sogenannte gute Presse muß ihr daher unter allen Umständen antipathisch seyn. Unsere Presse hat nur ein williges Publikum, soweit es noch Leute gibt die sich des Geistes der modernen Civilisation zu erwehren suchen; aber diese Leute werden zusehends weniger, und eines umgestaltenden Einflusses auf die moderne Gesellschaft selber darf sich unsere Presse keineswegs getrösten. Es gibt hier gar keinen Anknüpfungspunkt mehr für sie. In diesem Sinne sagt Hr. Lukas ganz richtig: „Wir haben nicht viel mehr Katholiken als unsere Blätter Abonnenten zählen ... Wenn die katholischen Blätter auf diejenigen Abonnenten angewiesen wären, die sie selber zu überzeugungstreuen Männern herangebildet oder bekehrt haben, so dürften sie sich der süßen Gewohnheit des Daseyns füglich entschlagen."

Die gesammte moderne Civilisation strebt dahin die menschliche Societät unabhängig von den Regeln und Geboten einer höhern Ordnung zu gestalten, bloß nach rein natürlich und vermeintlich vernünftigen Gesetzen, nach sogenannten Naturgesetzen. Hr. Lukas bezeichnet diesen zeitgeistigen Zug nach völliger Entgöttlichung der Welt als die Tendenz der „Volkssouverainetät", und ich habe gegen diese Benennung nichts einzuwenden, sobald sie nur in jenem tiefern und nicht bloß im engern politischen Sinne verstanden wird. Der persönliche Gott als oberster Regent der Welt durch seine Offenbarung — verträgt sich mit einer demokratischen Republik, aber er verträgt sich nicht mit einer Gesellschaft, die keinen andern Herrn und Meister kennt als den endlichen Willen. Das Organ dieser Gesellschaft aber, ihr Schöpfer und ihre Creatur zugleich, ist unsere zeitgenössische Presse. Deßhalb ist es auch in noch höherm Sinne als bloß im politischen wahr, wenn Hr. Lukas sagt: „Unsere Presse ist von Natur aus, ihrem Princip gemäß autoritätswidrig, auflösend und darum kann ihr Resultat nur Umsturz seyn."

„Man kann sagen, das Literatenthum in Deutschland

ist erst beiläufig vierzig Jahre alt. Denn solange mag es ungefähr her seyn, daß eine ganze zahlreiche Classe von Gebildeten die Schriftstellerei als Basis einer materiellen Existenz aufzufassen begann." So sagt Hr. Lukas. Aber warum bildete sich eben damals bei uns ein förmlicher Stand von Literaten, dessen herrschende Classe hinwiederum das spekulirende Judenthum wurde? Antwort: weil von jener Zeit an der Staat aufhörte die christliche Societät zu vertheidigen, und weil die eindringende moderne Gesellschaft in der Person ihrer Repräsentanten, nämlich der Bourgeoisie, ihre Landsknechte reichlich zu lohnen versprach. Und sie hat wirklich ihre literarischen Landsknechte, wenigstens die Hauptleute und die Werber, sehr reichlich belohnt, wie Hr. Lukas mit Zahlen nachweist.

In demselben Maße ist denn auch der Geist aus der Zeitungswelt mehr und mehr verschwunden und die platte Handwerksmäßigkeit eingezogen. Man vergleiche nur selbst Blätter wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung" in früheren Jahrgängen mit den jetzigen, und man wird bemerken, welcher Unterschied ist zwischen der ehemaligen Freithätigkeit begabter Männer und der heutigen Lohnschreiberei der Bedienten der Bourgeoisie.

Am meisten mag der Verfasser mit der Behauptung angestoßen haben, daß auch die sogenannte gute Presse sich nicht ganz frei halten könne von der Krankheit des allgemeinen Preßgeistes. „Kein katholisches Journal wird sich mit Bewußtseyn im Kampfe zwischen Geld und Moral auf die Seite des ungerechten Mammon schlagen; allein ganz rein vom allgemeinen Verderben vermögen selbst sie sich nicht zu erhalten . . . Auch sie müssen ihren Rohstoff großentheils in vergiftetem Zustande beziehen, und dieser wird im modernen Zeitungswesen nicht im Redaktionsbureau, sondern im Herzen der Leser zur Gährung und Klärung gebracht." Der Verfasser glaubt ferner, daß auch die katholische Journalistik nothgebrungen schon die falsche Basis mit dem allge-

meinen Preßwesen theile. „Das katholische Preßwesen siecht an einem innern Fehler dahin, das fühlt Jedermann. Es will nicht gedeihen trotz aller Pflege; es ist wie ein kränkelndes Kind mit dem verhängnißvollen blauen Aederchen über die Nase. Andere meinen Mangel an Nahrung sei Schuld daran, ich aber vermuthe einen organischen Fehler. Die moderne Presse steht auf dem Boden der Volkssouverainetät. Die katholische Tagespresse kämpft nun auf demselben Terrain für die legitime Autorität. Ein solcher Kampf glänzt durch die Ironie des Widerspruchs zwischen Zweck und Mittel." Endlich läßt der Verfasser noch den Vorwurf laut werden, daß auch die gute Presse sich manchmal zu viel auf sich selber einbilde und sich wohl gar an die Stelle göttlich verordneter Mittel in der Kirche denke.

Es ist nicht zu läugnen, daß die katholische Presse von den aufgezählten Gefahren wirklich bedroht ist und denselben auch in dem Maße unterliegt, als sie bis zu einem gewissen Grade die Ideen des modernen Liberalismus in sich aufnehmen zu können glaubt, ohne dem kirchlichen Princip zu nahe zu treten. Im Falle dieser verhängnißvollen Täuschung müssen die fraglichen Blätter nothwendig in eine schiefe Stellung zur Kirche selbst gerathen. Der Verfasser hätte sich aber etwas deutlicher aussprechen sollen, um zu verhindern daß man unter dem von ihm desavouirten Princip der „Volkssouverainetät" nicht etwa die politische Freisinnigkeit verstehe, anstatt der Umkehr aller göttlichen Ordnung in der Gesellschaft, die Entgöttlichung der Societät.

Der Verfasser will mit Einem Worte, daß die geistige Leitung der Völker in allweg von oben durch die Autorität mit den ihr entsprechenden Mitteln stattfinde, und nicht von unten durch die öffentliche Meinung des endlichen Willens. Wer möchte ihm auch widersprechen, wenn er sagt: „Nichts kann bezeichnender seyn für den Verstand des modernen Staats, als daß er den allereinflußreichsten Lehrstuhl, den der Presse, vogelfrei gibt, während er es für das wichtigste

Kronrecht erklärt Meßner und Trivialschulmeister selbst anzustellen und zwar erst nach strenger staatlicher Prüfung. Der moderne Staat prüft die Veterinäre, Bader, Hebammen, Apotheker, Aerzte 2c., die Seelen seiner Bürger aber überläßt er jedem Quacksalber und Giftmischer . . . Wenigstens zum Redigiren eines Blattes sollten durchaus nur Männer zugelassen werden, deren politische Bildung, gesellschaftliche Stellung oder publicistische Vergangenheit eine gewisse Garantie ihrer Fähigkeit darbieten . . . Im Namen der Denk- und Preßfreiheit soll man die Religion verhöhnen, die Sitte beleidigen, die Moral beohrfeigen dürfen. Wo eine solche Preßfreiheit gestattet ist, da hat die Gesellschaft auf die Zukunft verzichtet. Die Menschheit hat das Recht regiert zu werden."

Man braucht nicht einmal etwa der katholischen Partei anzugehören, um die baare Wahrheit dieser Sätze anzuerkennen. Die Entartung der Presse tritt in ihren schmutzigen Ausläufern, die am unmittelbarsten auf das gemeine Volk berechnet sind, so grell zu Tage, daß jeder ehrlich Denkende sich darüber entsetzen muß und wirklich darüber entsetzt. Aber wie helfen? Herr Lukas verwahrt sich feierlich gegen den Gedanken an Wiedereinführung der Censur. „Die Censur wäre vollkommen berechtigt, wenn die Engel als Censoren fungiren wollten." Wie könnte aber irgend Jemand von der willkürlichen Gewalt der Polizei Wirkungen erwarten, welche auch die besten Preßgesetze nicht mehr zu leisten vermögen? „Was sollen Preßgesetze in den Händen einer vergifteten Bureaukratie oder eines aus angesteckten Ständen zusammengelesenen Geschwornengerichts? . . . Die Macht der Presse ist bereits so groß geworden, daß sie selbst den Richterstand mitunter terrorisirt. Bei den Geschwornengerichten ist das eingestandenermaßen der Fall."

Herr Lukas zieht somit seine Schlußbilanz: „Wir bewegen uns eben in einem verzweiflungsvollen Cirkel. Der Unglaube erzeugt die schlechte Schule, diese erzeugt die Be-

amten und Literaten, diese erzeugen wieder die Presse, und die Presse erzeugt wieder den Unglauben."

„Die Menschheit hat das Recht regiert zu werden", aber der Staat vermag es nicht mehr die Menschheit oder, wie wir lieber sagen, die Gesellschaft zu regieren. In diesem einfachen Satze liegt das ganze Geheimniß unserer desperaten Preßzustände begraben. Seitdem der Staat, der principiellen Anforderung des modernen Liberalismus nachkommend, aufgehört hat eine positiv-christliche Institution zu seyn, hat er selber jede Richtschnur zur geistigen Leitung der Gesellschaft verloren. Die moderne Gesellschaft hat damit erreicht was sie wollte, sie hat sich vom Staat wie von jeder höhern Ordnung emancipirt; sie ist meisterlos geworden, und nach den in ihr liegenden angeblichen Naturgesetzen sich bewegend, schreibt sie nun dem Staat selber Gesetze vor, nicht umgekehrt. Das Organ aber wodurch die moderne Gesellschaft dem Staat ihre Gesetze vorschreibt, ist eben die — moderne Presse.

Daraus ergibt sich, daß es allerdings ein ganz vergebliches Bemühen ist, dem Grundverderben unserer Preßzustände durch irgendwelche von außen kommende Mittel abhelfen zu wollen. Die Gesellschaft muß anders werden, dann werden wir auch eine andere Presse haben, eher nicht. Andererseits gehört aber auch die auf's Höchste gestiegene Preßpest mit zu den hervorragenden Symptomen der untergehenden Weltperiode, Symptome die sich täglich mehr häufen und verstärken. Wie und wann es anders werden wird, das wissen wir nicht; aber es wird anders werden!

Herr Lukas hat sich erhoben über das gewöhnliche Maß unserer Tagesschriftsteller. Er kennt keine Rücksicht und keine Nachsicht; man darf aber auch in der That nicht an jedem Häckchen hängen bleiben, wenn man den Dingen auf den Grund sehen will. Herrn Lukas gebührt das Verdienst, auf seinem durchreißenden Wege die Preßfrage als einen integrirenden Theil der großen socialen Frage unwidersprechlich nachgewiesen zu haben.

LX.

Neuere Novellistik.

Lewald: Anna. — C. von Bolanden: die Hochzeit von Magdeburg. — Novellen von Baronin Elisabeth von Grotthuß.

Die Büchertische füllen sich und namentlich die schöne Literatur wächst an; man merkt es, Weihnachten rückt nahe. Wir greifen für heute nur ein paar Schriften aus der novellistischen Gattung, der gesuchtesten von allen, zur flüchtigen Signalisirung heraus.

Lewald, der immer thätige Veteran, ist wieder pünktlich mit seiner poetischen Gabe erschienen*). Er hat sich dießmal auf ein engeres Feld beschränkt und ein ganz eigenthümliches Thema ausgeführt. Anna, die Titelheldin, ist eine Blinde. Das innere Leben einer seit ihrem vierzehnten Jahre erblindeten edlen feingebildeten Frau inmitten einer von mannigfachen Interessen belebten Gesellschaft ist an sich schon ein anziehender Gegenstand für die dichterische Phantasie. Hier ist nun ein solches Wesen in den Mittel- und Angelpunkt der kleinen Geschichte gestellt, eine Dame die, ausgestattet

---

*) Anna. Von August Lewald. Mit einer Musikbeilage von Fanny von Hoffnaaß. Schaffhausen, Hurter 1868.

mit Anmuth, Geist und Herzensgüte, nicht nur ihr Unglück mit Milde und ruhiger Heiterkeit trägt, sondern auch der Schutzgeist des um sie lebenden Kreises wird, namentlich ihrer jugendlichen Freundin, der lebensfröhlichen aber durch ihre feurige Beweglichkeit unbesonnenen Jenny, in welcher übrigens eine sehr liebenswürdige Frauengestalt geschildert wird. Eine Blinde, welche die Sehenden erleuchtet: das ist in Kürze der sinnige Grundgedanke, das psychologische Problem, welches Lewald in dieser Novelle zur Lösung sich gestellt.

Die Geschichte spielt in Süddeutschland, an einem Badeort in der Nähe der Residenz; man könnte an Cannstatt denken. Die novellistische Verwicklung wird mit sehr einfachen Mitteln zusammengesetzt und die Handlung schleicht durch einen namhaften Theil der Geschichte ziemlich träge dahin, so daß eine tiefere Spannung kaum aufkommen kann, was seinen Hauptgrund übrigens nur darin hat, daß die in der Anlage gegebenen und wohl verwendbaren Motive in der Folge nicht mit der gehörigen Consequenz ausgenützt sind. Lewald suchte dießmal die Wirkung, wie es scheint, mehr in der feinen Ausmalung, in der Contrastirung geistiger Gegensätze. Die Erzählung bietet in einer schönen Sprache gute Charakterschilderungen und dazu jene klaren anschaulichen Beschreibungen, wie man sie von Lewald kennt. Auch an treffend eingestreuten Bemerkungen, an flüchtigen Streiflichtern fehlt es wie gewöhnlich nicht. Bemerkenswerth ist, daß ein so welterfahrner Theaterpraktikus sich gegen die Verbreitung des Liebhabertheaters erklärt. Er läßt sich darüber mehrfach aus, wir führen nur die kurze Stelle an: „In einer Zeit socialer Zersetzung, wo der Begriff der Sitte so sehr schwankend geworden, ist es wahrhaft gefährlich, dem Theater in solcher Weise einen Platz in der Gesellschaft anzuweisen, auf dem aus Zuschauern Schauspieler werden" (S. 156). Die eigentliche Intrigue der Handlung ist gerade auf diese Modeliebhaberei gebaut. Der Schluß ist sinnig und mild, und die kleine Geschichte verklingt in friedlichen Weihnachts-

Akkorden aus. Als Weihnachtsbuch wird denn auch dieses von religiösem Athem beseelte, auf Frauenherzen berechnete poetische Seelengemälde wohl seinen Platz ausfüllen. Dem entspricht dazu ganz der äußere Rahmen dieses Bildes, eine in mehrfacher Beziehung originelle Ausstattung: Schrift mit lateinischen Lettern, colorirter Blumentitel, blankes Widmungsblatt, Musikbeilage — Alles in seltener Eleganz. —

Neben Lewald hat sich auch der auffallend rasch arbeitende Conrad von Bolanden wieder mit einem neuen historischen Romane eingefunden*). Nachdem er in seinem zuletzt vorausgegangenen Novellen-Cyklus die Zeit Friedrichs II. von Preußen bearbeitet, ist er dießmal um ein Jahrhundert weiter zurückgegangen, indem er die Zeit des 30jährigen Krieges und speciell den Einbruch des schwedischen Usurpators in das deutsche Reich zum Vorwurf novellistischer Schilderungen auserselen hat. Es scheint ein voluminöser Roman zu werden. Die bis jetzt erschienenen zwei Bände behandeln nur das Vorspiel bis zum verhängnißvollen Untergange Magdeburgs.

Man kennt die in allen Produkten dieses Autors bestimmt hervortretende Tendenz, welche gegen die volkvergiftende Geschichtslüge gerichtet, die Popularisirung richtig gestellter historischer Wahrheiten auf dem Wege des Romans anstrebt, und zwar hauptsächlich auf jenen Gebieten deutscher Geschichte, wo die historische Falschmünzerei bisher mit besonderer Vorliebe und nur allzulange unbelästigt mit so großem Erfolg gearbeitet hat. Eine solche mit allen Mitteln der Verläumdung und Entstellung einerseits und falscher Glorificirung andererseits bearbeitete Domäne war in eminenter Weise der 30jährige Krieg mit seinen beiden vornehmsten Persönlichkeiten Tilly und Gustav Adolf, bis die unparteiische Forschung endlich in den letzten Jahrzehnten auch

*) Gustav Adolf. Historischer Roman von C. v. Bolanden. I. und II. Band: Die Hochzeit von Magdeburg. Mainz Kirchheim 1867.

hier den künstlichen Mythus enthüllt und die reine ehrliche Wahrheit unanfechtbar an's Licht gestellt hat, Dank den Untersuchungen eines Gfrörer, Bensen, Klopp, Villermont und Anderer. Aber in die Masse ist diese Wahrheit noch keineswegs überall gedrungen. Das schwedisch-protestantische Dogma von der Zerstörung Magdeburgs ist noch lange nicht ausgerottet, und daß der Nimbus des Helden von Mitternacht nicht ganz erbleiche, dafür sorgt der Gustav-Adolf-Verein mit seinen Partisanen. Unter solchen Umständen hat ein Unternehmen wie das von Bolanden seine natürliche Berechtigung.

Die Darstellungsweise des Verfassers ist bekannt. Er schildert die geschichtlichen Vorgänge mit drastischer Kraft und Anschaulichkeit, und die historischen Figuren, das Charakterbild des edlen Tilly, die Heldengestalt des Telamoniers Pappenheim sind wahrheitsgetreu und ansprechend gezeichnet. Aber die eigentliche poetische Erfindung, wenigstens in diesen zwei ersten Bänden, ist erstaunlich gering. Das romantische Gewebe wird durch das Liebesband eines jungen adeligen Paares von entgegengesetzter politischer Gesinnung geschlungen, des deutschen Grafen Ulrich von Düben der im Dienste Gustav Adolfs steht, und der Gräfin Jutta von Seeburg die als beherztes patriotisches Sachsenmädchen jenen für die deutsche Reichssache zu gewinnen sich bemüht. Dieses Band ist aber so locker gehalten, daß es sich in der Mitte der Erzählung fast gänzlich verliert.

Das wirksamste poetische Element liegt freilich in den historischen Vorgängen selber; der Untergang Magdeburgs ist in seinem thatsächlichen Verlauf, auch ohne jegliche dichterische Zuthat, die großartigste Tragödie. Die Erzählung beginnt mit der Landung des Schwedenkönigs, schildert den Ueberfall Stettins, die Eroberung Neubrandenburgs durch die Kaiserlichen, die schwedischen Gräuel zu Frankfurt an der Oder, und rollt sich endlich zu der furchtbaren Verwicklung und Katastrophe von Magdeburg zusammen. Die

Hauptquelle des Erzählers ist Klopp*). Die Argumentation des Historikers, daß Magdeburgs Fall die geheime Schuld des Schwedenkönigs selbst, die blutige Katastrophe von ihm mit kalter Berechnung eingeleitet war, als ein unentbehrliches Glied in der Kette seines Eroberungssystems und als eine flammende Predigt des Religionskriegs wie er ihn haben wollte — diese Auffassung hat der Erzähler völlig adoptirt und für seine Darstellung auf's fruchtbarste verwendet. Die Schilderung der Zustände in der übel berathenen Stadt, namentlich das Treiben der Brüder von der Dingebank, jenes organisirte Umsturzwesen einer Ochlokratie schlimmster Art, das die unglückliche herrliche Stadt zu so schrecklichem Falle bringen half, endlich die lebhafte Beschreibung von Magdeburgs Erstürmung, Brand und Untergang selbst ist das Bestgelungene im Buch und ist geschichtlich treu. —

Ein neuer Name begegnet uns in den aus Oesterreich kommenden Novellen der Frau Elisabeth von Grotthuß, welche durch ein empfehlendes Vorwort des Herrn Professor Dr. Kerschbaumer zu St. Pölten in die Leserwelt eingeführt werden**). Es sind vier aus dem Leben der Gegenwart gegriffene, im Umfang mäßige, leicht lesbare Geschichten, in

*) Der Verfasser hätte vielleicht besser gethan, in den meisten Fällen bei seinen Citaten sich auf diesen Autor zu beschränken. Das berühmte Tepler Manuscript, bekanntlich ein gleichzeitiges Diarium des Prämonstratensers Zacharias Bandhauer über die Magdeburger Vorgänge, das später in die Stiftsbibliothek des böhmischen Klosters Tepl kam und in den Histor.-polit. Blättern 1844 zuerst mitgetheilt wurde, kennt der Erzähler offenbar nur aus Klopp. Er citirt regelmäßig: „Tepler, Histor.-polit. Bl. XIV.", als ob er es hier mit einem sichern Autor Tepler zu thun hätte — Beweis genug, daß er dieses Aktenstück nicht aus der ersten Mittheilung kennt, sondern nur aus Klopps Citaten mißverständlich anzieht. Durch solche eilfertige Verstöße schadet er aber unnöthigerweise der Glaubwürdigkeit seiner eigenen Darstellung.

**) Novellen von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Wien, Verlag von Carl Sartori 1867. 1. Bdchen: Des Schullehrers Familie. — Wer Wind säet, wird Sturm ernten. 2. Bdchen: Die Geschichte der Großmutter. 3. Bdchen: Anna Rosenberg.

schlichtem Tone und fließender Sprache vorgetragen. Natürlich und wahr und von christlichem Geiste erfüllt, werden sie ohne Zweifel ihren Weg und manche offene Thüre finden.

„Des Schullehrers Familie“ bildet eine kleine Episode aus dem jüngstvergangenen Kriege, und wirft einige Schlaglichter auf das barbarische Verhalten einzelner preußischer Truppentheile bei der Invasion in Niederösterreich, die augenscheinlich auf thatsächlichen Erlebnissen beruhen. Nicht gleichmäßig gut und gelungen scheint uns die zweite Novelle „Wer Wind säet ꝛc.“, welche ein oft behandeltes Thema aus dem Gesellschaftsleben ausführt: Erbschleicherei, Verschuldung, Verbrechen. Recht ansprechend erzählt aber ist „die Geschichte der Großmutter“, in der ein frommer Sinn und ein warmes Gemüth pulsirt. — Die umfangreichste unter den vier Novellen ist Anna Rosenberg, eine Mädchengeschichte mit romanartigen Verwicklungen. Die Verfasserin bekundet hier ebensowohl Erfindungskraft als Talent in der Zeichnung einer aus verschiedenen Nationalitäten gemischten vornehmen Gesellschaft, und sie würde gewiß auch eine nachhaltigere Spannung erzielt haben, wenn sie sich nicht in der Form vergriffen hätte. Die Tagebuchform kann, episodisch angebracht, mitunter sehr vom Guten seyn, aber durch ein ganzes Buch fortgeführt, nur unterbrochen durch ergänzende Briefe, muß sie nothwendig ermüdend wirken; sie muß sich zersplittern und bei zu viel unbedeutendem Detail aufhalten und muß sich doch manche tiefere poetische Stimmung versagen. Wir bemerken dieß, weil wir bei der Erzählerin eine Vorliebe für diese Form wahrzunehmen glauben.

Die begabte Verfasserin besitzt guten Blick, poetisches Gefühl und Beobachtungsgabe, und so haben wir aus ihrer Feder vielleicht noch manches anziehende Bild aus dem österreichischen Volks- und Gesellschaftsleben zu erwarten. Möge sie ihr Talent gerade diesem heimischen Boden zugewendet erhalten und zu größeren Compositionen verwerthen.

LXI.

W. Molitor's Weihnachtstraum.

Ein Festspiel. Mit Holzschnitten von F. Joerdens, nach Zeichnungen von E. Steinle. 1867. Mainz, Kirchheim. 2 fl. 24 kr.

Man hätte glauben sollen, daß Weinhold's Weihnachtsspiele, Graz 1853, und nach ihm Simrock's Weihnachtslieder, Leipzig 1859, zu modernen Versuchen im religiösen Drama lebhafter anregen würden als es in der That geschah. Ist denn nicht gerade Süddeutschland der Boden, worauf die ältesten, bereits tausendjährigen Weihnachtsspiele entstanden sind, welche Schmeller in unsern Tagen der Vergessenheit entrissen hat *).

Vor dreizehn Jahren hat Franz Pocci in seinem Kinderbüchlein „Was Du willst" ein Krippenspiel im Geiste der guten alten Vorzeit gebracht und im Vorwort den Wunsch ausgesprochen daß sein Versuch „bessern Kräften" Veran=

*) Vergl. Histor.=polit. Blätter Bd. 6 S. 29. In der Münchener Bibliothek befinden sich zwei Freisinger Handschriften, welche dem 9. bis 11 Jahrhundert zugetheilt werden. Die erste behandelt das Erscheinen der Magier, die zweite den Kindermord des Herodes. Ihren Text suchte Weinhold S. 56 ff wiederzugeben. Vergl auch Holland: Geschichte der deutschen Literatur I. S. 209 und Altdeutsche Dichtkunst in Bayern S. 608 und 609.

lassung gebe, dieser Angelegenheit eine weitere Erwägung zu widmen. Außer Wisemans „drei Hirtinen von Bethlehem" hat sich unseres Wissens kein neueres Weihnachtsspiel einer größeren Verbreitung erfreut. Um so freudiger begrüßen wir heute Molitor's Weihnachtstraum, der eben aus Kirchheims Verlag hervorgeht. Diese Publikation kündigt sich durch ihre artistische Ausstattung, ihr Quartformat, ihre sieben trefflichen Holzschnitte und, nebenbei bemerkt, durch ihren Preis als eine Festgabe für gebildete und nicht unbemittelte Kreise an, eine Annahme welche auch der Inhalt des Festspiels bestätigt, indem er sich zwar in einfach klarer Weise entwickelt, ohne jedoch durchweg der Popularität Rechnung zu tragen. Nachdem die edle Musika, deren Tonweise den Aufführenden anheimgestellt bleibt, das Spiel eröffnet hat, zeigt sich eine Calderon'sche Gestalt — die Sünde, welche in Prosa ihre auf Erden angerichteten Verwüstungen schildert. Der Paradiesapfel in ihrer Hand und die Natternkrone ihres Hauptes symbolisiren ihr destruktives Wirken. Sie zieht dahin, um den lieblichen Gestalten zweier Kinder — einer älteren Schwester und eines Brüderchens — den Platz zu räumen, welche mit dem ganzen Fluch der Erbschuld beladen, auf nachtumhülltem Schneefelde dahinziehen. In kurzen Verschen, welche ein wohlklingender Rhythmus belebt, verstehen sie des Hörers tiefes Mitgefühl zu erregen. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Eden drückt die Schwester in sinniger Klage aus:

Gedenkst du des Gartens,
Darin wir gespielt
Am Frühlingstage
Beim Rosenhage
Beim Sonnenschein
So selig allein?
Es brachten die Lüfte
Die würzigen Düfte
Vom Thal, vom Hain . . . .

worauf der Knabe später erwidert:

Jetzt schwand uns der Lenz,
Jetzt blich uns die Sonne,
Fort alle Lust,
Fort alle die Wonne . . . .

Ermattet sinken sie unter den schneebedeckten Aesten eines Baumes zusammen, einen Schlummer beginnend, in dessen Traumbilder sich Jammer und Hoffnung mengt und der ihr Todesschlaf zu werden droht.

Auf diese Scene, ohne Zweifel die gelungenste des Festspieles, folgt als drittes Glied der dramatischen Entwicklung ein von dem Zuschauer nicht gesehener Chor von Engeln, welcher den Eintritt des Welterlösers besingt. Das Geheimniß kündet der lateinische Kirchenhymnus, dessen Inhalt deutsche Strophen erläutern, im Styl des mittelalterlichen Volksspieles an. Nun erscheint in himmlischer Waffenrüstung der beflügelte Sendbote des Allerhöchsten — unter den sprechenden Personen die vierte und letzte; sein Auge ruht auf den erstarrenden Kindern und nachdem er in längerem Monolog den Jammer der gefallenen Menschheit geschildert, ruft er laut den Schlafenden zu: Auf, ihr Träumer höret mich!

Während diese jedoch unbeirrt fortschlummern, zeigt sich im Hintergrunde ein vollständiges Krippentableau, welches unsere Ausgabe in einem gelungenen Holzschnitt versinnlicht. Den Effekt des Bildes erhöht das aus der Ferne schallende Gloria.

Endlich erheben sich die kleinen Repräsentanten der Menschheit, erfassen das Wort der Verheißung und schließen sich als gute Kinder vertrauensvoll dem himmlischen Führer an. Von diesem Momente angefangen, ist die Bühne verwandelt in einen Frühlingsgarten mit frischem Grün und duftigen Blumen. Im Grunde prangt unter einem krystallnen Baldachin, von goldenen Säulen getragen, der Christbaum; sofort beginnt ein Wechselgesang zwischen dem Engelschor und dem himmlischen Führer, welche unter Zu-

grundelegung der Hymne: Crux fidelis (S. 32—37) die Analogie zwischen Christbaum und Kreuzesbaum hervorheben. Das liebliche Schlußbild zeigt uns das Christkind mit ausgespannten Armen, umrankt von den Aesten des flammenden Baumes, das Erlösungswerk in seiner Erfüllung darstellend. Niedergeworfen am Fuß des Baumes beten die Sterblichen den Erlöser an. Den Schluß bildet ein Loblied des Chores auf die Dreieinigkeit:

> Ewiger Preis und Dank erschalle
> Seliger Dreifaltigkeit;
> Wie dem Vater so dem Sohne;
> Gleicher Ruhm dem Tröster Geist.
> Des Dreiein'gen Namen lobe
> Alles was geschaffen ist. Amen

Die Kürze des Spieles, welches kaum ein halbes Stündchen überdauern dürfte, trägt den Erwartungen derjenigen Rechnung, welche die materiellen Früchte des Baumes bald zu brechen verlangen. Der Dichter hat den praktischen Zweck seines niedlichen Spieles vollkommen erreicht, wenn er beabsichtigt hat, die dem schönsten aller Familienfeste zu Grunde liegende religiöse Idee zur Anschauung zu bringen. Manches tiefere Gemüth wird sich über die Bedeutung irdischer Gaben hinweg zur Würdigung des Erlösungsgeschenkes erheben und mancher Großvater dürfte dabei eines sinnigen Gedankens unsers kindlichen Schubert gemahnt werden:

> Wenn's auch im Spätherbst stürmt und schneit,
> Ist doch Weihnachten nimmer weit.

Schließlich sei noch folgende Bemerkung gestattet: An vielen unserer Volksschulen, sowohl in Städten als auf dem Lande, pflegen die Eltern der bemittelten Kinder für deren ärmere Schulgenossen eine oft glänzende Christbescheerung zu veranstalten. Der Vertheilung der Gaben geht regelmäßig in was immer für einer Form ein Commentar über die Bedeutung des Christfestes voran. Was in unserer Literatur zu deklamatorischer Aufführung sich eignet, ist so

dünn gesät, daß gewiß die hiebei betheiligten Erzieher uns danken, wenn wir auf Molitor's Weihnachtstraum hingewiesen haben. Sollte der für praktische Zwecke unermüdlich thätige Verfasser hierauf reflektiren und eine der Befähigung solcher Kinder angepaßte Volksausgabe veranstalten, so könnte vor allem der Prolog eine kindliche Fassung erhalten; es könnten einzelne Tautologien im Dialog durch neue, aus der reichen Fülle des Dogmas mit Berücksichtigung der Gegenwart geschöpfte Gedanken ersetzt und manche Quetschung der Muttersprache beseitigt werden. Die große Verbreitung, welche Volksdramen gegenwärtig in Nordamerika finden, könnte das Bedürfniß einer Volksausgabe rechtfertigen und Molitors Weihnachtstraum auch in weit entlegenen Gebieten der Kirche zu einem Xaveriusglöcklein machen, welches für Klein und Groß ein Zeichen gibt zur Einkehr in's Heiligthum des gläubigen Gemüthes.

LXII.

Aus meinem Tagebuch.

III. Des Weitern badische Briefe.

Ueber unsere Presse.

An Weihnachten 1864.

Am Abend des 13. September 1864 hielt Rechtsanwalt Brummel zu Würzburg eine glänzende Rede über die badische Schulfrage. Er behandelte sachgemäß seinen Stoff im Zusammenhang mit dem protestantisch=freimaurerischen oder sog. liberalen System von welchem die Bevölkerung Badens längst, am rücksichtslosesten aber seit 1860, im April

der kirchlichen, politischen und socialen Freiheit herumgezerrt wird. Als Offizier der bei Castelfidardo mit dabei gewesen, mahnte Herr Brummel schließlich: „Zersplittern Sie nicht Ihre Kräfte; zertheilen Sie nicht Ihre Truppen auf eine langgestreckte Grenze, greifen Sie da an wo die Invasion droht. Machen Sie die Operationsbasis Ihrer Feinde zu Ihrem Operationsobjekte. Und da ist es traurig für mich zu sagen, daß Baden das Land ist in welchem die gemeinsame deutsche Kirche den gemeinsamen Feind zu Boden schlagen kann und muß. Unterstützen Sie also den hochbejahrten greisen Erzbischof Hermann, der auf den letzten Stufen zum Grabe noch persönliche Beschimpfungen von seinem früheren begeisterten Vertheidiger*) erlebt, welcher

---

*) Hr. Aug. Lamey der, obwohl Protestant, 1854 das Recht der katholischen Kirche in Baden warm und geschickt vertheidigte. Nachher spielte er — er hatte seine Anwaltschaft mit einer Professur in Freiburg vertauscht — eine Hauptrolle beim Sturze der Convention und wurde 1860 Minister der neuen Aera, als welcher er im Sinne der calvinistisch-freimaurer'schen Heidelberger Professoren-Camarilla das Volk in die Fesseln der Parteiwirthschaft schlug und namentlich die Rechte der katholischen Kirche ebenso willkürlich als unklug mit Füßen trat. Daß er vom Ministertische aus wiederholt zum Schisma aufforderte, die Katholiken mit dem Schimpfnamen „Gimpel“ beehrte, das Gesetz als „öffentliches Gewissen“ dem Privatgewissen entgegenstellte und dergl. ist bekannt genug. Als der zwischen demokratischen Erinnerungen und großdeutschen Tendenzen einerseits, dem Gothaismus andererseits haltlos schwankende Mann nach dem unseligen Kriege des Sommers 1866 unerwartet entlassen wurde, da traten Fanatiker des Gothaismus, welche durch ihn in die Höhe gekommen waren, an die Spitze des Ministeriums: Mathy, Jolly, v. Freidorf. Da platzte auch eine der zahllosen Seifenblasen, womit die ministerielle Schwindel- und Lügenpresse die Welt jahrelang geäfft. Lamey's „ungeheure Popularität“ nämlich zerfloß in ihr Nichts; das Projekt eine badische Nationalbelohnung für ihn zu erwirken scheiterte total. Nur die Juden, deren vollständige Emancipation er durchgesetzt, preisen ihn noch heute als ihren Messias. In seiner Vaterstadt Mannheim eine Pension von nicht

wetteifernd im Martyrium mit Pius IX., verjüngt durch die Pflicht, die Adler der Kirche neu erhoben hat. Unterstützen Sie ihn durch Ihre Gebete, Ihre Proteste, Ihr materiellen Mittel."

Der Redner erntete den rauschendsten Beifall der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. Er hatte tief einschneidende, zündende Wahrheiten gesprochen, sein Rath war der eines wohlunterrichteten, praktischen und energischen Politikers. Der Aerger in den Ihnen befreundeten Kreisen war kein geringer, Herr Blech! ungleich gewaltiger aber die Besorgniß, man werde die Rathschläge Brummels befolgen. Davon habe ich jedoch leider nichts wahrgenommen. Ich brachte nur in Erfahrung, man räche sich zu Karlsruhe an Herrn Brummel auf die kleinlichste, unwürdigste Weise, der bloße Umgang mit ihm sei der nächste Weg um in Ungnade zu fallen.

Nun, die Loge excommunicirt in ihrer Art und Weise Jeden der ihr muthig in den Weg tritt; der moralische Meuchelmord gehört zu den Lieblingswaffen der „Humanität"!

Herr Blech! Sie wollen den Wahn, als ob dem Freimaurerbund ein schwarzer Geheimbund gegenüberstünde, durchaus nicht fahren lassen, vermuthlich schon deßhalb, weil derselbe die Eitelkeit und Wichtigthuerei Ihrer Brüder gar schauerlich süß kitzelt. Es wäre in der That auch gar nicht übel, falls etwas dergleichen zu Stande käme. Leider sind wenig Aussichten hiezu vorhanden. Sie müßten dieß selbst zugeben, wenn Sie die offenkundigen Geheimnisse

---

weniger als 5000 Gulden verzehrend, agitirte er unlängst für die Vertheidigung Luxemburgs gegen Frankreich. Derselbe Lamey aber, der den 80,000 Unterschriften für Aufrechthaltung der Convention die Behauptung entgegengestellt hatte, es wäre ihm ein Leichtes, 80,000 Unterschriften für sich zu bekommen, brachte es für seine Adresse kaum zu 250 Unterzeichnern. In jüngster Zeit plaidirte er mit den Freimaurern für Anschluß an den Bismark'schen Nordbund, wovon außer der gothaischen Clique kein Mensch etwas wissen mag.

beherzigen wollten, die ich Ihnen zu enthüllen das Mißvergnügen habe.

Wir leben in den Tagen der nahenden Entscheidung zwischen Christus und Belial. Während eine möglichst enge Verbrüderung des ganzen katholischen Europa mit dem Wahlspruche viribus unitis so nothwendig wäre als das tägliche Brod, hat man in Deutschland seit den Sturm- und Drangjahren 1848 und 1849 kaum recht angefangen die Solidarität der katholischen Interessen in das Auge zu fassen. Daran trägt die Zersplitterung in mehrere Staaten und viele Stätchen mit verschiedenartigen Einrichtungen, Culturstufen, Zuständen und Bedürfnissen freilich keine geringe Schuld. Das Hauptelend aber dürfte doch in der Indolenz liegen mit welcher weitaus die meisten Katholiken, Laien wie Geistliche, den lieben Herrgott für Alles sorgen lassen, was nicht in die inneren Angelegenheiten und Räume der Kirche gehört. Allerdings werden die Pforten der Hölle die Weltkirche Jesu Christi niemals überwältigen; allerdings mag im stillen geräuschlosen Wirken eines einzigen braven Dorfpfarrers oder einer barmherzigen Schwester mehr Segen liegen als im Geschreibe eines Literaten oder Publicisten; allerdings endlich hat das Sprüchlein Deus providebit seine Berechtigung. Doch all diese Allerdings haben bekanntlich nicht verhindert, daß ganze Völker und weite Landstriche der Mutter Kirche vom Herzen gerissen, daß eine lange Reihe von Generationen ihr entfrembet wurden. Noch heute stöhnt das katholische Irland in den Ketten Albions, wird das katholische Polen von der Tatze des russischen Bären todeswund geschlagen, feiern „die Geheimen“ offene Orgien in Italien und lauern auf die nächste gute Gelegenheit um dem verhaßten Papstthum ein Ende zu bereiten. Daß letzteres ihnen noch nicht gelungen ist und mindestens auf die Dauer niemals gelingen wird, daran dürfte die übergroße Mehrzahl der Hirten und Schafe ziemlich unschuldig seyn. Alle jene Allerdings haben keineswegs verhindert, daß nahezu in allen

Ländern — den Concordatstaat Oesterreich am wenigsten ausgenommen der auch als Schutzmacht katholischer Interessen seit Menschenaltern auf das dolce far niente sich verlegt hat — und in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in den Ministerien und Kammern, auf den Kathedern und in der Presse das zeitgemäße Evangelium ohne Christus und Evangelisten, das Freimaurerthum und Jungisrael dominiren. Die wahren, das heißt die kirchentreuen, dem Statthalter Christi zu Rom huldigenden und deßhalb wirklich „ultramontanen" Katholiken, zum Unterschied von den Auchkatholiken Ihres Schlages, Herr Blech! stehen da nach Kräften in das Innere ihrer von Polizeinetzen umgarnten Kirchen verwiesen, in höherem oder geringerem Grade als Heloten behandelt, als misera plebs contribuens tolerirt. In Jungitalien, Belgien, Baden und anderwärts muß das katholische Volk Steuern und Abgaben zahlen, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzen möchte. Zum Entgelt darf dasselbe seine Landesväter verehren und die Ruthen preisen, womit es Tag für Tag von protestantisch-freimaurerischen Kammermehrheiten und Ministern, von Bureaukraten und Literaturjungen aller Sorten gepeitscht wird. Und wie hart gepeitscht ist namentlich das katholische Volk in mancher Gegend Deutschlands! Die deutsche Eselsgeduld trabt längst in einer Rhinoceroshaut einher, so daß die Schläge schon sehr wuchtig seyn müssen, um nur noch empfunden zu werden und nur auch einen Laut der Klage auszupressen. Mein Gott, was ist aus den freiheitsstolzen, tapfern Deutschen seit 300 Jahren gemacht worden!

Die Presse war der Haupthebel, vermittelst dessen die Gegner des Volkes und der Kirche Erfolge erzielten die bei eingehender Betrachtung Schwindel erregen. Eine äußerst zahlreiche Literatur und eine unübersehbare Tagespresse, die sich über alle Gebote des Rechtes, der Moral und des äußerlichen Anstandes hinwegsetzt, steht heutzutage mit verzehnfachter Wuth jedem Lebenszeichen des erwachenden und sich

aufraffenden katholischen Deutschland gegenüber. Im Kampfe wider das positive Christenthum und Kirchenthum reichen Gotteslängner, religiöse Schwärmer und Sektirer aller Art den mit Ideen schachernden Literaturjuden brüderlich die Hand. In zahllosen katholischen Familien, weiß Gott in wie vielen Pfarrhöfen, finden ihre Bücher, Zeitschriften und Tagesblätter Absatz, die Katholiken zumeist bezahlen mit ihrem Gelde all die Schmach, den Hohn, die Lügen und die infernalische Wuth, womit die antichristliche Presse ihre Kirche und sie überfluthet. Nur im Musterstaate Baden läßt sich dieß einigermaßen entschuldigen. Dort hat die „freiheitliche Entwicklung" viele literarische Zwangsanstalten geschaffen, nämlich amtliche Verkündungsblätter welche gehalten werden müssen, die obrigkeitlichen Bekanntmachungen als Anhängsel bringen und als Hauptgeschäft neben dem Gothaismus der Regierung die Cultivirung des Neuheidenthumes mit stets straflos bleibender und deßhalb in's Fabelhafte gediehener Schamlosigkeit und Frechheit betreiben*). In der Schwäche der Christgläubigen liegt die Hauptstärke ihrer Gegner.

---

*) Vor Kurzem ist ein höchst lehrreiches Schriftchen erschienen mit dem Titel: „Die Katholiken in Baden und die Juden in Wien" Freiburg, Herder'scher Verlag. Dasselbe enthält die Prozeß-Verhandlung gegen drei Artikel des „Freiburger Boten", wodurch die Landstände, die Staatsregierung und die badischen Juden widerrechtlich beschimpft, demgemäß die „öffentliche Ruhe und Ordnung" gestört worden seyn sollte. Der „Freiburger Bote" gehört zu den Blättchen, deren Gründung kurz vor und nach dem Mannheimer Attentat vom 23. Februar 1865 katholischerseits erfolgte. Um diese Blätter zu ruiniren wurde und wird kein Mittel unversucht gelassen. Binnen Jahresfrist hatte insbesondere der „Freiburger Bote" nicht weniger als eilf Maßregelungen und Prozesse auszufechten. Kaum hatte das Ministerium Mathy-Jolly Ende Juli 1866 bei seinem Amtsantritte den Stillstand als seine innere Politik proklamirt und nicht bloß strenge, sondern unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit verheißen, nachdem man kurz vorher das napoleonische System der Verwarnungen zu oktroyiren und den Verlegern katholischer Blätter

Es ist wahr: Vieles ist seit Görres Tagen im katholischen Deutschland unternommen und auch geleistet worden. Wer sich in die dreißiger Jahre zurückversetzt und dann um sich schaut, glaubt sich in eine andere Welt versetzt: die katholische Wissenschaft, Kunst, Literatur, die Tagespresse und

---

Schließung ihrer Druckereien anzudrohen beliebt hatte, so kam eine Preßordonnanz von einer selbst unter Napoleon III. und Bismark unmöglichen Sorte. Den Redakteuren und Druckern katholischer Blätter ward eingeschärft, sich fortan jeder Polemik gegen die Regierung, gegen verwandte Volksstämme (Berliner Regierung), anerkannte Religionsgenossenschaften (Schenkelianer, Juden und Freimaurer) sowie gegen die besitzenden Classen zu enthalten. Gleichzeitig wurde die Veröffentlichung dieser Preßordonnanz für straffällig erklärt! Seitdem genügt der geringste Anlaß um Beschlagnahmen und Prozesse über die katholischen Blätter zu verhängen. Im obigen Falle faßte der Vertheidiger des Boten, Dr. O. v. Wänker die ganze Lage der Katholiken Badens sehr richtig in dem Satze zusammen: „Wir Katholiken verlangen nur den Juden gleichgestellt zu werden." Welch amerikanischer Preßfreiheit sich die gesammte servilliberale und radikale Presse dagegen erfreut, hiefür nur ein einziger Beleg aus der jüngsten Zeit. Es ist vorgekommen, daß ein Taglöhner vom Staatsanwalte angeklagt und zu vier Wochen Amts-Gefängniß verurtheilt wurde, weil dem Halbtrunkenen in der Hitze eines Disputes einem Protestanten gegenüber der Ausdruck „Ketzer" entfahren war. Dagegen verfaßte der Pforzheimer Fabrikant Moritz Müller, der sich schon früher als Briefsteller an Pius IX. lächerlich gemacht, ein Pamphlet, worin Christus, die Patriarchen, Propheten und Apostel als fabelhafte Personen und erhitzte Juden, die Bibel als ein Märchenbuch und das positive Kirchenthum als schädliche abgelebte Einrichtung charakterisirt wurden. Das Pamphlet wurde ungehindert verbreitet als Beilage des amtlichen Verkündungsblattes der Pforzheimer. Als solchen empörenden Angriffen gegenüber kein Staatsanwalt sich rührte, da verlangte das erzbischöfliche Ordinariat gerichtliche Verfolgung. Die Staatsanwaltschaft vermochte keinen Grund zur Erhebung einer Anklage aufzutreiben. Das Ordinariat beruhigte sich keineswegs damit, sondern beantragte wiederholt gerichtliche Untersuchung. Jetzt aber geruhte der Hof anzuordnen, dem Antrage des Ordinariates sei keine weitere Folge zu geben. Contraria juxta se posita magis elucescunt!

das Vereinsleben haben theils einen mächtigen Aufschwung genommen, theils sind sie ganz neu geschaffen worden. Noch mehr: die Kirche will nicht länger von der Gnade eines Staates leben, dem sie um seiner durch und durch antichristlichen Principien und volksverderblichen Tendenzen willen feindlich gegenüber stehen muß; die Geistlichen haben mancherorts bereits aufgehört als schwarze Polizeidiener zu funktioniren. Aber unvergleichlich gewaltigere und gefahrdrohendere Fortschritte als die christliche Welt hat die antichristliche gemacht. Das Neuheidenthum hat die Staatsgewalten erobert, es sitzt auf den höchsten Stühlen, die Völker verblendend, verführend, aussaugend, peinigend! Herr Blech, ich weiß nicht ob noch längere Zeit Kabinetskriege möglich seyn werden, und bin für meine Person viel zu alt um mich für oder gegen eines der nominell noch regierenden Häuser zu erhitzen. Würde heute Nacht ein halbes Duzend morscher Throne und Thrönchen zusammenstürzen, schwerlich würde ich mich auch nur im Bette umkehren. Hätten Sie mich aber deßhalb im Verdachte des Republikanismus, so wären Sie trotzdem im Irrthume. Man kann die Republik als die menschenwürdigste und vollkommenste aller Staatsformen betrachten, allein eine Republik ohne Republikaner vermag ich mir nicht zu denken. Und an Republikanern fehlt es heutzutage in den bestehenden Republiken mehr und mehr, geschweige bei uns. Ich bin weit eher geneigt, an den Untergang der vorhandenen Republiken als an den soliden Aufbau und Bestand neuer zu glauben. Klar, sonnenklar sehe ich aber das Herannahen einer Krise wie die Welt noch keine gesehen. Kabinetskriege würden diese Krisis in Sturmmarsch setzen: den Krieg des Hungers und der Verzweiflung gegen Habsucht und Verschwendung, den Krieg des „vierten Standes“ gegen Capital und Großindustrie, den Krieg des besitzlosen Menschen den man systematisch zu einem brauchbaren Arbeitsthier der industriellen Etablissements herandressiren möchte, gegen das schwindende Häuflein der Besitzenden. Ich glaube an Krieg, Herr Rath, an Krieg bis zum

Messer, keineswegs an eine friedliche Lösung der socialen Frage. Es wäre eine merkwürdige Ausnahme vom tragischen Geschicke der Menschheit, wenn gerade die größte aller Fragen, nämlich die sociale, auf friedlichem Wege geschlichtet würde, während die Geschichte aller Jahrhunderte uns lehrt, der Weg zur Lösung minder großer, ja unbedeutender und uns lächerlich vorkommender habe stets durch Blutlachen, rauchende Trümmer und Thränenbäche geführt.

Der sociale Krieg aber dürfte um so schrecklicher und langwieriger ausfallen, je tiefer auf beiden Seiten Religions- und Kirchenlosigkeit, rücksichtslose Selbstsucht, Neid und Haß um sich gefressen haben. Auf der einen Seite eine Bourgeoisie das „Du oder Ich" auf der Fahne, ausgerüstet mit allen Mitteln und Mächten der organisirten Staatsgewalt, jede Gewaltthat auf den Conto der Nothwehr setzend, für den Nothfall sicher auch zu immensen Geldopfern bereit; auf der andern Seite das unläugbar gute Recht des Arbeiters als Mensch und Arbeiter, die moralische und numerische Uebermacht, die Erinnerungen an das weiße Sklaventhum, dazu Hunger und Genußgier, Elend und Verzweiflung. Herr Blech! ich will Ihnen ein Schauergemälde ersparen mit dem innigsten Wunsche, dasselbe möchte der Spuck einer überreizten Einbildungskraft seyn. Sie begreifen nun wohl den Grund, weßhalb ich bezüglich politischer Angelegenheiten gerade so gleichgültig geworden bin wie der nächste beste nüchterne Bauer oder Arbeiter; dieselben haben für mich eine täglich mehr untergeordnete Bedeutung. Erst in der jüngsten Zeit habe ich mich so recht und ganz in das Asyl der Kirche zurückgezogen. Ich habe dem stolzen Worte:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!

das christliche nil nisi Deum amare endlich beifügen gelernt! Während das Alte rettungslos stürzt und die Zeit sich ändert, sehe ich neues gesundes Leben mit nichten aus den Ruinen und dem Schutte der bisherigen staatlichen und gesellschaft-

lichen Ordnung, sondern einzig und allein innerhalb der katholischen Kirche erblühen. Da finden Sie ein Keimen, Sprossen, Aufblühen, Sichregen, worauf meine einzige Hoffnung beruht. Erhält die sociale Frage jemals eine befriedigende Lösung, so erfolgt dieselbe auf dem Grund und Boden der Kirche, auf dem Fundamente jener Gesetze welche Jehova am Sinai gegeben. Der Dekalog als oberstes Gesetzbuch der neuen Gesellschaft bringt Rettung. Die christlichen Tugenden müssen das *A* und *Ω* der Gesetze und Einrichtungen der Zukunft, sie müssen en gros organisirt werden! Ich sehe Sie lächeln, Herr Blech! und schalkhaft den wunderschönen Backenbart kämmen. Lächeln Sie immerhin und nehmen Sie meinen Wunsch entgegen, die bitterböse Zeit möge Ihnen kein einziges Härchen ausraufen.

Ich könnte Ihnen die Begründung meiner Ansicht andeuten, z. B. von Mäßigkeitsvereinen erzählen, eine langgerathene Luxussteuertabelle vorlegen oder den Zahlennachweis, welch enorme Summen jährlich und unnützerweise die Armen in Rauch aufgehen lassen. Ich könnte auch von politisch und kirchlich ganz neutralen Küchen, Waschkesseln, Backöfen sprechen, worin mehrere Haushaltungen kochen, ganze Straßen oder Dorfgemeinden waschen und backen und dadurch unglaubliche Summen ersparen und dergleichen mehr. Allein anstatt Sie und die Ihrigen damit zu langweilen, will ich Ihnen das Geständniß vollends ablegen, Angesichts der Gefahren und großartigen Aufgaben denen die Kirche entgegengeht, seien von Seite der Katholiken bei allen unläugbaren Fortschritten gar geringfügige, schwache nnd mitunter verfehlte Vorbereitungen getroffen. Alle Gelahrtheit und aller Tiefsinn der Theologen, die herzgewinnenden Lieder und trefflichen Dramen katholischer Dichter, die Hebung der kirchlichen Musik und Paramentik, diese und andere Dinge sind sehr schätzbar und nützlich, doch für die Hauptaufgaben der vielleicht nur zu rasch hereinbrechenden Zukunft haben sie so wenig praktische Bedeutung und Werth als z. B. die

herrlichen Reden und Complimente katholischer Generalversammlungen für die im schwersten Kampfe fast einsam gelassenen badischen Katholiken bisher gehabt. Es ist nicht leicht, doch keineswegs unmöglich alle Kräfte des arg zersplitterten Vereinslebens in einem einzigen großartigen „Vereine des katholischen Deutschland für Erringung kirchlicher Freiheit und Selbstständigkeit" zu concentriren. Man sammle alle gesunden Kräfte und Vereine in einem Vereine, der nicht bloß redet und Beschlüsse faßt, sondern planmäßig und energisch handelt und mit dem Wahlspruche: Einer für Alle und Alle für Einen! den Agitationen des Antichristenthumes mit allen erlaubten Mitteln entgegentritt wo immer sie sich zeigen. Leider steht zu befürchten, man werde in einer Unzahl von Vereinen und Vereinchen zersplittert bleiben, bis die gewaltigen Heerschaaren der Christusfeinde sich vollständig organisirt haben und vom Vorpostengefecht zum Hauptangriffe schreiten.

Ich will Sie nicht allzu lange in den Guckkasten der katholischen Welt blicken lassen, mein lieber Herr Rath! Sie würden sonst in ein Triumphgeschrei ausbrechen, was denn doch zu frühe seyn dürfte. Nur über unsere Preßverhältnisse will ich noch einige Bemerkungen niederschreiben, wie dieselben mir gerade in die Feder kommen und — auf das Herz drücken.

Zweifelsohne wäre es für die Menschheit sehr heilsam, wenn mindestens hundertmal weniger geschrieben und gedruckt würde als dieß seit langem der Fall ist. Käme es auf mich an, so müßte der Bogen Druckpapier einen Kronenthaler gelten und die Errichtung einer Druckerei an dermaßen gesalzene Bedingungen geknüpft werden, daß nur ganz wenige Drucker bestehen könnten. Alle Schriften theologischen und philosophischen Inhaltes, die nicht für das Volk unmittelbar bestimmt sind, müßten in lateinischer Sprache abgefaßt und jeder nachweisbare Sprachschnitzer müßte mit einer Geldstrafe gebüßt werden. Den literarischen Wegelagerern und Artikel-

schmieden, die in alles hineinreden wovon sie wenig oder nichts verstehen, und am liebsten und unverschämtesten in Katholicismus machen, würde ich das Handwerk ohne Preßgesetze und Polizeiplackereien zu legen wissen. Allein zum Glücke der Zahllosen welche Guttenbergs edle Kunst in der schändlichsten Weise mißbrauchen, habe ich auch nicht die allergeringste Aussicht, Premierminister des Kaisers deutscher Nation zu werden. Der Mißstand der Vielschreiberei und Vieldruckerei ist einmal vorhanden, da hilft kein Lamento und kein Predigen. Der schlechten Presse muß eine gute entgegengesetzt werden — darüber besteht kein Zweifel mehr weder im Vatikan noch im Stübchen des jüngsten Vikars, der einen Gran praktischen Sinnes besitzt. Man hat auch in dieser Hinsicht Hand an's Werk gelegt, es ist verhältnißmäßig viel Gutes erreicht worden. Doch, Herr Blech, glauben Sie mir, die Angst vor dem Ultramontanismus, von der Ihre Kreise Tag und Nacht gefoltert werden, hat die Leistungen in das Riesenhafte vergrößert. In Wahrheit und Wirklichkeit nimmt die gesammte katholische Presse neben der gegnerischen numerisch sich noch immer aus wie ein Davidchen liliputischer Abstammung neben dem leibhaftigen Goliath.

Sie belieben zu munkeln von geheimen Fonds der Jesuiten, von der lockenden Rentabilität katholischer Buchhandlungen, von der großartigen Aufmunterung und Unterstützung, welche katholischen Blättern und Literaten zu Theil würden. Phantasien, Herr, pure Erfindungen, denen nur Gimpel Glauben schenken. Fürwahr, einige jesuitische Rothschilde wären sehr willkommene Erscheinungen. Sie würden ihre Millionen voraussichtlich und großartig der Hebung der guten Presse, der Unterstützung der vorhandenen und der Gründung neuer Blätter widmen. Wahrscheinlich würden sie besonders auch im deutschen Kaiserstaate den Buchhandel organisiren, diesen und jenen Nachfolger der Apostel dazu bringen seine Geldtruhe zu öffnen und eine großartige Tagreveille für die sorglosen Schläfer und Träumer des Josephinismus in Scene

setzen. Damit wäre dem Kaiserstaate wohl besser gedient als mit einer starken Armee und sogar besser als mit dem Concordate, diesem Riesenschwert in Kinderhänden.

Geld regiert heutzutage ärger als je die Welt, Geld brächte sogar viel tausend Kirchenfeinde dazu, sich äußerlich zu Stockultramontanen zu „entwickeln". Leider besteht der Reichthum der Jesuiten nur im Bewußtseyn für die größte und heiligste Sache zu leben und zu leiden, bis der Tod ihnen die Siegespalme darreicht. Und besäßen sie Geld, ach wie schnell würden die Harpyen der modernen Cultur, die Annexander des modernen Unrechtstaates darnach schnappen und den letzten Centime verschlingen — natürlich im Interesse der Humanität, im uneigennützigen Dienste des Volkes! Ja, mein bester Herr Rath, im katholischen Lager fehlt es theils an baaren Mitteln, theils an der rechten Einsicht und Opferwilligkeit, deßhalb gehören katholische Verleger, Schriftsteller und Zeitungsschreiber keineswegs zu den Fetten und Satten dieser Welt.

Schreibt Einer im antichristlichen Lager ein Buch, soll ein neues Blatt gegründet werden, gut! Das Buch mag noch so seicht seyn, es findet Abnehmer und neue Auflagen. Warum? Nun, seichten Köpfen gefallen seichte Schriften, Bruder A abonnirt tendenziös auf 10, 25, 100 Exemplare, andere Brüder deßgleichen, alle gesinnungsverwandten Blätter, häufig genug der Autor selbst, posaunen das Lob der Schrift aus. In allen intelligenteren Kreisen wird von dem Buche als einem „Ereigniß" gesprochen. Es gehört zum guten Ton dasselbe, wenn nicht zu lesen, so doch zu kaufen. In der Regel wird es bald vergessen, allein desto besser: neue Bücher wollen neues Glück. Für die Gründung von Journalen finden sich stets Capitalisten, welche Vorschüsse blank auszahlen oder garantiren, die Reklame thut ihr Möglichstes, bald werden die Wirthe von den Gästen gezwungen das Blatt zu halten, dasselbe findet seine Protektoren und kommt äußerst selten in Gefahr, durch Preßprozesse ruinirt zu werden, während christ-

liche und namentlich katholische Blätter durchschnittlich mit rigoroser Strenge behandelt werden.

Auf solche Weise werden „Klassiker" à la Gutzkow fabricirt, kommen antichristliche Blätter und Zeitschriften zu Abonnenten. Ganz anders im katholischen Lager. Der Verleger muß ein sehr rühriger und tüchtiger Geschäftsmann seyn um bestehen zu können. Allerdings hat er ein festes Publikum, nämlich die geistlichen Herren, allein theologische Werke, Predigtsammlungen, Gebet= und Erbauungsbücher sind nur Bestandtheile, Bruchstücke einer Literatur. Derlei Schriften haben vollends wenig oder gar keine Bedeutung im Kampfe mit der antichristlichen Weltliteratur. Die Gründung eines katholischen Blättchens ist schon ein Wagniß, die eines großen Blattes so ziemlich unmöglich, falls der Unternehmer nicht ein vermöglicher Mann ist und getrost seinen finanziellen Ruin riskirt. Ist die Unternehmungslust katholischer Buchhändler gering, so sind sie mit ihrer Kenntniß des katholischen Publikums genügend in den Augen jedes Sachkundigen entschuldiget. Gerade die Inhaber reicherer Pfründen sind durchschnittlich die knickerigsten, sparsamsten Bücherkäufer, gerade wohlhabende Katholiken unterstützen regelmäßig weit eher die Heiden= und Judenpresse als die katholische. Wie viele anständig bestellte Pfarrbibliotheken mag es wohl in Deutschland geben? Wie viele katholische Häuser in denen auch nicht ein einziges katholisches Blättchen Eingang findet? Man verläßt sich auf die Kapitelsbibliothek welche zuweilen um ein Buch bereichert wird; auf die Leihbibliotheken, diese Giftapotheken der Volksmoral. Dort ist diese und jene Zeitschrift in Cirkulation, man liest nach Monaten oder auch gar nicht was darin steht, und — träumt sich auf der Höhe der Cultur. Im Unterhaltungslokal greift man zehnmal nach einem antichristlichen Blatte, ehe man ein katholisches fordert. Ach, der alte Herrgott regiert ja auch heute noch und in der Welt sieht es bei weitem nicht so trüb und gefährlich aus, wie erhitzte Literaten und ultra=

montane Zeitungsschreiber behaupten. All das Geschreibe läuft am Ende doch zumeist auf Boxereien literarischer Gladiatoren hinaus und die Pastoralklugheit wie die alltäglichste gebietet, mit den einflußreichen Honoratioren auf bestem Fuße zu bleiben, das schöne Einvernehmen würde aber durch nichts sicherer getrübt als durch lebhafte und thätige Parteinahme für kirchliche Fragen, Zeitschriften und Blätter.

Ach, bester Herr Blech, Sie zählen eine erstaunlich größere Zahl von Gesinnungsverwandten im katholischen Lager als sie wohl ahnen. Der Beweis wäre vermittelst Bücherkatalogen und Angabe der Abonnentenzahl verschiedener Blätter leicht herzustellen*). Und weiter. Setzen sie einmal den Fall, mein Lieber, ich wäre ein rechter Unmensch

---

*) Vor Kurzem hat der treffliche „Literarische Handweiser" folgende Statistik aufgestellt. Von den illustrirten Blättern erfreut sich die berüchtigte Gartenlaube 230,000, der Bazar über 200,000, Ueber Land und Meer 55,000, Kladderadatsch über 40,000 Abnehmer, während kein katholisches illustrirtes Blatt auch nur 10,000 Abonnenten aufzuweisen vermag. Von politischen Zeitungen haben Berliner Volkszeitung 36,000, Hamburger Reform 26,500, Wiener *alte* Presse 25,000, Münchener Neueste Nachrichten 25,000, Kölnische Zeitung und Bote aus Sachsen je 20,000, die Breslauer Morgenzeitung 14,000, 8 weitere Blätter über, der Schwäbische Merkur und Frankfurter Journal fast 10,000 Abnehmer. Eine Menge anderer Blätter gehen in 2 bis 6000 Exemplaren ab. Dagegen zeigt das Häuflein katholischer Zeitungen und Volksblätter diese Reihenfolge: Augsburger christliches Wochenblatt 16,000, Münchener Volksbote 7500, Kölnische Blätter 6600, Rheinische Volksblätter über 3000, Landshuter Zeitung 4000, Breslauer Hausblätter 3770, Echo der Gegenwart und Badischer Beobachter über 3000, Westfälischer Merkur 2800, Mainzer Journal 2000, Oesterr. Volksfreund 1800, andere Blätter noch weniger Abonnenten. Solche Zahlenangaben sind äußerst lehrreich. Sie erklären unter anderm auch wie bezüglich der badischen Verhältnisse die öffentliche Meinung verfälscht und das katholische Deutschland im Nebel herumgeführt werden kann. Im Dunkeln ist gut munkeln.

und Ihr Todfeind und es stünde in meiner Macht, Ihnen ein recht geplagtes und qualvolles Erdendaseyn zu bereiten, was meinen sie wohl, was ich mit Ihnen anfinge? Sie errathen es schwerlich, deßhalb will ich Ihrer Neugier zu Hilfe kommen: ich würde aus Ihnen den Redakteur eines katholischen Tagblattes machen. Eine noch größere Grausamkeit würde meinen Gefühlen widerstreben, Sie wären bedauernswerth genug. Man mag das unablässige Bellen, Lästern und Toben der gegnerischen Presse mit urkräftigem Behagen ertragen und den aufrichtigen Haß der „achtbarsten und intelligentesten Bürger" Ihres Lagers vergnüglich in den Kauf nehmen; aber die Leiden eines katholischen Redakteurs, die ihm von der eigenen Partei bereitet werden, sie sind unglaublich, rührend, zum Davonlaufen und Rasendwerden. Ich gedenke dieselben einmal zu schildern, Sie werden lachen, denn an tragikomischen Momenten fehlt es am wenigsten. Aber genau besehen ist die Sache eher beweinungswürdig als lächerlich. Das Martyrium welches ihm von der krankhaften Empfindlichkeit gewisser Autoritäten, von den ungemessenen Anforderungen müssiger Kritikaster, von der Saumseligkeit berufener Mitarbeiter, von der Filzigkeit und Lauheit des Publikums, von Setzern und Druckern bereitet wird, krönt eine regelmäßig höchst miserable Bezahlung.

In England, Frankreich, Italien, Belgien, wohl auch in Spanien steht es in dieser Hinsicht ungleich besser als bei uns, vermuthlich weil dort zu Lande praktischer Sinn und politische Bildung ebenso heimisch als im träumerischen, verschulmeisterten Deutschland selten und fremd sind. Ohne besondern Erfolg sind die Mahnungen des heiligen Vaters bis jetzt geblieben, das Beispiel des herrlichen Mannes der den Stuhl des heiligen Bonifacius ziert, hat die publicistische Regsamkeit noch wenig gesteigert. Ich fürchte, die rechte Einsicht werde erst dann allgemein aufdämmern, wenn die Revolution zu einer zweiten und gründlichen Säkularisation schreitet, hohnlachend den Dank für die ängstliche Gewissen-

haftigkeit abstattet womit kirchliche Fonds verwaltet und gemehrt wurden, die verdutzten Nutznießer fetter Pfründen aber an den magern Kosttisch des französischen Classensystems setzt. Dann erst werden die Herrn namentlich in Bayern und Oesterreich die Augen gründlich ausreiben und mit Schrecken bekennen, die Geschichte habe den Sturmschritt angeschlagen, die Welt sei eine total andere und weit schlimmere geworden als man so sorglos geträumt. Dann gewinnt wohl auch jener Verein der deutschen Katholiken als der Sohn eiserner Noth Bestand, von dem ich früher gesprochen, ein auf Liebespfenninge angewiesener Preßverein wird ihm zur Seite treten*).

---

*) Im Musterstaate der Bourgeoisie, in Baden nämlich, hat der Staat der sich nach jungitalischem Modell von der Kirche trennte, das Mitverwaltungsrecht des Kirchenvermögens in so eminentem Grade behalten, daß ohne Genehmigung des Ministeriums keine arme Seele zu einem Anniversar kommt. Vom Programm des Stillstandes aber hat das Ministerium Mathy-Jolly eine Ausnahme beliebt, insofern es eine Säkularisation des Kirchengutes in milder Form in Gang gebracht hat. Trotz den Garantien der Gesetzgebung von 1860 und der Vereinbarung von 1861 nimmt man den Katholiken und zwar nöthigenfalls mit Gewalt ihre Schul- und Armenfonds weg und überweist dieselben der Verwaltung der politischen Gemeinde d. h. dem stiftungswidrigen Mitgenusse der Protestanten, Juden und aller möglichen Sektirer. Protestantische wie jüdische Schul- und Armenfonds bleiben unangetastet, dagegen verschont der staatliche Appetit gerade die reichsten katholischen Fonds am wenigsten, mag über deren kath. Ursprung und Charakter auch nicht der leiseste Zweifel obwalten. Rechtsdeduktionen schlägt das Ministerium mit der kurzen Erklärung nieder: es könne von seiner Entschließung nicht abgehen. Im Nothfalle wird ein Staatsministerialentschluß des Inhaltes losgelassen: S. K. H. der Großherzog hätten allergnädigst geruht, den N. N Fond für einen weltlichen (lediglich der staatlichen Leitung und Verwendung unterstehenden) zu erklären. Punktum. Als im Mai 1867 der Stadtpfarrer von Pfullendorf solches Sachverhältniß bezüglich des dortigen reichen und rein katholischen Spitalfondes der Confessionsgemeinde im Sitzungssaale der Stiftungs-Commission

Doch ich werde geschwätzig wie ein Staar, bald hätte ich gesagt wie ein abgestandener Hofrath. Anstatt Ihnen durch Thatsachen zu beweisen, Rechtsanwalt Brummel habe zu Würzburg eher zu wenig denn zuviel gesagt, hat mich mein Widerwillen gegen das badische Tollhaus und die kurzsichtige Sorglosigkeit, womit das katholische Deutschland seine Brüder in Baden hilflos im Feuer stehen läßt, zu nicht besonders liebsamen Betrachtungen fortgerissen. Meinetwegen können Sie alles heute Geschriebene vergessen, wenn Sie nur einen Punkt tüchtig in Ihr Gedächtniß festzunageln sich bemühen, nämlich die Thatsache, daß man die Hexenküche ohne Hexenmeister, die jüngste badische Geschichte nur dann richtig versteht, wenn man dieselbe nicht sowohl vom politischen als vom socialen Standpunkte aus betrachtet. Was vom politischen Standpunkte aus als vollendeter Wahnwitz erscheinen könnte, erhält vom socialen zwar keine Berechtigung, wohl aber bündige Erklärung. Jener Mann hat gesunde Augen besessen, welcher die Behauptung aufstellte, Baden sei im Frühling 1860 das Terrain geworden, auf welchem die Loge operire, um einen ihren Anschauungen entsprechenden Musterstaat aufzubauen, den Musterstaat des Absolutismus der Partei, worin im Namen der Freiheit jegliche nicht in den Kram der Loge taugende Freiheit und Selbstständigkeit erwürgt werde. Der Parteistaat soll für die Dauer begründet, er soll in möglichst hohem Grade volksthümlich werden. Mit einem solchen Staate vertrage sich die katholische Kirche niemals und nirgends, deßhalb sei auch das Ecrasez l'infame die herrschende Maxime des badischen Staatsregimentes, das Streben aber, die Volksschule zum Mittel der Entchristlichung des Volkes herabzuwürdigen, die Wiege der Schulfrage und

---

auseinander zu setzen gedachte, da verbot der Bezirksbeamte diese Zusammenkunft als eine Volksversammlung und zwar als eine die berühmte badische „Ruhe und Ordnung" gefährdende.

der Kern der sogenannten Schulreform (Histor.-polit. Blätter Band 54 S. 748 ff. 1864). So ist's, Herr Blech, auf eine andere Weise läßt sich das Treiben im Experimentirstaate gar nicht erklären. Es läuft hinaus auf die Festigung des Absolutismus jenes Bürgerthums, welches seinen Brennpunkt in der Loge besitzt; auf die Verewigung jener Capitalwirthschaft welche Volk und Volksrechte, Stände und Corporationen trotz allem Phrasengeklingel erkaufter Zunftgelehrten, Journalisten und Volkstribunen thatsächlich mit Füßen tritt und den Gegensatz eines steinreichen Häufleins und blutarmer Massen als normale Entwicklung betrachtet. Die Kirche als Hort der Wahrheit, der Menschenrechte und Volksfreiheit hat solchem Neuheidenthum gegenüber nur Eine Wahl: den Vernichtungskrieg. Die Herren wissen das und deßhalb neben der schrankenlosen Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Judenemancipation, Erleichterung der Heirathen, neben der unglaublichen Toleranz gegen unchristlichen Unfug jeglicher Art d. h. neben der Förderung des materiellen und geistigen Massenelendes und der Auflösung der Gesellschaft in Individuen — die systematische Kirchenverfolgung, die Vogelfreiheit der katholischen sowie des Bruchtheiles der noch am Evangelium des Gottes-Sohnes festhaltenden protestantischen Geistlichen, die Schutzlosigkeit der katholischen Presse, das vom christlichen Standpunkte nimmer zu verantwortende Experiment der sogenannten Schulreform. Das ist des Pudels Kern, Herr Blech!

LXIII.

Zeitläufe.

Rom und die Conferenz-Werbung Frankreichs.

Es ist eine eigenthümliche Illustration die der französische Imperator zum Jahresschluß vorbereitet hat, indem er bei allen europäischen Höfen herumbettelte, um eine Conferenz in Sachen des Kirchenstaats und des sogenannten Königreichs Italien zu Stande zu bringen. Der Mann ist in Verlegenheit; die Geister die er wach gerufen hat, wird er nun nicht mehr los, und darum ruft er ganz Europa zu Hülfe gegen den Dämon der ihn plagt. Dieser Zweck des Conferenz-Vorschlags leuchtet auf den ersten Blick ein. Aber es ist der Mühe werth einen tiefern Blick in den Abgrund der allgemeinen Auflösung zu werfen, den die Conferenz-Werbung des — man darf wohl bald sagen: armen — Mannes in den Tuilerien eröffnet.

Was soll eine europäische Conferenz im Unterschiede von einem europäischen Congreß? Offenbar soll die erstere Institution zu der letzteren sich verhalten wie der Theil zum Ganzen. Sie setzt ein europäisches Staatensystem voraus und innerhalb desselben einen allgemein anerkannten positiven Rechtszustand; wenn nun durch eine willkürliche Be-

wegung an einem Punkt des Systems eine Aenderung eintritt, so hätten die zur Handhabung der allgemeinen europäischen Ordnung verbundenen Mächte sich zu versammeln und die partielle Störung mit dem anerkannten Rechtszustand Europa's auszugleichen.

Man braucht nur diese Definition der Conferenz-Idee genauer in's Auge zu fassen, um sofort zu erkennen, daß alle integrirenden Begriffe derselben hinfällig geworden sind. Es gibt kein europäisches Staatensystem mehr; der Imperator selbst hat es jederzeit als seine Mission und als sein unvergängliches Verdienst um Frankreich erklärt, daß er durch seine Politik das Werk des ersten und letzten großen Congresses umgestürzt habe. Es gibt daher auch nicht nur keinen allgemein anerkannten positiven Rechtszustand in den internationalen Verhältnissen mehr, sondern auch in jedem Theile der ehemaligen Staatenordnung Europa's hat der Begriff des „Rechts“ aufgehört. Auch kein gemeinsames Interesse ist mehr vorhanden durch das man sich auch nur in Bezug auf eine einzige Staatenexistenz die Mächte des Welttheils im ehrlichen Zusammenhalten verbunden denken könnte.

Mit Einem Worte: das europäische Völkerrecht ist beim puren Nichts angekommen, und damit ist eigentlich die Idee des Rechts überhaupt aus unserer Welt verschwunden. Gewalt geht überall vor Recht in der äußern wie in der innern Politik. Ohne es zu wissen, athmen wir im Grunde und im Princip bereits die Luft des Socialismus.

Was aber noch mehr ist: der französische Imperator hat ein politisches Princip in die Welt gesetzt und zum gährenden Ferment in der Geschichte der Gegenwart gemacht, mit welchem auch ein zukünftiges Staatensystem in Europa und ein neu hergestellter Rechtszustand desselben schlechterdings unverträglich ist. Es ist kein Zweifel, daß das Nationalitäten-Princip in keiner Weise einen Anknüpfungspunkt bietet für die Wiederherstellung eines positiven Völker-

rechts; es bedingt seiner Natur nach ein ewiges Kriegen und Aendern, ein unaufhörliches Verrücken der Grenzsteine; eine Welt mit diesem Princip im Leibe, das im Völkerleben nichts Anderes als die personificirte Erbsünde ist, kann niemals zur Ruhe gelangen. Das Princip muß daher unbedingt hinausgeschafft werden aus der Welt, wenn wieder eine stabile Ordnung eintreten soll.

Es fragt sich nur, wie die Hinausschaffung geschehen wird? Man kann sich denken, daß sämmtliche großen Regierungen des Welttheils, in gottverlassenen Materialismus versunken, endlich nicht mehr die moralische Kraft haben werden eine neue positive Rechtsordnung zu schaffen, wenn die Auflösung Europa's sich vollendet haben wird, und daß sie bereits sittlich unfähig sind zum Schutze eines neuen Staatensystems eine ehrliche Verbindung unter einander einzugehen. Es müßte zu diesem Ende eine neue Ausgießung des Geistes der Gemeinsamkeit über die Machthaber kommen und den zerstreuenden Geist des materialistischen Individualismus der die Herrschaftsperiode der Bourgeoisie kennzeichnet, verdrängen. Geschieht dieß nicht, dann ist das Schicksal der Monarchie überhaupt in der alten Welt besiegelt. Aber auch die berechtigten Besonderheiten der Völker werden dann den Weg alles Fleisches gehen, wenn es nicht gelingt das Nationalitäts-Princip an sich und auch abgesehen von seiner dämonischen Incarnation im Napoleonismus von oben und autoritativ niederzuschlagen. Die Gesellschaft kann das antisociale Unwesen des steten Nationalitäten-Kampfs nun einmal nicht ertragen; die Gesellschaft wird sich also von unten helfen müssen, wenn ihr von oben nicht geholfen wird. Die Völkersolidarität in der social-demokratischen Universal-Republik wird das natürliche Ende der Entwicklung seyn, ob nun diese Entwicklung langsamer oder rascher verlaufen mag.

Vergleicht man die ungeheuerlichen Dinge die sich im Schooße der Völker für eine nahe Zukunft vorbereiten, mit

den kleinlichen Auskunftsmitteln des Mannes, der noch vor ein paar Jahren als der bewunderte Herr und Meister der europäischen Politik dastand: dann möchte einen fast gelindes Grausen anwandeln. Ist der Mann in seiner verrannten Doktrin so blind geworden, daß er nicht mehr sieht um was es sich handelt; oder er ist so schwach geworden, daß er absichtlich die Augen zudrückt um nicht zu sehen was er nicht sehen will? Jedenfalls liefert uns sein Benehmen den Beweis, daß wir uns mit starken Schritten der Entscheidung nähern. Italien ist der Scheideweg wo die Fürsten und Völker sich entschließen müssen, ob Europa wieder eine positive Rechts- und Staatenordnung autoritativ von oben erhalten soll, oder ob es den dunkeln Mächten aus der Tiefe überlassen bleiben wird die Arbeit in ihrer Weise zu besorgen. Und in dem Augenblicke wo der französische Imperator sich an den Scheideweg gestellt sieht, zappelt er wie der Frosch an der anatomischen Nadel, und er weiß keinen Rath als eine europäische Gemeinsamkeit anzurufen, von der er um so besser wissen muß daß sie nicht mehr existirt, als er sie ja in eigener Person zerstört hat.

Was solche europäischen Conferenzen unter den heutigen Umständen noch nützen können, davon hat man zwei schlagende Beispiele, jedes in seiner Weise sehr lehrreich. Ich meine die Londoner Conferenz in Sachen Schleswig-Holsteins und die heurige Conferenz wegen Luxemburg.

Als die Londoner Conferenz von 1852 über die Thronfolge-Ordnung in Dänemark berieth und Bestimmungen traf, da hatte der resultirende Vertrag ohne Frage noch das Ansehen einer völkerrechtlichen Akte. Auch die deutschen Parteien sahen es damals noch nicht anders an. Die großen Mächte hatten die Integrität der dänischen Monarchie für ein wichtiges Interesse der europäischen Ordnung erklärt, und Niemand zweifelte, daß sie einen einseitigen Versuch das Königreich Dänemark zu zerstückeln, nicht dulden würden. Inzwischen machte der Imperator im Jahre 1859 das neue

Nationalitäten-Princip in Italien geltend, und schon bei der zweiten schleswig-holsteinischen Conferenz in London verrieth sich die gänzliche Veränderung der Scenerie. Das europäische Recht hatte keinen Schützer mehr gegen die nationalen Ansprüche der Parteien; selbst Oesterreich wußte sich auf dem „höhern Standpunkt" des positiven Völkerrechts, von dem Graf Rechberg eben noch gesprochen, nicht zu erhalten; es machte zu London den berüchtigten „Purzelbaum"; alle andern Mächte zogen sich scheu oder gleichgiltig zurück. Preußen aber ergriff mit gewandter Hand die Partie des neuen Rechts, und es hatte damit den Hebel gewonnen, mit dem es den tausendjährigen Bestand Deutschlands aus den Angeln hob. So hatte es der Imperator freilich nicht gewollt; aber das von ihm eingeführte Nationalitäten-Princip hatte es so gewollt und ganz natürlich zuwege gebracht.

Vollends hat die heurige Conferenz wegen Luxemburg, durch den Mund Englands, die ganze Institution als eine europäische Lächerlichkeit dargestellt. Denn sie hat bewiesen, daß Europa zwar gemeinsame Beschlüsse zu fassen vermag, daß dabei aber von einem gemeinsamen Eintreten für die getroffenen Bestimmungen keine Rede ist. Also gerade die wesentliche Voraussetzung, ohne welche die Institution der Conferenzen und Congresse zur puren Komödie herabsinkt — gerade die fehlt. Und doch hatte sich die Luxemburger Conferenz noch versammelt auf Grund eines vorher vereinbarten Programmes. Preußen wollte Luxemburg nicht behalten um den Preis eines Kriegs, Frankreich wollte Luxemburg nicht erwerben um den Preis eines Kriegs; also ist nichts einfacher gewesen als das Ländchen zu neutralisiren. Aber kaum hatte die Conferenz im Namen Europa's diese Bestimmung getroffen, so erklärte England vor seinem Parlament: eine Garantie, welche die einzelnen contrahirenden Mächte zu einem Einschreiten gegen etwaige Attentate Frankreichs oder Preußens auf die Luxemburgische Neutralität zwingen würde, sei darunter nicht verstanden, sondern nur

eine Collektiv-Garantie aller betheiligten Mächte. Die Mächte haben also beschlossen die Neutralität Luxemburgs gerade so lange zu garantiren, als es nicht einem der großmächtigen Nachbarn beliebt das Ländchen einzuverleiben. Das ist die neue Theorie vom europäischen Recht und Rechtsschutz!

Nun ist aber, wie gesagt, die Luxemburger Conferenz zusammengekommen auf Grund eines vorher vereinbarten Programms. In der Kirchenstaats-Frage gehört eine solche vorherige Vereinbarung zu den Unmöglichkeiten. Auch so kann es nicht gemeint seyn, daß bei der Conferenz selber eine bindende Stimmenmehrheit beliebig über das Schicksal des Kirchenstaats entscheiden sollte. Es ist unmöglich, daß Frankreich den Kernpunkt seiner Politik fremden Mächten zur Verfügung unterwerfe und sich seiner tausendmal beschworenen Pflichten gegen den heiligen Stuhl in solcher Weise entledige. Frankreich kann die römisch-italienische Conferenz nur so verstehen, daß dieselbe sich sein eigenes Programm aneigne. In der Senats-Sitzung vom 30. November hat der französische Minister den eigentlichen Gedanken deutlich genug ausgesprochen und dieser Gedanken ist sehr bezeichnend als Armuthszeugniß der Politik des Imperators. Uns, hat Hr. von Moustier gesagt, glaubt man nichts in Florenz; uns hält man für eigennützig und schlägt darum unsere Ermahnungen in den Wind. „Gerade weil wir Italien große Dienste geleistet haben, scheint jeder Druck unsererseits diesem Land ein Angriff auf seine Würde. Es ist dieß ein menschliches Gefühl mit welchem nicht zu rechten ist; es ist dieß aber auch der Grund, warum unsere besten Rathschläge nicht das Gewicht der Rathschläge anderer, ferner stehender Mächte haben."

Also die Mächte der Conferenz sollten sich mit Frankreich vereinigen um der italienischen Revolution zuzusprechen, daß sie vernünftiges Kind sei und nicht ferner Rom als Hauptstadt begehre; daß sie in Rücksicht auf die Nothwendigkeiten der katholischen Kirche und Frankreichs diese einzige

Ausnahme gegen das Nationalitäts-Princip erlaube — nicht etwa als einen Ueberrest des alten positiven Rechts, sondern bloß als ein Zugeständniß an die Zweckmäßigkeits-Politik.

So tief ist der Imperator von seiner Höhe herabgesunken, daß er sich nicht mehr schämt mit so kindlichen Auffassungen vor Frankreich und Europa aufzutreten. Wie kann er hoffen, daß die von ihm eingeladenen Mächte in der Kirchenstaats-Sache für seinen Standpunkt Partei nähmen gegen die Ansprüche der von ihm selbst geschaffenen „italienischen Nation"? Und was hat denn er selbst — abgesehen von den Ausflüchten momentaner Verlegenheit — für einen Standpunkt in der Sache? Haben nicht die Federn seiner Inspirirten mehr als ein Duzend Lösungen schon vertreten, alle in der Richtung die weltliche Herrschaft des Papstes an die italienische Revolution auszuliefern und die materielle Basis der geistlichen Unabhängigkeit des heiligen Stuhls herabzusteigern, zuletzt bis auf „den Vatikan und seine Gärten"? Hat ja schon vor sieben Jahren der kaiserliche Leibbroschüren-Schreiber selber dieses Minimum in Vorschlag gebracht. Wie nun, wenn auf der Conferenz England, die natürliche Schutzmacht Garibaldi's, sich ähnliche Lösungen aneignete? Wenn Rußland, aus Rache für Polen, aus schismatischem Haß und in richtiger Consequenz seiner panslavischen Nationalitäten-Politik, sich gleichfalls auf die Seite der italienischen Revolution stellte? Wenn Preußen diesen seinen natürlichen Verbündeten vor Allem im Auge behielte, und die Unabhängigkeit des geistlichen Oberhaupts seiner katholischen Unterthanen durch eine Civilliste des heiligen Stuhls und die Exterritorialität der päpstlichen Paläste genugsam gesichert erachten würde?

Aber gesetzt auch, die Mächte würden sich wirklich das Princip des September-Vertrags aneignen und in diesem Sinne die Wünsche Frankreichs durch ihr Votum verstärken, so wäre doch damit eine Garantie des Vertrags und widrigenfalls eine Drohung mit Exekution noch nicht verbun-

den. Der Imperator müßte seine Truppen aus dem Kirchenstaat zurückziehen, und am nächsten Tage ginge das perfide Spiel, wie Ratazzi es jüngst getrieben, von vorne an. Der Imperator stünde abermals vor der Alternative entweder gegen die italienische Regierung zu interveniren oder den weltlichen Besitz des Papstthums völlig preiszugeben. Wie glaubt der Mann in den Tuilerien sich gegen die Entwürdigung eines solchen Gangs der Dinge sichern zu können?

Frankreich selber hat sich durch das Organ seiner Kammer diese Frage gestellt, und zwar mit einer Heftigkeit welche zuletzt auch die kaiserlichen Minister mit fortriß. Darum nahmen die jüngsten Debatten in der französischen Legislative eine so merkwürdige Wendung, daß die liberalen Blätter von Paris bis Wien erklärten: Hr. Thiers habe die ganze Kammer in eine „reaktionäre" Strömung hineingerissen, die Versammlung habe sich in ein „römisch-katholisches Meeting" verwandelt, der liberale Minister der Julimonarchie habe gesprochen wie in einem Convent von Jesuiten, und er sei beklatscht worden wie von einem Convent von Jesuiten. Nach diesen Debatten sei der Papst nun Sieger und die römische Frage gelöst ohne Conferenz!

Ganz richtig, das französische Nationalgefühl ist endlich Herr geworden über die liberalen Faseleien; und dieß ist das große Ereigniß.

Nicht der Imperator sondern Frankreich hat gesprochen. Es hat durch den Mund Thiers' verkündet: daß Viktor Emmanuel auf dem Capitol nichts Anderes bedeute als die Absetzung Frankreichs durch Preußen, und daß der Sieg Garibaldi's nichts Anderes wäre als der erste Triumph des Revolutions-Scandals von Genf. Selbst die Minister, in steigender Gereiztheit über die frechen Geschäftsmacher in Florenz, schlugen diesen Ton an*) und deuteten dazu noch auf „eng-

*) Der Hr. Rouher machte die bedeutungsvolle Bemerkung: „Es gab drei Schlagwörter in dieser Frage: Rom, Florenz, Paris."

lische Subsidien". Unter solchen Eindrücken hat der Liberalismus freilich zu fürchten, daß die „große Ordnungspartei von 1849" in Frankreich so gut als wieder hergestellt sei; um Frankreichs willen fordert man ein positives Völkerrecht zurück von seinem Mittelpunkte aus — von Rom. Aber der Imperator ist nicht mehr Frankreich, wenn er es je gewesen; wie gedenkt er, der Zweideutige von Natur aus, das Urbild der Doppelzüngigkeit — den Forderungen des französischen Nationalgefühls gerecht zu werden, ohne alle seine Antecedentien zu verleugnen? So heißt das Problem!

Es ist für alle Unbefangenen eine ausgemachte Sache, daß es nur zwei wirkliche Lösungen des gefährlichen Problems gibt: entweder muß die sogenannte italienische Einheit wieder zerstört werden oder die weltliche Herrschaft des Papstes muß völlig untergehen. „Italien wird niemals in den Besitz Roms gelangen": sagte der Staatsminister Rouher soeben in Paris; „Rom ist für Italien so nothwendig wie Paris für Frankreich": sagte gleichzeitig der Minister Menabrea in Florenz. Zwischen solchen Gegensätzen gibt es keine Versöhnung.

Entweder muß der letzte Rest von dem alten positiven Recht am Mittelpunkte der ehemals christlichen Welt auch noch weggewischt werden, oder das Nationalitäten-Princip muß aus der Welt wieder hinausgeschafft werden. Man hat mehrfach gemeint, der Imperator habe sich für die letztere Alternative, für die Wiederauflösung der italienischen Einheit entschieden in Folge der traurigen Erfahrungen die er mit seinem September-Vertrag in Florenz gemacht, und in Rücksicht auf die augenscheinliche Gefahr, womit ihn das Verhältniß Italiens zu Preußen bedroht. In der That konnte man daran um so eher glauben, als es bekannt ist daß er von Anfang an nicht die Einheit sondern die Dreitheilung Italiens wollte. Aber nein! Gerade im Gegentheile hatte er in seiner Thronrede und sein Minister auf der Tribüne kurz vorher zum erstenmale ohne allen Vorbehalt die

italienische Einheit ausgesprochen. „Es wäre nicht gut“, sagte Herr von Moustier, „wenn der heilige Stuhl auf die Auflösung der italienischen Einheit rechnete.“

Aber auf welchen Gott rechnete denn der Imperator, um mit dessen Hülfe befreit zu werden aus der italienischen Sackgasse? Nun, buchstäblich auf einen Deus ex machina. Nachdem er Alles gethan und weder Blut noch Geld gespart hat, um die revolutionären Parteien Italiens auf den Thron zu heben, appellirte er jetzt an die „Mehrzahl der Italiener welche die Ordnung liebe“. Das Land habe allerdings, sagte der Minister vor der Kammer, revolutionäre Phasen durchgemacht und über die Mittel derselben dürfe man nicht allzu strenge zu Gericht sitzen. „Aber Italien muß und wird diese revolutionäre Periode verlassen; es ist nicht in den Händen der wahren Mehrheit, und eben diese Mehrheit muß aufgesucht werden. Wir glauben viel von dem gesunden Sinn und der Ehrenhaftigkeit der Italiener erwarten und hoffen zu dürfen, daß Männer welche Bürgschaften bieten, an die Spitze der Geschäfte treten werden. Darum wäre es nicht gut, wenn der heilige Stuhl auf die Auflösung der italienischen Einheit rechnete; vielmehr muß er die Möglichkeit in's Auge fassen, nicht mit dem Italien Mazzini's, Garibaldi's oder selbst Rattazzi's, sondern mit einem neuen Italien, wie wir es hoffen, in friedlicher Gemeinschaft zu leben.“

In der That, man hat in den Tuilerien in der Noth gelernt große Worte auszusprechen. Wie sollen denn nun auf einmal die Elemente der Ordnung in Italien emporkommen? Vielleicht durch einen Staatsstreich? Aber wer soll ihn machen und durchführen? Und wie könnte der „gesunde Sinn und die Ehrenhaftigkeit“ Italiens in dem Momente das Ruder ergreifen, wo der Staatsbankerott nur noch durch den Raub der Kirchengüter auf kurze Zeit hinausgefristet wird? Auch die Gewalt von oben könnte hier selbst beim besten Willen nichts mehr helfen; denn von diesem Italien ist das Wort wahr, das der Bischof von Mainz jüngst in

seinem herrlichen Hirtenbriefe*) dem Bischof von Orleans nachgesprochen hat: „Gibt es denn in diesem Italien noch einen ehrlichen Menschen, dem man trauen kann?" Rettung von unten aber könnte jedenfalls erst dann erscheinen, wenn die Revolution ihre Arbeit ganz zu Ende gethan hat. Vermag aber der Imperator solange zu warten, und würde das letzte Schaumspritzen der Revolution, würde der italienische Bankerott mit seiner Milliarde Verlust für die französischen Besitzer — nicht ihn selbst von dem wankenden Throne wegschwemmen? Das ist die Frage!

Der Staatsminister Rouher hat die tiefe Angst der Tuilerien verrathen, indem er die Nothwendigkeit der französischen Intervention im Kirchenstaate unter Anderm damit begründete, daß „Frankreich der Revolution Einhalt gethan habe, die sich sonst von Florenz nach Paris verpflanzt haben würde." So ist es allerdings, und die Kammer hat diesem Geständniß rauschenden Beifall gezollt. Der Imperator kann den heiligen Stuhl schlechterdings nicht preisgeben ohne alle erhaltenden Elemente von sich abzustoßen und unheilbar gegen sich zu empören; er müßte sich auf Discretion der revolutionären Partei im eigenen Lande in die Arme werfen. Soviel Verstand ist ihm aber wohl noch geblieben, daß er die Folgen einer solchen Wendung kennt und fürchtet.

Wäre es aber je möglich, daß die ordnungsliebenden Elemente in Italien, also die conservativen Parteien, in Bälde emporkämen, so wäre vielleicht nicht die Zukunft, aber jedenfalls die Vergangenheit des Imperators verloren. Denn dieselben gelten ohne Ausnahme als „Verschwörer gegen die italienische Einheit", und sind auch als solche bis jetzt grausam genug verfolgt und mißhandelt worden. Nicht bloß die Bourbonisten in Neapel und Sicilien schwärmen für die Losreißung des Südens der Halbinsel und für die Restau-

*) Ueber die gegenwärtige Lage des hl. Vaters. Mainz Kirchheim. 1867. S. 7.

ration ihres unabhängigen Königreichs; auch die Altpiemontesen sind wo möglich noch ärgere Partikularisten, und selbst im ehemals österreichischen Oberitalien wendet sich die Stimmung immer heftiger gegen die Centralregierung in Florenz. Es gibt in Italien keine „ordnungsliebenden" Parteien im Gegensatze zur unitarischen Revolution als diese partikularistischen, und wenn sie einmal zur Herrschaft kommen, dann werden sie keineswegs nach den Vorschriften des Imperators arbeiten, der in der äußersten Noth ihre Hülfe angerufen hat, sondern sie werden das Werk des Nationalitäten-Princips in Italien, dem er eben noch zum erstenmale seinen rückhaltlosen Segen ertheilt hat, wieder zerschlagen.

Es gehört keine Prophetengabe dazu um zu sehen, daß Napoleon III. auf seinem bisherigen Wege ein verlorener Mann ist, mit oder ohne Conferenz. Er hat sich in Italien Schwierigkeiten geschaffen, die er mit seiner Politik in keinem Falle zu bewältigen vermag, und Europa wird ihm zuverlässig nicht aus der Verlegenheit heraushelfen. Damit ist aber seine Mission vollendet; er hat Frankreich in zwei große Kriege gestürzt und mit zwei Millionen neuer Schulden beladen, um zu beweisen daß er geschickt zerstören und Alles durcheinander wirren, aber nichts fest begründen und aufbauen konnte. Mit der Rückkehr zu einem positiven Völkerrecht verträgt sich kein Napoleon.

Um sich wenigstens in etwas von ihrer Bestürzung hierüber zu erholen und zu beruhigen, daß nun doch der schon oft todtgesagte und todtgeglaubte Geist des wahren französischen Volkes mächtig aufgestanden ist und die Oberhand erhalten hat — zu diesem Zwecke gebrauchen die liberalen Organe ein eigenthümliches Mittel. Die so plötzliche und hinreißende Erscheinung eines ihnen so fremden Geistes versuchen sie wenigstens in ihrem Sinne zu erklären. Sie sagen daher: die große Krisis in der französischen Legislative sei ein Sieg des „parlamentarischen Systems" gewesen. Wahr und nicht wahr, je nachdem man es nimmt.

Es war die machtvolle Erhebung desjenigen französischen Nationalgefühls das schlechterdings nicht mit sich „parlamentiren" läßt, das seine uralte, unerschütterlich feste Tradition hat und in dieser Richtung unbedingt kein Parlamentiren mehr zuläßt, weder mit dem Imperator noch mit dem Liberalismus. Es hat sich auch gleich in den nachfolgenden Debatten gezeigt, daß dieser aus der Tiefe der französischen Volksseele aufgestiegene Geist zwar sein Eines Auge starr auf Italien und Rom geheftet hält, das andere Auge aber nicht minder fest auf Preußen und Deutschland, in richtiger Erkenntniß des innigen Zusammenhangs und der engsten Wechselwirkung. In beiden Beziehungen hat der Imperator seine Sache spottschlecht gemacht, und Frankreich stellt ihn unter Curatel.

Will man dieß als Sieg des Parlamentarismus über das Princip der persönlichen Herrschaft bezeichnen, dann nur um so schlimmer für den Mann. Denn nie wäre das parlamentarische Princip mehr berechtigt gewesen. Nun hat aber wie bekannt Napoleon III. seinen Thron ja eben, im Gegensatz zum constitutionellen Gedanken, auf die Basis der persönlichen Verantwortlichkeit gegründet. Er als Erwählter und Mandatar des ganzen Volks wollte auch unmittelbar und persönlich dem ganzen Volke verantwortlich seyn. Jetzt zieht das Volk ihn wirklich unmittelbar und persönlich zur Verantwortung, ein Erfolg ist für ihn, den unter Curatel Gestellten nicht mehr möglich — wie lange wird es dauern bis der strenge Richter ihm das Mandat ganz abnimmt? Das ist die Bedeutung der neuesten Wendung in Frankreich!

Freilich wird aber mit ihm und seinen gesellschaftsrettenden Experimenten noch keineswegs die Quelle des täglich höher steigenden politischen Unheils, das falsche Nationalitäten-Princip, aus der Welt geschafft seyn. Dasselbe hat inzwischen weit über den napoleonischen Kreis hinaus um sich gefressen, und wenn es seinen französischen Protektor selber verschlingt, so dürfte das Princip nur um so mäch-

tiger ausgreifen, wofern Europa sich nicht ermannt und der allgemeinen Auflösung alles Rechts Einhalt thut. Von dem Ja oder Nein auf diese Frage hängt die Existenz der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles ab. Die letztere besteht noch fort als Symbol der Möglichkeit, daß der Welttheil zu positiven Rechtszuständen zurückkehre und die Autorität in Europa wieder hergestellt werde. Die große Probe aber werden die Leiter der Völker abzulegen haben in der immer näher rückenden Orientfrage.

Es ist gewiß, daß keine Theilfrage der alten Welt, und wäre es selbst die Frage von dem Besitzrecht des Papstes, mehr im Stande ist einen neuen Congreß mit entscheidender Wirksamkeit zu vereinigen. Erst wenn der von Rußland unterhöhlte Boden des Türkenreiches einbricht, erst dann wird der Congreß-Gedanke ernstlich auf die Tagesordnung kommen. Werden dann die monarchischen Mächte noch die moralische Kraft haben ein neues Völkerrecht zu schaffen und unter gemeinsamer Garantie den Widerstrebenden aufzudringen? Wenn nicht, so scheint mir die Wahl nicht auf „republikanisch oder kossakisch" zu stehen, sondern auf „republikanisch und kossakisch."

